

University of Alberta Library



0 1620 2259 8047

KARL FEDERN
ABENTEUER
UND MAGIE



EX LIBRIS
UNIVERSITATIS
ALBERTENSIS

Abenteuer und Magie

55 Novellen

von

Karl Federn

Vollständige Originalausgabe

Gebrüder Paetel / Berlin

Copyright 1926 by Gebrüder Paetel, Berlin

Meiner Frau Helene

zugeeignet

Eine Kette reich' ich dir mit hundert
Perlen bunten Glases. Spiegelnd, siehst du
Sie, ein hundertfaches Schicksal, aufgelesen.
Aber warst du's nicht, die in der Stille,
Da die Kette ward, mit schlanken Fingern
Lebensfäden zog? Wem dank ich sie?
Masken ziehen nun und ihre Opfer,
Spiel und Flammen, Blut und Tod und Leben,
Künstlich in der kleinsten Glasgebilde
Spiegel eingerundet, dir vorüber!

Vorbemerkung

In dieser neuen dreibändigen Ausgabe der „Hundert Novellen“ erschien es dem Verfasser aus Gründen vorteilhaft, die alte Einteilung aufzugeben und die Reihenfolge zu ändern. Der vorliegende erste Band enthält zehn neue Novellen und zwanzig aus den ersten Bänden der früheren Ausgabe. Die andern dreizehn Novellen, die in jenen Bänden noch enthalten waren, werden im zweiten Bande dieser Ausgabe mit neuen Novellen vereint erscheinen.

Inhalt

Erste bis dreißigste Novelle

	Seite
Novelle 1. Der Pfau von Irville	1
" 2. Der Flibustier	19
" 3. Der Fall Laman;	33
" 4. Herr und Diener	45
" 5. Jean Bouche, der Lakai	65
" 6. Der Offizier	78
" 7. Das Modell	97
" 8. Das Gericht von Gartach	104
" 9. Der Besuch	121
" 10. Casa Cattolico	132
" 11. Die Nebenfigur	144
" 12. Herr Kohlstrey	160
" 13. Pantalon und sein Feind	174
" 14. Auf den Klippen	187
" 15. Saint-Roust und die Damen von Guines	202
" 16. Der Seher	224
" 17. Mal Désir	239
" 18. Liebesleiden	247
" 19. Der Lämmergeier	256
" 20. Der glückliche Gatte	263
" 21. Das Gesicht des Herrn von Brion	274
" 22. Schloß Grand-Carré	280
" 23. Jessie	292
" 24. Schlimme Festnacht	303
" 25. Bürger Tassendieu	314
" 26. Die Fahrten des Sanitätsrats Kluge	323
" 27. Die Sünderin	346
" 28. Sommernächte	357
" 29. Die beiden Edelleute	372
" 30. Sabach-Bülü	384

Der Pfau von Irville

Als Antoine von Chamillac — von den Cloré-Chamillac, die sich seit langem für die erste Familie von Air hielten, — die Tochter des Marquis von Irville als Gattin heimgeführt hatte, wuchs sein Stolz über die Maßen. Er war sonst ein tapferer und rechtschaffener Mann, wohlgebildet und, bis auf seinen Hochmut, von feinen Sitten, und er vergötterte den Boden, den die Füße seiner schönen jungen Frau betraten. Ihr zu Ehren hatte er den Landsitz, auf dem sie den größten Theil des Jahres wohnten, gleichfalls Irville genannt und mit Terrassen und Gärten verschönt. Zwischen meist im Grün versteckten Mauern zog sich der Park mit den wundervollen Blumen und Büschen des Südens hin; der Duft der Rosen und des Jasmins, und wieder der Zitronen- und Orangenblüten erfüllte die warme Luft, und wenn Marguerite von Irville, ihr in weiße Seide gekleidetes Söhnchen an der Hand, die Sommerwege entlang ging, so hatten alle, die es sahen, ihr Wohlgefallen daran. Antoine von Chamillac war freigebig und gastfrei und seinen Leuten kein ungütiger Herr, und es fehlte ihm nicht an Freunden. So lebte er im dreifachen Genuß der Liebe, des Reichthums und höchsten Selbstgefühls.

An einem heißen Sommernachmittag schritt er, vom Präsidial kommend, seinem Parktor zu. Er war allein, denn er hatte seinen Diener in einem Auftrag vorausgeschickt; die Straße, die sich zwischen langen, von Efeu und Lorbeer überwachsenen Mauern hinzog, war menschenleer. Am Tage zuvor war er in Baldagne gewesen, wo er seine Weinberge hatte. Er war in den weiten kühlen Kellern gewesen, in denen die mächtigen Fässer lagen, er hatte auf einer Steinbank unter den Rosenbüschen sitzend aus einer Zinnkanne den schweren süßen selbstgekelterten Wein getrunken und mit frohen Augen die rebschweren Holzgestänge gesehen und die eine neue üppige Ernte verheißenden Gewinde, die sich an Steingängen, Pfeilern und

Mauern hinzogen. Er dachte auch mit Vergnügen daran zurück, daß die kleineren Edelleute des Tals ihm entgegengeritten waren und ihn eingeholt hatten, und fast hätten zwei davon sich um die Ehre geschlagen, ihn an ihrem Tische bewirten zu dürfen. Wenn der Erzbischof oder der Statthalter der Provinz gekommen wäre, sie hätten es nicht anders halten können. An all dies dachte er mit hoher Befriedigung, dann kam ihm der Erlaß zu Sinn, den er soeben beim Präsidial diktiert hatte, und laut vor sich hinsprechend wiederholte er: „Wir, Antoine Cloré, Herr von Chamillac, Baron von Baldogne und von Châteaurenard, Herr von Irville, Rat am Parlament . . .“; er wollte mit seinen Titeln und Würden fortfahren, als ein tiefes stoßweises Lachen, ein höhnisches „Hü, hü, hü!“ störend und ärgerlich in seinen Traum tönte. Unwillkürlich sah er empor, aber sein Blick traf nur das dichte Grün und die Mauer des Nachbargrundstücks. Er hatte den Degen schon halb gezogen; vor ihm war die schweigende Mauer, der alte Diodati, der Narr, der sich seinesgleichen dünkte, obwohl er von Luccheseer Kaufleuten stammte, war es, der Stimme nach zu urteilen, nicht gewesen, ebensowenig der junge Edmond, auch keine der Frauen und Mädchen; wenn es ein geringerer gewesen war, konnte er ihn nur von seinen Leuten prügeln lassen, das heißt, wenn er ihn entdeckte; aber es schien kaum denkbar, daß ein Geringerer ihn so zu verhöhnen wagte.

In seine fröhliche Laune war ein Tropfen Bitterkeit gefallen; unmutig ging er weiter, schritt durch das Tor seines Parks, und stieg, vom Verdruß getrieben, zu einer erhöhten Terrasse empor, von der er einen Teil des andern Grundstücks übersehen konnte: die vergitterten Fenster an der Rückseite des mächtigen steinernen Hauses und die niederen Wirtschaftsgebäude, die sich zu beiden Seiten herüberzogen. Dazwischen lag ein großer viereckiger, rings mit Bäumen beplanzter Hof, auf dem der Diodati ungezähltes Geflügel hielt. Da gab es Gänse und Enten, buntfarbige Hühner von jeder Größe und Art, schlankhalsige graue Perlhennen, blaue Truthühner und fette Kapaunen, die vor jedem Hahn, der sie vom Futter drängte, feige die Flucht ergriffen; ein Kranich schritt flügelschlagend und gebieterisch zwischen den anderen Tieren und biß die Hähne, die nicht nach seinem Willen taten; ein alter Uhu saß grämlich in einem

dunkeln Käfig, und an jeder Ecke war an einem Brett ein ausgehälgter Habicht angenagelt, den Räubern zur Warnung. In einem besonders abgitterten Teil saß ein kostbarer rotgoldener chinesischer Fasan und andere Wundervögel. All dies sah Herr von Chamillac mit Verdruß, denn das unaufhörliche Geschrei, Gackern, Kollern und Gefreisch, das stets herüber-tönte, machte diesen Teil des Parks und die Terrasse fast unbenutzbar.

Aus seinem Garten scholl jetzt das fröhliche Händeklatschen und Jauchzen seines Söhnchens herauf, da auf dem Mauerrand ein blauer gekrönter Pfauhahn erschien und sein wundervolles Rad in der Sonne entfaltete.

Eine Weile ging der Pfau, die Brust wiegend, der Mauer entlang, den langen, wieder geschlossenen Schweif hinter sich herschleppend, dann senkte er sich mit einem Flügelschlag in den Park hinab, lief über den Weg und scharrte mit Schnabel und Füßen in den Beeten, nach Würmern suchend, wobei er Lilien, Verbenen und Rosen zertrat, Blumentöpfe umwarf und in die Pracht der Beete häßliche Lücken riß.

Zornig stieg Chamillac von der Terrasse nach dem Garten hinab: es war nicht das erstemal, der Gärtner hatte schon mehrmals Klage geführt; jetzt stand der alte Mann unten im Garten und warf einen Stein nach dem Tier. Ärgerlich und geschreckt entfloh der Pfau über den Weg und auf die Mauer, wo ein zweiter Stein dicht neben ihm aufschlug, und zornig schreiend verschwand er hinter der Steinwand.

Chamillac besah den Schaden: der Gärtner machte ihn auf frühere Zerstörungen aufmerksam; eifrig die Sache besprechend, gingen sie auf das Parktor zu; ein Karren mit Vorräten wurde eben davor abgeladen und ein ungeschickter Küchenjunge hatte einen Korb mit Fischen umgestoßen; ein großer breiter Brachs lag zappelnd auf dem Boden und sein glatter weißleuchtender Bauch bedeckte sich mit rötlichem Staube; der Haushofmeister, der daneben stand, zog mit seinem Stabe dem Jungen eins über, der laut aufschrie, und Chamillac nickte befriedigt. Da sah er seine Gattin kommen; er wollte ihr seine Verdrießlichkeiten erzählen, und fand, daß sie nur unaufmerksam zuhörte.

Er folgte ihren Blicken: wo vorher der Karren gehalten hatte, nur ein wenig entfernter, stand draußen vor dem Parktor,

wartend und jetzt ehrerbietig grüßend, der junge Edmond Diobati, wie unschlüssig, ob er eintreten sollte oder nicht.

Mit starken Schritten ging Chamillac ans Thor, trat auf die Straße, und den Hut flüchtig hebend, sagte er so laut, daß man es auch im Garten hören konnte: — er kannte den andern, seitdem er ein kleiner Knabe gewesen, — „Edmond, sage deinem Bruder, daß, wenn sein Pfau mir noch einmal in den Garten fliegt und meine Blumen beschädigt, ich ihm den Hals umdrehen lasse! . . . dem Pfau!“ setzte er noch hinzu; Zorn und Stimme waren im Sprechen heftiger geworden.

Das hübsche Gesicht des jungen Mannes wurde ein wenig blasser, während das Chamillacs sich gerötet hatte; aber ein warnender und bittender Blick der Dame, die aus dem Park nach ihm sah, ließ ihn sich bezwingen; so verbeugte er sich und sagte nur: „Gut, mein Herr, ich werde es bestellen“, zog nochmals vor Frau von Chamillac tief den Hut und entfernte sich.

Als Chamillac zurückkam, glaubte er im Gesicht seiner Frau einen leisen Vorwurf zu lesen, und das ärgerte ihn wieder. Sie sahen einander an, dann wendeten sich beide dem Hause zu, erst schweigend und dann von gleichgültigen Dingen redend, und gingen auseinander. Als sie sich beim Abendessen wiedersahen, lag es noch wie ein verstimmender Druck über ihnen; Chamillac versuchte zu scherzen, aber seine Worte klangen wie ins Leere und erheiterten niemand. Seine Frau war von eigenen Gedanken bedrückt: seit Tagen wollte sie eine Bitte an ihren Mann richten, eine große heimliche frauenhafte Bitte, und hatte es nicht gewagt, weil sie des Erfolgs so ungewiß war. Dann war er einen ganzen Tag fortgeblieben und erst tief in der Nacht zurückgekehrt, war des Morgens wieder seinen Geschäften nachgegangen, und als sie sich endlich entschlossen glaubte, war er in so unglücklicher Laune wiedergekommen. Auch sie war stolz auf ihren Rang und ihren Namen, aber seine Ansprüche und Empfindlichkeiten schienen ihr in letzter Zeit übertrieben, und aus ihren Gedanken heraus fragte sie: „Waren Sie nicht ein wenig zu schroff gegen Edmond, mein Freund?“

Damit brachte sie seinen Zorn ins Lodern. „Zu schroff?“ rief er, „zu nachsichtig!! Wenn Sie wüßten! . . .“ Wieder wollte er ihr erzählen, aber sowie er begann, fühlte er, daß die Beleidigungen, die seinem Sinn mit jeder Stunde

größer und unerträglicher erschienen, sowie er sie in Worte fassen wollte, zusammensanken und zu belanglosen Kleinigkeiten zu zerflattern drohten, so daß er sich ins Unrecht gesetzt hätte, wo er im Recht war. Daher schwieg er, und seine Frau schwieg auch, weil sie fühlte, daß sie nichts sagen durfte. Und sogleich wuchs das Vorgefallene in seinem Gemüt wieder zu seiner früheren Gewalt empor.

So gingen beide zu Bett, ohne von dem, was ihnen auf der Seele lag, gesprochen zu haben.

In dieser Nacht wehte ein heißer Südwind, der übers Meer aus der Wüste gekommen war. Bald schlug er mit plötzlichen Stößen an die Scheiben, und die Zweige der Bäume bogen sich unter ihm, bald war eine tiefe Stille, dann kam es wieder wie ein breiter erstickender Strom. Die Menschen schliefen schlecht in dieser Nacht, mit unruhigen Träumen, oder lagen wach, mit schmerzenden Köpfen. Durch alle Ritzen und Fugen drang der feine rötliche Sand, er bedeckte Blätter und Blumen, die Steinböden und Holzparkette der Zimmer und die glatten Flächen der Möbel; er lagerte sich auf den Gesichtern der Schlafenden und trocknete ihre Kehlen aus. In den Wohnungen war es zum Ersticken, obwohl alle Fenster geöffnet waren und nur Vorhänge und Gewebe vor dem Eindringen der Insekten schützten. Aus der Nacht scholl es wie ein Stöhnen und Wogen und Seufzen; in allen Fensterecken bewegte es sich von Stoffen und Stangen; es war ein Klopfen und leises Rauschen, das kein Ende nahm.

Mitten in der Nacht stand Marguerite von ihrem Lager auf und ging im weißen Schlafgewande durch die Zimmer. Sie riß den Vorhang von einem Fenster, aber nur der heiße Luftstrom wogte ihr entgegen; die Sterne zitterten wie durch einen Schleier, und der Kamm der fernen Berge war von einem unheimlichen Licht umrandet. Unten im Garten brauste Sand und Laub und geagte Blüten.

Sie schritt in die Schlafgemächer zurück; das Kind lag unruhig in den Kissen; jetzt weinte er: „Der Pfauhahn!“ rief er, „Mutter, der Pfauhahn!“

Sie strich ihm die Locken aus der Stirn; der Knabe richtete sich auf: „Mutter, ich hab schlecht geträumt!“ klagte er.

„Was hat dir geträumt, mein Liebling?“

„Das weiß ich nicht!“

Sie blieb an seinem Bett, bis er wieder schlief, dann ging sie ins eigene Schlafzimmer zurück. Auch Antoine lag unruhig und keuchte; auf seinem Gesicht war Pein und Zorn. Sie beugte sich über ihn und sah ihn lange an. Er öffnete die Augen. Wie der Anfang eines Lächelns flog es über sein Gesicht, aber es verschwand sofort wieder und er setzte sich im Bette auf und atmete tief: „Wasser!“ flüsterte er.

„Willst du Wasser, mein Freund?“ Aber das Wasser war warm und linderte den Durst nicht. Er lehrte sich nach der andern Seite. Mutlos warf sie sich in ihr Bett.

Am Morgen waren alle im Hause matt und verstimmt. Den ganzen Tag ging der böse lastende Wind weiter; am Himmel war ein gelblicher Schein; die Straße war fast leer; nur wer nicht anders konnte, eilte oder fuhr ihr entlang.

Sofort nach dem Frühstück schloß Antoine sich mit seinem Sekretär ein; an dem mit Akten überdeckten Tisch arbeiteten sie vor den schweren metallenen Tintenzeugen; harsch strichen die Kielfedern über das Papier; aber immer wieder wischten sie sich den Schweiß von der Stirn; die Arbeit wollte nicht von der Stelle; wenn sie ein Gesetzbuch suchten, fanden sie es nicht, oder der Artikel sagte nicht, was sie brauchten.

Jemand klopfte an die Scheiben. Sie sahen das schmale Gesicht und den grauen Schnurrbart des alten Gärtners; sie sahen seine Lippen sich bewegen, während er mit dem Kopf immer wieder eine Richtung wies.

Antoine sprang sofort auf; er nahm eine der silberbeschlagenen, mit feinen Linien im Metall gezierten Pistolen von der Wand und trat über den Gang ins Freie.

Der unerträgliche Wind strich stäubend über Beete und Wege. Antoine und der Gärtner gingen mit raschen Schritten. Der Pfau scharrte wieder bei den Feuerlilien. Antoine zielte und schoss. Drüben stoben ein paar Federn und das schöne Tier sank in sich zusammen, wie eine runde blaue Masse lag es unter den Blumen, die auf der andern Seite unter dem gelbgrünen Schweiß verschwanden. Als sie hinkamen, war er verendet, Kopf und Hals waren umgebogen wie ein Stück einer Schlange, das runde Auge war graulich erloschen. Ein paar rote Tropfen sickerten aus dem schillernden Gefieder auf die Erde.

Wind und Staub tosten über die Beete, und die Töpfe fielen weiter, als ob viele unsichtbare boshafte Vögel die Zerstörung fortsetzten.

Antoine hieß den Gärtner zwei Bediente rufen; er selbst blieb stehen und sah auf das Tier nieder, dann warf er einen Blick nach dem andern Hof und wieder nach seinem eigenen Hause, das wie schlafend im Dunst dalag.

Als die Leute kamen, hieß er den einen den toten Pfau ins Nachbarhaus hinübertragen; der andere sollte zur Sicherheit mitgehen. Der Gärtner und er wunderten sich noch, daß das Tier an diesem Tage herübergekommen war, an dem alle Vögel sich ruhig hielten und geduckt in den Zweigen oder auf ihren Stangen saßen. „Sie müssen ihn aus Bosheit herübergejagt haben,“ schloß der Gärtner, „nun haben sie's.“

Nach einer Weile, die Herrn von Chamillac sehr lange schien, kamen die Bedienten zurück; sie hatten einige Zeit am Tor pochen und rufen müssen, bis ein Mann gekommen war, dem sie den toten Pfau übergaben; sie hatten gesehen, wie er in die große Küche getragen wurde, die im Erdgeschoß lag, und hatten noch die erregten Stimmen des Gesindes und der Frauen gehört; dann sei das Tor wieder geschlossen worden. Der Herr Baron Diodati, nach dem sie gefragt, wie ihnen aufgetragen worden, sei nicht zu Hause gewesen, sondern nach der Stadt gefahren.

Chamillac kehrte in sein Arbeitszimmer zurück. Aber er vermochte nicht bei den Akten zu bleiben, sondern ging aufgereggt in der Stube hin und her. Der Sekretär hielt es für klüger, nichts zu sagen, und wartete schweigend auf eine Anordnung; als er zuletzt in unwillkürlicher Ungeduld sich vergaß und mit den Fingern auf die Tischplatte klopfte, schrie Chamillac ihn an. Er biß sich auf die Lippen und begann Federn zurechtzuschneiden, um irgendeine Abschrift vorzunehmen. Aber sein Herr hieß ihn plötzlich gehen.

Es war, als ob niemand im Hause den Schuß gehört hätte. Nur eine Magd, die auf dieser Seite arbeitete, war herausgekommen, und als sie den Herrn sah, der sich oft im Schießen übte, wieder verschwunden.

Zum Mittagstisch, auf dem er drei Gedecke bereitet sah, erschien die junge Simonne de la Baume, eine Nichte seiner

Frau. Er war überrascht, da er sie nicht erwartet und man ihm ihre Ankunft nicht gemeldet hatte. Auch sie, die sonst munter genug war, schien gedrückt und müde. Nach dem Essen sprachen die Frauen leise miteinander, während Antoine am Fenster stand und in die stäubenden Wirbel hinaussah.

Der Himmel war bleifarben geworden und das Zimmer hatte sich verdunkelt; das ganze Tal lag wie in einen trockenen gelblichen Nebel gehüllt.

Der kleine Armand, der den ganzen Tag weinerlich gewesen und nicht hatte essen wollen, kam jetzt ins Zimmer gelaufen, drei oder vier lange Federn mit den dunkelglänzenden Pfauenaugen in der Hand.

„Schaut, wie schön!“ rief er, „aber da ist ein Fleck, und im Garten ist Blut! Blut!“ wiederholte er, das letzte Wort kindlich schwer aussprechend und betonend.

Marguerite durchfuhr eine Ahnung. „Was ist mit dem Pfau?“ fragte sie.

Antoine lachte kurz auf. „Ich habe dem Hühnernarren eine Lehre gegeben.“

„Was haben Sie getan?“

„Was ich Edmond zu tun gedroht.“

„Was haben Sie Edmond gedroht?“ fragte Simonne, die aufgehört hatte, und begann plötzlich zu weinen. Und seltsamerweise fing auch Marguerite sogleich zu weinen an.

Erstaunt und erbittert sah Antoine das Gebaren der Frauen. Als nun auch das Kind zu weinen begann, ging er zur Türe und rief nach der Wärterin. Sie kam es zu holen. „Das bringt Unglück!“ sagte sie, als sie die Pfauenfedern in seiner Hand sah und wollte sie wegnehmen; der Knabe schrie noch mehr und stampfte mit den Füßen.

Still nahm Marguerite die Federn aus seiner Hand. „Das bringt kein Unglück,“ sagte sie, „ganz andere Dinge bringen Unglück.“

„O schön,“ rief Antoine, „Sie nehmen für meine Feinde Partei!“

„Antoine!“ rief sie, „Sie haben ihn tödlich beleidigt: machen Sie den ersten Schritt zum Guten, denn er kann es nicht tun!“

Antoine stand finster da. „Sie verstehen das nicht ...“ begann er.

Sie sah ihn mit heißen brennenden Augen an; dann warf sie den Kopf in den Nacken zurück und ihr Mund verzog sich wie in einem Krampf, daß man ihre schönen weißen Zähne sah. Auch in Antoine arbeitete es. „Ich muß nach dem Palais“, sagte er.

„Antoine!“ rief sie noch einmal.

Er riß sie in seine Arme und ging. Wie in einer Betäubung blieben die Frauen zurück. Nach einer Weile hörten sie unten den Wagen fortfahren.

Unlustig und immer wieder angefeuert, trabten die Pferde über die Landstraße, durch das Stadttor, an den alten Häusern und Palästen vorüber, bis sie unter dem hohen Torbogen und über den gepflasterten Hof des Justizpalastes stampften.

Die meisten Säle und Beratungszimmer standen leer. In der Appellkammer, die ausnahmsweise eine Nachmittagsitzung hatte, fühlte man die drückende Schwüle. Der Präsident hatte sein Barett, viele Räte ihre Perücken abgenommen, und die Roben geöffnet; aufgeregt, mit großen Augen sah der Referent durch seine Hornbrille nach dem Generaladvokaten, der in seinen Akten blätterte und hier und da ein paar schläfrige Worte sagte; die anderen gähnten; einer schlummerte; bis plötzlich fast ohne Anlaß eine Aufregung entstand und alle durcheinanderschrien, worauf wieder Ruhe eintrat; so zog sich die Sitzung endlos hin, ohne daß man von der Stelle kam, bis es Abend war und in den immer dämmerigen Räumen die Lichter angezündet wurden. Bei einer Gelegenheit fragte Chamillac nach dem Diodati; er war vormittags im Palais gesehen worden; wo er dann hingegangen war, wußte man nicht.

Indessen saßen die Frauen im Hause bei einer Arbeit unter bangen Gesprächen; sie wurden die Angst nicht los, daß die beiden jähzornigen Männer sich irgendwo in der Stadt oder auf dem Wege begegnen könnten. Dann sprang Marguerite auf und ging erregt durch die Zimmer, und trat zuletzt auf die Terrasse hinaus: nichts rührte sich; kein Tier war zu sehen, selbst die Eidechsen, die sonst über den Steinboden huschten, hatten sich verkrochen; der Hof jenseits der Mauer war völlig leer.

Der Wind hatte nachgelassen; aber die Luft war noch voll von trockenem Staube. Wie in einer Schwefelflamme ging die Sonne im Westen unter.

Während sie auf das Steingeländer mit den Armen gestützt angstvoll in die Ferne hinausfah, hörte sie ein Pfeifen, dann ein Krachen, ein merkwürdiges Geräusch wie von vielen eilenden Schritten, und jetzt lief und hüpfte es wie Gespenster durch den Garten; viele Männer und Burschen, in der Dämmerung nur halb sichtbar, stampften über die Beete, zertraten die Blumen, rissen Rosenstöcke aus dem Boden, schlugen mit Beilen Äste von den Bäumen, zerbrachen die sorgfältig mit köstlichem Obst an den Mauern gezogenen Spaliere, gleich Kobolden oder Tollen anzusehen.

Entgeistert starrten die Frauen, — denn auch Simonne war ungehört auf die Terrasse getreten, — in den Wahnsinn hinab. Und schon hörten sie unten im Hause Türen schlagen, Fenster und Spiegel unter Steinwürfen splintern, kostbares Porzellan und Lampen in Scherben fallen, Tische und Möbel unter Art-hieben krachen, während geschleuderte Stühle an den Wänden zerbrachen, schwere Metallgegenstände dumpf zu Boden stürzten. Die Hölle schien im Hause zu toben.

Zitternd drängte Simonne sich an ihre Tante. Frau von Chamillac hieß sie sich in ihrem Zimmer einschließen; sie selbst gebot den Zofen ihr zu folgen und stieg, da diesen der Schreck die Knie lähmte, allein die Treppe hinab.

Auf der Höhe weniger Stufen, ehe die Treppe in dem großen Saal endete, blieb sie stehen; eine Minute lang sah sie wortlos dem Treiben zu; und in der That hielten einige der Tobenden beim Anblick der schweigenden Frau inne. Aber als sie zu sprechen begann und „Schämt ihr euch nicht?“ rief, „Bedenkt ihr nicht, was ihr tut?“, da schrie ein großer Kerl ihr zu: „er schäme sich durchaus nicht“, und grinsend warf er ihr eine kostbare Schüssel vor die Füße, daß die Splitter flogen. Im nächsten Augenblick umgab sie eine brüllende Schar; neben den Bedienten und Reitknechten des Diodati waren es junge Advokatschreiber und fremde Lakaien, das frechste und unflätigste Volk der Stadt; Worte flogen ihr zu, die sie nie gehört hatte; Hände griffen frech nach ihr, daß, als sie zurückwich, ihr Kleid über der Brust zerriß.

Das Gesicht erst von tiefer Röthe, dann von Todesblässe bedeckt, die zerrissene Seide mit der Hand zusammenraffend, „Elende!“ rief sie, „ihr berührt die Tochter des Marquis von Irville?“

Der Name des mächtigen Edelmannes wirkte mit ernüchterndem Schreck. Und während Marguerite fühlte, daß sie ihre Beherrschung verlor und im nächsten Augenblick weinen würde, kamen von oben Diener des Hauses mit Gewehren und Spießen. „Schießt! schlägt! laßt nicht einen am Leben!“ schrie sie außer sich.

Aber auf ein langgezogenes Pfeifen von draußen verschwanden die andern jetzt ebenso plötzlich durch Türen und Fenster; der Saal stand im Augenblick leer, und die Kugeln, die die verwirrten Diener ihnen nachschossen, schlugen nur Löcher in die Wand.

Oben stürzte Simonne auf Frau von Chamillac zu. „Du blutest!“ rief sie. Doch das war eine geringe Sache, eine Spange, die sie gerickt, ein Splitter, der sie getroffen hatte. Dem Anschein nach wieder vollkommen ruhig, hieß sie eine der Kammerfrauen ihr ein anderes Kleid reichen und steckte ihr Haar inzwischen auf, das sich gelöst hatte; zugleich fragte sie nach dem Kinde, das ruhig bei der Wärterin spielte. Dann traf sie Anordnungen. Mehrere der Bediensteten, die sich schon vorher zur Wehr gesetzt, fand man gebunden oder übel zugerichtet im Park und in den Gängen des Hauses. Frau von Chamillac ließ Leute aus der Nachbarschaft holen, die im Hause Wache halten mußten; schickte einen Boten ihrem Gatten entgegen, andere zu Freunden und zu den Vasallen in Valdogne und Châteaurenard, und einen besonders sicheren Mann, der das beste Pferd im Stalle satteln mußte, zu ihrem Vater, für den sie ihm einen Brief, wenige hingeworfene Zeilen, mitgab.

Eine halbe Stunde später fuhr Chamillacs Wagen durch das Parktor. Er sah die zerbrochenen Türen und Fenster im Erdgeschoß; wortlos schritt er durch den verwüsteten Saal die Treppen hinauf zu den Frauen; auch bei ihm wurde, als er alles gehört, die rasende Wut zu einer äußeren Ruhe. Mit zwei Dienern, die ihm leuchten mußten, besichtigte er die Zerstörungen im Park; dann kehrte er ins Haus zurück und verlangte Wein und hieß auch Marguerite und Simonne trinken. Dabei ging

er auf und ab, und stieg zuletzt wieder in den Saal hinunter, in dem er nicht ein Stück wegzuräumen oder zu beseitigen, nicht einen Scherben aufzuheben gestattete; er stellte vielmehr Wachen, damit alles genau in dem Zustande bliebe, in dem die Frevler es zurückgelassen hatten. Er hieß alles gut, was seine Gattin getan; dann gebot er beiden Frauen schlafen zu gehen; er selbst ging noch lange im Haus umher oder stand an den Fenstern und sah nach dem finsternen Schatten des Nachbargebäudes hinüber. Die Luft war jetzt völlig still, aber noch immer heiß und trocken, und ein unaufhörliches Wetterleuchten flammte geräuschlos hinter den Bergen am Nachthimmel auf. Erst gegen Morgen ging Chamillac zur Ruhe; da sah er, daß seine Frau wach war, beugte sich über sie und küßte sie innig. Aus dem anderen Zimmer scholl das verzweifelte Schluchzen der jungen Simonne durch die Vorhänge, die es abschlossen; aber weder er noch Marguerite sprachen ein Wort darüber.

Es blieb ihnen nicht Zeit zu langem Schlaf. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, ritten die bewaffneten Herren und Diener in den Park ein. Chamillac empfing sie mit großer Höflichkeit, dankte ihnen für ihre Freundschaft, wies und erklärte ihnen, was geschehen war, und brachte sie in den Zimmern und Sälen unter, während die Pferde in den Ställen und im Hofe angebunden wurden.

Nicht anders, wenn auch in weit geringerer Zahl, sammelten sich die Freunde des Diodati in seinem Hause, und während der große Hof, in dem sich sonst das bunte lärmende Geflügel tummelte, leer blieb, sahen sie in den vergitterten Fenstern des Hauses überall die Flintenrohre. Und schon am frühen Morgen war die Nachricht von dem Überfall auf Irville in die Stadt gedrungen; auf allen Plätzen, in den öffentlichen Gebäuden nahm man unter heftigen Reden und Gegenreden für die eine oder andere Seite Partei, und die Aufregung wuchs mit jeder Stunde.

Dennoch verging der erste Tag merkwürdigerweise ohne Blutvergießen. Auf Chamillacs Forderung ihm die Täter sämtlich auszuliefern und allen Schaden zu vergüten, da er sich sonst selber Recht schaffen werde, war die höhnische Antwort gekommen: „Er möge es nur versuchen!“ Darauf umstellte er das Haus, soweit es ging, und begann eine Art Belagerung,

so daß dem Diobati der Weg nur durch rückwärts an ihr Haus stoßende fremde Gärten blieb.

Am zweiten Tage gerieten verschiedene Herren auf den Straßen in Händel, und es hieß, der Parlamentsrat von Lambesc habe den Herrn von Paladru am Wall von Tourreluco erstochen, was sich später als unwahr erwies; aber in der Stadt wurden verschiedene Leute durch Steinwürfe verletzt und Fenster zerschlagen; in vielen Häusern hielt man die Tore geschlossen; der Justizpalast blieb fast leer.

Indessen hatte der Statthalter, der Graf von Alais, Herzog von Angoulême, der Enkel König Karls IX., der sich gerade in Marseille befand, von dem brütenden Unheil Nachricht erhalten, und war eilends mit großem Gefolge aufgebrochen, um den Frieden wieder herzustellen.

Am Abend zog er mit vielen Fackeln unter Glockenläuten in die heiße dunstige Stadt ein; er steckte seine Standarte am alten Schloß der Grafen von Provence aus, während seine Reiter und Pikeneträger auf dem Platze davor hielten; um sie drängte das Volk; Knaben saßen halbnackt am Brunnen und tauchten wenigstens die Füße oder Hände in das laue Wasser, mußten aber weichen, als immer mehr Reiter herankamen, um ihre Pferde zu tränken; nur die das Standbild des Heiligen erklimmen hatten, konnten sehen, wie der Graf von Alais aus der Karosse stieg und aus der Hand des Bürgermeisters, der mit den Schöffen zu seinem Empfang gekommen war, einen Becher gekühlten Weins entgegenahm; und die Zunächststehenden hörten, wie er sich über die große Hitze beklagte. Aber ehe er noch den Becher ausgetrunken, entstand eine Bewegung auf dem Platz und ein Gedränge, da Läufer, denen die Pikeneträger mühsam Bahn schufen, die Nachricht oder doch das Gerücht brachten, daß der Marquis von Irville mit fünfzehnhundert Edelleuten und Dienern aus dem Dauphiné im Anzug sei, um den seiner Tochter zugefügten Schimpf zu rächen. Daraufhin begab sich der Statthalter ins Schloß und schickte, wie man vernahm, sofort Truppen mit Artillerie nach den Pässen der Durance, um jenen den Eintritt in die Provinz unter allen Umständen zu wehren. Zugleich berief er das Parlament für den folgenden Tag zu einer Sitzung.

Am nächsten Morgen war der Justizpalast von einer dicht-

gebrängten und aufgeregten Menge umlagert. Die Präsidenten in Samt und Hermelin, die Ratsherren in roten und schwarzen Roben nahmen ihre Plätze ein. Die Herren von Chamillac und von Diodati und auch andere hatten sich damit entschuldigt, daß sie der unsicheren Lage wegen ihre Häuser derzeit nicht verlassen könnten. Als der Statthalter dies erfuhr, schickte er den Grafen von Roquesavour, den Seneschall der Provinz, zu den feindlichen Parteien hinaus, um in seinem Namen Frieden zu gebieten, bis er selbst entschieden habe. Nachdem die Sitzung eröffnet war, erhob sich der Generaladvokat und hielt eine zweistündige Rede, in der er, die verhängnisreichen Folgen innerer Wirren mit vielen Beispielen aus dem Altertum und auch aus späterer Zeit belegend, die vorgefallenen Ereignisse bedauerte und die Notwendigkeit einer eingehenden Untersuchung sowie die Mittel zur Vorbeugung in künftigen Fällen auseinandersetzte. Als er geendet hatte und eine gewisse Bewegung in der Versammlung einsetzte, wurde dem Statthalter, der die ganze Zeit über seinen Verdruß und seine Ungeduld kaum verhehlt hatte, gemeldet, daß ein atemloser Reiter ihn zu sprechen begehrte. Er setzte sogleich den Hut auf und verließ den überhitzten Saal, um den Mann zu sehen, der berichtete, die Besetzung der Pässe durch die ausgeschieden Truppen sei nicht mehr möglich gewesen; man könne bereits den ungeheuren Zug von Veritlenen die gewundene Bergstraße herunterkommen sehen. Der Statthalter trat ans Fenster und sah in die bleierne Schwüle hinaus. Er fluchte: „Alle Menschen, selbst die klügsten, hätten den Verstand verloren.“ Dann beugte er sich weit hinaus: in der Ferne stiegen im Westen weißgeballte Wolken auf.

Er kehrte in den Saal zurück; die Sitzung wurde auf seinen Wunsch unterbrochen, und er lud den Erzbischof, den ersten Präsidenten und mehrere der angesehensten Räte zu einer Besprechung in einem anstoßenden kleineren Raum; doch bat er sich aus, daß der Herr Generaladvokat nicht darunter sein dürfe. Nun legte er den Herren dar, daß wegen eines unverständlichen persönlichen Zwistes der Aufruhr zwei Provinzen zu ergreifen drohe und daß etwas geschehen müsse, um dies zu verhüten; er schlug vor, beide Herren, Diodati wie Chamillac, unverzüglich vorzuladen, und im Fall des Widerspruchs verhaften zu lassen. Der erste Präsident erklärte sich mit der Vorladung einver-

standen; gegen die Zulässigkeit der sofortigen Verhaftung machte er Bedenken geltend, indem er, ohne des zu achten, daß der Statthalter mit der Fußspitze wiederholt auf den Boden klopfte, auf die Privilegien des Parlaments verwies, die in keinem noch so dringenden Fall außer Acht gelassen werden könnten, und er redete noch, als der Graf von Roquesavour bleich und erschöpft, mit den schrecklichsten Nachrichten zurückkam.

In der Nacht hatte Chamillacs Gärtner, der bei dem Überfall im Park heftig geschlagen worden war, seinen Herrn darauf aufmerksam gemacht, daß das Geflügel des Diodati in hölzernen Verschlägen und Käfigen, die an der andern Seite der Wirtschaftsgebäude lagen, eingeschlossen war. Darauf war ein kühner und gewandter Bursche in der Dunkelheit unentdeckt über die Mauer geklettert und hatte diese Verschläge in Brand gesetzt. Bei der trockenen Hitze, die in den letzten Tagen alles durchdörret hatte, flammte das Feuer sogleich hoch auf, und alsbald konnte man halb versengte Hühner, Fasanen und anderes Geflügel, weiß, schwarz und bunt, mit noch glühendem funkensprühendem Gefieder unter lautem Angst- und Schmerzgeschrei im Licht aufflattern und wieder in Rauch und Dunkel verschwinden sehen. Gleichzeitig begannen in den benachbarten Ställen die Pferde, die das Feuer rochen, wild mit den Hufen zu schlagen und an ihrer Halfterung zu zerren, während das Gebrüll der Rinder nebenan so furchtbar tönte, daß selbst die Angreifer ein Schauer beschlich.

Im andern Hause erkannten sie die Gefahr und setzten alles ein, um das Feuer, ehe es auf die Stallungen übergriff, zu löschen, und da alle Mauern und die meisten Gebäude ganz aus Stein waren, konnte das gelingen. Vorläufig aber schlugen die Flammen noch lohend und knisternd empor und warfen einen hellen Schein über den Hof und die Wand des Hauses, so daß Chamillac den alten Diodati mit seinen finstern Zügen und dem in wirren Strähnen hängenden Haar, an einem Fenster sehen konnte, wo er seine mageren Arme erhob und wilde Flüche und Verwünschungen ausstieß.

Jetzt erst brachen die andern in ein Hohn Gelächter aus und erwiderten mit gleichen Drohungen, insbesondere Chamillac selbst rief in großer Erregung mit hallender Stimme hinüber, daß sie, die nur gegen schußlose Frauen Mut hätten, sich herüberwagen

und zum Kampf stellen sollten. Doch wurde auf die Männer und Weiber, die mit Eimern auf den Dächern hin- und herliefen und Wasser niedergossen, kein Schuß getan, bis man, da sich gerade wieder eine mächtige Dampfswolke prasselnd und zischend verzog, eine Gestalt auf der Parkmauer erscheinen sah und etwas herüberrufen hörte, was in dem Lärm nicht verstanden wurde. Im Feuerschein erkannten alle den jungen Edmond Diodati, der sich offenbar anschickte, in den Park herunterzuklettern. „Zurück!“ riefen ihm von dieser Seite viele warnende und drohende Stimmen entgegen; und „Zurück Edmond! Bist du verrückt?“ tönte es von seiner eigenen Seite. Aber er sprang bereits, fiel hin, stand wieder auf und schritt, irgend etwas in der Hand schwenkend, auf das Schloß zu, und stürzte, da jetzt aus den Fenstern geschossen wurde, noch ebe er es erreicht hatte, von zwei Kugeln getroffen, zu Boden. Dennoch gelang es ihm, sich unter Ästzen bis zu einer der bei dem Überfall zerstörten und zerbrochenen Glasuren zu schleppen, wo er Chamillac bitter vorhielt, daß er nur um Frieden zu vermitteln und sich selbst auszuliefern gekommen sei, da er insofern schuldig sei, als er, in bester Absicht, den Auftrag Chamillacs, den Pfau zu büten, seinem Bruder nicht bestellt hatte. Nun habe er, nachdem Chamillac Gleiches mit Gleichem vergolten, gemeint, daß es genug wäre, und sei, ein weißes Tuch schwenkend, herübergekommen, und habe nun wohl auch mehr als genug gebüßt.

Während die Herren um Chamillac auf diese hervorgestobnen Worte betreten schwiegen und nicht einmal dem Verwundeten beistehen oder ihn hereintragen konnten, da die vom andern Hause aus Nahe sofort auf jeden, der sich zeigte, schossen, sank das Feuer zusammen und verendete; nur ein öder Brandgeruch blieb. Die Nacht war vergangen und das Frübrot warf den ersten matten Schein auf den verwüsteten Park, so daß sie sehen konnten, daß der junge Diodati tot war. In den Männern war eine dumpfe Spannung: in den Sälen und Galerien gingen sie leise redend auf und ab; Antoine von Chamillac selbst starrte schweigend vor sich hin; da tönte über ihnen ein lauter Jammerruf; gleich darauf sahen sie in dem heller gewordenen Morgen eine weiße Gestalt auf den Toten zuweilen und sich über ihn werfen. Oben in einem Fenster des Diodatischen Hauses legte ein Mann

die Armbrust an und schoß zweimal, und jedesmal tönte ein Weheruf, der nicht der eines Mannes war. Drinnen im Saal aber kam Frau von Chamillac in höchster Verwirrung und Angst die große Treppe herab, ihren Gatten suchend, dem sie sagte, daß sie weder ihre Nichte Simonne noch das Kind im Hause finden könnte; der Lärm und die Schüsse habe niemand von ihnen schlafen lassen und Simonne habe das erschreckte Kind zuletzt an sich genommen; nun seien beide nicht zu finden.

Jetzt wurde aus dem Chamillacschen Hause ein Mann mit einer weißen Fahne nach der andern Seite geschickt, und im traurigen ersten Licht des Tages sahen sie die tote Simonne über der Leiche des jungen Diodati liegen. Wie sie jetzt erfuhren, war sie um seinetwillen gekommen, und seine Werbung war die Sache gewesen, von der Marguerite die ganze Zeit mit ihrem Manne hatte reden wollen.

In einiger Entfernung sahen sie dann unter grünen Büschen etwas Weißes liegen und fanden das Kind mit dem friedlichsten Gesichtchen, obwohl es tot war. Offenbar war es der Base nachgelaufen und von dem Scharfschützen im Fenster gleichfalls getroffen worden.

Als der Graf von Roquesavour erschien, war es ihm nicht schwer geworden, beiden Parteien ihre Raserei klar zu machen. Sie verpflichteten sich, Frieden zu halten, bis der Statthalter entschieden hätte. Ja viele Herren auf beiden Seiten zogen es vor, schon jetzt ihre Pferde zu satteln und nach Hause zu reiten.

Der Statthalter aber brach, als er dies gehört, auf, um den vom Dauphiné kommenden Herren selbst entgegenzureiten. Es war ein mühsamer schweigender Ritt im Straßenstaub den Bergen zu, über deren Kämmen sich die Wolken jetzt schwarz und dicht zusammenzogen. Ein unaufhörliches Grollen scholl herunter, und hie und da zuckte ein Sprühen um das Gefels hoch oben. In Mehrargues, als der Gewittersturm schon die Bäume bog, stießen sie auf den andern Zug. Unter Donner und Blitz und wütenden Regengüssen saßen der große Marquis und der Statthalter bis zum Abend in einem Meierhof beisammen, während ihr Gefolge triefend und durchnäßt in Dörfern und Gehöften ein Obdach suchte. Als der Marquis den Tod seines einzigen Enkelkindes erfuhr, schüttelte er tiefbestürzt und traurig, wie in seltsamen Zweifeln und Bedenken, das Haupt.

„Ihm“, sagte er dann, „liege nichts ferner, als das Unheil zu mehrn.“ Auf diese Worte bot der Statthalter ihm über den Tisch die Hand hin, die er ergriff; und die beiden alten Herren standen auf und umarmten und küßten sich auf beide Wangen. Dann schlug der Marquis, dessen Weisheit im Lande so berühmt war wie seine Macht, dem Statthalter eine allgemeine Versöhnung und Verzeihung zwischen den Parteien vor, die beide ihre Erben verloren hatten, da der ältere Diodati nur Töchter hatte. Nur der Mensch, der seiner Tochter das Kleid zerrissen, sollte öffentlich ausgepeitscht werden. Der Schaden aber, den jene einander im Garten und Hühnerhof zugefügt, wäre gerichtlich festzustellen und von beiden Seiten zu ersetzen. Wie sich später ergab, hatte der Diodati diesbezüglich bereits die Klage erhoben und der Klagschrift eine Kiste beigelegt, der, als man sie öffnete, ein übler Geruch entströmte, und in der man die schillernde Leiche eines großen Vogels, des Pfaus von Irville fand, der den ganzen Jammer durch sein Scharren verursacht hatte.

Der Glibustier

Die grelle Hitze des Tages hatte endlich nachgelassen, das Wasser der Bucht war leise bewegt, das Vorgebirge warf einen breiten Schatten. Die furchtbare Schwüle wich vom Lande.

Das weiße Haus war den ganzen Tag in tiefster Stille gelegen. Keine Thür war gegangen, kein Schritt hatte den Kies bewegt, regungslos hingen die Vorhänge der Fenster. Auch jetzt rührte sich nichts und kein Inwohner erschien auf dem flachen Dach oder im Garten.

Nur der Springbrunnen hatte den ganzen Tag geplätschert. Der Mann, der neben ihm lag, hatte sich nicht gerührt. Er lag mit dem einen Fuß auf dem Steinrand des Beckens. Am Halse und unterm Ohr war ein roter Fleck. Er war tot.

Über die weiße Straße von den kahlen Felsbergen her kam etwas gelaufen. Es war ein großer grauer Hund. Mit einem Sprunge setzte er durch die Büsche, wo die roten Kalifrüchte hingen und die Zimmetäpfel, bis er zu dem kleinen Wasserlauf kam und lange schlürfte; dann ruck die breite Nase den Toten und er brach in ein langgezogenes klagendes Heulen aus.

Wieder und wieder tönte das Geheul weit über die Bucht hin und hallte von der Bergwand zurück.

Leise öffnete sich die Thür eines kleinen Pavillons unter den Palmen, eine dunkle Hand schob den Vorhang zur Seite und ein riesiger Neger trat heraus. Er trug eine kurze schmutzig-weiße Hose, Hüfte und Oberkörper waren nackt, um den Kopf hatte er ein grünes goldbefranstes Tuch geschlungen und in der rechten Hand hielt er ein breites Messer. Er schritt langsam auf den Hund zu, der wild zu knurren begann, dann tief aufheulte und vor dem sicher heranschreitenden Menschen zurückwich; der Neger beugte den Leib ein wenig vor und, beide Hände ausstreckend, wiegte er sich in den Hüften; die Finger der linken Hand, die er lockend bewegte, waren weit gespreizt, er schritt wie

schlaftrunken: da sprang der Hund ihn an; der Dunkle machte nur eine Bewegung, das breite Messer fuhr dem Hund durch die Kehle, der hinstürzte, während ein Blutstrom von seinem Halse in den Sand lief; der Neger wischte das Messer ab und trat in den Pavillon zurück.

Er hatte sich bereits wieder auf die Erde gestreckt und wollte die Türe, die offengeblieben war, mit einer Bewegung seines nackten Fußes schließen, als der andere Mann, der in dem dämmerigen Raum neben ihm auf einer Matte Siesta hielt, ein langer schlanker Inder, seine Schulter leicht berührte. „Der Sahib“, sagte er. Beide sprangen auf.

In die Türe des weißen Hauses war ein junger Mann getreten, ein Weißer, so braungebrannt sein Gesicht war. In einem geblühten seidenen Schlafrock und Pantoffeln lehnte er lässig am Türpfosten und sah nach dem rasch erbleichenden Himmel. Aus dem vernachlässigten unrasierten Gesicht, unter dem wirren blonden Haar, brannten kühne scharfe Augen; die Lippen über dem langen Kinn waren hochmütig eingezogen; aber als er sie jetzt lachend öffnete, hatten sie etwas Kindliches.

„Wir wollen essen“, rief er heiter herüber.

Mit weißen Augen und Zähnen lachend rief der Neger ein paar spanische Worte zurück und verschwand mit dem andern ums Haus. Der junge Mann im Schlafrock sah wieder nach dem Himmel und auf das düsterfarbene Meer hinaus. Im Garten dunkelte es bereits unter den Bäumen, und schwere Blumen-düfte kamen im Nachthauch. Ein Huhn gluckste und schrie heftig. Er machte ein paar Schritte und konnte zwei Schatten um das sprühende Feuer beschäftigt sehen.

Er trat in das Gartenzimmer zurück, aus dem er gekommen war. Es war ein tiefer Raum mit alten dunklen Schränken und vielen Bildern. Fein geschliffene Gläser und wappengeschmücktes Silbergeschirr griff er aus Kästen und Laden und setzte es wahllos auf den Tisch. Aus dem verschlossenen Antlitz flogen Blicke nach den gemalten Menschen in alter spanischer Tracht, und anderen in langen Perücken und gebänderten Kleidern, in Zöpfen und gepudertem Haar. Erregt und nachdenklich schritt er zwischen ihnen auf und ab, dann zündete er zwei Kerzen in hohen silbernen Leuchtern an. Vor den Fenstern lag jetzt schwer und dicht die Finsternis.

Draußen tönten Schritte, die Thür sprang auf, die beiden Farbigen trugen die Speisen herein und setzten sich mit ihm an den Tisch. Der Neger, der ein rotweiß gestreiftes Hemde angetan hatte, öffnete eine verstaubte Flasche, und der junge Mann schenkte die Gläser voll, aber der Jnder schob sein Glas von sich.

„Nun nicht mehr!“ sagte er ernst.

Der Europäer nickte, aber er selbst trank tief. Alle drei aßen in Schweigen. Auch als sie das Mahl geendet hatten, schwiegen sie noch, bis der Neger seinen völlig rein gegessenen Teller aufnahm, das schwere Silber in der Hand wog und lachend und mit befriedigten Gebärden darauf wies.

„Nein, Kesja,“ sagte der Weiße, „kein Stück hier! kein Stück, hörst du!“ und da der Neger ihn grinsend ansah, wiederholte er nochmals: „Nicht ein Stück!“ und schlug mit der Hand auf die Brust, wobei unter der Seide des Schlafrocks der Kopf einer Waffe sich deutlich zeichnete. Zugleich veränderten sich seine Züge, ein Ausdruck erschreckender Wildheit und Drohung trat in sie, und eine kleine, aber tiefe rote Narbe auf seiner linken Wange wurde scharf sichtbar.

Mit betuernden Handbewegungen und einem einzigen tiefen lachenden Ton schob der Neger den Silberteller weit von sich.

Der Jnder hatte teilnahmlos geschwiegen. Auch der junge Mann stützte den Kopf in die Hände und schwieg wieder; dann strich er mit der einen Hand über die Stirn und sagte: „Morgen ist alles vorüber!“

„Morgen!“ wiederholte der Jnder.

„Amigos!“ sagte der Weiße, „es ist gut so, nicht wahr?“

„Es ist gut so“, wiederholte der Jnder.

Sie sahen einander an, und über das Gesicht des jungen Mannes flog wieder sein kindliches Lachen. „Wir werden weit voneinander gehen!“ sagte er.

„Ich fahre gegen Ost, bis ich nach Mekka gelange, dann erst zur Heimat“, sagte der Jnder feierlich.

„Und du, Kesja?“

„Kesja weiß“, antwortete der Neger, die porzellanenen Augen weit öffnend; auch sein Gesicht bekam einen feierlichen Ausdruck.

Der Europäer betrachtete beide neugierig; ein wenig erstaunt sah er, daß der Jnder aufstand, die eine Hand auf die Brust

legte und, ihn voll ansehend, sagte: „Wir werden dich nicht vergessen, Sahib!“

Da hob auch der Neger beide Hände mit gespreizten Fingern betauernd empor.

Der junge Mann lachte kurz und eigentümlich, die Lippen waren mit häßlichem Ausdruck eingezogen: „Vergessen sollt ihr mich, müßt ihr!“ Sogleich aber kam das Kinderlachen wieder, daß Grübchen in seinen Wangen sichtbar wurden, und nach kurzem Zögern reichte er den beiden Farbigen die Hand, die jeder an die eigene Brust preßte.

„Dann wollen wir schlafen gehen?“ sagte er bereits gähnend.

„Warum fahren wir nicht schon heute Nacht, wenn der Mond aufgeht, Sahib?“ fragte der Inder. „Wenn sie zurückkämen?“

„Sie kommen nicht zurück. Niemand kommt hierher.“ Er gähnte wieder.

„Wir werden, einer um den andern, wachen“, sagte der Inder.

Der Europäer nickte, dann nahm er das eine Licht und schritt damit aus der Türe.

Als er mit der brennenden Kerze im Schlafzimmer vor dem mächtigen Bette mit den gewundenen Säulen und seidenen Vorhängen stand, da war die Kinderfreude wieder in seinem Angesicht. Er öffnete eine kleine Türe und trat in ein Badezimmer; das Becken war aus dunklem Porphyr, das Wasser, das stetig durchfloß, war lau von der Wärme des Tages. Beglückt und eifrig sah er dem Spiel der kleinen Bläschen an dem dunklen Rande zu, wo das frische Wasser in das Becken floß, bis er hinter sich einen leisen Schritt vernahm. Er sah sich um und erblickte den Neger. Mit demütigen Gebärden und lächelnden Lippen bot er seine Dienste an, und kniete nieder, ihm die Schuhe von den Füßen zu streifen. Dann ging er auf sein Geheiß warmes Wasser von der Feuerstelle holen. Als er zurückkam, saß sein Gebieter vor dem silberumrandeten Spiegel, der zwischen kleinen Ebenholzsäulen hing, und betrachtete sein Gesicht im Glase. Seine Hand glitt über die unrasierte Wange, der Finger ruhte in der tiefen roten Narbe unter dem Auge. Auf dem Toilettentisch lagen Kämme und andere zierliche Geräte wirr durcheinander, als hätte jemand, in einer Verrichtung gestört,

sie eilig hingeworfen. Der Neger griff nach einem Rasiermesser mit ziselirtem, mattem Silbergriff, zog die Klinge ab, und mit freundlichem Lächeln und fortwährenden leisen Gurgeltönen der Befriedigung vollendete er seine Arbeit.

Dann verließ der Sahib den Raum und tauchte entkleidet in das Bad, in das er vorher aus bereitstehender Flasche eine duftende Essenz gegossen. Als er ins Schlafgemach zurücktrat, sah er den Neger auf dem Boden hocken. Der sprang auf und rieb ihn mit feinen Tüchern trocken, dann zog er die Schleiergewebe an den Fenstern noch dichter, daß die Nachtinsekten und Stechfliegen nicht hereinschwirren könnten. Befriedigt lachend und die Hände mit eigentümlicher Gebärde übereinanderstreifend ging er hinaus.

Allein gelassen schlug der junge Mann die dunkelrosarote goldgestickte seidene Decke über dem Bett zurück und streckte sich mit wohligem Stöhnen in den weißen Kissen und Tüchern aus. Behaglich schloß er die Augen, und öffnete sie wieder; ein bitterer Zug trat in sein Gesicht, der fast zu einem bangen wurde, als er um sich sah und die Pracht des Raumes mit angestrengten Blicken musterte. Große Spiegel hingen an den Wänden über kleinen Tischen mit zart geschwungenen, zierlich vergoldeten Füßen; zwischen den Pfeilern standen hohe Schränke mit vergoldeten Schlössern und Zierraten. Frauen und Mädchenköpfe sahen ihn aus kleinen runden mattglänzenden Bildchen an. Der leichte Vorhang am Fenster rauschte im Nachthauch, und aus der Ferne klang der Schrei eines späten Vogels.

Seine Blicke hasteten gebannt auf den kleinen Gesichtchen. An der Wand über dem Bette sah er ein kostbares Kreuzifix; er starrte es an und leise kam ein altes französisches Kindergebet von seinen Lippen. Dann schloß er die Augen. Die wonnige Behaglichkeit kam wieder und lullte ihn ein, und er begann die Schwere des Weines im Kopf zu fühlen. Er erhob sich, warf einen Blick nach den Waffen neben seinem Bette und verlöschte das Licht. Wieder kam der leise Luftstrom vom Meer her und bewegte den Vorhang, und ein leichtes Schlagen, ein Gurren der Wellen in der Bucht drang herein.

Er hörte noch das Kreischen des Vogels, vieler Vögel, die kreischten und mit den Flügeln schlugen . . . nein, das war

bereits ein Traum gewesen. Er fuhr auf. Eine Stimme sprach in seinem Ohr von Tagen und nannte eine Zahl, die er nicht verstehen konnte; es war ihm klar, daß er bereits wieder träumte, und sich der Bilder und Stimmen, die mit dem schweren und unwiderstehlichen Schlaf auf seine Sinne einstürmten, nicht erwehren konnte. Unaufhörlicher Rauch rollte an ihm vorüber, der zuletzt zu düstern Wolken wurde, wie Falten eines ungeheuren Tuchs, das über die Welt gespannt war; dann kam irgend etwas Grünrotes, immer ziehend, und er glitt rasch mit und suchte sich vergeblich zu halten, und jetzt tönte eine laute schmetternde Musik und er erwachte. Erwachte verwirrt, ohne zu wissen, wo er war; die Kissen waren ihm fremd, und die glatte Seide der Decke, über die seine Hand schlürfend streifte, erschreckte ihn. Er hob den Kopf und sah um sich. Nichts regte sich bis auf das leise Schlagen der Wellen am Ufer und staunend sah er alle Gegenstände im Zimmer, selbst die kleinen Bilder mit den Mädchenköpfen an der Wand in eigenem Licht strahlen. Endlich begriff er, daß der Mond aufgegangen war und voll ins Zimmer schien.

Er vermochte nicht sogleich wieder einzuschlafen. Die wirklichen Bilder des letzten Tages waren vor seinen Augen: die Ankunft auf der Insel, das Gefecht; der Tote fiel ihm ein, der im Garten auf der andern Seite des Hauses am Springbrunnen lag; man hätte ihn auch begraben können, aber es war zu heiß gewesen. Er sah das Schiff, das ihn gebracht hatte, sich entfernen mit den Gefährten, die er nicht wiederzusehen entschlossen war, erinnerte sich, wie er am Morgen tiefsaufatmend am Ufer gestanden und den rasch sich verkleinernden Segeln nachgeblickt hatte. „Adieu, Le Hardy!“ hatte er laut über die Wellen gerufen. Vor ihm lag die Heimkehr! Erstaunt suchte er sich mit der ganzen Wunderlichkeit des Gedankens zu befreunden, ihn zu einer wahrhaftigen Möglichkeit auszumalen. Er sah die kleine, alte, französische Stadt, die engen, dunkeln, krummen, nächtlichen Gassen, in die hie und da ein Lichtschein aus den Fenstern fiel, die Türme über dem Thor, die alte Uhr im Schwibbogen, durch den man auf den Marktplatz kam, sah den Schneider in dem kleinen Laden, die Ulmen am Wasser, die Mädchen im Gehölz, die forbartigen Glasluster in dem alten Tanzsaal; die Ereignisse stiegen auf, die Gesichter der Menschen, zu denen er zurück wollte.

Er sah die Geistlichen von der Lateinschule; das war der Abbé Paintendre, der um die Ecke des Bettes blickte und ihm deutlich Vorwürfe über seine Kleckerei machte; nein, es war der Bischof, sein Verwandter, der mit dem Vater über ihn sprach, dem Vater, der tot und begraben lag, so viel zu früh begraben . . . Er fürchtete, die Kindertränen würden wieder über seine Wangen laufen. Aber wie konnte der Vater sprechen, wenn er tot war, und warum sprach er so leise, so leise, daß der Sohn trotz aller Anstrengung kein Wort verstehen konnte? Der Weg war jetzt so sonnenhell, daß seine Augen fast geblendet waren, und an den Ulmen stand der junge Bellangreville, mit dem er das Duell gehabt, um das er fortgemußt; und das ganze unerhörte Unrecht, das ungesühnte Unrecht, das man ihm damals angetan, kam ihm so empörend und erbitternd wieder ins Bewußtsein, daß er sich leiblich aufbäumte, wie er es oft getan, und emporfuhr. Er war wach, aber er hatte schon geschlafen. Irgendein Tier raschelte jenseits der Wand hinter der Türe, denn die Steinmauern waren zu dick, als daß sie einen Ton durchgelassen hätten, vermutlich lief eine Ratte über die Veranda; und ein großer Schmetterling war im Zimmer; er war noch wach, oder war es im Schlaf gewesen, daß Bellangreville . . . nein, ein Matrose, ein unangenehmer gelber Matrose; wo hatte er den Menschen nur gesehen, mit dem unbeweglichen feuchten Gesicht und den glohenden Augen, und dem breiten Fuß, den der Kerl ihm immer wieder in die Seite stieß; mit einem Messer hätte er nach dem Fuß gehauen, wenn er sich hätte rühren können.

So heftig wurde seine ohnmächtige Wut, daß er erwachte und sich nach dem Quäler umsah, der nicht da war. Aber er entschlief sogleich wieder und streifte mit dem Boot, in dem er fuhr, an langen, fahlgrünen Binsen hin, aus denen häßliche Fische mit breiten Strohhüten auf den Köpfen sahen . . . mit einem Ruck saß das Boot fest und er erwachte. Während er dalag und mit geschlossenen Augen sann, fühlte er, wie die Lage seines Körpers sich allmählich und befremdlich verschob: er stützte sich mit beiden Händen auf die Bretter im Hinterteil des Bootes, dessen Vorderteil steil in die Höhe ragte; unter ihm war es wie ein Spiegel, aus dem wieder das gelbe unangenehme Gesicht sah; er drückte es mit beiden Fäusten nieder, und fuhr jäh zurück: das Gesicht war, verzerrt und gelb, mit wirren verklebten Haaren,

sein eigenes: ein eifiger Schrecken durchrieselte ihn; er war erwacht und suchte sich zu fassen, aber sogleich schlossen seine Augen sich wieder: es waren kurze Wellen des Schlafes, die über ihn hingingen, mit kurzen, jagenden Träumen, Träumen, die nur minutenlang dauerten und doch so greifbar lebhaft waren, lebhafter beinahe als die Wirklichkeit. Irgendwo in seinem innersten Leben war eine ungeheure Bewegung, waren alle Pforten aufgerissen und aus allen Kammern seiner Seele strömten die Bilder hervor.

Da war der spanische Schiffskapitän mit den unzähligen Zigarillos, der ihn so gerne gehabt und dem er die übermütige Antwort gegeben hatte: da stand er vor ihm in seiner schlaffen Höflichkeit; merkwürdig war, daß aus dem Lufengang so viele Leute herauskamen und in Viererreihen vorübermarschierten; wenn sie nur nicht so hätten drängen wollen, und einer hatte eine riesige Trompete angepfeift und blies ihm in die Ohren. „Es ist doch nicht das jüngste Gericht!“ sagte er ärgerlich und erwachte.

Schweißgebadet hielt er die Hände an die Ohren und drückte die Stirn in die Kissen, wütend, daß er nicht schlafen konnte. Da fand er den Grund: er hatte auf dem Ruhebette im Gartenzimmer lange Mittagsgast gehalten und den Tag in den Zimmern verlungert. Die Farbigen wachten unten, nachdem sie den Tag geruht: ihn quälten Schlaf und Wein mit Träumen. Er richtete sich im Bette auf und betrachtete das helle Zimmer, all das Ungewohnte, Fremdgewordene, seitdem er den Schritt über die Grenze getan hatte, und aus dem Leben, das die Menschen in ihren Wohnstätten führen, geschieden war. Nicht freiwillig. Er rang die Hände zum Kreuzifix empor. Nicht freiwillig!

Er sah, weiß, im Mondlicht, mit glühenden Augen. In seinem Geist sah er jenen Tag, das blutübertonnene Verdeck, die erstarrten maskenartigen Gesichter, und über Bord, ein paar Fuß tiefer, das glühende Wasser, das sich so schnell und sprühend über denen schloß, die hineinspringen mußten. Nicht freiwillig! Es war doch nicht nur die Angst gewesen, die feige Angst um das junge Leben, der Schauer vor dem Ersäufen, vor den Haifischen, vor den Messern; es war auch Lust und Wut gewesen gegen die Menschen und ihre Gesetze, ihre tückische Ungerechtigkeit: wenn er ihn jetzt noch vor sich hätte, da vor seiner Pistole,

„Monseigneur“, bei dem er so oft gespeist hatte, als der Vater noch lebte, und der so kalt und amtsmäßig das Urtheil gegen ihn sprach, oder die zwei jungen Leute, seine Trink- und Lottergenossen, denen er Geld geliehen und Dienste erwiesen; er sah ihre lächelnden Gesichter, wie sie gegen ihn ausfragten, die zierlich geglätteten Nägel des einen, die er beständig ansah, während er sprach, das hübsche lächelnde Gesicht unter dem gepuderten Haar . . . vielleicht waren sie tot, wenn er jetzt heimkam, vielleicht waren sie tot: er wollte beten, daß sie tot sein sollten, denn der Haß in ihm war nicht gelöscht durch alles, was er erlebt und getan hatte: nein, der Haß in ihm starb nicht!

Wenn er diese Gedanken doch los werden könnte, die jetzt so überflüssig waren! Irgendein Geräusch klang von unten herauf, als würde eine Türe leise geschlossen, das waren die Farbigten, die ihre fast lautlose Wache hielten. Er lauschte. Die Mädchenköpfe an der Wand lächelten ihm zu. Sie waren jetzt ganz deutlich zu sehen. Die eine hatte die Locken scheinbar kunstlos offen und das Kinn an weiches Pelzwerk geschmiegt; die andere, nur etwas älter, hatte das Haar hochfrisiert, ihre Lippen waren kokett ein wenig aufgeworfen und zarte Schultern sahen aus einem dunklen Spitzenaum hervor. Er war in einem Damenzimmer gewesen, — vielleicht war es das ihre, — hatte die Kleider betrachtet, die seidenen Strümpfe, die kleinen Atlasschuhe auf den Händen gewogen; er hatte keine Note gesprochen oder gedacht, aber eine seltsame scheue Gier war in ihm wach geworden. Unter den Geflüchteten heute morgen war nur eine ältere Frau gewesen; er hatte absichtlich Zeit zur Flucht gelassen, nur der eine, der unten am Wasserbecken lag, hatte nicht fliehen wollen und mußte erschossen werden. Wo waren die Zarten, Schlanken, deren Bilder er sah, deren Kleider er liebkost hatte? Vielleicht drüben in Europa, bei Verwandten zu Gast; vielleicht begegnete er ihnen einmal . . .?

Wieder ging unten eine Türe. Einen Augenblick dachte er daran, aufzustehen und mit denen unten zu wachen, aber er kannte ihre Gespräche. Eine Gefahr gab es nicht. Und was war seinesgleichen Gefahr? Aber er wünschte keine Abenteuer mehr, konnte keines mehr brauchen, wenn er seine Träume weiterspinn, wenn der wonnige Traum der Heimkehr zur Wirklichkeit werden sollte, wenn er den zarten kleinen Mädchen, den wohlgekleideten Frauen

in den Salons wieder begegnen wollte, wieder in den Gärten zwischen streng geschnittenen Alleen, zwischen gradlinigen Wiesenvierecken und Fontänen lustwandeln wollte. In drei Tagen war er an Bord des Schiffes, das ihn über den Ozean trug . . . oh, der Nebel im Kanal, zwischen Frankreich und England, die heimische Küste am frühen kalten Morgen, die Landung, die Bäume, die Seine, Paris, Paris, Paris! die Straßen, die Kais, die Brücken, die Kähne auf dem Fluß; oh, er wollte die Mauern der Häuser küssen, sich niederwerfen und beten . . . Jubel und Frommheit waren in ihm und immer kindlicher wurden die gespannten jungen Züge. Er war jetzt ganz ruhig und liebte die Seide der Decke, die Spitzen an den Kissenüberzügen. Es war zu heiß und er warf die Decke ab; da fror er plötzlich und zog sie wieder über sich und lächelte. Das gewebte bunte Gefüge der seidenen Vorhänge, die er im Mondlicht an der einen Seite nebelhaft zu erkennen vermochte, begann zu verschwimmen; das Wasser draußen war ruhig und lau, und so still fuhr sein Kahn dahin, nur so unbegreiflich schnell, daß ihm schwindelte und er zuletzt das Bewußtsein verlor. Wie lange er so gelegen, wie lange er geschlafen, was er in diesem Schlaf geträumt, das wußte er nicht mehr. Er wußte nur, daß sich irgend etwas um ihn bewegt hatte. Vielleicht war er auch an etwas gestoßen. Aber er lag im weichen Bett und konnte an nichts gestoßen sein. Er war völlig wach.

Alles um ihn war verändert. Ein seltsamer Schein war im Zimmer, aber ein Schein, bei dem nichts zu sehen war: weder die Bilder, noch sonst irgendein Gegenstand, die Vorhänge vor seinem Bett waren ein Schattenstreif. Das Licht schien irgendwie im Fenster zu hängen oder zu schweben, doch nicht als ein einzelner glänzender Körper, sondern ein zerstreutes Licht, ein Licht, das nicht leuchtete. Und jetzt begriff er es auch.

Draußen war Nebel gefallen, ein dicker weißer Nebel, über dem oben der Mond noch scheinen mußte. Als er aufsprang und ans Fenster eilte, konnte er mühsam die Umrisse einiger naher Bäume und Büsche erkennen; vor der Bucht lag eine weißgelbe Wand.

Benigstens sahen die Wächter, wie wohl er getan, nicht schon heute Nacht davonzurudern. Er kehrte ins Bett zurück und dehnte sich in den Kissen. Der Schlaf lag schwer und sehnüchlig

erwünscht über seinen Lidern, und kam doch nicht. Dafür wußte er nun, was er eben geträumt hatte: er war auf einem grünen Schiffe gewesen, dem ein anderes, das man nicht sah, entgegenkam; das Kommando: „Klar zum Gefecht!“ war gegeben, und er hatte jene leichte halb freudige Beklemmung gefühlt, die er immer fühlte, ehe der Angriff begann; an den Brustwehren geduckt, waren sie mit Messern, Enterhaken und Flinten bereit gestanden; aber die Breitseiten schossen nicht; der unsichtbare Feind kam näher, aber kein Laut war hörbar; er selbst war aufgesprungen und hatte die Leute verteilt, aber während sie sich auf ihre Posten begaben, glitten sie fort und verschwanden im Nebel: seine zornigen Befehle waren umsonst; was dann geschehen war, wußte er nicht mehr, nur daß er verlassen und allein auf dem grünen Schiff gewesen; er hatte Gold auf dem Schiffe mit sich geführt, das gehütet werden mußte; aber das war nicht seine Verzweiflung gewesen, nicht die Qual des Traumes, die er erst vergessen hatte, und die jetzt, unbegriffen, wie sie war, immer stärker über ihn kam. Er wollte schlafen. Der gelbliche kalte Glanz vom Fenster her störte ihn, und er zog die Vorhänge zu.

Aber kein Schlaf kam in seine Augen. Warum hatte er das geträumt? Er führte kein Gold mit. Nichts als den genau berechneten Gold eines Schiffsoffiziers für zwei Jahre. Die Beute war leicht abzutun gewesen, die Laten nicht. Das handgreifliche Gold nahmen die Farbigen, dankbar und gierig. Das Wesenlose, ins Nichts Zerflossene kam lebendig, unwiderruflich geschehen über die Wasser. Was bargen sie alles unter der Fläche, die sich über allem glättend schloß? Wie viele Menschen hatte er, äußerlich gelassen, über die Planke ins Leere gehen sehen? An einen Mann erinnerte er sich besonders, der einen starken braunen Bart gehabt und kräftig und gut ausgesehen; er hatte gleichsam eine Liebe für ihn aufquellen gefühlt und ihn doch nicht retten können, da er nicht mittun gewollt und Mitwisser nicht am Leben bleiben durften. Und wieviel andere, wie viele noch! Die im Geseß begingen ja auch Schurkereien, schlimmere, weil sie das Geseß im Mund führten, aber sie wälzten die Verantwortung ab, die Hunde! Wie machten sie das und warum wurde er heute Nacht von allen Nächten die Verantwortung nicht los? Wenn der Mann mit dem braunen Bart im Zimmer hinter dem Vorhang stand, den guten Blick in den Augen er-

loschen? Schauernd riß er die Vorhänge zur Seite . . . vor dem Fenster lag die unheimliche gelbe Wand. Sonst nichts.

Aber von unten kam ein eigentümlicher Laut und ein Verdacht ward in ihm: Resja trank, und war morgen betrunken und unbrauchbar . . . Er sprang aus dem Bett, schritt lautlos die wenigen Stufen hinab, lautlos durch den Gang, bis er durch eine Glastüre die andern sehen konnte. Die Kerze im silbernen Leuchter war tief heruntergebrannt; sie stand auf der Erde und vor ihr hockte auf dem Teppich der Jnder, eine Menge weißen Musselingeuges vor sich und auf den Knien, an dem er zu schneiden schien, denn er hatte eine Nadel in der Hand und hielt das Ohr gegen das Licht, um den Faden hindurchzuziehen. Dann nickte er befriedigt und gelassen und fuhr mit seiner Arbeit fort. An der Gartentür stand der Neger, die schwarzen Finger der einen Hand um einen blühenden Flintenlauf geklemmt, während die andere wie eine dunkle Schaufel irgendwelche Süßigkeiten in den geöffneten Mund gleiten ließ, die er gleichsam schlürfte, und die großen weißen Augen in gieriger Starrheit die Beute in der zu nahen Hand noch zu sehen trachteten. Sein Schmaßen war durch die Glastüre hörbar und der Speichel lief ihm aus dem Mund.

Ungehört kam er durch die dunkeln Räume in sein Zimmer zurück. Kaum lag er im Bett, so stürmten die Erinnerungen wieder auf ihn ein. Er mußte der Frauen denken, die diesen Menschen in die Hände gefallen waren. Einer blonden, zarter Bekleideten erinnerte er sich, die immer wieder gebeten und wie ein erschrecktes Kind um sich gesehen hatte; einer andern, dunkelhaarigen, deren erstarrtes Schweigen er nicht vergaß. Eine dumpfe Verzweiflung ergriff ihn und ein sehnächtiges Verlangen nach dem Tag.

Er hatte die Vorhänge wieder zugezogen und lag wie in einer Gruft. Ein langer dunkler Zug wanderte unerkennbar vorbei, einem fernen Lichtschein zu und schwand. Dann sah er nichts mehr. Ruhig atmend lag er und schlief.

Das Blitzen der den Himmel übersflammenden Sonne weckte ihn. Er zog die weißen Vorhänge auseinander, auf denen das bunte seidengewebte Gevögel glänzte, und sah die freundlich lächelnden Mädchengesichter. Er sprang von dem zerwühlten

Bette; eine kühle Brise wehte vom Meer landeinwärts; fröstelnd sah er auf die bewegte schimmernde Fläche hinaus.

Es pochte an die Türe, und Kesja trat ein, grinsend, in eine Art Livree gekleidet, mit silbernen Knöpfen an der viel zu engen und zu kurzen Jacke, Kniehosen und nackten Beinen darunter. Er brachte Kleider und Schuhe für den Sahib, der wieder vor dem in den Ebenholzsäulen schwingenden Spiegel saß und sein verstörtes Antlitz betrachtete. Der Neger kämmte ihm das Haar und band es, bedeckte sein Gesicht mit einem Tuch und stäubte Wolken von Puder über ihn. Die kleine rote Narbe ward weiß bestäubt.

Das alte Reisefleid aus braunem Tuch, ein weißes Jabot, graue Lederhosen in den Stulpstiefeln, den leichten Degen an der Seite, den Dreispiz im Arm, begrüßte er im Spiegel das eigene wiederauferstandene Bild. Er sah die Furchen im Gesicht, die Ringe um die Augen von der letzten Nacht: die herrischen Lippen sahen noch hochmütiger aus in der adeligen Tracht.

Kesja hatte Wein und Brot gebracht, und er trank hastig. Er fühlte sich verstört und fremd, und des Negers tiefe glurrende Laute störten ihn. Auf einmal verstummte er . . . auch der Sahib sprach nicht . . .

„Fischer!“ sagte Kesja und machte eine Bewegung des Nehauswerfens.

Der Sahib schüttelte den Kopf. Er blickte durch das Fenster, wo das Boot, zur Hälfte über den sandigen Strand gezogen, lag. Soweit das Auge reichte, war kein Pünktchen auf der ungeheuren Fläche, und von jenseits des kleinen Kaps konnte kein Ton herüberdringen. Sie mußten sich geirrt haben. Er las die Gedanken in dem betroffenen Gesicht des Negers und sagte:

„Le Hardy erwartet uns in fünf Tagen bei Tortola; und die“ — er wies ins Haus — „die wagen sich tagelang nicht aus ihren Bergen zurück!“

Er senkte den Kopf.

„Vielleicht schickt Le Hardy eine Botschaft“, sagte der Neger.

Der Seewind kam kräftig herein. Sie standen regungslos lauschend, die Hand am Ohr; vielfach wiederholten die Spiegel ihre unbewegten Gestalten . . . da stieß der Neger einen seltsamen Laut aus, und das Gesicht des Europäers wurde weißer als der Puder auf seinem Haar.

Dort wo das tiefe Wasser am Felsen war, schob es sich um das kleine Vorgebirge und lag jetzt, Masten und Tauwerk durchglänzt, und alle Beschlüge im Licht strahlend, mit hohen braungestrichenen Schanzen, während aus den beschatteten Lufen drohend die gelben Rohre sahen, — ein englisches Kriegsschiff. Wie eine Luftspiegelung lag es im Morgenlicht; und jetzt hörten sie ein Plätschern: ein vollbemanntes Boot kam rasch auf das Haus zu.

Sie hörten auch ihre Zähne klappern.

Noch etwas sahen sie: im Garten lag auf einer Matte, die er über den Kies gebreitet, der Inder, ganz in weißen Musselin gehüllt, den Turban auf dem Haupt, gen Osten gewendet, auf den Knien, warf sich zur Erde und verrichtete seine Gebete. Weder ihre Rufe noch das Schiff in der Bucht konnten ihn stören.

Brüllend stürzte der Neger aus dem Zimmer. Der junge Franzose blieb bleich am Fenster: er sah den Offizier im Boot aufstehen, in jeder Hand eine Pistole, sah die schußbereiten Gewehre der Seesoldaten. Er wußte die starrende Felswand hinter dem Haus, wußte die Waffen, die Beute im Hause, die vernichtenden Beweise wider ihn, und er sah noch einmal wie im Fiebertraum der Nacht die nebelbedeckte Küste Frankreichs, und hell in der Sonne vor sich die Naaien, an deren einer er hängen würde, ehe die Sonne niederging. Er hörte die Schritte der Soldaten auf dem Kies, die kurzen Kommandorufe; dann fiel draußen ein Schuß. Er schlug die Hände vors Angesicht und ließ das Haupt stöhnend auf den Tisch fallen.

Der Fall Lamanz

Der Architekt Hugo Lamanz war den Freiherren von Hassenrieth durch ihren Gutsnachbarn, den Grafen Pernoncourt, für den Umbau ihres Schlosses empfohlen worden, und ihr Anwalt hatte die ersten Abmachungen mit ihm getroffen.

Zu Ostern war er hingefahren, um das Schloß zu besichtigen und mit den Besitzern selbst zu sprechen, hatte jedoch keinen der Herren vorgefunden, sondern nur ein Telegramm: sie hätten zur Jagd verreisen müssen, er möge ein anderes Mal wiederkommen. Ein wenig verlezt, hatte er gewartet, bis ihr Anwalt sich abermals an ihn wendete, hatte dann zwei der Herren getroffen, lange junge Leute, die in jenem nachlässigen Tone redeten, der in Oesterreich für Stil gilt, und es hatte sich gezeigt, daß der Umbau des Schlosses, sowie sie ihn zu wünschen schienen, beträchtlich größere Kosten und viel längere Zeit erfordern mußte, als sie gedacht hatten.

Nach langen Unterhandlungen wurde ein Voranschlag genehmigt, in welchem Lamanz erklärte, daß er für die bewilligte Bausumme nur einen Teil der Arbeiten ausführen, andere, wie die Nivellierung des Parkes, die Errichtung eines Pavillons, sowie verschiedene Innenarbeiten nicht ohne weiteres übernehmen könnte.

Im Frühjahr wurde auf den dringenden Wunsch der Freiherren mit dem Bau begonnen und durch den ganzen Sommer gearbeitet, obwohl eine Reihe einschneidender Fragen noch in der Schwebe waren und einer späteren Einigung oder einer nachträglichen Änderung des Bauplanes vorbehalten blieben.

Im Sommer darauf mietete Lamanz, um den Fortgang der Arbeiten bequemer überwachen zu können, für sich und seine Frau eine Wohnung am See, in der Nähe des Schlosses. Das Wetter war schön und die Arbeit schritt vor; die Freiherren, drei lange Brüder mit bartlosen Gesichtern und ein ebenso langer etwa fünfzigjähriger Oheim, der einen weißen Spitzbart hatte

und stets einen grauen, um die Mitte engen Gehrock und überlange weiße Manschetten trug, kamen der Reihe nach an, besahen den Bau und erwiesen sich, wenn Lamanz ihnen Vorschläge machte, der Vernunft zugänglich. Sie aber redeten unter sich von der tadellosen Haltung und Erscheinung ihres Baumeisters.

Als die vier Herren des Abends in einem kühlen grauen Saal unter alten Bildern beim Speisen saßen, fragte einer von ihnen, wie wohl die Frau des Architekten aussehen mochte.

„Ich habe sie gesehen“, sagte ein anderer. „Tadellos!“

Am nächsten Tag suchte jeder der vier Freiherren den Baumeister in seinem Hause auf; jeder hatte eine Frage an ihn; aber sie trafen ihn nicht zu Hause, weil er fast den ganzen Tag auf dem Bauplatz beschäftigt war. In seiner lässigen Art begann jeder im Vorübergehen ein Gespräch mit der schönen Frau, die im Garten saß.

Wenn dann einer dem anderen begegnete, ärgerten sich beide; als aber eines Tages der jüngste erst seine zwei Brüder und dann den Oheim auf dem Wege traf, brach er in ein schallendes Gelächter aus.

Am Abend suchte jeder zu erfahren, wie weit der andere wäre; dann wurde beim Sekt eine Wette abgeschlossen, und da sie unmöglich alle vier täglich am Zaun plaudern oder im Garten einkehren konnten, so wurde eine Reihenfolge festgesetzt und unter lautem Gelächter wollten sie dem schlanken Oheim mit dem weißen Knebelbart einen Besuch mehr in der Reihe als „Vorgabe“ bewilligen, doch er verbat sich dies.

An einem dieser Tage kam der Baumeister etwas früher nach Hause.

Am Seeufer stand der Schleusenwärter mit einem andern Mann, und als er vorüberkam, lachten sie. In seinem Hause fand er im Gartenzimmer einen der Freiherren von Hassenrieth sitzen und sich mit der jungen Frau unterhalten, die ihre Blumen begoß.

Als Lamanz eintrat, stand der junge Mann sehr unverlegen auf und entschuldigte sich, daß er rauche, die gnädige Frau habe es ihm gestattet. Lamanz bat ihn, seinen Platz zu behalten und weiterzurauchen, und setzte sich gleichfalls. Aber das Gespräch wurde einsilbig, und der Baron stand auf und empfahl sich. Lamanz begleitete ihn zur Gartentür und sagte ihm dort,

er danke ihm für seinen Besuch, doch hätte er ihn sicherlich bis sieben Uhr auf dem Bauplatze getroffen; leider nehme ihm der Bau alle Zeit, sonst würde er den Besuch demnächst erwidern. Damit ging er ins Haus zurück.

„Sapperlot!“ sagte der junge Mann, ehe er weiterging.

„Du hast mir nie gesagt, daß die Herren dich besuchen“, sagte der Baumeister zu seiner Frau.

Sie sah ihn an und lachte: „Sie sind zu komisch, wenn sie so angelaufen kommen.“ Aber Lamanz sah in solchen einseitigen Besuchen eine Beleidigung und bat seine Frau, sie nicht mehr anzunehmen. Da mußte sie wieder lachen.

Tags darauf brachte ein Diener einen Brief, in dem der Baumeister und seine Gattin für Sonntags ins Schloß zum Speisen gebeten wurden.

Sie nahmen die Einladung an, aber des Sonntags kam der Baumeister allein: seine Frau sei nicht ganz wohl und ließe sich entschuldigen.

„Wie schade!“

Die Flintenläufe in der Halle blühten in der Nachmittags-sonne, die Hunde bellten im Schloßhof; im Saal war die Tafel mit Blumen geschmückt.

„Sapperlot!“ sagte der junge Herr wieder, als der Gast gegangen war; er hatte tabellos zugehört, wenig gesprochen, getrunken, ohne daß dies eine merkliche Wirkung auf ihn geübt hätte, und als die Herren kräftige Geschichten erzählt hatten, auch eine erzählt, die zwar zum Lachen war, aber eine Pointe hatte, die die Zuhörer einen Augenblick verstummen ließ; dann allerdings waren sie in ein heftiges, stoßweises Gelächter ausgebrochen.

Tags darauf traf Lamanz einen andern der Brüder vor seinem Hause, als er es des Nachmittags etwas später als gewöhnlich verließ. Lamanz wurde ein wenig weißer im Gesicht und sagte, indem er stehen blieb: „Wenn Sie mich suchen, Herr Baron, so treffen Sie mich, wie ich Ihrem Herrn Bruder bereits zu sagen die Ehre gehabt, bis sieben Uhr auf dem Bauplatz. Ich bitte, sich gütigst danach richten zu wollen, und vielleicht teilen Sie es gleich auch Ihrem dritten Herrn Bruder mit.“

Die letzten Worte hatten scharf geklungen

Frau Lamanz, die oben im Hause schlief, war es, als hörte

sie von irgendwoher erregte Stimmen; als sie ans Fenster trat, sah sie ihren Gatten am Brunnen stehen. Dann kam er die Treppen wieder herauf und trat in sein Schlafzimmer. Sie öffnete die Türe. Da die Jalousien an den Fenstern der Hitze wegen geschlossen waren, sah sie ihn kaum: „Ich habe mich unten schmutzig gemacht,“ sagte er, „und muß einen andern Kragen nehmen.“

Irgendein unbestimmtes Gefühl trieb sie, nachzusehen, als er fort war: sie fand seinen Kragen und die Manschetten des Hemdes mit Blut befleckt.

Indessen kam einer mit blutigem und zerrissenem Tennisanzug ins Schloß gelaufen, dessen Gesicht schlimme Spuren trug, die durch alles Waschen nicht viel besser wurden, und der in seinem Zimmer vor Wut und Scham und Verzweiflung brüllte.

So fanden ihn die andern, als sie heimkamen. Diesmal wurde kein Sekt getrunken.

„Ich schieß' den Hund nieder!“ schrie der Geschlagene.

„Ich hätt' die Hundspeitsche genommen!“

„Am besten, du ziehst dir morgen die Uniform an und haust ihn zusammen!“

„Nur keinen Unsinn, Kinder,“ sagte der Oheim, „gewisse Dinge dürfen nicht vorgekommen sein. Ihr habts gerauft. Gut. Dumm genug. Aber geschlagen worden ist ein Hassenrieth nicht.“

Am nächsten Morgen kamen zwei der Herren auf den Bauplatz; sie gingen wie drohende Stiere. Aber sie trafen den Baumeister nicht an, nur einen Polier, der ihnen sagte, der Herr Architekt werde wohl nicht kommen; er hätte schon vor einigen Tagen gesagt, daß er heute verreisen müsse und ihm gestern noch die nötigen Anweisungen gegeben.

Sie gingen zur Wohnung und fanden sie verschlossen. Darauf kehrten sie in den Park zurück und erklärten dem Polier, daß er die Arbeit einstellen und gehen könne. Der Mann verstand erst nicht, dann sagte er, daß er und die Arbeiter von dem Herrn Lamanz bestellt und bezahlt seien und nur auf sein Geheiß gehen könnten! worauf der eine der Herren, dunkelrot im Gesicht, erwiderte: „das könnten sie halten, wie sie wollten; hier seien sie auf seinem Grund und Boden, und hätten zu gehen, wenn er es befehle, sonst würden sie hinausfliegen.“

Der Polier suchte die Achseln, rief die Leute vom Bau ab und schrieb einen Brief an die Baukanzlei nach Wien, den Lamanz' Partner, Herr Gröger, erhielt, ohne ihn verstehen zu können. Lamanz, der am folgenden Tage von seiner Reise zurückkam, verstand ihn; er fragte, ob sonst nichts für ihn persönlich gekommen sei? „Was soll denn noch kommen?“ fragte Gröger. Lamanz schüttelte den Kopf, und sagte nichts weiter.

Er suchte seinen Anwalt auf und dieser schrieb an den Anwalt der Freiherren: zwischen beiden Parteien seien private Mißhelligkeiten entstanden, die an sich mit dem zwischen ihnen bestehenden Geschäftsverhältnis nichts zu tun hätten: dieses könnte durch Übereinstimmung gelöst werden, dagegen würde eine einseitige gewaltsame Unterbrechung der bedungenen Arbeit durch die Bauherren diese für allen Schaden haftbar machen.

Auf diesen Brief kam die Antwort, daß der Anwalt erst Informationen einholen müßte, da der Herr in seiner Kanzlei, der die Sache bisher geführt, im Augenblick verreist sei.

Ein unfruchtbarer Briefwechsel folgte. Die Baufirma drohte mit der Klage auf Bezahlung des Werks, an dessen Durchführung sie verhindert worden war: die Freiherren wendeten ein, daß der Bau gar nicht der Bestellung gemäß geführt worden wäre; darauf beantragten die Herren Lamanz und Gröger die Durchführung des Sachverständigenbeweises zum ewigen Gedächtnis. Aber schon war das angefangene Werk durch Regengüsse und ein Austreten des Sees schwer beschädigt worden. Die Arbeiter, die eine Zeitlang müßig am See umherlungerten und ihren Wochenlohn von der Baufirma weiter erhielten, betranken sich und verübten allerlei Unfug. Der Prozesse wurden mehrere und ihr Ende nicht abzusehen, um so mehr, als die Abmachungen, wie sich nun herausstellte, sehr mangelhaft, die Pflichten der Bauführer und die Rechte der Bauherren durchaus unklar waren.

Einige Monate waren verflossen, als Lamanz eine Zuschrift vom Kommando seines Regiments erhielt, durch die er aufgefordert wurde, sich darüber zu rechtfertigen, daß er den Dragonerleutnant in der Reserve, Freiherrn von Hassenrieth, von dem er tödtlich mißhandelt und beschimpft worden sei, nicht gefordert hätte.

Verblüfft las er das Papier nochmals durch; er wußte nicht,

ob er lachen oder sich ärgern sollte; dann setzte er sich hin und berichtigte die Sache.

Darauf kam eine zweite Zuschrift, die ihn anwies, an einem bestimmten Tag vor dem Ehrenrat des Regiments zu erscheinen. Nun ging er zu seinem Obersten, der ihm auf seine Fragen und Mittheilungen in kaltem Tone erwiderte, „es werde niemandem angenehmer sein als ihm, wenn ein Offizier seines Regiments sich nichts zuschulden kommen lassen, er wolle hoffen, daß es sich vor dem Ehrengericht so erweisen werde,“ und ihn entließ.

Betroffen, erbittert und doch völlig überzeugt, daß alles sich günstig für ihn lösen müsse, suchte er einen anderen Offizier des Regiments auf, der ihm näher befreundet war. Dieser wußte noch nichts von der Sache und versprach sich zu erkundigen. Als er Lamanz wieder sah, machte er ein sehr ernstes Gesicht und fragte ihn, warum er seinerzeit von dem Vorfall keine Anzeige erstattet hätte.

Lamanz mußte zugeben, daß ihm dies gar nicht in den Sinn gekommen war, soviel zugleich habe er damals denken müssen.

Der Hauptmann erwiderte, dies sei ein großer Fehler gewesen und schade seiner Sache sehr.

Es könne aber doch die Tatsachen nicht verändern, meinte Lamanz.

Der Hauptmann suchte die Achseln: „Was sind Tatsachen? Die Tatsachen werden von jeder Seite anders dargestellt, besonders bei einer Schlägerei. Der andere hat sofort die Anzeige an sein Kommando erstattet: das spricht für ihn.“

Lamanz machte eine Bewegung. Der Hauptmann war aufgestanden. „Es ist besser,“ sagte er, „wenn ich nicht allein mit dir spreche, und zwei Köpfe sind gescheiter als einer; du erlaubst also.“ Er öffnete die Türe und rief: „Orden!“

Herr von Orden war ein jüngerer Oberleutnant, den Lamanz flüchtig kannte. Er trat rasch ein, grüßte Lamanz mit einem „Gervus“, das ihn gleichsam streifte, und blieb mit auf den Rücken gelegten Armen, an einen Schrank gelehnt, stehen.

Er habe Orden gerufen, sagte der Hauptmann, weil sie beide gestern abend zufällig vom Regimentsadjutanten die ganze Sache erfahren hätten: der Feldzeugmeister von Sigrolsheim, der ein Verwandter seiner Gegner sei, habe im Ministerium von der Sache gesprochen, — die anderen hätten früher gar nicht gewußt,

daß Lamanz Reserveoffizier sei, — so aber sei die Geschichte weiter und an seinen Obersten gekommen: Lamanz habe selbst nicht gefordert und sich der Forderung des anderen durch die Flucht entzogen . . .

„Ich habe eine Geschäftsreise gemacht.“

„Entschuldige, aber seine Sekundanten können dich doch nicht in der ganzen Welt suchen.“

„Sie wußten ja meine Wiener Adresse.“

„Aber sie sagen, die Sache liegt so, daß du hättest fordern müssen.“

„Das ist eine Lüge.“

Orden, der bisher regungslos gestanden hatte, machte eine Bewegung. Mit einer Gelassenheit, die er nicht fühlte, erzählte Lamanz noch einmal den ganzen Hergang. Die beiden Männer hörten ihm aufmerksam zu, sie bestritten nicht, was er sagte, aber sie hielten ihm nochmals vor, daß der andere damals sogleich eine ganz andere Schilderung von dem Vorfall gegeben hatte.

„Dann war's schon damals gelogen,“ sagte Lamanz. Aber er fühlte, welche Macht die Unwahrheit hatte. Er nahm sich zusammen und sah den beiden Männern so scharf in die Augen, wie sie ihm, obwohl etwas sich finster und bedrängend um ihn legte.

„Ja, ja, aber . . . endlich . . .“ sagte der Hauptmann eben.

„Endlich, was?“

Der andere sagte zögernd: „Schon um deiner Frau willen hättest du fordern müssen.“

Bis dahin war Frau Lamanz mit keinem Worte erwähnt worden.

„Um meiner Frau willen,“ sagte Lamanz und seine Nasenflügel zitterten ein wenig, „habe ich den Menschen geschlagen und hingeworfen. Um meiner Frau willen wollte ich natürlich kein Aufsehen machen.“

„Das Aufsehen sei denn doch nicht vermieden worden,“ sagte der Hauptmann, ohne Lamanz anzusehen. Auch Orden blickte auf seine Fußspitzen. Da Lamanz nun erst beiden völlig betroffen und fragend ins Gesicht sah, fuhr der Hauptmann fort: „Lieber Freund, man spricht von so etwas nicht gern, — aber die Swaken auf den Dächern pfeifen ja doch . . .“

„Was pfeifen sie?“ fragte Lamanz, blutrot im Gesicht,

Die beiden Offiziere blickten einander an. Orden verließ seinen Platz, und ging ans Fenster und sah hinaus; der Hauptmann faßte Lamanz an beiden Händen, zog ihn in die andere Fensterecke und sagte:

„Deine Frau soll gegen die Freiherren von Hassenrieth sehr liebenswürdig gewesen sein; zum mindesten hat der Baron Ferdinand, der alte Sünder, der mit dem weißen Spitzbart, vor ein paar Generälen eine Geschichte erzählt: die Herren sollen sich vor Lachen geschüttelt haben. Sie haben sie dann wieder anderen erzählt.“

Lamanz schwieg.

„Es ist kaum mehr etwas zu machen,“ sagte der Hauptmann weiter, „vielleicht noch ein Duell auf die schwersten Bedingungen. Wenn du uns brauchst . . . Orden und ich . . . nicht wahr? Mein Lieber, wir haben dich ja alle gern, und man würde dich halten; aber die anderen gehören zu denen, die etwas durchsetzen können, wenn ihnen daran gelegen ist. Und auf den Böhm ist kein Verlaß: der will General werden; der war schon als Generalstäbler einer von denen, die um jeden Preis hinauf wollen.“

Er wollte noch mehr sagen, aber Orden berührte seinen Arm und winkte ihm Schweigen. Lamanz hörte schon lange nicht mehr zu. Er bat die beiden Männer um eine andere Zusammenkunft, nahm einen Wagen und fuhr nach Hause.

Seine Frau saß am Klavier. Sie brach ihr Spiel jäh ab, als die Wohnungstüre zur ungewohnten Stunde mit dem Schlüssel geöffnet wurde und ins Schloß fiel. Ihr Mann stand im Zimmer, sein Gesicht war weiß, und um Lippen und Zähne lag ein sonderbarer wilder Zug; die Frau war aufgesprungen und starrte ihn an. Im Zimmer ward eine seltsame Stille, daß sie das leise Zischen der Gaslampe hörten. „Im vergangenen Sommer,“ sagte er, „habe ich einen Mann hinausgeworfen, weil er gegen dich zudringlich war. Die Leute sagen, ich hätte ihn zu spät hinausgeworfen.“

„Zu spät?“ fragte sie verwirrt.

„O, ich weiß, ihr habt nur Spaß getrieben: du bist ja gern unvorsichtig. Du sollst dich verdammt hoch geschaukelt haben, während der Herr Baron auf der Gartenbank saß. Er hat davon erzählt!“

„Hugo!“ sagte sie und ward weiß und rot, „Pfui!“

„Pfui! Ja, pfui!“ schrie er, „aber ich will wissen, was im Sommer geschehen ist! Die Wahrheit!“ — Sie war so völlig fassungslos über das Unerhörte, was geschah, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte. Unwillkürlich schlug sie die Hände vors Gesicht. Aber er bog ihr die Hände herab, und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen.

Ihr war zum Weinen; doch als ihr die vier Männer einfanden, die ihr so tollig nachgelaufen waren, mußte sie lachen, und durch ihre Aufregung wurde es ein unbezwingliches nervöses Lachen, das sie schüttelte und ihn entsetzte.

Er mußte ihr zuletzt zu Hilfe kommen und tat es in böser, noch erbitterter Weise, — da machte sie sich von ihm los. Sie ging ein paar Schritte, lehrte um und sah ihn an. Aber da erkannte sie, wie verstört er war und wie schön er zugleich aussah, und sie kam zu ihm zurück, schlang die Arme um seinen Hals, und suchte ihn zu beruhigen, und fragte ihn, wie er denn nur einen Augenblick glauben könnte...!?

Die Last wich von seiner Brust und er stöhnte. Er sagte ihr, sein Gedanke sei gewesen, sie zu töten und dann, wenn er von den anderen in die Hände bekommen könnte.

„Das sind sie ja gar nicht wert,“ rief sie unter unendlichen Küssen. Aber als er ihr alles erzählte, ward auch sie von Entsetzen ergriffen.

Am nächsten Tage ließ er alle vier Herren von Hassenrieth als Verleumder seiner Frau unter den schwersten Bedingungen fordern, aber seine Vertreter brachten die Antwort, daß seine Gegner jede Forderung des Herrn Lamanz zurückweisen müßten, solange nicht durch den Ehrenrat seine Würdigkeit, Genugthuung zu verlangen oder zu geben, festgestellt sei.

Mit verbissenem Zorn stand er vor den Männern, die unter solchen Umständen über seine Ehre richten sollten. Die Aussage, die der jüngste Baron Hassenrieth vor dem Ehrenrat seines Regiments gegeben hatte, wurde verlesen. Als Lamanz sie für erlogen erklärte, entstand eine gewisse Unruhe. Man fragte ihn, ob er denn Zeugen für seine Darstellung hätte; er war im Begriff, seine Frau zu nennen, da fiel ihm ein, daß sie ja nur seine blutige Wäsche gesehen hatte, und er stockte. Dennoch nahm sein Auftreten, seine Erscheinung, der drohende Ernst in seinen

sagen. Das Publikum erlachte sich und bestritt und genoß den Fall, aus dem hundert lächerliche oder abscheuliche Anekdoten zur allgemeinen Unterhaltung aufwirbelten.

Frau Lamanz wagte nicht mehr auszugehen, kaum sich bei ihren Verwandten zu zeigen; mit weihem Gesicht schritt sie durchs Haus und warf sich manchmal weinend an ihres Vaters Brust. Der ergrimimte Mann kämpfte weiter und erreichte endlich, daß Frau Lamanz selbst sowie die Freiherrn vor Gericht als Zeugen erscheinen sollten. Nun meinte er den Schlangenknoten zu fassen: aber dieser Prozeß kam zu keinem Ende, denn die vier Herren bekanten sich in Paris, in Nizza, in Ungarn auf der Jagd, in Karlsbad zur Kur, nur niemals dort, wo das Gericht sie eben vernehmen wollte.

Und dann wurden die Leute der Sache müde.

Ein kluger Advokat gab der verzweifelten Frau einen Rat: er sagte, daß ein Mann, der eine der höchsten Stellungen in der Justiz bekleidete und der einen berühmten Namen trug, für Frauenschönheit empfänglich sei: „in allen Ehren natürlich“, sagte er. Es gelang ihr, vorgelassen zu werden, und der Kluge behielt recht. Der weiskbärtige alte Herr hörte die Weinende freuntlich an, schrieb einige Worte von dem, was sie sagte, nieder und versprach ihr ihr Recht.

In der That erschienen die drei langen Brüder und der schlaffe Oheim mit dem weißen Spisshart elegant und lächelnd vor Gericht und schworen gelassen vor den brennenden Kerzen und dem Kreuzifix; aber die Gelassenheit wurde eine gezwungene, als die gewandten Fragen des Anwalts, vor dem sie wie unerfahrene Hasen vor dem Jäger waren, ihnen widerwillige Antworten entrißen, und das Lächeln wich einer weißen Wut, als einer um den andern sich in Widersprüche verwickelte, und der unangenehme Herr seinerseits gelassen von Meineid und Zuchthaus sprach. Das bitterste war sein Plaitoyer und trotz ihrer blendend weißen Wäsche kamen sie nicht reinlich aus der Sache hervor.

Als der Baumeister nach Hause fuhr, sah er mit einer müden Siegersfreude der schönen Verhärmten ihm gegenüber ins Gesicht.

Er konnte nun neue Prozesse führen und sie gewinnen. Aber

er war ein früh ergrauter Mann und das Publikum wie die Zeitungen wollten von dem Fall Lamanz nichts mehr wissen.

Und zur selben Stunde saßen mehrere junge Advokaten, die der Verhandlung beigewohnt hatten, im Kaffeehaus, und einer sagte: „Ja, glauben Sie denn wirklich, daß die Frau mit den vier Herren gar nichts gehabt hat?“ Der Konzipient des Anwalts, der Lamanz vertreten hatte, lächelte. „Ich bin zu dieser Annahme beruflich gezwungen“, erwiderte er.

Herr und Diener

Das Grundstück Piero Aribertis zinst an die Grafen von Laorca. Das heißt, eigentlich zinst es an das Kloster von San Gervasio, mit dem die von Laorca seit zweihundert Jahren in Streit lagen. Der letzte Abt hatte gegen den Grafen Guido Laorca beim kirchlichen wie beim kaiserlichen Gerichte gesiegt und die Gerechtfame über das Thal zugesprochen erhalten; er hatte das Urtheil, gegen das es keine Berufung mehr gab, auf Pergament mit dem kaiserlichen wie mit dem erzbischöflichen Siegel; aber das hinderte nicht, daß die Waffenknechte des Grafen den Klostersvogt und seine Leute, wenn sie sie irgend im Thal erblickten, mit den Lanzenschäften davontrieben. Und als Guidos Sohn, Guidotto, ein so gewaltiger Kriegermann geworden, daß er die benachbarten Städte, eine nach der andern, unter seine Herrschaft zwang, da mußte das Kloster selbst sich in sie fügen, wie gar Piero Ariberti, der, obschon er kein furchtsamer Mann war, sich gleich seinen Vorfahren nach Möglichkeit mit beiden zu verhalten gesucht hatte. Er zinst also dem Grafen und stellte ihm die Knechte und Gänge, die er forderte; aber er schickte, wenn der Wein gut geriet, gern ein Faß davon in die Abtei, und hatte dort ein schönes Glasfenster gestiftet, das in leuchtendem Gelb und Blau und Rot das Martyrium des heiligen Gervasius darstellte; und so oft Gefahr drohte, hatte er seine Kinder, wie das Geld, das seine vielen Geschäfte ihm trugen, nach den fest ummauerten Wirtschaftsgebäuden des Klosters gebracht, das gleich einer getürmten Festung in den Bergen lag.

Als sein Sohn Ariberto Ariberti fünfzehn Jahre alt war, brachte er ihn nach Laorca, damit er in den Dienst des Grafen trete, denn der Knabe hatte Lust und Eignung zum Waffenh Handwerk. Er schien von zartem Bau, war jedoch sehnig und zähe; sein Gesicht war schmal und zierlich, und seine Lippen, die meist geschlossen waren, konnten sich, wenn er einem andern wohlgesinnt war, unversehens zu einem lieblichen Lächeln öffnen.

Guidotto Laorca stand auf den Steinfliesen der Halle; er trug ein violettes Wams und eine offene Pelzjacke darüber, denn es war ein kalter Wintertag; in seinem Gürtel hing ein Dolch, dessen Griff ein aus grünem Stein geschnittener Drache war, und er wärmte seine Hände über einem offenen Kohlenbecken. Er sprach lange mit Piero Ariberti und warf von Zeit zu Zeit rasche Blicke auf den Knaben, der bescheiden wartend in Entfernung stand und seinen künftigen Herrn beobachtete, um seine Blicke rasch zu senken, wenn dessen unruhige Augen nach ihm sahen.

Guidotto war nicht groß; um das breite, ein wenig vorspringende Kinn und die blassen Wangen lief ein schmaler, krauser brauner Bart; er hatte starke Lippen, die gerade, wie mit einem Messer durchschnitten, aufeinander lagen, und ein fliegendes Lächeln im Gesicht, das manchmal stechend wurde. Hinter ihm stand die lange gedeckte Tafel, und Diener mit kurzen randlosen grünen Kappen und grünen Tuchjacken, während das eine Hosenbein grün, das andere weiß war, trugen Schüssel und Krüge auf. Da vom Turm der Kapelle eben die elfte Stunde geläutet wurde, füllte sich der Saal, und man ordnete sich längs der Tafel. Obenan saß der Graf mit seiner Gemahlin, Frau Athanasia; neben ihm Nello Caponsacchi aus Arezzo, mit dem er sich leise unterhielt, und neben der Gräfin der Kaplan Ser Nicosi. Als dieser, ein dicker Mann mit fettglänzendem Antlitz, einen ganzen Berg von schön gebräunten Putenflügeln und Hühnerbeinen auf seinem Teller häufte und mit Behagen darauf niedersah, schüttete der Graf mit den Worten: „Der Braten ist nicht genug gewürzt!“ eine ganze Büchse Pfeffer darüber, und da der Kaplan zurückfuhr, während die blühende Farbe aus seinem Gesicht wich, rief der Graf: „Eßt, esset, Bruder, da Ihr so starken Hunger habt!“ Und er wiederholte diese Worte in ernsterem Ton, so daß der Mönch, dem die dicken Tränen in die Augen traten, nachdem er sein Stück zu kauen und zu schlucken versucht, alsbald heftig hustend vom Tische lief, während der Caponsacchi und die meisten andern sich vor Lachen schüttelten und selbst die ernste Frau Athanasia ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Berto, der den Vorgang sehr aufmerksam verfolgt hatte, vernahm sich plötzlich angesprochen und begriff, daß er bereits

eine Frage überhört haben mußte, denn einer der Pagen, der neben ihm saß, fragte: „Hat dein Vater noch mehr solcher Hühnchen, wie du bist, auf dem Hofe?“ Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete er: „Wir haben bisher nur Falkenzucht getrieben.“

Gleich nach dem Essen hieß der Graf ihn in den Schloßhof mitkommen und prüfte dort seine Fertigkeit im Messerwerfen und Bogenschießen, im Reiten und Springen. Zuletzt hieß er ihn über den breiten Graben setzen, der sich auf der einen Seite des Hofes gegen die Mauer hinzog und mit trübem, stehendem Wasser gefüllt war. Das Roß mußte, wenn es überhaupt hinüberkam, gegen die mächtige, grünüberwachsene Wand rennen. Berto hielt sein Pferd an, sah eine Weile prüfend vor sich, dann sagte er: „Ich halte es nicht für möglich, Messer, aber wenn Ihr es befiehlt, will ich es versuchen.“ „Es ist gut, es ist gut,“ erwiderte der Graf, „heute noch nicht!“ „Er will dich heute noch nicht ertränken“, rief der bärtige Caponsacchi laut lachend.

Dann nahm Berto von seinem Vater, der inzwischen mit dem Schloßverwalter Verschiedenes verabredet hatte, Abschied und blieb in den Diensten Messer Guidottos. Er nahm an dessen Unternehmungen und Kämpfen teil und hatte viel Blutiges und Geheimnisvolles erfahren, als noch das Kinderlächeln auf seinen Lippen war. Aber dies abenteuernde Leben erfreute ihn, und wenn sie unter dem Schlachtruf „Ah Laorca!“ zum Angriff ritten, während Kampflust und Wut und zugleich ein geheimes Beben in den Herzen war, dann schien ihm, ohne daß er sich dessen klar bewußt gewesen wäre, das volle Gefühl des Lebens erreicht. Und an dem Tage, an dem sie in Trevano einritten und die in Reihen gestellte Schar unter schweren Gewitterwolken auf dem Marktplatz hielt, ein leichter Glüheschein auf den Lanzenspitzen funkelte, und die Fahnen, die in weißer Seide einen grünen Drachen zeigten, im Gewitterwind zu ihren Häupten rauschten, während die Konsuln der Stadt ihnen kniend die Schlüssel überreichten, und Gozzo Lambertelli ihnen gebunden ausgeliefert wurde, da rieselte ein unbeschreiblicher jubelnder Stolz durch seine Seele. In den Friedenszeiten, die nie lange währten, hatte er seine Freude daran, die schönen Pferde und Hunde des Grafen zu pflegen.

Daß sein Herr furchtbar sein konnte, das wußte er, obwohl er es noch nie gegen ihn gewesen war. Am Tage, an dem die Lambertelli Trevano zurückeroberten, da stieß Guidotto, als er die Nachricht erhielt, seinem schönsten Windhund, der sich gerade schmeichelnd an ihn drängte, den bespornten Fuß so heftig in die Seite, daß das Tier heulend zusammenbrach und das Blut aus der klaffenden Wunde lief. Alle im Saal zitterten. Nur Berto hob das winselnde Tier vom Boden auf und trug es aus der Halle in den Hof hinaus, wo aus einem marmornen Wolfsrachen der kühlende Strahl in das weiße Becken floss. Dort wusch er das Tier und verband es. Die Türe zur Halle stand offen, und der Graf konnte sehen, was Berto tat, sagte aber kein Wort; er mochte sich erinnert haben, wie groß der Wert des Hundes war.

Zwei Tage später ritt er mit seinem Herrn auf die Jagd, als dessen Roß im Gestrüpp vor einem aufstieghenden großen Vogel scheute. Zwar riß der Graf es zusammen, stieß aber dabei, da das Pferd ihn noch ein Stück forttrug, gegen einen spitzen Ast, der ihm tief in die Schulter fuhr. Er wollte sich nicht darum kümmern, aber er vermochte das ungebärdige Tier nicht mehr zu beherrschen, und da er sichtlich Gefahr lief, aus dem Sattel geworfen zu werden, sprang Berto von seinem Pferde, das gleichfalls unruhig geworden war, ab, faßte das Roß des Grafen beim Zügel und half seinem Herrn herunter. Dann schnitt er, nachdem er beide Tiere an einen Baum gebunden hatte, das Wams des Grafen, der sehr heftige Schmerzen litt, entzwei, nestelte sein eigenes Wams auf, riß Streifen von seinem Leinenhemde und verband ihn. Es zeigte sich sogleich, daß die Wunde schlimmer war, als sie gedacht hatten; ein Holzsplinter mußte abgebrochen und darin geblieben sein, und auch das Knie des Grafen war gegen den Baum gestoßen und arg verletzt. Da sie sich ziemlich weit vom Schlosse, aber nahe dem Hof seines Vaters Piero befanden, so brachte er den Verwundeten dahin und bettete ihn in der besten Kammer, die sie hatten. Dann holte er den Bruder Geronimo aus dem Kloster, der sich auf die Heilkunst verstand, und später kam auch der Leibarzt des Grafen, aber die Pflege besorgte Berto abwechselnd mit seiner Schwester Gemma, die indessen herangewachsen und ein großes Mädchen geworden war, so üppig und blond, wie Berto dunkel und schlank war.

Eines Tages, als der Graf bereits kräftiger war, hörte Verto, der sich im Nebenzimmer befand, aus der Stube des Kranken ein Geräusch und ein Flüstern, das ihn betroffen machte. Auf den Zehen heranschleichend und den Vorhang leise beiseite ziehend, spähte er und sah, wie der Graf beide Hände Gemmas mit der gesunden linken festhielt, während sie sich wortlos zurückbeugte und sich ihm leise, aber doch, wie es Verto schien, nicht eben heftig, zu entziehen suchte. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen.

Er hatte das Messer in seinem Gürtel gelockert, aber er besann sich und indem er den Vorhang ebenso leise fahren ließ und von ihm zurücktrat, begann er vor sich hinzupfeifen; dann hörte er Gemma im Zimmer des Kranken gehen, so daß er sie vom Bette entfernt wußte, und als er einige Augenblicke später, einen Helm, den er eben blank gerieben hatte, in Händen, eintrat, sah er, daß Gemmas Gesicht zwar noch ziemlich rot war, den Ausdruck darin aber konnte er nicht deuten. Sie verließ dann schnell das Zimmer.

Verto folgte ihr und traf sie im Garten, wo sie reife Oliven vom Baum pflückte; er faßte ihre Hände, genau wie der Graf es getan hatte, hielt sie genau so wie dieser fest und fragte mit finsterem Ausdruck: „Wer hat diese Hände so gehalten?“ und da sie nicht antwortete, „Bist du noch rein? — Gemma!“ Ihren Namen sprach er bereits in drohendem Ton.

Blutrot ward das Mädchen und Tränen des Zornes kamen aus ihren Augen. Dann riß sie sich los und lief ins Haus. Als er ihr nachkam, sah er sie auf dem hölzernen Querschmel des großen Kruzifixes knien, das im Zimmer ihrer verstorbenen Mutter an der Wand befestigt war. Er störte sie nicht und ging.

Als er in die Stube zurückkehrte, in der der Kranke lag, fand er ihn schlafend. Seine Brust stand offen, so daß die rötliche Behaarung und die weißrote Narbe unter der Achsel deutlich sichtbar waren. Sein Kopf lag über dem Kissen zurück und er atmete tief und regelmäßig. Verto setzte sich ihm gegenüber und sah ihn lange an. Der Graf ward unruhig und erwachte. Kein Geräusch war im Zimmer als das Summen der Fliegen und das leise Klirren des metallenen Bechers, als Verto aus dem steinernen Krüge Wein für den Kranken darein goß.

Des Abends sagte er zu Piero Ariberti, nachdem die Schwester mit ihnen gegessen hatte und zur Ruhe gegangen war: „Lasset die Gemma den Grafen nicht weiter pflegen, Vater.“

Piero Ariberti sah ihn scharf an und Berto sah den Vater an, aber mehr Worte sprachen sie nicht darüber.

Zwei Tage später vermißte der Graf seine Pflegerin und fragte nach ihr. Man erwiderte ihm, sie sei bei einer Base, die zur Erntezeit einer Hilfe im Hause bedurft hätte. „Und wo?“ fragte der Graf, und die dienende Frau, die gerade um ihn war, gab Antwort: „In San Giorgio del Monte.“

Als der Herr aufstehen konnte und dann bald den Hof verließ, bankettierten sie in großer Fröhlichkeit. Piero Ariberti erzählte einen Schwanf nach dem andern; das konnte er, der sonst wenig sprach, besser als einer, wenn er dazu aufgelegt war. Guidotto und Berto und alle, die um den Tisch saßen, lachten, daß die Stube scholl; und Berto begann zulezt, vom Wein, der seine ein wenig blassen Wangen rötete, belebt, kleine Abenteuer und Streiche zu berichten, die er im Dienste des Grafen erlebt hatte, von denen dieser nichts ahnte und die er nun mehr als ergötzt anhörte. Es war ein fröhliches Tafeln, und ein fröhlicher Abschied, als der Laorca am andern Morgen mit Berto vom Hofe ritt.

Einige Wochen später mußte der Graf sich zum Bischof von Perugia begeben. Da Berto, der so lange Urlaub erhielt, wieder nach Hause kam, fand er den Vater verdrießlich und noch weniger zum Reden geneigt als sonst.

Sie saßen an dem selben großen Holztisch einander allein gegenüber, und sie hatten ihr Mahl schon fast beendet, der Vater hatte Weniges über die Ernte gesprochen, die besonders gut und reichlich ausgefallen war; plöcklich sah er vor sich hin und sagte: „Es ist etwas nicht in Ordnung.“

„Was, Vater?“

„Mit der Gemma ist es nicht in Ordnung.“

Bertos Hand, die das Messer hielt, mit dem er eben ein Stück vom Brote schneiden wollte, blieb unbeweglich in der Luft.

„Was ist mit ihr, Vater?“

„Eh, du hast mich doch selber zuerst gewarnt!“

„So, Vater?“ Das Messer stieß im Holz des Tisches. „Und warum wahrst Ihr nicht Euer Recht?“

„Recht?! Das ist das Recht!“ und er wies auf den Hof hinaus, im Sonnenschein, wo sein großer Hund dem kleineren eben einen Knochen wegriß.

„Wo ist die Gemma?“

„Sie wird bei den Tauben sein.“

„Und Benedetto?“

Benedetto Frolla war der Mann, dem Gemma zugebach war; das wußte jeder im Thal. Piero Ariberti suchte die Achseln, und Berto versank in Nachdenken.

Des Abends, als die heißen durstigen Erntearbeiter heimkamen, sah er die Schwester. Auch ihr Gesicht war rot und glühte, sie trug Blumen an der Brust, unter dem Kopftuch kamen die blonden Flechten hervor, und in den Ohren hingen die schweren Goldringe mit den großen geschnittenen roten Steinen. Sie kam den Bruder jubelnd zu begrüßen und sprang ihm an den Hals; aber sein Gruß war gemessen, so daß sie sich wieder von ihm entfernte. Später, da er an ihr, die bei den Frauen stand, vorüberging, schlug sie ihm auf die Hand: er blieb stehen und sie redeten freundlich miteinander.

Wie der Abend dunkler und kühler wurde, nahm die Menge zu. Aus einem großen Faß Wein, das Piero Ariberti seinen Leuten freigab, wurden die Becher gefüllt, Brot und Speck ward an den Tischen verteilt. Einer begann auf einer beinernen Flöte zu blasen, während ein anderer seine Viella stimmte. Bald tanzte ein Paar im freien Raum zwischen den Büschen, bald waren es ihrer mehrere. Jetzt holte Gemma ihren Bruder. Der Tanz hatte eine Figur, die sich in regelmäßiger Folge wiederholte: das Mädchen floß einige Schritte, wendete sich mit schelmischer Bewegung nach dem Tänzer um, der, so wie sie stehen blieb, ihr folgte, sie streckte die Hand aus, die er ergriff, drehte sich unter seinem Arm, und da er sie an sich riß und einmal herumschwang, entschlüpfte sie ihm bereits wieder in abgemessenen flüchtigen Schritten, und das gleiche Spiel begann von neuem. Berto tanzte mit schönen Bewegungen und mit dem Ernst, mit dem er alles tat, während die Schwester leidenschaftlich spielte. Alle andern blieben stehen und sahen dem Paare zu. In den Beifall, der am Schluß ertönte, mischten sich fremde Stimmen aus den Büschen, und die Kienfackeln beleuchteten die Herren, die, die Zweige niedertretend, hervorkamen. Der Graf

und seine vornehmen Begleiter saßen auf Maultieren, wenige Bewaffnete folgten ihnen zu Fuß. Die Landleute warfen sich alle aufs Knie vor ihrem Herrn, und Piero Ariberti ließ einen kostbaren Becher für ihn bringen. Guidotto lobte die Tänzer, pries den Hof, den Besitzer und seinen glücklichen Reichtum. Dann erzählte er, daß die Nacht ihn überrascht, und da in der Nähe keine Herberge war und er in der Dunkelheit nicht bis zum Kloster reiten wollte, bat er Piero, ihm und seinem Gefolge ein Nachtlager zu geben.

Es schien Berto, daß der nächste Weg nach Perugia nicht durch das Thal führte. Er beobachtete seine Schwester, aber ihre Wangen waren vom Tanzen so rot, daß sie nicht röter werden konnten. Sie war auch schon wieder mitten im Neigen und tanzte mit Benedetto, der beleibt und groß, sie langsam herumdrehte. Berto bedachte, daß der Graf auf dem Wege im Kloster zu tun haben mochte, und in der That hörte er ihn später sagen, daß der Abt von San Gervasio sich dem Zug anschließen und mit ihm zum Bischof nach Perugia reiten werde. Herr Barozio, der Kämmerer des Grafen, machte dabei die Bemerkung, daß der frühere Abt des Klosters und der gegenwärtige zusammen den Worten des Herrn entsprächen, „denn jener sei einfältig gewesen wie die Tauben, und der sei klug wie die Schlangen.“

Mächtig verklang Musik, Gesang und Lärm. Der Graf, der Kämmerer und ein anderer Ritter, der mit ihm war, wurden im besten Zimmer des Hauses, seine Bewaffneten in einer Scheune untergebracht; die Maultiere waren bereits im Stall.

Mitten in der Nacht stand Berto in großer Unruhe von seinem Lager auf. Er legte nur einen Mantel um, steckte ein Messer zu sich und stieg die Treppe hinab. Er wußte, seine Schwester schlief mit der Base Giulia, die dem Vater jetzt das Haus führte, und um zu ihr zu gelangen, mußte man durch eine Kammer, in der drei Mägde, eine alte und zwei junge, schliefen, und vor der Türe lag ein großer Wachhund. Dennoch stieg er hinab. Nichts regte sich in der Vorhalle, aber an der Steintreppe, die zur Mägdekammer und der der Schwester führte, vermischte er betroffen den Hund. Er setzte sich daher selber auf den Stufen nieder und wartete, unruhig, mit gepreßten Lippen. So saß er in der lauen Nacht, auf jedes Geräusch hirschend, aber er hörte nur den Klageruf eines Vogels und einmal ein fernes

Hundegebell, worauf auch die Wachhunde, die im Garten innerhalb der Mauern streiften, kurz anschlugen. Dann rührte sich lange nichts, endlich drängte sich etwas gegen ihn: es war der große Hund, der ihn ungestüm liebte. Vergeblich mühte Verto sich auszudenken, was den Hund von seinem Platze gelockt, was ihn zurückgebracht haben mochte. Als er aufstand, stand auch der Hund auf, ja er lief erwartend vor ihm her und blieb wieder stehen; durch die Spalten zwischen den geschlossenen Läden fiel das erste Morgenlicht, so daß er die Bewegungen des Tieres wahrnehmen konnte, aber was es ihm andeuten wollte, vermochte er nicht zu verstehen. Draußen im Hof waren auch die andern Hunde herangekommen, winselten leise und sprangen gegen das Tor, und als jetzt Schritte im Hofe und die Stimme des Wächters tönte, der den Hunden piffte, und gleichzeitig in der Mädkekammer Geräusch und Bewegung hörbar wurde, da stieg ein Gefühl der Scham in ihm auf, und fröstelnd und seine eigene Torheit scheltend, kehrte er in sein Zimmer zurück.

Er entschlief rasch und erwachte erst, als die Sonne hell ins Zimmer schien. Von unten schollen viele Stimmen, er hörte seinen Vater, hörte den Grafen reden, hörte Hufe klirren und lautes Gelächter. Vom Fenster sah er, wie der Kämmerer, Herr Barozio, sein störrisches Maultier vergeblich antrieb, das nicht vorwärts gehen wollte und zuletzt heftig ausfeuernd den Kämmerer fast aus dem Sattel warf. Endlich — er war so gleich wieder vom Fenster zurückgetreten — verriet der regelmäßige Hufschlag und die Schritte, die sich entfernten, daß die Gäste abzogen, und mählig wurde es still.

Verto blieb in rastlosen Gedanken. Daß Herr Guidotto die Weiber unmäßig begehrte, und daß Frau Athanasia, die nie schön gewesen und die er gefreut hatte, weil sie ihm Stadt und Kastell von Montiscio zugebracht, darüber noch gelber und hagerer geworden war, das hatte er immer gewußt, aber es hatte ihn bisher nie bekümmert.

Als er aus dem Hause ging, begegnete er dem Frolla. Vorsichtig begann er mit ihm zu reden, aber der Mann schien nichts Arges zu denken. Er wünschte nur, die Gemma möchte endlich Ernst machen.

„Wann wirst du mit Benedetto Hochzeit halten?“ fragte er die Schwester.

„Nie“, antwortete sie ruhig.

Er sah sie an. Sie spielte mit einer Nelke, deren Stiel sie um ihre Finger wand. Jetzt zog sie die Blume durch die Zähne und zerbiss sie.

„Gemma,“ sagte Verto endlich, „du weißt, was ich einmal gesehen. Wenn du mit dem Grafen . . .“

„Laß gehen!“ unterbrach sie ihn böse, „was kümmert mich dein Graf?“

Sie beobachtete seine Verwirrung und das Arbeiten der Gedanken auf seinem Gesicht. „Wenn er mich aber eines Tages heiraten würde,“ fuhr sie plötzlich lächelnd fort, „was würdest du dann sagen?“

„Du bist wohl närrisch, meine Gemma?“ fragte Verto.

Gemma drehte sich auf den Absätzen ihrer hübschen Schuhe. „Frau Athanasia ist alt und krank,“ sagte sie halb singend, „und sie hat ihm keinen Erben geboren!“

„Gemma, Gemma!“ rief er, „du bist ein ganz törichtes Mädchen. — Aber du bist des Vaters Freude und sein Stolz. Du weißt nicht, wieviel Unheil und Blut du über uns bringst. Man sollte euch alle einsperren!“

„Danke, mein kleiner Bruder, vielen Dank!“ rief sie und kehrte ihm den Rücken.

Von da an sprachen sie nicht mehr miteinander, aber bei Tische, und wo sie einander sonst begegneten, ruhten die Augen Vertos düster auf ihr.

Er kehrte zu seinem Herrn zurück, der Trevano wieder erobert hatte und seither dort Hof hielt, und kam erst zu Weihnachten wieder nach Hause. Auf der Bergstraße traf er die beiden Frolla, Benedetto und seinen Bruder Vitale. Sie gingen vorbei und erwiderten seinen Gruß nicht. Als Verto sein Pferd anhielt und fragte, ob sie ihn vielleicht nicht erkannt hätten, rief Vitale, der klein und braun war und eine scharfe Zunge hatte: „Man kennt euch nur zu gut, und darum grüßen wir euch nicht.“

„Was sagst du?“ fragte Verto.

„Das, was ich sage. Wer Ohren hat, kann hören.“

„Sprich deutlicher. Ich bin nicht scharfsinnig genug.“

„Deutlicher?“ schrie der andere, den sein Bruder vergeblich wegzuziehen suchte.

„Schweige, Schweige!“ sagte Benedetto.

„Schweigen?“ schrie Vitale. „Geh zur Hure, deiner Schwester . . .“ schrie er Berto zu, „und frag sie!“

„Antichrist! verfluchter!“ schrie Berto und spornte sein Pferd gegen Vitale, wobei er sein langes Schwert herausriß. Die anderen, die nur Messer hatten, stoben schreiend davon. Der Weg ging aufwärts, und Bertos Pferd war schnaubend hinter dem fliehenden Vitale her; der floh von der Straße über die niedere Steinmauer ins öde Feld, aber Berto setzte mit dem Kopf hinüber und ereilte ihn an den Satteln seines Wamsfragens. „Laß dein Messer stecken!“ sagte er scheinbar ruhig, während beide einander mit tödlichem Haß anblickten. „Wenn du an den Griff rührst, stech ich dich nieder. Ich sollte dir jetzt die Zunge abschneiden für dein Wort, wenn ich nicht fürchten müßte, daß es wahr sein könnte . . .“

„Es ist wahr!“ heulte der andere.

„Und wenn es wahr ist, Vitale, dann helfe dir Gott, wenn du es noch einmal aussprichst. Denn dann bringe ich dich um. Und jetzt geh!“ Damit schlug er ihm den Knauf seines Schwertes mehrmals ins Gesicht, daß Vitale mit blutiger Nase und Lippen hinfiel, und ritt davon. „Stirb eines übeln Todes!“ schrie ihm der andere, sich aufrichtend, nach.

Er aber ritt in zorniger Eile dem Hause zu. Die Dämmerung fiel bereits; in den Fenstern des Erdgeschosses wurde es Licht. Die Knechte kamen heraus, als er pochte und pfiff: der Vater sei nicht zu Hause, er sei am frühen Vormittag nach dem Kloster. Mit schwerer Stimme, die ihm wider Willen versagte, fragte er nach seiner Schwester. Die alte Magd erwiderte kummervoll, sie sei schon seit einiger Zeit mit der Base Giulia aus dem Hause; wohin wußte sie nicht.

Berto nahm sich kaum soviel Zeit, dafür zu sorgen, daß sein Pferd gekühlt, abgezäumt, in den Stall gebracht und mit Futter versehen wurde, und selbst die nötigste Nahrung zu nehmen, dann bestieg er ein Maultier und nahm einen Knecht mit, denn die Straße, die zum Kloster führte, war auch bei Tage für Pferde nicht sehr geeignet.

Es war eine kalte Nacht, in der eine schmale Mondsichel nur manchmal durch hochziehende dunkle Wolken schien. Dann sahen sie die Hügelrücken und die dunkleren Täler unter sich, während

ihr Weg steiler und steiler aufwärts ging, durch Schluchten über hohe schmale steinerne Brücken, deren Seitenmauern spitz wie Giebel liefen, und während tief unten in der Schlucht die winterlichen Wasser dröhnten. Sie hatten eines dieser Brücklein überschritten, als das Maultier stuchte und ausbrechen wollte. Bertosprang ab und beide hielten das zitternde Tier, das über die Brücke zurückwich. Vor ihnen auf einem alten Baumstamm seitwärts des Weges sahen sie eine dunkle Gestalt und zwei glühende Augen. Duccio, der Knecht, stieß ein fürchterliches Geschrei aus, da hob sich die Gestalt hoch empor und verschwand wie mit einem Satz im Dunkel der Wand.

Beide bekreuzten sich. „In dieser Nacht ist der Böse auf dem Wege“, flüsterte der Bursch.

„Es wird ein Bergluchs gewesen sein“, sagte Bertos. Aber auch er war nicht sicher und zitterte.

Schweigend führten sie das Tier, als sie es endlich vorwärts brachten, den dunkeln sich windenden Pfad weiter zur Höhe. Ein eisiger Wind erhob sich und blies ihnen scharf ins Gesicht. Nur in nächster Nähe und in unsicheren Umrissen unterschieden sie die Felsen und ihren Weg. Bis sie um eine Ecke bogen, der Wind aufhörte, ein Lichtschein von oben die Schlucht erhellte, und sie hoch an der Felsenwand über ihnen das weite, mächtige Bauwerk erblickten.

Jetzt erklang Glockenläuten vom Turm des Klosters, hallte von den Wänden wider und füllte die Schluchten mit seinem Schall. Bald waren sie am Tor und pochten und riefen, bis es aufgetan ward. Ferner Gesang schlug an ihr Ohr; durch den Hof und durch lange düstere Gänge folgten sie einem dienenden Bruder, bis im Glanz von tausend Lichtern die Klosterkirche sich vor ihnen öffnete. Vorn im Weihrauchnebel stand der Abt mit Inful und Mitra, hinter ihm kniete eine andächtige Menge, während Orgel und Gesang vom Chore schollen. Bertos warf sich gleich den andern nieder, und heiße Tränen quollen aus seinen Augen.

Er sah den Vater weiter vorne knien; er erkannte die gebeugte, nicht gar große Gestalt, das dünne weiße Haar. Als die Messe vorüber war, trat er in der Halle auf ihn zu und küßte ihm die Hände. Piero sah ihn unsicher an, aber sie sprachen in dieser Nacht nicht mehr von dem, was in ihren Seelen war.

Trotz dem hohen Festtag fand der Abt am nächsten Morgen Zeit, sich fast eine Stunde lang mit Piero Ariberti einzuschließen. Dann wurde Verto gerufen. Herr Gregorio, der Abt, war ein mittelgroßer Mann mit schmalem runden Kopf und ernststen Augen. Verto mußte der Worte des Kämmerers denken, als er eintrat und ihm die Hand küßte. Die strengen, tief in den Höhlen sitzenden Augen betrachteten ihn eine Weile, dann fragte Herr Gregorio, wie lange er schon im Dienste des Grafen sei.

„Drei Jahre, hochwürdigster Herr“, erwiderte er.

„Herr Guidotto ist ein großer Kriegermann“, sagte der Abt, „er ist fürsorglich und gerecht gegen seine Untertanen“, fügte er hinzu.

Verto schwieg. Piero aber, als hätte er einen Wink erhalten, stand auf und verließ das Gemach.

„Was führst du im Sinn?“ fragte der Abt, als eine Weile vergangen war. Verto schwieg. „Dein Vater fürchtet deine Absichten. Falle nicht in die Schlingen des Bösen, mein Sohn, der immer umhergeht!“

Verto gedachte des Gesichts der vergangenen Nacht und erschrak.

„Was führst du im Sinn?“ wiederholte der Abt. Er wollte nicht antworten, aber die strengen Augen, stetig auf ihm ruhend, zwangen ihn, obwohl er den Blick ebenso stetig erwiderte.

„Ich meine, es müßte uns Recht werden“, sagte er.

„Recht!“ erwiderte der Abt. „Hast du immer Recht getan? Hast du immer Recht werden sehen?“ Er wies mit der Hand nach dem Fenster. „Soweit du hier siehst, war alles früher des Klosters, und gehört heute dem Laorca . . .“ Er war aufgestanden und selbst ans Fenster getreten. „Abscondisti haec a sapientibus . . .“ murmelte er, dann verstummte er und sah Verto wieder aufmerksam an, der ihn gleichfalls ansah. „Du verstehst dich aufs Jagen, nicht wahr?“ sagte der Abt endlich. „Du weißt, wie lange ein Jäger geduldig steht und lauert und des Wildes harret und seine Zeit abwartet, ehe er den Speer wirft . . .“

Gespannt horchte Verto auf und blickte dem Abt auf die Lippen; der aber verstummte und sah ihn scharf an. „Überlaß dein Recht dem Herrn“, sagte er plötzlich. „Graf Guidotto ist

ein großer und gerechter Fürst . . . Geh jetzt, und noch Eins", sagte er mit starker Stimme: „Vergreife dich nicht an deinem eigenen Blut!"

Wieder sah Verto erschrocken zu Boden, da er geheime Gedanken erraten sah, die er sich selber kaum eingestand.

„Geh jetzt," wiederholte der Abt, „geh mit Gott, mein Sohn!"

Verto kniete nieder, küßte ihm die Hände, der Abt segnete ihn und machte das Zeichen des Kreuzes über ihm, und er ging. Piero stand schon bei den Maultieren. Sie ritten talwärts fast ohne zu reden. Einmal fragte Verto, während er über die Reden des Abtes nachdachte: „Wo ist die Gemma, Vater?"

Piero suchte die Achseln, sah ihn schief an und antwortete nicht.

Verto kehrte in den Dienst des Grafen zurück, und alles war wie vorher. Aber an einem der ersten Tage, an dem er wie gewöhnlich an der Tafel seines Herrn saß, der mit dem Kämmerer sprach, unterbrach der Graf sich plötzlich: „Du mit den unheimlichen Augen, sieh mich nicht so an!" sagte er, flüchtig über den Tisch hersehend. Und in der That hatte Verto eine Art, lange ohne zu blinzeln in das Gesicht der andern zu sehen, die diese aus der Fassung brachte. Er schlug seine Augen jetzt beschneiden nieder; der Graf lächelte in seiner stehenden Weise und sprach von anderem. Eine Weile später ließ er Verto rufen; und hieß ihn mit einem Brief an den Bischof nach Perugia reiten, und als er von da zurückkam, schickte er ihn nach Polefella, einen Trieb Pferde, die der Graf gekauft, herüberzuführen. So erhielt er einen Auftrag nach dem andern, die er alle getreulich ausführte, aber selten geschah es, daß sein Herr ihn bei sich behielt.

Der Winter verging und der Sommer brannte über den Tälern und Bergen und auf den Steinmauern und der Herbst kam wieder, und fast immer war Verto unterwegs oder hatte in einem der Kastele seines Herrn Dienst. Es war schon spät im Jahr und die Zeit früher Dämmerung, als er wieder einen Auftrag hatte. Wenn er quer durchs Gebirge ritt, konnte er einen Tag gewinnen. Er war mit zwei oder drei Leuten, die er an der Straße ließ, und ritt ins heimatliche Tal auf ein Haus des Vorwerks zu, in dem einer der Pächter seines Vaters wohnte, der

eine hübsche Tochter hatte und die Berto wohlgefiel, obschon er sich sehr im Saum hielt, denn daran war ja doch nicht zu denken.

Er sah Licht und fand die Hofthüre offen und die des Hauses auch. So trat er, sein Pferd am Zügel nachziehend, ein und machte es an einem Pfosten fest. Die Hunde, die erst angeschlagen hatten, wedelten jetzt um ihn. In der Halle war eine Tafel gedeckt; Brot und Wein und Speisen standen bereit, aber es war kein Licht da; er ging durch den Gang dem Schimmer nach. Er hörte ein Rufen und Lachen und jetzt sah er, selbst im Dunkeln, in einem engen Gemach ein Bettlein unter einem Madonnenbild im Lampenschein; davor stand die Base Giulia und die strahlende Gemma, sein Vater Piero, die Tochter des Hausmannes, die ihm wohlgefiel, und ein grauhaariger Mönch um ein ganz junges Kindlein, das die Frauen in die Höhe hoben und herzten.

„Das ist der Erbe von . . ., so Gott will!“ rief die Base Giulia; bei dem Namen hatte Piero ihr den Mund zugehalten.

Berto wollte laut auflachen, aber der Ton erstarb ihm in der Kehle. Er sah den Vater und den Mönch beiseite treten. Was sie redeten, konnte er nicht verstehen; aber aus ihren Blicken und Gebärden erkannte er, daß sie von dem Kinde sprachen. Der Vater redete zumeist und der Mönch nickte dazu. Berto aber ging schweigend zurück, wie er gekommen, berührte weder Wein noch Speise, so hungrig er war, band sein Pferd los, schwang sich in den Sattel und ritt weiter.

In des Vaters Hause saß er schon lange am Tisch und hatte gegessen, als Piero Ariberti eintrat. Sie begrüßten einander kurz und stellten nur die nötigsten Fragen, wie ihre Gewohnheit war. Dann verschloß Piero die Thür, holte aus einer alten Truhe Papiere und Pergamente sowie ein in Leder gebundenes, mit Eisenschlössern verwahrtes großes Buch hervor, nahm ein mächtiges Tintenfaß aus Ton von einem Wandbrett, setzte sich an das andere Ende des langen Tisches, schnitt sich eine Feder zurecht und begann mühsam zu schreiben. Er schrieb Ziffern, die seine Lippen lautlos mitsprachen, so daß die weißen Bartstoppeln an seinem Kinn sich dabei bewegten. Er trug einen Pelz und eine Kappe, die er tief ins Gesicht gezogen hatte. Es war kalt im Zimmer, obwohl im Kamin mächtige Scheiter brannten, und die

beweglichen Schatten durch die hohe Stube manchmal bis zum Gehälf hinauf tanzten.

Berto saß und schwieg. Zum erstenmal sah er mit innerem Grimm auf den Vater und dünkte sich weit klüger zu sein als er, und gerade dies nahm er ihm übel. Er wollte aufstehen. „Warte noch!“ sagte der Alte. Berto gehorchte. Piero zog den Weinkrug herüber und trank.

„Die von Siena und von Aggubbio haben einen Bund geschlossen“, sagte Piero. Berto schwieg. „Mit den Lambertelli“, fuhr der Alte fort.

Berto schwieg, aber er horchte auf, denn das war ihm neu.

„Die Urbinaten sollen auch dabei sein. Und der Bischof von Perugia; wenigstens weiß ich, daß sie insgeheim verhandeln.“

Berto sah die Mauern von Laorca wanken. „Weiß Herr Guidotto es auch?“ fragte er.

„Weiß nicht“, sagte Piero.

„Woher wißt Ihr es?“

Der alte Mann zuckte die Achseln. Im nächsten Augenblick schlug Berto sich an die Stirn: „Vom Kloster!“ durchfuhr es ihn. Aber was hatte der Vater und was der Abt damit zu tun und wie weit waren sie dabei? Berto sah in einen Abgrund. Seine Gedanken sprangen gleichsam von Schluß zu Schluß und jeder brachte neue Rätsel und neue Schwierigkeiten. Es war, als ob der Vater sie erraten hätte. Die Schatten tanzten hoch an der Wand in den kleiner werdenden Flammen des Kamins, als der Alte sich erhob, über den Tisch beugte und mit einem plötzlichen Ruck die Pergamente vor ihn schob. Unter jedem las Berto die Unterschrift des Laorca, sah, daß es sich um Schuldsommen und Verpfändungen handelte; wie weit sein Vater und wie weit das Kloster, das immer darin erwähnt wurde, Gläubiger waren, das wurde ihm nicht klar; wohl aber erkannte er, daß sein Vater reicher sein mußte, als er sich je träumen lassen.

„Ist der Caponsacchi für ihn oder gegen ihn?“ fragte Piero Ariberti.

„Und was sagt Herr Gregorio, der Abt, dazu?“ fragte Berto dagegen.

Piero Ariberti aber schüttelte nur den Kopf. Berto wollte nicht sagen, was er heute gesehen, und so konnte er nicht erkennen, was für ein Spiel sein Vater spielte.

„Ist der Caponsacchi für ihn oder gegen ihn?“ fragte Piero Ariberti wieder.

„Ich weiß es nicht“, sagte Berto. „Und was soll ich nach alledem?“ fragte er nach einer Pause.

Der Alte zuckte die Achseln. „Man redet, wann es Zeit ist“, sagte er. Dann lachte er ein wenig, schlug Berto auf die Schulter, und hieß ihn trinken und zu Bette gehen.

Das tat er denn auch, aber als er am andern Tage weiter ritt, war er in vielen seltsamen Gedanken und mit einem sonderbaren Gefühl von gesteigertem Bewußtsein und Grimm zugleich, und Unklarheit und Vereinsamung.

Er überlegte, ob er seinen Herrn warnen mußte, überlegte, ob er den Vater damit preisgab, und . . . den Abt.

Als er nach Laorca zurückkam, gab er seinen Bericht und sagte dann, er hätte noch etwas hinzuzufügen. Auf dem Weg nach Perugia seien Leute des Bischofs gesehen worden und nicht alle hätten geschwiegen; die Lambertelli hätten auf Zoria ein großes Fest gefeiert, und auch von Urbino sei die Rede gewesen. Er zog genug zusammen, daß der Graf die Wahrheit ahnen und die Gefahr ermessen konnte. Guidotto befragte ihn scharf; Berto gab ihm Worte, die ihm wie aus den Bergnebeln zugeflogen waren, was da und dort ein Reifiger beim Wein geschwätzt, ein Wirt seinem Gast nachgeredet. Der Laorca legte die Hand ans Kinn und sann eine Weile gleichsam in sich hinein, dann sagte er, es sei gut, und ging ins Haus zurück.

Berto war bereits im Hof und wollte aufsitzen, als der Graf ihn nochmals rufen ließ. Sei es, daß er den Jungen im weißgrünen Wams mißverstanden, der ihn gerufen hatte, oder aus sonst einem Grunde nicht dort wartete, wo er warten gesollt, er ging, den Herrn suchend, von Gemach zu Gemach, bis er plötzlich, da er Stimmen hörte, stehen blieb und selbst ungesehen und ungehört, sehen und hören mußte: Herr Guidotto ging auf und nieder; hinter ihm in einem hohen Lehnstuhl saß Frau Athanasia frierend in ihrem Pelz, fiebernd und zähneklappernd; sie sprach vor sich hin und schwieg keinen Augenblick; aber was sie sprach, konnte er nicht verstehen. Plötzlich stieß sie einen schrillen Schrei aus, verstummte einen Augenblick und sprach dann wieder rastlos weiter. Der Graf war bleich, er war an den Schläfen ergraut, und das Fleisch war gleichsam von den Knochen seines

Gesichts gewichen, er ging auf und ab und hie und da sah er sich nach der Frau um. Berto aber war scheu durch die Gemächer entwichen, und wartete in der Halle, bis der Graf kam und mit ihm sprach. Er hieß ihn nach Arezzo reiten mit einer Botschaft für den Caponsacchi. Berto wußte wohl, was davon abhing und was ihm anvertraut wurde.

„Hat er dich noch nicht ertränkt?“ fragte der Bärtige lachend, als er ihn sah; denn obwohl in diesen Jahren seine Schultern breiter und seine Züge schärfer und männlicher geworden waren, hatte Berto sich sonst wenig verändert.

„Er wird wohl keinen Grund dazu gehabt haben“, erwiderte er ruhig.

„Ist gut!“ sagte der Caponsacchi und begann Fragen zu stellen, aber Berto war auf der Hut, und als er alle so beantwortet hatte, wie es ihm am besten schien, versprach der Caponsacchi im Frühjahr mit seinen Reitern zu kommen.

Als er auf vorsichtigen und gefährlichen Pfaden sich nach Laorca zurückgefunden, überholte er einen Zug schwarz verummter Mönche, die einen Sarg nach dem Schlosse trugen, und erfuhr, daß Frau Athanasia am Tage zuvor sich aus dem Turmfenster in den Hof gestürzt und zerschmettert liegen geblieben war. Jetzt lag sie in der Halle gebettet; ein Priester betete schweigend, während der Graf in Trauerkleidung rastlos auf und ab ging. Die Halle war des Gesindes voll, Berto stand neben einem Fackelträger, der flackernde Schein fiel auf sein Gesicht, als der Graf ihn bemerkte und heranwinkte. Er wußte, was die Antwort, die er brachte, seinem Herrn wert war, und er wunderte sich nicht und dankte nur, als der Graf wortlos den Dolch, dessen Griff der Drache aus grünem Stein war, vom Gürtel löste und ihm schenkte.

Nun hatte Berto einen andern Wunsch, den er dem Kämmerer Herrn Barozio anvertraut hatte, damit Herr Guidotto ihn erführe. Er wollte, daß er ihn zum Ritter schlüge.

Vom Augenblick, da das Begräbniß Frau Athanasias und die Totenfeier vorüber war, wartete er gespannt, was sich ereignen würde. Während des ganzen Winters wurden die Verhandlungen über das Gebirge geführt, wie Schicksalsfäden, die hin und her zum Neß gezogen wurden. Auch Berto wanderte öfters über die kahlen oder verschneiten Höhen, obwohl er meist im

Kastell zu Cagli saß, zu dessen Besatzung er gehörte. Dort stand er anfangs März mit Herrn Azzo di Colla, der der Befehlshaber war, in der Waffenkammer; er hatte sich eben einen großen Bogen ausgesucht und fettete die Sehne ein und sie sprachen über die Schlachten, die sie im Frühjahr und Sommer erwarteten. Und im Gespräch erfuhr Verto, daß sein Herr um Nella Malaspina gefreit und der Markgraf Anselmo, ihr Vater, sie ihm anverlobt hatte.

Verto hatte die Nella an den Quellen des Arnostroms spielen sehen. Sie war noch ein halbes Kind, das auf der Wiese hinter dem Ball herlief und vor kurzem mit der Puppe gespielt hatte. Nellas Vater war Herr der Lunigiana und Schwager des Ordelaffi in Forlì, und wider Willen bewundernd erkannte Verto, daß der Laorca damit einen Gegenbund quer übers Gebirg gezogen hatte, der es mit dem andern aufnehmen konnte. Er war sehr bleich geworden und trat, sobald er konnte, auf den Wallgang hinaus und sah über die weiten Höhen und Täler hin, die sich nach der nördlichen Ebene zogen. Da er sich über die Linne lehnte, fühlte er einen peinlichen Druck an der Hüfte. Es war der grüne Steingriff des Dolches, den Guidotto ihm zum Geschenk gemacht hatte. Er wollte ihn aus der Scheide ziehen und tief hinab in den Gießbach schleudern, der unten am Fels niederschäumte, als er gerufen wurde. Ein Eilbote war aus Laorca gekommen, und er sollte mit allen irgend entbehrlichen Leuten hinüberziehen.

Auf Zoria hatte Gozzo Lambertelli gesagt, daß er nicht warten wollte, bis er zur Hochzeitsfeier geladen würde, und wenn sie nicht all ihre Bundesgenossen zur Stelle hatten, so war der Laorca noch weniger bereit. Die Boten flogen durchs Gebirg, und mancher Leichnam kollerte von einsamen Bergwegen in den Abgrund nieder, wenn einer abgefangen ward. Kaum in Laorca eingetroffen, mußte Verto sogleich nach Arezzo weiter, den Caponsacchi an sein Versprechen zu erinnern. Und er kam hindurch und zurück und konnte dem Grafen, der schon vor Trevano stand, melden, daß der Bärtige mit dreihundert Lanzen dicht hinter ihm sei.

Er traf den Laorca am Flußufer. „Nun sollen dir die goldenen Sporen nicht fehlen, wenn ich den Tag überlebe“, sagte er. Verto sah finster zu Boden. „Komm mit mir, wir wollen

nach den Lambertelli sehen. In wieviel Stunden kann er hier sein?"

„Wenn alles gut geht, faßt er sie vor Abend im Rücken.“

Der Weg am Flußufer ward enger und führte an dieser Stelle tiefer hinab; sie suchten einen Weg an der Böschung aufwärts. „Das ist heute schon die zweite gute Nachricht“, sagte der Graf. „Der Kämmerer hat mir die Dispens vom Papste gebracht, daß ich die Malaspina schon zu Ostern heimführen kann.“

Berto sah ihn an. Der Graf hatte sein Pferd angehalten, er hatte die Hand an die Ohrmuschel gelegt und lauschte. In der Niederung hinter dem Hügel klirrte es und über dem Kamme tauchten Lanzenspitzen auf.

„Wir müssen zurück, Berto!“ rief der Graf und wandte sein Pferd. Berto war dicht neben ihm, und gleichfalls wendend, drängte er sein Roß ganz an das des Grafen, beugte sich vor und stieß ihm den Dolch mit dem grünen Stein zwischen der Achselspanne und der Öffnung des leichten Brustpanzers tief in die Herzseite. Aufstöhnend und im Sattel wankend sah der Laorca sich um und starrte ihn mit wilder Wut und zugleich einem letzten grenzenlosen Erstaunen an; und ebenso starr und wie über sich und seine That erstaunt, gab ihm der junge Ariberti den Blick zurück. „Es ist um die Gemma, Herr!“ rief er, und als der Graf fiel, stieß er einen lauten Schrei aus, warf die Arme in die Luft und ritt den vom Hügel herabkommenden Bogenreitern entgegen in ihre Pfeile.

Jean Bouche, der Lakai

Die lange Susanne hatte ihm gesagt, daß sie soweit wäre, und als Jean Bouche sich dumm stellte, hatte sie gedroht, sie werde mit dem Herrn reden. Der Pächter war ein strenger, gläubiger Mann: das hieß Kirche und Brautaltar; und für die Ehe mit der langen Susanne, die um sechs Jahre älter war als er, war er sich zu gut. Sonntag früh schnürte er sein Bündel, und Sonntag mittag, nach dem Essen, versteht sich, rückte er aus. Vor Montag früh würde man ihn nicht suchen, und dann konnte er schon beinahe in Nancy sein; dort war einer der Vorsteher der Schuhmacherzunft seiner Mutter Bruder.

Er lief schnell über die wohlbekannten Waldwege; erst nach drei Stunden wagte er sich auf die Landstraße; aber schon eine Stunde nach Mittag hatte es zu regnen begonnen und um die Vesperzeit war er so triefend naß, daß er sich unter einem überhängenden Felsen im Gestrüpp am Wegrand vor den strömenden Güssen barg. Seine Schuhe und Strümpfe hatte er längst ausgezogen und in sein Bündel getan. Als er eine Weile schauernd da gehockt, hörte er Hufschläge hallen durch den plätschernden Regen; von der Seite der Straße, die er übersehen konnte, kamen zwei Reiter; der eine, der offenbar der Herr war, ritt voran, der andere folgte; beide waren tief in ihre Mäntel gehüllt und ritten schweigend. Die Landstraße lief hier durch einen Sattel zwischen steinigen Waldhügeln. Gerade vor ihm hielt der eine Reiter an, sagte zu dem Diener, der sein Tier gleichfalls zurückhielt, ein paar Worte, die der Junge im Gestrüpp nicht hören konnte, ritt dann die Straße ein wenig weiter hinauf, kehrte um, kam wieder zur gleichen Stelle zurück, und hieß den Diener ihm den Steigbügel richten. Jean Bouche sah, wie der Diener abstieg, den Riemen aufschnallte, zum Herrn aufsah, um nach dem richtigen Loch zu fragen, und sich wieder zuzuschnallen bemühte; und wie der Herr indessen eine Reiterpistole hervorzog, sie dem Gebückten fast an die Stirn hielt und losdrückte.

Es gab einen kurzen scharfen Knall, und der Betroffene stürzte ohne einen Laut mit ausgebreiteten Armen zur Erde. Der Herr stieg ab, beugte sich über den Gefallenen und durchsuchte seine Taschen; dann stieg er wieder auf, faßte nach dem Zaum des ledigen Rosses und ritt davon.

Starr vor Schrecken hatte Jean Bouche zugeesehen und kaum zu atmen gewagt. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, als er sich, an allen Gliedern zitternd, auf die Straße hinauswagte und den Toten betrachtete, der durchnäht im Kote lag. Es war ein blonder, kräftiger, junger Mensch, der nicht viel über die zwanzig hinaus sein konnte. Als er ihn eine Weile mit Schrecken und Neugier angesehen, bemerkte er auf der Erde, von dem Leibrock des Toten halbversteckt, etwas Weißes, wie ein Knöchlein, das näher besehen sich als ein beinernes Büchselein erwies, ein wertloses Ding wie es schien, aber von niedlicher Arbeit. Er nahm es an sich. Was ihn dazu trieb, wußte er kaum. Da kam ihm wie Todesschreck der Gedanke, daß Leute kommen, und ihn bei dem Toten finden, ihn für den Mörder halten könnten; er sprang wie verrückt in den Wald zurück, ergriff sein Bündel und lief davon.

Zwei Tage später kam er todmüde und zerrissen in Nancy an. Sein Oheim zeigte keine übermäßige Freude, ihn zu sehen, noch weniger Lust, ihn zu behalten. Jean Bouche bat, ihm nur solange Herberge zu geben, bis er Arbeit gefunden; inzwischen tat er, was man ihn hieß und redete nicht viel. Am dritten Tag kam der Schuster nach Haus und sagte, im Gasthaus zum goldenen Blumenkorbe wohne ein vornehmer Herr, der ihn auf die Empfehlung des Wirtes zum Lakaien nehmen wolle: die Livree würde er bekommen und hundert Silberstücke im Jahr: er könne die Stelle annehmen und Gott für sein Glück danken; er könne sie auch nicht annehmen; aber in jedem Falle wollten sie heute abend seinen Abschied feiern.

Jean Bouche folgte dem Oheim zu dem Gastwirt, der ihm einen Taler als Handgeld gab. Am anderen Morgen durfte er bereits die Stiefel seines neuen Herrn reinigen, dann nahm ihn der Wirt auf dessen Stube. Der gnädige Herr lag noch im Bett und wurde gerade vom Barbier eingeseift; er schob den Barbier ein wenig zur Seite, sah Jean Bouche flüchtig an, fragte ihn, wie er heiße und woher er sei, und sagte dann kurz: „Wenn du

brav und treu bist, wird es dir bei mir gut gehen; wenn nicht, nicht!" und entließ ihn.

Noch am selben Nachmittag brachen sie auf, und da, als er seinen neuen Herrn in Mantel und Federhut zu Pferde sitzen sah, da erst erkannte er ihn sowie die beiden Rosse wieder: es war der Mann, der seinen Diener im Walde erschossen hatte, und er selbst saß auf dem Pferde des Toten.

Er fühlte es wie im Fieber, und der Schweiß trat ihm auf die Stirne: „Bei nächster Gelegenheit laufe ich davon!“ war sein erster Gedanke, „Schlimme Sache, einem so großen Herrn davonlaufen“, der zweite, „zu Fuß komme ich nicht weit, und nehm' ich das Pferd mit, bis an den Galgen; da bin ich schön aus dem Regen in die Traufe gekommen: aus dem Ehebett der langen Susanne in den Dienst dieses Erkommunizierten!“

Das Köhlein ging sachte unter ihm, aber der Himmel und Wald und Wiesen waren so klein und undeutlich geworden, wie auf einem der alten Heiligenbildchen, die an den Bäumen hingen; so schwammen seine Augen. Bis ihn auf einmal der Gedanke tröstete, daß ja er den Herrn in der Hand hatte, von dem er ein so greuliches Geheimnis wußte. Der Gedanke machte ihn beinahe lachen, hinderte aber nicht, daß er bei jedem Befehl des andern zusammenschrak, und hätte jener ihn etwa absteigen und die Bügel richten geheißsen, so wäre er vor Entsetzen hingefallen.

Sein Herr sprach wenig und rauh, schien aber sonst nicht unmenschlich zu sein. Wundern mußte er sich nur, daß ein so großer Herr, der Pair und Marschall von Frankreich war, mit einem einzigen Diener und in so geringem Aufzug reiste, und auch seine Ration, sowie die der Pferde in den Gasthöfen wurden ihm zwar gerade ausreichend, aber sehr genau zugemessen.

Sie hatten das lothringische Doppelkreuz schon lange hinter sich, als sie in einer kleinen Stadt vor einem alten Schlosse Halt machten. Die Straße war eng und schlecht gepflastert, das Tor verwittert; nur zwei magere Pferde standen noch im Stall, und eine wackelige alte Karosse in dem weiten Gewölbe daneben. Auch der Kutscher war wacklig und alt; der Koch hatte nur einen Küchenjungen; zwei schmutzige schwarzhaarige Mägde liefen zer-rissen und barfüßig durch Küche und Haus . . . aber oben im Saal saß eine wunderschön gepuhte Dame, und wenn sie auch nicht mehr ganz jung war und eine gewisse Fülle erreicht hatte,

so hatte sie doch den weißesten Busen, den Jean Bouche sich denken konnte, und den sie auch reichlich zeigte.

Sie saß in einem hohen Sammetstuhl, hinter ihrem runden Rücken war auf dem verschliffenen und zerrissenen Stoff ein goldgesticktes Wappen sichtbar; und hinter dem Stuhl stand ihre Kammerfrau mit einer großen weißen Halskrause; von den be- ringten Ohren hing je ein schwarzes Haarsträhnchen herab, und sie lächelte dem neuen Burschen zu, als er der Frau Marschallin den Saum ihres Kleides küßte; ihre Augen schielten und ihr Mund verzog sich süßlich beim Lächeln, was Jean Bouche nicht gefiel.

„Wo haben Sie denn Gaspard gelassen?“ fragte die Mar- schallin ihren Gatten, der am Fenster stand und pfiff.

„Vor Nancy hab ich ihn auf einen Botengang geschickt und er ist nicht wiedergekommen; ob er entlaufen oder ob ihm etwas zugestoßen ist, hab' ich nicht erfahren können.“

Jean Bouche zitterte am ganzen Leibe. — „Was hat der Bursch?“

„Ich habe einen Schatten gesehen!“ stammelte er.

Der Marschall, dessen rotes Gesicht nicht einmal röter wurde, griff nach seiner Hundepeitsche: „Ich werde dich lehren, hier Schatten sehen . . .“ begann er.

Jean Bouche sprang rund um den Tisch und blieb erst auf der Treppe, eine Stufe tiefer, als der Saal war, stehen, indem er sich mit der Hand am Türpfeiler hielt und zurücklugte. Der Marschall hatte einen gichtigen Fuß. Die Marschallin lachte; es war ein trillerndes kokettes Lachen, das kindlich und doch heiser klang. „Sehr behende!“ sagte sie.

So begann Jean Bouche seinen Dienst bei dem Herrn Mar- schall von Saint-Nazaire. Er sah wohl, daß sein Herr nicht im Golde schwamm, und er hörte bald, daß er beim König in Un- gnade gefallen war. Zur Livree erhielt er nichts als einen alten blauen Rock mit großen Fettflecken; der Küchenjunge lief bloß- füssig über die Fliesen. Die Schüsseln waren verbeult, das Brot spärlich und der Wein schlecht; nur am Braten fehlte es nie, weil der Marschall selber zur Jagd ritt. Wenn die Herzogin im Wagen ausfuhr, wußte man nie, wo er stecken bleiben würde, weil die Pferde nicht weiter konnten; Hafer bekamen sie nie. Das hinderte nicht, daß alles den Hut bis auf die Erde zog,

wenn der Herr Marschall mit seinen Wolfshunden vorüberschritt, und daß Jean Bouche selbst jeden unsanft beiseite stieß, wenn er dem Herrn Marschall voranleuchtete und einer ihm in den Weg kam. Manchmal aber gab es plötzlich reichere Schüsseln und bessere Weine, die Herzogin trug ein neues Seidenkleid, und allabendlich kamen vollblütige Herren und geschminkte Damen aus der Stadt; sie saßen bis zum Morgengrauen beim Kartenspiel, unter Lärm und Lachen; erst wenn unten die ersten Händler Milch oder Wasser auszurufen begannen, wurden die gähnenden Lakaien der Gäste geweckt und leuchteten ihnen durch die finsternen Gassen nach Hause.

Des Tags gingen allerlei Leute die schadhafte Treppen auf und ab und bisweilen erhob sich im Zimmer des Marschalls ein fürchterliches Lärmen, und irgend jemand flog heraus und fand sich und seine Perücke am Fuße der Treppe wieder. Auch des Nachts hörte Jean Bouche Türen öffnen und schließen, nie aber ward er gerufen, mit der Laterne einem der späten Gäste zu leuchten. Einmal hörte er gegen Mitternacht an der Hinterpforte des Hauses lange klopfen und leise rufen; da eilte er hinab und öffnete: der Eintretende, ein junger Edelmann, der ganz in seinen Mantel gewickelt war, drückte ihm ein schweres Goldstück in die Hand. „Ei!“ dachte Jean Bouche und suchte von nun an zur Stelle zu sein, wenn er um diese Zeit jemanden kommen hörte, und leuchtete dem Herrn beflissen die Treppe hinauf.

Als er dies zum zweiten Male tat, begegnete er der schielenden Kammerfrau, die eine Waschschüssel über den Gang trug, und deren Augen noch weiter auseinander starrten, als sie ihn erblickten. „Ist denn das nicht . . .?“ hörte er den Fremden fragen — da war er auch schon oben in seiner Schlafstätte.

Am folgenden Tag rief ihn die Kammerfrau in ihr Zimmer und sagte ihm, er sei ein kluger und gewandter Bursche; der Herr von gestern schicke ihm noch ein Goldstück, das möge er auf seinen Mund legen; dann werde es ihm nicht schwer fallen, ihn geschlossen zu halten.

Den Mund mußte er zu halten, aber seine Neugier nicht; und so schlich er in Strümpfen auf und ab und zeigte sich dienstbeflissen, bis er entdeckt hatte, daß, wenn bei Tags die Leute in allerlei Geschäften, die er nicht begriff, zum Herrn Marschall

kamen, dann kamen sie des Nachts, auch in allerlei Geschäften, zur Frau Marschallin.

Jean Bouche, der nun schon so viel wußte, wußte auch zu schweigen, wenn's ihm auch immer weniger geheuer wurde. Daß man ihm dieses Schweigen anrechnete, das merkte er daran, daß er mehr als früher zum Dienst der gnädigen Frau befohlen wurde. Er mußte die Kohlen anblasen, mußte Limonade bringen oder Wein; bald durfte er auch die Puderschachteln und Schminktöpfchen halten, wenn Nanon, die Kammerfrau, ihre Herrin frisirte; ja er durfte selber der gnädigen Frau die Schuhe aufschürren, und in kurzen Wochen stieg das Vertrauen der gnädigen Frau zu ihm so sehr, daß er kommen durfte, wenn sie kaum dem Bett entstiegen war, und bleiben, beinahe bis sie sich wieder in die Kissen legte; und er bewunderte reife Reize.

Als die Dame einmal einen seiner bewundernden Blicke bemerkte — oder hatte Nanon sie darauf aufmerksam gemacht — da lachte sie nur und fragte, ob sie ihm gefiele? Er wurde rot und stammelte irgendeine überschwengliche Antwort; da lachten beide Frauen lustig über ihn, und die Herzogin fand, daß er ein hübscher Junge sei, und so kam es dahin, daß er bald länger bleiben oder früher kommen durfte und daß der Liebhaber, der der langen Susanne entlaufen war, im Bette einer Herzogin lag.

Kaum aber sah er sich so in Seide und Uppigkeit gebettet, als er das mißliche der Sache zu fühlen bekam. Daß er im Hemde über kalte Steingänge flüchten mußte, wenn unten Hufschläge auf dem Pflaster schollen und der Marschall von nächtlicher Jagd heimkehrte oder sonst ein verdächtiges Geräusch hörbar wurde, das begriff er; derlei Fluchterlebnisse waren ihm nichts Neues. Aber daß er in dem Augenblick vom Liebhaber wieder zum Lakaien herabsank, in dem er aus dem wappengeschmückten Bette stieg, daß er unter Tags um gar nichts besser behandelt oder angesehen wurde als vorher, das fraß ihm am Herzen, obschon er selbst sich auch durchaus nicht anders zu benehmen wagte. Und eines Morgens sagte Nanon ihm auf dem Gange im Vorübergehen, daß er für den Dienst der gnädigen Frau augenblicklich nicht benötigt werde, da die kleine Ziennette, ihr Patentkind, jetzt dazu da sei. Schlaslos, in dem kalten Bretterverschlag unter dem Dach, in dem er gebettet war, wo

auf dem Fußboden ein zerbrochenes Waschbecken und ein alter Talgleuchter standen, während neben ihm Jacquot, der bloßfüßige Küchenjunge, im tiefsten Schläfe lag, hörte er unten die Türe gehen. Im Augenblick war er aus dem Bette und auf dem Treppenabsatz. Ein Licht glitt die Stufen herauf, das ihn und alles andre in noch undurchdringlicherem Dunkel ließ. Nanon war es, die das Licht trug und einem breiten, untersehten Mann, der beim Treppensteigen heftig schnob, beständig „Et, si“ zuflüsterte. Obwohl auch er den Mantelkragen mit breiter Hand halb vors Gesicht hielt, erkannte Jean Bouche doch den Seidenhändler Béchameil, zu dem er am selben Tag mit der Botschaft geschickt worden war: „die Pachtzeit laufe ab, er möge sie erneuern kommen.“

Am andern Morgen trug er ungeheißten die Kohlen in das Schlafzimmer der Herzogin, die kaum bekleidet vor dem Spiegel saß, stellte den Eimer hin und überhäufte sie mit Vorwürfen. Die Herzogin, ohne ihm auch nur einen Blick zu schenken, rief: „Nanon, schaff mir den Burschen hinaus!“ Da warf er sich vor ihr nieder, bat sie um Verzeihung, schwor ihr, daß er vor Sehnsucht und Liebe vergehe und vor Eifersucht sterbe, küßte ihr die Füße und bat sie weinend, ihn nicht sterben zu lassen. Weniger von seinen Tränen, als von seiner frischen Jugend gerührt, streichelte sie seine Wangen, nannte ihn ein dummes Kind, und versprach ihm die Erfüllung seiner Wünsche, „falls er sich hinfort bescheiden und ehrfürchtig betragen würde“, und dankbar küßte er ihr die weichen Hände, die wie kleine Seidenpolster waren.

Auf dem Steingang tönten hallende Sporenschritte, und Jean Bouche sprang in jener Angst empor, die ihn meist überfiel, wenn sein Herr sich unversehens näherte. „In den Alkoven, hinter den Vorhang, schnell!“ flüsterte seine Herrin ihm zu, und auf den Zehenspitzen schleichend verschwand er hinter den schweren Falten ihres Bettvorhangs. Der Marschall, der sehr übler Laune zu sein schien, begann sogleich mit seiner Frau über Geldangelegenheiten zu streiten; sie stritten lange, und Jean Bouche, dem das Stehen hinter dem Vorhang unbequem ward, ließ sich sachte auf die Kissen des Bettes nieder; er fühlte, daß er auf etwas Hartes zu sitzen kam, und vorsichtig greifend, fand er, daß ein Beutel mit Goldstücken im Bette versteckt lag. Da ging ihm

ein Licht auf, da er des Besuchers der eben vergangenen Nacht gedachte, der gekommen war, „die Nacht zu erneuern“; und darüber begann er weiter zu denken und nachzurechnen, indem er die Nächte, in denen er die Hinterpforte gehen und vermurmelte Besucher die Treppe hatte hinaufschleichen hören, mit den guten Zeiten der Tafel und des Hauses verglich. Im Zimmer war es indessen still geworden, er hörte nur das Knistern von Papieren, in denen geblättert wurde und das leichte Geräusch unwillkürlicher Bewegungen. Er schob die Falten des Vorhangs zwischen beiden Händen ein wenig auseinander und spähte mit seinen vorwitzigen Augen durch den Spalt, konnte jedoch das Paar nicht erblicken, weil sie sich in einem Teil des Gemachs befanden, der vom Alkoven aus nicht sichtbar war. Statt dessen fielen seine Blicke auf einen kleinen mit grauer Seide gefütterten Schrein, in dem sich allerlei zierliche aus Wein geschnitzte Säcklein befanden, wie Frauen sie zur Handarbeit und zu andern Dingen benötigen, und darunter genau das gleiche Büchlein, wie das des Toten, das er noch immer in seinem Bündel verwahrte; er entdeckte auch eine leere Vertiefung in der Seide an der Stelle, wo das andere Büchlein fehlte. Als seine Augen dies sahen, da ging in seiner Seele ein zweites Licht auf, das längst darin hätte aufflackern können, wenn er klüger gewesen wäre: er wußte plötzlich, warum sein Herr jenen Gaspard an der einsamen Stelle im Walde erschossen hatte, und mit einem Schrecken, der ihm durch alle Glieder fuhr, erkannte er, daß er genau in der gleichen Falle stand wie jener und genau die gleiche That begangen hatte, um derentwillen er bleich und blutig im Straßenkot gelegen hatte.

Die Zähne schlugen ihm im Munde bei diesem Gedanken, und die Knie schlotterten ihm; er wußte, im nächsten Augenblick würde er entdeckt und erschlagen werden; in seiner Todesangst wollte er schon selber hervorspringen und sich dem Marschall zu Füßen werfen, als das Gespräch im Zimmer wieder laut und heftig wurde. Er hörte, wie der Marschall seine Frau eine Hure, ein liederliches verschwenderisches Weibsbild nannte, und ihr nicht nur ihr eigenes Verhalten, sondern auch das ihrer Schwester, ihrer Mutter, ihres Vaters, das ihrer Vettern und Tanten, und als schlimmstes immer wieder ihr eigenes vorhielt, während sie ihm die Antwort nicht schuldig blieb, und ihm alle

seine verlorenen Schlachten, seine miserablen Dienste aufzählte, und wie er den Marschallstab nur bekommen, weil er sie geheiratet und einem ihrer Vettern einen nicht näher zu nennenden Theil seiner Person geküßt hätte, den sie übrigens mit ungeschminktem Wort zu nennen nicht zögerte; einen schäbigen Lumpen nannte sie ihn, der ihr nicht genug zu essen und nicht Kleider zum Anziehen geben könnte, so daß sie im Hemde geben müßte, — wie sie ja tatsächlich im Hemde da saß, — einen Feigling und Dummkopf, dessen jeder lache . . . und für diese und ähnliche Worte, die sie ihm sagte, bekam sie reichlich Ohrfeigen und Faustschläge, bis sie vor Wut und Schmerz jämmerlich schrie. Endlich schritt der Marschall fluchend und pfeifend hinaus; Jean Bouche lugte um die Ecke und sah die Herzogin übel zugerichtet, mit zerbläuten Schultern und dunklen Flecken im Gesicht dastehen; die schielende Nanon war eingetreten und legte ihrer Herrin nasse Tücher um, jammerte und schimpfte mit ihr und wollte sie zu Bett bringen. Da fanden sie den vor Angst halbtoten Jean Bouche, der sie mit Grauen anstarrte. Die Herzogin gab ihm sogleich eine der Ohrfeigen zurück, die sie bekommen hatte und hieß in sich hinaustrollen; Nanon übergoss ihn mit einem Krüge kalten Wassers und warf ihm noch die Brennschere nach.

Grauen und Wut im Herzen eilte er in seine Kammer, öffnete sein Bündel und suchte das beinerne Büchschchen hervor, das er unter dem Toten bei Nancy gefunden hatte und das in dem grauseidenen Schrein unten fehlte. Als er es genug begüßelt hatte, lief er durch drei oder vier Gassen zu dem kurz-sichtigen alten Schreiber Quicquetot, der hinter der Kapitelskirche im ersten Stock am Fenster saß, und der ihm für ein paar Kupfermünzen die Worte: „Der galante Gaspard seiner Dame“ auf einen Papierzettel schrieb. Der Schreiber stellte allerlei Fragen nach dem Grund und Zweck der Schrift, aber Jean Bouche gab ihm so dumme Antworten, daß jener auch nicht klug daraus wurde. Neugierig ließ er sich die einzelnen Worte zeigen und vorbuchstabieren und zu Hause machte er hinter dem Namen Gaspard ein dunkles Kreuz. Dann tat er den Zettel in das Büchschchen, das er an seinen richtigen Platz zu bringen gedachte. Aber so oft er sich ungesehen in das Zimmer schlich, das er früher bei Tag und Nacht so oft betreten hatte, überfiel ihn ein Zittern, so daß er sich nicht bis in den Alkoven wagte, sondern

von einem Schreck gejagt wieder aus dem Zimmer lief. Nun dachte er das Büchsen im Speisesaal seiner Herrin auf den Teller zu legen; fand aber auch dazu nicht den Mut, und als er sich endlich entschlossen hatte, es einfach auf dem Fußboden des Saales aufzustellen, so daß es seltsam und unvermutet allen sichtbar werden mußte, da griff er umsonst in seine Taschen: ob er es auf der Straße oder im Hause verloren oder ob man es ihm gestohlen hatte, er fand es nicht mehr. Am liebsten wäre er sofort aus dem verfluchten Hause gelaufen, aber schlimme Bedenken und eine furchtbare Neugier hielten ihn darin fest. Zulezt kam ihm der Gedanke, auf das Kapitel zu gehen und dort alles zu beichten, aber was er von sich selber zu beichten gehabt hätte, schreckte ihn ab, obschon die Vorstellung, wie er dem geistlichen Herrn sagen würde: „Auch ich habe leider mit der Frau Herzogin geschlafen“ ihn so aufgeblasen machte, wie einen der Gänseriche, die im Hofe schnatterten. Sie schnatterten nicht ohne Grund: Jacquot, der Küchenjunge, hatte sie aufgeschreckt, als er dem größten Vogel das Büchlein aus dem Schnabel riß, das dieser in einer Pfütze im Hofe aufgedickt hatte. Der Koch trug es, nachdem er es an seiner Schürze sauber abgewischt, mit tief gezogener Mühe in den Saal, wo die Herrschaften beim Mittagstische saßen, da er wohl dachte, daß die Gnädige Frau es verloren haben mußte.

Der Marschall nahm es an sich, ohne zu bemerken, welch einen verwirrten Blick seine Gemahlin darauf heftete: „Das muß in der That Ihnen gehören, Madame“, sagte er.

Sie streckte ihren üppigen Arm über den Tisch, daß er es ihr geben sollte: der Marschall jedoch, ohne ihrer Bewegung zu achten, fingerte halb höhnisch, halb gleichgültig daran, und öffnete es zulezt, und zog das Papier heraus, das darin zusammengefaltet lag. Die Herzogin wurde freideweiß, der Marschall aber tat, nachdem er es gelesen, einen wilden Fluch, schlug mit der Faust auf den Tisch und warf ihr Büchlein und Zettel ins Gesicht.

Sie las das Zetteldchen und sagte nur: „Welche Dummheit! ... aber dieser Gaspard war immer ein Dummkopf, der sich alles Mögliche einbildete!“

Da brach der Marschall in ein wüstes Gelächter aus, und die Marschallin stimmte mit ihrem heiseren koketten Lachen ein.

„Aber was mag nur das schwarze Kreuz hinter dem Namen bedeuten?“ fuhr sie mit schmeichelnder Neugier fort.

Da wurde der Marschall weiß im Gesicht und saß mit stieren Blicken da. Eben wollte Jean Bouche ihm mit unsicheren Händen den Braten servieren, aber die Schüssel schwankte so, daß er die Brühe über den Spitzenkragen und Leibrock des Marschalls schüttete, der mit dem gichtischen Fuß aufstampfte und zornig nach ihm schlug.

„Ich habe einen Schatten gesehen, gnädiger Herr!“ rief Jean Bouche. „Wirklich und wahrhaftig!“ und sank auf die Knie.

Der Marschall aber, von dessen Ärmeln und Manschetten das Fett tropfte, warf ihm das ganze in Saft und Gewürz flebende Stück Braten ins Gesicht. Sein eigenes Angesicht war jetzt so rot, als ob es an einem Ofen geglüht wäre, und unter Flüchen erhob er sich und schritt stolpernd aus dem Zimmer.

Die Herzogin saß noch eine Weile bleich am Tische, während Jean Bouche sich das Gesicht mit der Serviette reinigte und sie gleichzeitig blinzeln beobachtete. Endlich stand sie seufzend auf und ging in ihr Zimmer. Dorthin kam ihr der Marschall nach und sehr bald hörte die Dienerschaft wiederum böses Fluchen, Drohen und Schreien daraus. Und so schrecklich ward der Lärm, daß alle, Nanon, die kleine Tiennette, der Koch, Jean Bouche und die Mägde auf dem Gange vor der Türe zusammenliefen und horchten.

„Sie müssen ja wissen, ob ein Schatten in Ihrem Hause umherschleicht!“ schrie der Marschall, und dann flog irgend etwas an die Wand, und seine Frau heulte.

Plötzlich wurde es ganz still im Zimmer; sie hörten einen schweren Fall; die Türe öffnete sich, mit offenen Haaren und blutiger Nase und Lippen stürzte die Herzogin heraus und sah mit verstörten Blicken die Leute an, die beim Öffnen der Türe zurückgefahren waren und dann alle ins Zimmer drängten.

Der Marschall lag mit halb offenem Mund auf dem Boden und rührte sich nicht; nur seine Augen sahen in schrecklicher Wut aus dem verzerrten Gesicht auf die Eindringlinge.

Man hob ihn auf und setzte ihn auf einen Stuhl; aber er redete nie wieder und stand auch nie wieder auf den Füßen:

nur die Augen blickten mit immer gleicher Wut nach seiner Frau, wenn sie lächelnd im Hause ihre Anordnungen traf, und ihn in ein beliebiges Zimmer schieben ließ, sobald sie Gäste empfing oder sich an den Spieltisch setzte.

Jean Bouche hatte sie bald nach dem unglücklichen Ereignis entlassen.

Er diente noch manchem andern Herrn, sah vieles und wußte, da er die Gabe der Verschwiegenheit besaß, manche Gunst zu finden; und so erhielt er zuletzt die Erlaubnis, in Paris ein Badehaus zu eröffnen, in dem vornehme Herren abstiegen, und wo sie außer Zimmern und Bädern noch manche andere Gelegenheit fanden; und das Badehaus von Jean Bouche auf der Place du Coq-Héron ward das besuchteste der Hauptstadt.

Es war daher für ihn eine tiefe Kränkung, als die verwitwete Marschallin von Saint-Nazaire, der er einst gedient hatte, und die in große Nöthe geraten war, das Haus ihm gegenüber bezog. Nicht etwa, weil dies unangenehme Erinnerungen in ihm wachrief. Er war damals bereits ein beleibter Herr geworden, hatte sich gut verheiratet und trug stets eine Perücke à la Financière und einen Stock mit einem Silberknopf. Die Herzogin, die noch beleibter geworden war als er, immer schwarz gekleidet und im Witwenschleier ging, hatte ihn längst vergessen. Aber in ihrem Hause wurden allabendlich ungeheure Summen verspielt, und da sie, dank ihrer vornehmen Geburt und ihren Beziehungen, den Herren, die zu ihr kamen, ganz andere Damenbekanntschaften vermitteln konnte als Jean Bouche, so wurde sein Haus leer, während das ihre sich füllte, und jeden Abend sah er mit Verdruß die Zahl der Karossen und Sänften auf der andern Seite des Platzes steigen, während die vor seinem Thor abnahm.

Vergeblich wendete er sich an mehrere seiner vornehmen Gönner; obwohl niemand vom Hofe mit ihr verkehrte, machte der hohe Rang der alten Dame es doch unmöglich, daß gegen sie eingeschritten wurde. Endlich entschloß er sich, ihrem Sohne, dem jungen Herzog von Saint-Nazaire, der seit langem einer seiner Klienten war und ihm viel Geld schuldete, Vorstellungen zu machen. Der Herzog wurde rot und weiß im Gesicht und vielleicht hätte er den Degen gezogen und Jean Bouche auf der Stelle totgestochen, wenn er nicht gerade wieder eine größere

Summe von ihm benötigt hätte, während er von seiner Mutter, mit der er in Unfrieden lebte, nichts zu hoffen hatte. Daher machte er dieser einen Besuch und hielt ihr vor, wie beschämend es für ihn wäre, wenn er das Haus Jean Bouches besuchte, sich sagen zu müssen, daß gegenüber ein ähnliches sei, das seiner Mutter gehöre. Aber sie achtete nicht auf ihn und hieß ihn von diesen Dingen schweigen, da es ihm nicht zukäme, mit seiner Mutter davon zu sprechen. Da geriet er in Zorn und sagte ihr, wie sehr sie ihn auch immer vom Hause entfernt gehalten, so wisse er doch gut, was für einen Lebenswandel sie geführt und daß sie sein Erbe vergeudet hätte, und zählte ihr zuletzt alle ihre Liebhaber auf, von denen er wußte, — es waren ihrer mehr als vierzig, — darunter Leute niedrigsten Standes.

Die Herzogin atmete, als er geendet hatte, erleichtert auf, da sie ihrer viel mehr wußte; dennoch begann sie zu weinen, während ihr Sohn lachte und pfeifend fortging, wie einst sein Vater. Aber sonst änderte sich nichts.

Da geschah es, daß einem schweizerischen Offizier, der eben von der Armee des Herrn von Turenne nach Paris gekommen war, im Hause der Herzogin all sein in vielen Feldzügen erspartes Geld und selbst Uhr und Ringe abgenommen wurden, worauf man ihn ohne Degen, Leibrock und Stiefel auf die Straße gesetzt hatte. Nachdem er vergeblich sein Recht gegen sie gesucht, ließ er an den umliegenden Häusern und an den Stadttoren Zettel ankleben, auf denen er jeden Fremden vor dem Hause auf der Place du Coq-Héron warnte. Damit aber begnügte er sich nicht, sondern ging seine Kameraden um Hilfe an, und in einer Nacht kamen sie erst leise, dann mit großem Lärmen und Pfeifen und Trompeten auf dem Place zusammen und warfen alle Fenster des Hauses ein. Dann begaben sie sich zu Jean Bouche und feierten ein großes Siegesfest.

Die Folge war, daß zwar einige von ihnen auf kurze Zeit gefangen gesetzt, aber auch das Haus, das Jean Bouche soviel Ärgernis gab, geschlossen wurde.

Jean Bouche sah noch den Leichenzug der Herzogin, der sie mit vielen Wappen und Fackeln, aber ohne alles Trauergelicht, in einsamer Nacht auf den Friedhof führte. Er selbst wurde ein vermögender Mann und der Gründer einer angesehenen Familie von königlichen Beamten, Ratsherren und Geistlichen.

Der Offizier

Ein lichter Frühlingsabend lag über der Stadt. Die weiße Hauptstraße, die schattenerfüllten Seitengassen mit ihren alten Steinpalästen und die Kieswege im Park waren bunt von Offizieren und Soldaten. Zwischen ihnen ergingen sich die wohlhabenden Bürger; nachlässig gekleidetes Volk stand umher und beobachtete scheinbar teilnahmslos.

An dem Palmenhügel in der Nähe des Parkeingangs stand eine kleine Gruppe von Offizieren, zwei davon im grünen Waffenrock des Generalstabs.

„Blut und Sprache?“ sagte ein bärtiger Major, der älteste unter ihnen. „Was für andere das Einende ist, ist für uns das Trennende! Empfindet der Corsi anders? Ein Kaiser, ein Dienst, eine Ehre!“

Corsi lächelte und schwieg. In diesem Augenblick trat der Divisionsadjutant auf sie zu. „Es bestätigt sich,“ sagte er, „sie haben das Bündnis geschlossen, schon am achten!“

Alle sahen einander an. „Das heißt Krieg, meine Herren!“ sagte der eine. „Das heißt . . ., daß ich sogleich zur Erzellenz muß!“ erwiderte der Major lächelnd. „Tschau!“ Er ging mit dem Adjutanten. Sie grüßten und trennten sich. Aber überall redeten die Begegnenden einander an, wie Funken flog es von Gruppe zu Gruppe, und überall wurde das Gespräch erregter, die Stimmung der Stadt eine veränderte.

In tiefen Gedanken ging Corsi durch den Park und durch die stilleren Seitengassen nach seiner Wohnung. Im Westen flammte der Abend rot über dunkeln Hügeln und Häusern. Er überschritt die Brücke und betrat den kleinen Hohlweg; im Schatten der Bäume dunkelte es bereits, während der Himmel darüber noch licht war; das Flöten der Amseln tönte mit letzter Süße. Ein junger Mensch kam rasch vorüber und faßte ihn einen Augenblick ins Auge. Corsi achtete nicht auf ihn, sondern ging nachdenklich dem Bach entlang und durch den kleinen Garten ins Haus.

Auf dem Schreibtisch in seinem Zimmer sah er einen Brief liegen, die Handschrift war ihm unbekannt. Er öffnete ihn und fand wenige Zeilen ohne Namen; erstaunt betrachtete er Papier und Umschlag von allen Seiten, las nochmals, dachte ein wenig nach, lächelte, zerriß das Papier in kleine Stückchen und warf sie in den Papierkorb. Dann ging er in sein Schlafzimmer, zog den Uniformrock aus und legte eine leichte Seidenjacke an. Inzwischen öffnete sich im Nebenzimmer die Türe, sein Bursche trat ein und brachte ihm das Abendbrot.

Er aß wenig und mischte den Wein mit vielem Eiswasser, ehe er durstig trank. Dann sah er zum Fenster hinaus oder ging im Zimmer auf und ab, über die Dinge nachdenkend, die er gehört hatte und die ihn in eine leicht betäubende, nicht unangenehme Erregung versetzten. Den Brief ohne Unterschrift hatte er völlig vergessen.

Zwei Tage darauf sah er wieder einen Brief auf dem alten Mahagonitisch an der Wand seines Zimmers liegen. Er war diesmal später nach Hause gekommen, es dunkelte bereits, und er mußte auf dem Schreibtisch die Lampe anzünden, um lesen zu können. Es waren wie das erste Mal wenige Zeilen:

„Graf Corsi! vergißt du, wer deine Ahnen waren? Wo dein Vaterland ist und in welchen Ketten es liegt? Vergißt du, was es leidet? Wie seine Vergangenheit war und wie seine Zukunft werden soll?“

Keine Unterschrift. Er schüttelte unwillig den Kopf und sah von dem Papier auf. Sein Blick fiel auf die Photographien, die vor ihm auf dem Schreibtisch standen: sein Vater mit dem feinen rasierten Gesicht, ein Jugendbild seiner Mutter, das seiner Braut; alle drei schienen ihn anzusehen.

Er rief den Burschen und fragte ihn, wer den Brief abgegeben. Der Mann schien überrascht: er wisse es nicht, er habe den Brief auf dem Wandtisch gesehen und geglaubt, der Herr Graf hätte ihn dahin gelegt.

Corsi sah ihn an. Er hieß ihn den Pförtner rufen. Der alte Mann kam aus seiner Wohnung am Ende des Ganges neben der Treppe: er hatte niemanden gesehen und wußte von nichts. Corsi warf einen Blick nach dem Fenster und nach der Türe. Mehr und mehr befremdet, versuchte er nachzudenken.

Aber der Dienst drängte, er hatte noch eine Menge von Schriftstücken zu erledigen. Er arbeitete bis Mitternacht. Das Fenster stand offen; von drüben rauschte der Bach; jenseits des Gartens standen die Zypressen auf dem Hügel schwarz im Mondlicht.

Als er am nächsten Morgen durch den Park ging, begegnete ihm der Major Riemerschmid. „Die Mobilisierung ist beschlossen“, rief er im Vorübergehen.

Corfi nickte: „Ist der Befehl schon da?“ fragte er.

„Nein, aber er muß jeden Augenblick eintreffen!“

Sie sahen sich des Abends auf dem Kasinoball wieder. Unter sich oder in Gruppen mit den Damen standen die Offiziere in weißen, blauen, braunen und grünen Waffenröcken, in lebhaften Gesprächen; sie schalteten auf Preußen und auf Napoleon, spotteten der Piemontesen. Corfi, von Natur schweigsam, hörte zu. Da er verlobt war, tanzte er nicht, bis auf wenige Tänze, die er aus Höflichkeit nicht unterlassen konnte. Sonst stand er und sah die Paare vorüberkreisen. Die Fürstin Lach-Corfi-Montalvo winkte ihn zu sich: „Kind, du siehst aber müd aus!“ Er küßte ihr die Hand. „Danke, Tante, es geht schon.“ — „Ist's denn gewiß?“ — „Es scheint, Tante!“ sagte er lächelnd und blieb bei ihr sitzen. „Neues von Maria?“ fragte sie. „Nein, schon lange nicht. Die Post bringt keinen Brief. Ich muß sehen, wie ich ihr Nachricht gebe.“ — „Grüß sie von mir!“ Corfi sprang klirrend auf: der Divisionär trat auf die Fürstin zu.

Durch die großen offenen Türen des Saals sah schwarz der dunkle Nachthimmel. Die Blumen, die in Töpfen auf den Terrassen standen, dufteten schwer. Die Musik rauschte auf, flutete und verstummte wieder. Unter den Tanzenden, in den redenden und scherzenden Gruppen, an den Tischen, an denen getrunken ward, überall herrschte eine eigentümlich erregte Stimmung. Auf der erleuchteten großen Terrasse stand da und dort ernst ein Paar.

Corfi ging durch den Saal auf den Monsignor Giardini zu und sprach lange mit ihm. Da fragte auch dieser: „Keine Nachricht von Maria?“

„Keine“, erwiderte Corfi.

„Sie sind in keiner angenehmen Lage, lieber Sohn. Kann man nichts tun?“

„Ich versuche ihr über die Schweiz zu schreiben.“

Der Monsignore schüttelte den Kopf. „Ich meine, könnten Sie Maria nicht noch in letzter Stunde bei Verwandten in der Nähe unterbringen? vielleicht bei Ihrer Schwester?“

Corfi sah überrascht auf. „Haben Sie gar keine Sorge,“ fuhr der Geistliche leise fort, „daß dort, wo Maria ist, Einflüsse herrschen könnten, die nicht wünschenswert sind? . . . Ich hörte heute eine Andeutung . . .“

„Marias Vater war österreichischer Statthalter“, erwiderte Corfi fast heftig.

„Das braucht Versuche nicht zu hindern.“

„Davon würde ich doch etwas gemerkt haben, Hochwürden. Ich wäre glücklich, wenn sie herüberkäme. Aber glauben Sie, daß Donna Laura und ihr Mann es zugeben würden?“

In diesem Augenblick verstummte die Musik. Eine ganz kurze Pause entstand, dann tönten die feierlich wogenden Klänge der Volkshymne durch den Saal. Alle hatten sich von den Sitzen erhoben. Von vielen Stimmen mitgesungen brauste das Lied empor. Es folgte ein Schweigen, das sich im Stimmengewirr der nach den Speisesälen strömenden Paare löste.

„Wir sprechen noch darüber“, sagte der Prälat zu Corfi.

„Und wie dem immer sei, ich bin kaiserlicher Offizier“, erwiderte der junge Mann wie aus tiefen Gedanken emporfahrend.

„Gut, gut“, sagte der Geistliche und sah ihn freundlich an.

Corfi verabschiedete sich. Er schritt die Treppe hinab und durch die Menge der Wagen und Ordonnanzen, die auf dem Platze warteten, auf dem einsamen Promenadenweg nach Hause. In der Stille und dem Dunkel, die ihn nach soviel Lärm und Licht umgaben, fühlte er sich wohl. Plötzlich blieb er stehen. Von dem bewaldeten Parkhügel über ihm tönte Gesang. Eine schwärmerische Männerstimme sang das verbotene Lied:

„Fuori d'Italia! Fuori stranier!“

Corfi hörte es mit Staunen und Verdruß. Im tiefen Dunkel der umbuschten Waldwege wäre der Sänger schwer zu finden, schwerer noch einem, den man fand, zu beweisen gewesen, daß er gesungen hatte. Die tiefste Stille herrschte wieder; nur sein eigener Säbel klirrte bei seinen Schritten. Er ging am Fluß entlang weiter. Die Sterne blühten am Himmel; die Nacht war kühl.

Die Pforte zum Hause war unverschlossen. Am Fuß der

Treppe stand die kleine Laterne für ihn bereit. Pförtner und Bursche schliefen. Vor der Wohnungstüre angekommen, zog er den Schlüssel aus der Tasche seines Mantels, gleichzeitig griff er ein Papier. An der Schreibtischlampe las er:

„Ettore Corsi! Noch ist es Zeit! Willst du zum Verräter an deinem Vaterlande werden und das Schwert gegen dein eigenes Blut ziehen? Welche Schande für dein Haus!“

Ärgerlich zerknüllte er den Zettel zwischen den Fingern. „Einflüsse!“ dachte er. „Sind das Einflüsse?“ Er wurde sehr nachdenklich. Wenn Maria noch herüberkommen konnte, ehe der Krieg wirklich ausbrach... der Krieg... Er verlor sich in dunkel bewegte Träume von dem, was ihm selber bevorstehen mochte. Er sann, im Stuhl zurückgelehnt, die Hände im Schoß. Die Augen des Bildes schienen auf ihn geheftet. Eine Sehnsucht überkam ihn. „Einflüsse?“ dachte er wieder und stand auf. „Ich habe Einfluß auf sie! Wie Wachs war sie in meiner Hand!“ Er öffnete eine kleine Lade im Schreibtisch und nahm ihre letzten Briefe heraus. „Neue Bekanntschaften... Freunde mit großen Gedanken...“ Über diese Worte hatte er gelächelt; jetzt las er sie sehr ernst. Die Ansichten ihres Oheims konnten ganz andere sein, als die ihres Vaters gewesen waren. Er hatte mit dem Marchese über Politik nie gesprochen. In seinem Hause verkehrten Literaten und allerlei Leute... die neuen Bekannten?... Sein eigenes Haus war ja geteilt. Die Corsi in Ferrara waren Patrioten. „Patrioten?“ dachte er. „Bin ich kein Patriot?... Hier und drüben... was und wer entscheidet?“ Er zog den zerknüllten Zettel aus der Tasche. Der Gesang im Park tönte an sein Ohr. „Die Pflicht entscheidet und der Eid. Wider mein eigenes Blut? Wir haben immer dem Kaiser gedient. Die Corsi in Ferrara... der Kardinal Corsi, wie denkt er eigentlich? wer weiß es?“ Seine Gedanken jagten wie im Fieber. Er sah nach der Uhr. Er hatte nur noch zwei Stunden Zeit vor sich, ehe er wieder zum Dienst mußte; er entkleidete sich nur halb und warf sich auf das Bett. Als er endlich zu wirren Träumen entschlief und sich vergeblich bemühte, ein schwarzes Pferd zu besteigen, das sein Bursche ihm vorführte, da stand dieser an seinem Lager und weckte ihn.

Er trank viel schwarzen Kaffee und ging übernächtigt und erregt nach dem Divisionsstab. Depeschenboten, Offiziere,

Ordnungen kamen aus und ein. Vor den Fenstern saßen
Gefolge eines Fürsten und auch der regelmäßig kampfende
Schritt und kletternde Truppen. Kleine Mann mit langen
Kleideren an der geschweiften Fassade traten vorüber.
Vor ihm war es hatte es den Charakter der Truppen zu
verleihen, der zu einer Bewegung zum Kommandanten gerufen
wurde. Hier, die ihn betreffen machten durch die Wirkung
des ihres Gehalts, gingen auch seine Hand.

Es war ein Ruf. Die Geister waren laut und lebhaft.
„Wie gewöhnlich ist Antonietta?“ „Was will der Duxer
Zukunft?“ sagte er, „was ist das für eine Verantwortung
überall? Was es wie waren, war Ordnung und wurde was
getan. Warum leben seine Landsleute das nicht ein, Cori?“

Es war nur die Achse. Aber das Wort „Landsleute“
bedeutete ihn eigenartig. Er trank seinen schwarzen Kaffee
und schaute zur Arbeit zurück.

Es hatte daran gedacht, von den geheimnisvollen Briefen
Nahrung zu erhalten, aber der Gedanke an die unermesslichen
Eindrücke, die Unterdrückungen im Haus, die jetzt, da er soviel
zu tun hatte, die erste Folge sein mußten, hielt ihn zurück. „Das
wird jetzt ist vollkommen“, dachte er. „Wenn es von den Cori
in Ferrara ausgeht? Der Ruffe Cori ist trüben Offizier...“
Er dachte nach, wie sonderbar es wäre, wenn er diesem Vetter
im Krieg begegnen würde... „unter mein eigenes Blut!“
antwortete er lächelnd.

Die Tage vergingen. Die Zeitungsnachrichten widersprachen
einander, und die amtlichen Mitteilungen widersprachen denen der
Zeitungen.

„Wirst du nicht die Antonietta noch besuchen?“ fragte ihn
die Fürstin, als er einmal bei ihr zu Abend aß.

„Es wird nicht mehr gehen, Tante.“ erwiderte er.

„Ach, es kommt überhaupt zu nichts,“ sagte die kleine alte
Dame lebhaft, „ich weiß bestimmt, der Menckorf will keinen
Krieg.“

„Der Krieg kommt“, sagte Cori schwermütig.

Aber am nächsten Morgen erbat er zwei Tage Urlaub, um
nach Venedig zu fahren.

„Jetzt?“ sagte sein Chef.

„Es ist alles fertig,“ erwiderte Corsi, „und wenn's nötig ist, bin ich in ein paar Stunden bei der Brigade.“

Der General dachte einen Augenblick nach. „Es muß ja ein Generalstabsoffizier nach Venedig,“ sagte er, „wegen der neuen Etappeninstruktion. Ich werde der Excellenz sagen, man soll Sie schicken. Wenn nichts vorkommt, können Sie einen Tag länger dort bleiben.“

Indessen vergingen wieder Tage, ehe er Auftrag und Urlaub bekam. Er saß nachmittags in seiner Wohnung und las, als ihm der Besuch eines Geistlichen gemeldet wurde.

„Don Fontana“, stellte er sich vor. Es war ein großer stattlicher junger Mann, mit einem vollen Römergesicht, aus dem große frauenhafte Augen sanft und feurig zugleich blickten. Das Haar war ein wenig gelockt. „Entschuldigen Sie, Herr Graf...“, begann er.

Corsi hat ihn zu einem Stuhl.

„Meine und Ihre Zeit ist kurz; aber eine Dame, die Ihnen vor kurzem noch sehr teuer war und die seit längerer Zeit auf ihre Briefe keine Antwort erhalten hat...“

„Welche Dame?“ unterbrach ihn Corsi befremdet.

„Wir wollen keinen Namen nennen,“ sagte Don Fontana, indem er mit der gepflegten Hand eine abwehrende Bewegung machte, „eine Dame, die Ihnen vor kurzer Zeit noch sehr teuer war, bittet Sie, wenn Sie nach Venedig kommen, um eine Unterredung. Sie wundern sich, Herr Graf,“ fuhr er fort, da Corsi ihn völlig überrascht ansah, „daß ein Priester mit solchem Auftrag kommt? Ich durfte ihn übernehmen, da ich weiß, daß es sich um eine gute und reine Sache handelt, ja um einen Schritt, durch den Schlimmes gut gemacht und verhütet werden kann...“

„Ersilia?!“ dachte Corsi, „sollte es Ersilia sein?“ „Können Sie sich nicht deutlicher erklären?“ sagte er laut. „Sind die Briefe, die ich ohne Namen erhalten, von dieser Dame? Dann bedaure ich...“

„Die Dame hat Ihnen nur unter ihrem vollen Namen geschrieben...“

„Dann habe ich keinen Brief erhalten.“

„Um so besser!“ sagte Don Fontana, „aber um so dringender ist die Unterredung. Es handelt sich vielleicht um ein Leben...!“

Wieder jagten Corsis Gedanken. „Die Dame nimmt an, daß Sie Ihre Frau Schwester in Venedig noch besuchen werden . . .“

„Und wenn ich das tue? . . .“

„Dann . . . darf ich zwei Zeilen aufschreiben?“ Er trat suchend an den Schreibtisch, so daß Corsi die kleine Tonsur inmitten des üppigen gelockten Haares sah. Ein unbestimmter Verdacht stieg in ihm auf.

„Woher kommen Sie selbst, Don Fontana, und was tun Sie hier?“ fragte er streng.

Der Priester drehte sich rasch um. „Ich?“ sagte er verwundert, „ich bin Bibliothekar von San Gallo in Treviso und auf der Durchreise hier. Wünschen Sie Auskünfte? Monsignor Giardini kennt mich gut.“

Corsi schwieg. Der andere schien nachzudenken. „Man schreibt besser nicht!“ sagte er. „Am Abend des Tages, an dem Sie in Venedig eintreffen, wird um halb zehn Uhr an den Stufen bei der kleinen Brücke über den Rio di San Severo eine Gondel auf Sie warten . . .“

„Ich kann Ihnen nichts versprechen . . .“

„Es steht bei Ihnen“, sagte der junge Geistliche sich verneigend, aber die sanften und zugleich durchdringenden Augen waren mahnend und flehend auf ihn gerichtet. „Ich befreie Sie von der Störung.“ Und er ging, den Offizier in den verwirrtesten Gedanken zurücklassend.

„Es kann nur Ersilia Scotti sein“, sagte er sich. „Aber was kann sie wollen? mich noch einmal sehen? Das hat der Priester ausgeschlossen. Eine reine Sache . . . ein Leben!! Mit Politik hat sie sich nie befaßt . . . ihre Familie wohl, die ist ganz italienisch, . . . aber die darf doch von nichts wissen!“ Das ganze geheimnisvolle Netz, das ihn umgab, verdross ihn, erschien ihm bald als Kinderei, bald unheilsschwer. Es schien doch seine Pflicht, die Anzeige zu machen . . . aber dies war eine Weibersache. Vielleicht stand ein Verwandter Ersilias unter Anklage, vielleicht ihr Sohn, der bildhübsche Junge . . . „Ich werde sehen“, sagte er unentschlossen zu sich selbst.

Er dachte den Monsignore über seinen Besuch zu befragen, aber er fand nicht mehr Zeit dazu, er mußte noch in der selben Nacht reisen.

Er kam in einem leichten Regen an. Die rasche Gondel

trug ihn durch die hellen kleinen Wasserstraßen, die die Sonne bereits wieder silbern färbte. Über hohe Gartenmauern sah das frühlingsfrische Grün herüber.

In einem spitzenbesetzten weißen Morgenkleid kam seine Schwester heraus und warf sich in seine Arme. Ihr Mann war verreist. Corsi ging sogleich nach dem Platzkommando und meldete sich; dann erledigte er seinen Auftrag. Zu Mittag war er wieder da. Bruder und Schwester aßen allein miteinander; behaglich müde saß er plaudernd neben ihr, bis sie ihn schlafen schickte. Im dämmernden Abend blieben sie wieder beisammen. Er bemerkte, daß sie an kleiner Wäsche häfelte und nähte, und sie nickte in glücklichem Erröten. Sie besprachen ihre Angelegenheiten und Sorgen und plauderten sich in ihre Kindheit zurück; sie fragte nach Maria, und Corsi sagte ihr, was er wußte.

„Hast du Ersilia Scotti in jüngster Zeit gesehen?“ fragte er wie zufällig.

Sie sah ihn scharf an. „Sie ist immer die gleiche“, antwortete sie in abweisendem Ton. Dann lachte sie ein wenig.

Das sagte ihm nichts. „Ist ihr in jüngster Zeit etwas zugestoßen? oder jemandem, der ihr nahesteht? . . . Dein Mann mußte es wissen.“

„Der spricht von nichts.“

Er erfuhr nichts mehr. Nur das sagte seine Schwester: „Ich sollte von diesen Dingen vielleicht nicht reden; aber ich wußte es ja doch. Und ich ärgerte mich. Du bist für all diese Weiber viel zu gut, Ettore. Ich rede nicht von Maria,“ fuhr sie fort.

„Ich bin nicht soviel, wie du glaubst, liebe Antonietta.“

„Mit siebenundzwanzig Jahren Hauptmann im Generalstab!“ sagte sie strahlend. „Du bist klug, weißt du, und hübsch bist du auch! Darum laufen sie dir alle nach!“ Er lachte und streichelte ihre Hand.

Nach dem Abendessen sagte er der Schwester, sie müsse von dem frühen Empfang müde sein und möge zu Bette gehen. Er selbst wolle noch ein wenig nach dem Markusplatz, die Musik hören und Bekannte treffen. Er bestand darauf, daß sie sich schone; und errötete unter ihren forschenden Blicken.

Er wartete, bis sie tatsächlich zu Bette gegangen war, dann legte er nach einigem Besinnen die Uniform ab und nahm einen

dunkeln Anzug aus seinem Koffer. Den geladenen Revolver steckte er zu sich.

Seine Schritte hallten auf dem einsamen Uferweg, als er nach dem Rio di San Severo ging. Von der dünnen Mond-
sichel fiel hie und da ein schwacher Schimmer in die dunkeln Gassen. Aus dem Schatten eines Hauses tauchte die Gondel auf dem schmalen Wasserstreifen auf, als er an dem niedern Steinbogen der Brücke stand.

„Sind Sie es, Herr Graf?“ fragte der Gondolier grüßend, und Corfi stieg ein.

„Wohin fährst du mich?“ fragte er, als sie um eine Ecke bogen.

„Nach Hause, Herr!“ antwortete der Mann, als müßte Corfi nun Bescheid wissen, und dieser stellte keine Frage mehr. In raschen weiten Stößen flog das lange schmale Schiff durch die gewundenen Kanäle und hielt an der Türe eines Gartens, der Corfi nicht bekannt vorkam.

Ein alter Diener öffnete. Er wurde ins Haus geführt und gebeten, in einem sehr kleinen Zimmer zu warten, in dem ein paar mit verblichenem Sammet überzogene Stühle standen und kleine Bilder an den Wänden hingen. Ein einziges dunkles Fenster mit verschlossenen Läden warf den Lichtschimmer der Lampe zurück; ein grüner Vorhang schien eine Türe zu verbergen. Er wartete lange Minuten; dann vernahm er Schritte; der Vorhang teilte sich; ein Mädchen trat ein; sie trug ein grau-weißes Kleid und über den blonden Haaren ein seidenes Tuch, dessen Enden sie mit der einen Hand über der Brust zusammenhielt. „Ettore!“ sagte sie leise.

„Maria!“ rief er aufs höchste überrascht. Alle Spannung, alle Unruhe in ihm war mit einem Schlage glücklich gelöst. Er ergriff ihre beiden Hände, eine nach der andern, und küßte sie, dann zog er das Mädchen an sich. „Nein, nein!“ rief er jubelnd, „das konnte ich nicht ahnen . . . daß mein Wunsch so schnell erfüllt würde! Wie bist du nur herübergekommen, und warum so geheimnisvoll, Maria? Ah, sie hätten dich sonst nicht fortgelassen!“

Sie schüttelte den Kopf; das Lächeln, das um ihren Mund gewesen, schwand. „Sie haben mich fortgelassen, Lieber“, sagte sie.

„So?“ sagte er, „um so besser. Und bei wem bist du hier? Warum kamst du nicht zur Antonietta?“ Er unterbrach seine schnellen Fragen nur, um sie zu küssen.

Sie sah den Jubel in seinen Augen und wich ein wenig zurück. „Ich bin nur zu dir gekommen,“ sagte sie still, „. . . mit einer Bitte . . .!“

„Und mit welcher Bitte, meine Maria?“ fragte er in scherzendem Ton.

„Mit einer großen Bitte!“ Ein Beben war in ihrer Stimme. Sie sah ihn an, ihre Lippen bewegten sich und sprachen doch keinen Laut . . . sie ergriff seine beiden Hände und sie festhaltend, sagte sie jetzt ohne Beben und sehr bestimmt: „Ich bitte dich — nicht gegen Italien zu kämpfen!“

Ihm war, als ob ein grelles verderbliches Licht aufleuchtete und etwas, das ihn in diesen Tagen wie nebelhafter Spuk umgeben und verfolgt hatte, plötzlich drohend sichtbar geworden wäre. Er seufzte tief. Sein Blick flog rückwärts über die Jahre, die er dieses Mädchen, dieses Kind gekannt hatte, das er noch mit der Puppe hatte spielen sehen, das ihm zuliebe . . . „ja was . . . was hat sie mir zuliebe getan?“ fragte er sich rasch und bitter in Gedanken. Die verhängnisvolle Forderung, die den Grund wegzufutzen drohte, auf dem er stand, brauste in seinem Ohr.

Er stand noch in dem kleinen Zimmer und hielt ihre Hände. Ihre Blicke in seine Augen senkend, war sie so nahe herangekommen, daß er ihr Herz schlagen fühlte; und so heftig schlug es, daß es ihm mit wehe tat. Er wußte, was sie auf sich genommen hatte, was ihre Frage für ihn und sie bedeutete.

„Wirst du es tun? . . . du antwortest nicht?“ Sie ließ ihn plötzlich los und trat zurück.

Bleich fragte er: „Weißt du, wer dein Vater war, Maria, und wem er gedient hat?“

„Mein Vater, Ettore, hat getan, was für ihn Pflicht war. Er hat es noch nicht erkannt . . .“

„Und ich, Maria, muß tun, was für mich Pflicht ist. Ich bin kaiserlicher Offizier; mein Vater, mein Großvater waren kaiserliche Offiziere . . .!“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung. „Ich weiß,“ sagte sie, „das weiß ich, Ettore. Höre mich . . .“

„Ich darf dich nicht hören!“

„Du mußt mich hören, Ettore . . . Denn es ist mein, es ist unser Leben, um das es sich handelt. Ich bin Italienerin mit jedem Blutstropfen. Wie könnte ich deine Frau werden, wenn du . . .“, sie vollendete nicht.

„Dann mußt du mich lassen!“ Unwillig, wütend machte er ein paar Schritte. „Was soll das alles?!“

Sie folgte ihm. Das Tuch war von ihrem Kopf geglitten; sie stand an dem kleinen Tischchen, die eine Hand darauf gelegt. In seiner Erregung sah und fühlte er, wie bezaubernd anmutig jede ihrer Bewegungen war.

„Ich liebe dich!“ sagte sie still.

„Dann komm mit mir! . . . Ich soll meinen Eid brechen? desertieren?!“ Er lachte.

„Das verlangen wir nicht von dir: du sollst weder verraten noch desertieren, nur nicht dem Feind gegen uns dienen: nimm Abschied, Urlaub, lasse dich versehen, wenn der Krieg ausbricht; und wenn er vorüber und Venedig italienisch ist, dann trittst du zu uns über und dienst deinem Vaterland.“

„Wahnsinn! das kann ich nicht. Alle würden mich anspeien!“

„Die Fremden! Und wir, dein Blut!? Uns willst du morden helfen?! Töte doch mich gleich, Ettore! Zeige mich an, wenn es dir so sehr um die Fremden zu tun ist!“

Er zuckte die Achseln. Beide schwiegen. Über ihr Gesicht liefen Tränen, obwohl sie nicht schluchzte noch den Mund verzog. „Ettore,“ sagte sie wieder, „du hast nicht gehört und gesehen, was ich hörte und sah; du weißt nicht, was um dieses Land gelitten worden ist!“ Sie schien mit sich zu kämpfen. „Ich bin nicht allein, du sollst nicht nur mich hören. Komm, ich gebe alles in deine Hand!“ Und während er sie noch verständnislos ansah, schob sie den Vorhang zur Seite und zog ihn mit sich fort.

Sie waren in einem schmalen dunkeln Gang und traten durch eine kleine Türe in einen hohen erleuchteten Raum, ein schwarzgetäfeltes Bibliothekzimmer.

In einem Lehnstuhl saß ein sehr alter Mann mit wachsbleichem Gesicht; über Wange und Schläfe lief eine Narbe. Unter dem dunkeln Käppchen sahen dünne weiße Haare hervor,

ein dünner weißer Bart hing von seinem Kinn; er saß gebeugt, die Hände auf dem geschnittenen Holz der Lehnen; bei ihrem Eintritt hob er den Kopf und zwei dunkle Augen sahen forschend in die Ettore's. Ein junger Mann mit schwarzem Haar und Bart stand an einem Bücherschrank und blätterte in einem Heft, das er jetzt rasch aus der Hand legte.

„Das ist Ettore Corsi,“ sagte Maria, „Und das ist Antonio Vigorner, dein und mein Oheim. Und dies ist Tullio Corsi, dein Vetter. Du bist bei den Deinen.“

Ettore verbeugte sich steif, obwohl er eine seltsame Erregung fühlte. Der junge Mann streckte ihm die Hand entgegen, aber vor Ettore's Ausdruck hielt er inne und sein Gesicht veränderte sich. Ein schweres Schweigen war im Zimmer.

Maria blickte von einem zum andern. „Geduld!“ sagte sie, „Geduld, Tullio. Es ist schwer für ihn, das versteht ihr doch. Sprich zu ihm, Oheim!“

Aber Ettore Corsi sprach zuerst. „Du hast mich in eine sehr peinliche Lage gebracht, Maria! Ich bitte euch alle, entschuldigt mich! und laßt mich nach Hause . . .“

Maria wurde bleich; er sah, wie sie zitterte. „Ettore, mein Verlobter,“ rief sie, „wir sehen uns vielleicht zum letztenmal, und du willst mich nicht hören; du bist unter den Deinen, und willst sie nicht sprechen . . . Du bist ganz frei, Ettore, du kannst tun, was du willst! du kannst diesen alten Mann aufs Schafott bringen! du kannst uns alle verhaften lassen!“

„Ich k a n n ?? . . . i c h m u ß ! !“

Alle Augen trafen sich jetzt. Tullio hatte einen raschen Blick auf seinen Vetter geworfen und einen Griff nach seiner Brusttasche getan. Ettore beobachtete ihn scharf. Maria trat zwischen sie. „Alles das kannst du tun, nur hören sollst du uns erst. Und du laß ihn, Tullio, er ist unser Gast . . .!“

„Italien geht vor!“ sagte Tullio kurz.

„Sprich du, Oheim!“ bat Maria.

Die unvermutete Gefahr hatte Corsi ein befreiendes Gefühl gegeben. Er sah den Helden so vieler Aufstände an. Er erinnerte sich jetzt, dunkel gehört zu haben, daß der alte Vigorner in Venedig lebte, daß man den Kranken und Gelähmten nicht beachtete . . . Aber so wie er ihn ansah, sah auch Antonio Vigorner ihn an; er hatte die Macht dieses Blicks im ersten

Augenblick gefühlt; es drängte ihn, ihn sprechen zu hören, und er zitterte, als der alte Mann jetzt wirklich sprach:

„Du bist Ettore Corsi?“ sagte er mit langsamer, seltsam weich klingender Stimme. „Piero Corsis Enkel?! Giulia, deine Großmutter, — Erinnerst du dich ihrer? Sie starb sehr früh, — war meine Schwester. Sie war italienisch; Piero war es nicht. Noch sind nicht alle Kinder überzeugt, daß sie der gemeinsamen Mutter dienen müssen, — aber du wirst es erkennen! Dieses edle Blut darf nur für uns fließen, nicht gegen uns und nicht durch uns.“ Er schwieg einen Augenblick und schien zu sinnern. Dann sah er Ettore, der gebannt lauschte und kein Wort zu sprechen vermochte, wieder an und fuhr fort: „Als ich an jenem traurigen zweiten Juli mit Giuseppe Garibaldi aus Rom ritt, da lag vor uns an der Straße ein auf den Tod verwundeter feindlicher Offizier, . . . kein Franzose . . . ein Neapolitaner! Da sagte er, der unser aller Führer war, zu mir: „Wenn nur der Tag kommt, an dem kein Bruderblut mehr in Italien fließt!“ — Und du willst jetzt gegen Italien kämpfen? Du, Giulia Vigorners Enkel, — du, der du mit dieser Italienerin verlobt bist? Fühlst du nicht, daß es nicht sein kann? daß du deiner Mutter Blut vergießen würdest? . . .“ Er schwieg wieder, seine Gedanken trugen ihn fort und er lehnte den Kopf zurück. Maria reichte ihm ein Glas roten Weins. Und er sprach weiter von der Verteidigung Roms, von dem unvergessenen Heer, vom Sturm auf die Villa Spada, von Manaras Tod, von jenem unerhörten Rückzug; er sprach von den Opfern, den Eingekerkerten, den Erschossenen . . . Alle lauschten. Er erzählte die Geschichte Carlo Corsis, der auf dem Spielberg gefessen und bei der Verteidigung von Venedig gefallen war . . .

Ettore Corsi war es, als stiegen Klänge seines Blutes auf. Er sah Marias strahlende Augen; der alte Mann lächelte ihm zu und er lächelte wieder, während in seinen Augen Tränen standen. „Trinke mit mir, Sohn!“ sagte der Alte mit zwingender Herzlichkeit; seine zitternden Hände suchten auf dem dunkeln Tisch nach dem zweiten Glas. Maria füllte es und reichte es Corsi; er schlug es nicht aus.

„Du glaubst, du kannst gegen uns, gegen deine Sprache und Blut, weil dich anderes bindet? Ja, was liegt denn an deinen Kämpfen oder Leiden? Der einzelnen Menschen Zwecke

sind vergänglich, ihr Schicksal gleichgültig, gleichgültig ihre Wünsche . . . was liegt an einem von uns, wer immer er wäre? was liegt uns an den Savoyern? Italien ist alles! . . . Ettore Corsi . . .!" Er öffnete seine Arme, und schloß sie um den jungen Mann, der nicht widerstand.

„Er ist unser“, sagte Antonio Vigorner.

„Ja, ja . . . ich bin euer . . . ich weiß es . . . ich fühle es . . . aber . . .“, er verstummte.

„Ich wußte es ja!“ rief Maria jubelnd Tullio Corsi umarmte ihn.

In der Stille, die entstanden war, hörten sie die Uhr vom Turm einer nahen Kirche Mitternacht schlagen. Die Kraft, die in dem alten Mann aufgeflammt war, versiegte jetzt; er sank gleichsam in sich zusammen. Jemand klopfte. Maria öffnete und sprach ein paar Worte hinaus. Dann legte sie den Finger auf den Mund. „Die Schwester!“ sagte sie und winkte Ettore zu gehen.

Sie folgte ihm sogleich nach. In dem kleinen Zimmer schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn heiß und leidenschaftlich. „Du wirst nicht gegen uns kämpfen?!“

„Ich denke . . . nicht“, sagte er langsam, und sie küßte ihn wieder und wieder.

„Wann immer wir uns wiedersehen,“ sagte sie, „ich bin dein, nur dein.“ Aber während sie ihn strahlend ansah, waren seine Augen schwermütig wie immer.

Der alte Diener, der ihn ins Haus geführt hatte, erschien durch den Vorhang und verschwand sogleich wieder. Sie hörten ihn nicht.

Wie ein seltsamer Fiebertraum, in dem das Süßeste heiß und quälend wird, war das Erlebnis dieser Nacht für ihn.

„Ich habe dich nicht gekannt, Maria!“ sagte er, als sie ruhiger geworden waren.

„Nein, du hast mich nicht gekannt. Aber jetzt kennst du mich!“

„Und wie kommst du zurück?“ fragte Ettore.

„Sorge nicht um mich!“ rief sie, „es ist alles in Ordnung . . .

und gleichgültig. Wir werden uns wiedersehen . . . Und was immer kommt, verlasse dich auf mich!"

Er lächelte und küßte sie noch einmal und ging.

Das Schiff flog durch die jetzt mondlosen Kanäle; nur das kleine Licht an der Gondel leuchtete. Weder Corsi noch der alte Gondolier sprachen ein Wort. Plötzlich, als sie einen der breiteren Kanäle durchquerten, wurden sie angerufen.

„Die Polizei!“ sagte der Alte. „Sprechen Sie, Herr Graf!“

„Generalstabshauptmann Graf Corsi“, erwiderte Ettore mit heiserer Stimme dem fragenden Beamten, der ihm ins Gesicht leuchtete, während die beiden Boote nebeneinander lagen. Er fühlte, daß er blutrot wurde. Der Mann salutierte, prüfte Corsis Ausweis, gab ihn zurück, lächelte und grüßte nochmals, als die Barke auf dem schwarzen Wasser seitwärts glitt. Sie tauchten wieder ins Dunkel der Paläste und Häuser.

An der selben kleinen Steinbrücke stieg er ans Land, ging wie in einem wirren Traum weiter und öffnete die schwere Türe des Hauses. Ein Diener erschien mit Licht. Ettore nahm es ihm ab, schickte ihn zu Bett und stieg die breiten Steintreppen nach seinem Zimmer hinauf.

Allein geblieben, kniete er plötzlich nieder und versuchte zu beten.

Am nächsten Morgen mußte er sich besinnen, ob er nicht wirklich nur geträumt hatte. Ein ungeheurer Druck lag lastend auf ihm.

Er war spät aufgestanden. Seine Schwester sah ihn besorgt an, wiederholt schien sie ihn fragen zu wollen, fragte aber nicht; sie umgab ihn nur mit um so zärtlicheren Aufmerksamkeiten. Er hingegen zwang sich, hie und da zu ihr zu sprechen, vermochte aber kaum die Antwort abzuwarten.

Zum Frühstück war er beim Korpskommandanten eingeladen. Er raffte sich zusammen und gewann seine äußere Haltung wieder. Er saß in dem blumengeschmückten Saal unter den vertrauten Uniformen und Farben, hörte die Musik und die Reden und versuchte den Gesprächen zu folgen, gab zu, daß er ein wenig Fieber habe, es sei aber nichts. Spöttische

Worte über die Italiener und ihre Armee berührten ihn seltsam peinlich.

Jetzt sprangen alle begeistert auf beim Kaiserhoch und Corsi stand starr mit den andern; nur der Ton wollte nicht recht aus seinem Munde; aber das merkte niemand.

Man setzte sich wieder; überall sah er frohe, freundliche, zum Teil bekannte Gesichter. Nach dem Kaffee, als man aufstand und rauchte, unterhielt sich der Korpskommandant mit ihm; er war ungewöhnlich freundlich, bat ihn, der Fürstin seinen Handkuss zu bestellen.

„Wissen Sie, daß der Napoleon einen Friedenskongreß will?“ sagte jemand neben ihm. Eine plötzliche Hoffnung stieg in Corsi auf, aber sie erlosch sogleich wieder. „Ist ja auch gleichgültig“, sagte er sich, als er darüber sinnend die Treppe hinabging. „Daß ich sie nicht verhaftet hab’, ist schon Felonie, wenn ich bliebe.“

Draußen aber auf dem weißen Platz, vor den weiten blauen Wassern dachte er nur das eine: daß Maria in der Stadt war und er sie nicht sehen konnte, daß er nicht einmal wußte, wo das Haus von heute Nacht lag, und niemanden darum fragen konnte. In einer halben Stunde ging sein Zug.

An jeder Station, in jedem Wagen traf er fröhliche junge Offiziere.

Alle begrüßten ihn herzlich, als er ankam; nur ihm war, als sei er jahrelang fortgewesen und fremd wiedergekommen. Der Dienst begann wie vorher; jemand, der nicht wirklich er selbst war, schien alles mechanisch mitzumachen.

Am zweiten Abend ging er zu seiner Tante; am ersten hatte er es nicht vermocht. Der Monsignore war bei ihr.

„Kind, wie schaust du aus?“ rief die alte Dame, „du bist überanstrengt! — So kann er doch nicht ins Feld!“

Er mußte von Antonietta erzählen.

„Keine Nachricht von Maria?“ fragte die Fürstin wie am ersten Abend.

Corsi wurde blutrot. „Nein... oder doch...“ sagte er und stockte. Er faßte sich, biß die Lippen aufeinander und schwieg.

Beide sahen einander und dann ihn betrübt an. Der Monsignore nickte. „Armes Kind! wir wußten es“, seufzte die alte Dame. Eine Träne lief über die Wange.

„Kennen Sie einen Don Fontana aus Treviso, Hochwürden?“ fragte Corsi rasch. Die Frage entfuhr ihm, es tat ihm bereits leid, sie getan zu haben.

„Ja, sehr gut,“ sagte der Monsignore, „ein braver kleiner Mann, was ist mit ihm?“

„Ein . . . kleiner? . . . Mann . . . Übrigens ist es ganz nebensächlich.“ Er sprach schnell von anderem. „Der Kongress ist abgelehnt!“ sagte er.

Das interessierte die Fürstin sehr.

Aber Corsi stand bald auf. „Bleibst du nicht zum Essen?“ fragte sie liebevoll. Er ließ sich nicht halten.

Am folgenden Nachmittag wurde er zum Divisionär befohlen. „Ich hab's für Sie erreicht, Corsi,“ sagte er, „Sie gehen gleich nach der Front — als Stabschef der Division . . . das ist eine ganz andere Sache . . .“

Corsi fühlte das Vertrauen, das in der Wahl lag. Er stotterte ein paar Worte. Der General sah ihn plötzlich scharf an. „Ich weiß nicht, ob ich es imstande bin, Erzellenz,“ sagte er, „ich bin seit ein paar Tagen nicht wohl.“

Der alte Herr stand steif. „Entweder . . . oder!“ sagte er kurz, „Melden Sie sich krank?“

Corsi schwieg. „Überlegen Sie sich's!“ sagte der General mißmutig. Er sah Corsis todtleiches Gesicht. „Das sind Umwandlungen“, fuhr er freundlicher fort. „Überlegen Sie sich's bis morgen früh!“ und er drehte sich um.

Corsi ging durch die heißen staubigen Straßen nach Hause. Überall waren Offiziere, Soldaten, erregtes Volk und Spaziergänger. Die Hügel und Häuser im Westen lagen in tiefroter Glut getaucht; ein Feuermeer schien über das Land zu lodern.

Als Corsi über die Brücke schritt und in den Hohlweg einbog, war ihm, als ginge er selbst bereits einige Schritte vor ihm dem Hause zu. Er sah es ganz deutlich und es wunderte ihn nicht einmal. Er verfolgte sich, bis der andere Corsi durch die Türe trat.

Dann folgte er gelassen. Das Haus war völlig still, die Zimmer leer. Er sah den Tisch, auf dem die namenlosen Briefe gelegen hatten, sah die Bilder auf dem Schreibtisch, sah das Marias, die ernsten Augen, die ihm jetzt so leidenschaftlich entschlossen schienen. Ein Schluchzen war in seiner Kehle.

Er setzte sich nieder und schrieb drei kurze Briefe, einen an den Divisionär, einen an seine Schwester, einen an Maria. Dann nahm er seinen Dienstrevolver aus dem Schrank und lud ihn.

Er hörte noch die Amseln in den Baumwipfeln sehnsüchtig pfeifen. . . .

Das Modell

Wir saßen spät abends beisammen; das Gespräch war halb erstorben; nur einige in den Ecken unter den japanischen Lichtern saßen noch, Zigaretten rauchend, mit ausgestreckten Beinen und plauderten abgerissen und schläfrig. Sie redeten von der alten Sache: der Not, gute Modelle zu finden; alle waren einig darüber, und doch wußte jeder, erst einer, dann der andere, einen wunderlichen Fall zu berichten, wie er zu einem unvergleichlichen Modell gekommen war. Und dann erzählte Dewir seine Geschichte:

„Ihr erinnert euch noch an das Atelierhäuschen, das mir der Fürst im Park eingeräumt hatte. Dort läutete es eines Vormittags an der großen eichenen Türe in dem hofartigen Zugang zwischen dem Atelier und der Parkmauer. Ich öffnete; es war ein nebliger Herbstmorgen, die gelben Blätter lagen verweht auf den Türstufen. Draußen stand eine Dame, verschleiert, und fragte leise, ob der ‚Herr Professor‘ zu sprechen wäre.

„Ich bin der ‚Herr Professor‘“, sagte ich. Ich hatte Pantoffel an den Füßen und war ohne Kragen. „Ob sie mit mir sprechen könne.“ Ich erwartete mir nichts, aber ich war nicht eigentlich bei der Arbeit und bat sie, einzutreten.

„Ob ich nicht ein Modell brauchen könnte?“

„Sie?“

„Ja.“

„Kopf oder Akt?“

„Akt.“

„Bitte ausziehen!“

Eine leichte Bewegung, eine Art Zittern kommt über sie. Ich sehe, daß es eine Anfängerin ist. Ich warte. Endlich entschließt sie sich und fängt ungeschickt, nervös an.

Ein Modell, das sich geniert, ist peinlich. Es bringt auf unsachliche Gedanken. An Hut und Schleier rührte sie nicht;

was ich sah, genügte. Ich frage um ihren Namen und ihre Adresse; sie antwortet nicht darauf und sagt, sie möchte lieber kommen, wenn ich sie bestelle. Ich verstehe und sage nur: „Aber wenn ich dann einmal nicht da sein kann, kann ich Ihnen nicht abschreiben.“

„Das macht nichts.“

Sie ist dann oft gekommen und hat mir gegessen; aber nun kommt das Sonderbare: ich habe sie in ganzer und halber Figur gemalt, aber — Hut und Schleier legte sie nicht ab: ein kleines turbanartiges Barett und einen schwarzen Schleier, den sie so ums Gesicht gewunden hatte, daß ich keinen Zug erkennen konnte, kaum die Kontur.

Aber ein wundervoller Akt, schlank und schmal, zwei Brüstchen wie kleine Birnen, die schönsten, die ich je gesehen, und wundervoll angelegt; kaum merkbare Hüften; das ganze Figürl tadellos, von dem Saukorsett, mit dem unsere Weiber sich ihren Leib verderben, niemals verunziert; feine Knie, lange schlanke Beine, nur die Füße ein bißchen von den Schuhen ruiniert, wie das ja leider nicht anders ist. Schöne Füße habe ich nur bei italienischen Bäuerinnen gesehen, die ihr Leben lang barfuß gehen. Und dann ein Ton: das feinste Olivenbraun: am liebsten habe ich sie auf Weiß gemalt.

Sie ist auf vielen von meinen Bildern.

Sie kam nicht immer, wenn sie sich angesagt hatte, und das nächstemal stammelte sie dann leise unterm Schleier eine rasche Entschuldigung. Und sah immer in Schleier und Hut; es sah merkwürdig aus. Ich hab heimlich eine Skizze davon gemacht, denn daß ich sie mit dem Hut malte, das wollte sie schon nicht dulden. Und wenn ich sie beim Nichten berührte, dann zuckte sie zusammen, als hätt' ich ihr weh getan.

Da sitzt so ein Rätsel vor einem und zittert, und man gerät selber in Aufregung. Man wird unsachlich. Und das ist nicht gut. Aber weggeschickt hätte ich sie um keinen Preis; dafür war ich schon viel zu interessiert.

Manchmal redete ich mit ihr: ganz leise Antworten, ja und nein, sonst nichts. Energie nur im Nein, wenn ich etwas wollte, was sie nicht wollte. Ich fing an, ihr Komplimente zu machen; sie antwortete nichts. Ich dachte, das macht jeder Ver-

gnügen; aber nach dem Sitzen sagte sie traurig, wenn ich wieder so sei, könnte sie nicht mehr kommen. Ich fragte sie, ob sie denn glaubte, ich wüßte nicht, was mit ihr los sei. Ich fühlte ihren Schreck.

Ich sagte: „Sie sind aus gutem Haus und haben eine Dummheit gemacht und brauchen Geld!“

Erst keine Antwort; endlich sagt sie langsam: „Dann sollten Sie meine Lage nicht mißbrauchen und mich nicht quälen. Es ist ein Geschäft: Sie wollen mich malen und ich will das Geld dafür. Das ist alles. Ich kann zu andern nicht gehen und auf Sie hab' ich mich verlassen.“

Man hat doch schon manchmal Eindruck auf Weiber gemacht: hier nicht. Und doch, wie der Winter weiterging, wurde ich vertrauter mit meinem maskierten Modell. Ich merkte, daß ihr kalt war, und ließ besser heizen; ich machte bisweilen Witze und sie mußte lachen. In mir fing es an, gefährlich zu knistern.

Einmal ging ich ihr nach, aber sie mußte es bemerkt haben: in einer kleinen Gasse verlor ich sie; sie war wohl absichtlich in ein falsches Haustor gegangen.

Das nächstemal wieder die Drohung, sie könne nicht mehr kommen.

Von da ab wurde sie so abweisend und kalt, daß zuletzt eine Wut in mir war und ich sie quälte: in einer schwierigen Stellung ließ ich sie länger sitzen, als man sonst tut: ich brauchte es für mein Bild, aber ich war auch gereizt.

Auf einmal, — ich war ganz in mein Bild vertieft, — höre ich ein Geräusch: sie schlägt hin und liegt ohnmächtig da.

Ich weiß nicht, ob es mein Recht war, aber ich mußte sie doch laben und zu sich bringen; dennoch hatte ich kein gutes Gewissen, als ich ihren Schleier aufwickelte. Eine Sekunde lang hatte ich eine Todesangst, sie könnte irgendeinen greulichen Fehler haben.

Das Gesichtl war reizend; braun, blaß, und hatte in seiner Jugend etwas Starres; wie eins, das über alles wegesehen hat.

Ich spritzte sie an und ließ sie Essig riechen: sie machte die Augen auf, erkannte mich aber nicht gleich, und sagte: „Ich hab' Hunger!“

„Lieber, lieber Gott,“ denk ich, „o du arms Wesen!“ und bringe alles, was ich zum Essen im Haus aufreiben kann, Brot und Schinken und Wein und stell's vor sie hin, und sie ißt. Wie ich zum zweitenmal hereinkomm mit ein paar Früchten, die ich noch hab' finden können, hat sie ein Tuch um sich geschlagen und weint, muß aber doch vor lauter Hunger wieder essen. Dann steht sie auf einmal auf, sieht sich nach ihren Sachen um und sagt besonders höflich: „Ich danke Ihnen vielmals, und adieu; ich komme nicht wieder.“

„Fräulein,“ sag ich, und hab einen glücklichen Einfall: „Sie sind zu mir gekommen, weil Sie mich für einen Ehrenmann gehalten haben. Ich habe Sie nicht gesehen! Wenn ich Sie wiedersehe, werde ich Sie nicht erkennen. Sie sollen Ihre Einnahme nicht verlieren.“

Da sah sie mich freundlich und dankbar an, und kam wieder.

Was sie nicht tat, tat der Zufall. Ich sah sie in einer kleinen Wirtschaft, weit draußen, in die ich einmal kam. Nicht allein: mit einem Mann. Schön war er schon; nicht mehr ganz jung, verwüstet, — unheimlich, mit einem Wort, nicht gesund, mit Augen zum Fürchten.

Es war ja ganz klar: so mußte es sein.

Wie sie das nächstemal kommt, sag ich ihr's gerad heraus und frage: „War das Ihr Mann?“

„Ja.“

„... Ich möchte ihn malen.“

Keine Antwort.

„Geht das nicht?“

„Nein.“

„Ich würd' es gut zahlen.“

Keine Antwort.

„Sie brauchen das Geld ja.“

Keine Antwort.

„Er muß doch wissen, daß Sie oft herkommen.“

„Er glaubt, ich gebe Stunden.“

„Was ist er denn?“

„... Schriftsteller.“

„Ach so.“ Ich sehe sie ganz ehrlich an und sage mit allerlei Gedanken: „Ich kann Ihnen vielleicht helfen ...?“

„Nein ...“

Ich hatte ihr schon einmal einen größeren Vorschuß angeboten, aber sie hatte nicht gewollt. Ein paar Tage darauf bat sie drum.

„Ah?!“

„Mein Kind hungert.“

Ich war starr. Das hätt' ich nie gedacht!

Man tut, was man kann. Aber nun kam sie nicht mehr.

Ich war ganz bedrückt, nicht wegen der Silberlinge, Unsinn! Aber wieder einmal aufgefressen sein in meiner Gutmütigkeit, das wollte ich nicht. Und weil das Maskerl dann nur ein feinerer Trick gewesen wär'. — Es war aber nicht so.

Einmal klingelts, und sie steht da, schlank und blaß und aufgereggt, und sagt, ihr Kind ist krank.

„Und Sie haben kein Geld mehr?“

Sie nickt und sieht mich an, wie ein Gehehstes, das sich nicht mehr zu helfen weiß, ganz sonderbar starr.

Ich hab meinen Arzt hingeschickt. Aber das Kind ist gestorben.

Ich brauchte sie für mein Bild. Drei Tage später saß sie wieder bei mir, müd, beinahe alt im Gesicht; und als ich sie trösten wollte, sagte sie nur, und so bitter sagte sie es: „Es kann kommen, was will; meine Arme werden eine Leere fühlen, solange' ich lebe.“

Einmal sah ich, daß irgend etwas mit ihr vorgegangen war: sie saß befangen, beinahe ungeschickt und bemühte sich doch sichtbar, ihre Stellung schnell nach meinen Angaben zu verbessern, ohne daß ich ihr nahekommen sollte. Ich kam aber doch hin, absichtlich, und sah den Grund: über ihren Rücken zur rechten Schulter lief eine dunkle Strieme.

„Er hat Sie geschlagen?“

Sie sagte nichts, weinte auch nicht, sah weit weg.

Ihre Haltung war jetzt stolzer, entschlossener als je vorher.

„Sie haben ihn sehr geliebt? Sie sind von Ihren Eltern weggelaufen um ihn?“

„Ja ...“

„Lieben Sie ihn noch?“

„Nein. Das Kind ist tot.“

„Warum gehen Sie nicht von ihm fort?“

Keine Antwort. —

— Ich habe noch nichts von mir selber gesagt. Unter allem, was ich mit ihr durchmachte, blieb meine Hoffnung. Es war eine Quälerei, aber ich nahm mich zusammen, und meine Zeit war jetzt da.

Der Park vor meinen Fenstern stand in dunklem dichten Grün, der Himmel war rot, das späte Licht fiel auf meinen sienaroten Vorhang und warf einen warmen Ton in den ganzen Raum. Draußen riefen die Goldamseln.

Da legte ich den Pinsel nieder, — wir hatten lange gearbeitet, — und sah sie an, wie ein Mann ein Weib ansieht. Sie merkt es und bleibt einen Augenblick sitzen, ohne sich zu rühren, als wollte sie es vorübergehen lassen. Dann steht sie auf. Mein Gott, war sie schön, wie sie so aufgestanden ist. Da hab ich ihr zugeredet und ihr versprochen, sie sollte es gut haben bei mir. Sie aber sagt nur auf alles „Nein, nein“ und sieht sich um und will hinter den Vorhang flüchten, als schämte sie sich auf einmal, sich vor mir anzuziehen. Aber nun wars einmal soweit. Ich denke: so mit Schmachten und Bitten darf man den Weibern nicht kommen; da heißt's wollen und zugreifen. Und bin ich nach und hab' sie, so wie sie war, um den Leib genommen und geküßt.

Sie hat mich nicht geschlagen; aber den Blick gönn' ich meinen Kritikern.

Es war ein Fehler.

Sie hat nicht mehr viel geredet, aber doch einiges. Ihre Bluse hatte sie schief zugeknöpft und ihre Schuhbänder waren noch offen, wie sie zur Türe hinaus ist.

Sie ist nicht wieder gekommen. Und alles Nachfragen und Suchen war umsonst. In ihrer Wohnung war sie nicht mehr, und der Name, unter dem sie dort gewohnt hatten, war ein falscher gewesen. Einmal kam ein Brief aus der Schweiz, mit dem Geld und einem Zettel: „Mit Dank, Ihr Modell.“

Ich hab' sie dennoch wiedergesehen. Nach beinahe fünf Jahren, und nicht hier: ich stand auf der Terrasse von meinem Hotel und warf wie zufällig den Blick in eine Equipage, die sich unten in Bewegung setzte, wie man nach Wagen, die vorüberfahren, und nach Frauenkleidern sieht. Ich sehe noch die Wiese und den Sonnenschein und den Wagen, der langsam fortfährt. In dem Wagen war sie. Neben ihr ein Herr, der

sehr gut aussah, und was merkwürdig war, er erinnerte ein bißchen an den andern, mit dem sie damals gelebt hatte, nur kraftvoll, gesund, verjüngt: ich sage ja immer: jeder Mensch hat seinen Typ, zu dem er zurückkehrt.

Sie sah in dem Augenblick auf, als hätte mein Blick sie angezogen, und mit den Augen, die immer den Ausdruck gehabt, als hätten sie über so vieles wegesehen, sah sie auch über mich weg!“

Dies war Dewix' Geschichte; die andern sagten nicht viel dazu, denn sie waren müde. Ich aber sah den derben Menschen an, mit seinem runden Gesicht, den kleinen Augen, dem schütterten blonden Haar und dem Kinnbart, und dem untersehten Leibe, der auch schon rundlich zu werden begann ...

Das Gericht von Gartach

Der Abbé Birkele ging in der niederen Cafestube des Gasthofs auf und ab; bisweilen blieb er vor dem Feuer stehen oder sah nach den regentrüben Fenstern, die die schweren Mauern durchbrachen. Er wußte jezt, warum sein Zögling, der Freiherr von Gartach, nicht von Brüssel abreisen wollte, und es knüpften sich Betrachtungen für ihn daran, die ihm nicht behaglich waren.

Er hatte den jungen Mann, der seine Studien im Collegium illustre zu Tübingen mit so glänzendem Erfolge absolviert hatte, ohne Verdruß durch die Hauptstädte und Höfe halb Europas geleitet. Er hatte ihn auch an anderen Orten so manchen Abend allein gelassen, um eigenen Vergnügungen nachzugehen, und ihn beim Nachhausekommen stets schlafend oder über seinen Büchern sitzend gefunden: hier in Brüssel, wo es sich so gut leben ließ, war er jeden Abend ausgegangen. Und nun fand sich, daß Karl Eugen jeden Abend im Hause des alten Gerichtsrats gewesen war, dessen Bekanntschaft sie im Postwagen hinter Vervins gemacht und der eine so zierliche Tochter hatte.

Eben trat er, blaß und schlank, ins Zimmer, aber nicht im Reiseanzug; sie begannen den gleichen Wortwechsel von neuem, und im Ärger, nach Gründen suchend, die Eindruck machen könnten, hielt der Hofmeister ihm vor, daß ein unehrbarer Liebeshandel mit der Tochter eines angesehenen Mannes ihm wenig anständig sei, worauf der junge Baron erregt erwiderte, daß sein Verhalten durchaus ehrbar sei, so ehrbar, wie das zwischen Bräutigam und Braut zu sein hätte, denn als solche wolle er die Demoiselle Decazes angesehen wissen, die zu heiraten er entschlossen sei.

Erst sah Birkele ihn starr an, dann mußte er lächeln, wurde aber sogleich wieder mißmutig, weil er die Ungelegenheiten bedachte, die dieser Abschluß der Reise für ihn selbst zur Folge haben mußte. Er fragte Karl Eugen, ob er bei Trost sei, hielt

ihm seinen Stand, den Zorn seiner Eltern vor; am Tische der Stube sitzend sprach er fort und sah mit seinem unruhigen, haarumwallten Kopf bald seinen Zögling an und bald auf seine Hände, deren Fingernägel er mit einem Messer reinigte und zurechtschnitt, bis er bemerkte, daß die Blicke Karl Eugens unverwandt auf dieses Tun gerichtet waren. Mit einer leichten Verlegenheit schob er das Messer in die Tasche. Dann machte er den jungen Mann auf empfehlenswerte Ablenkungen seines Liebesbedürfnisses aufmerksam, indem er sich erbot, ihn in die Gesellschaft reizender und leicht zugänglicher Damen selbst einzuführen, während er ihn vor tugendhaften und berechnenden Demoisellen warnte, die unerfahrene junge Leute in das Netz der Ehe zu locken verstünden.

In Karl Eugens Augen flammte etwas auf, das den Abbé immer verwirrter werden und zuletzt verstummen ließ. Er schrieb, wie er es für seine Pflicht hielt, an die Eltern des jungen Mannes, und ein Befehl, sogleich zurückzukehren, kam nach etwa zehn Tagen als Antwort. Karl Eugen gehorchte auf der Stelle. Er machte dem Abbé keine Vorwürfe, aber ihr Verkehr war eigentlich zu Ende.

Ehrerbietig hielt er dem Toben des Vaters, den sanfteren Vorwürfen der Mutter stand. Er ging auch, wie ihm geheißen ward, nach Stuttgart und arbeitete dort als Referendar bei der Regierung zur außerordentlichen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, — bis Briefe voll von Liebesbeteuerungen aufgefangen wurden, die zwischen Brüssel und Stuttgart hin und her gingen. Nun schrieb der alte Freiherr einen empörten Brief an den Gerichtsrat in Flandern, der mit vieler Würde erwiderte, daß er zwar den jungen Baron schätzen gelernt, sich aber gewiß niemandem aufdrängen wollte und auch seiner Tochter jeden Gedanken an eine solche Verbindung sowie weitere Briefe untersagt hätte. Der alte Herr schickte den Brief seinem Sohne ein, der in einer bescheidenen Antwort lediglich den Empfang bestätigte. Aber das von ihm geforderte Ehrenwort, die Verlobung zu lösen und auch seinerseits nicht mehr nach Brüssel zu schreiben, weigerte er. Mochte es ein innerer Zufall sein, mochte, wie die Verwandten behaupteten, der beständige Zorn über das Verhalten des Sohnes dazu beigetragen haben: der hitzige und beleihte alte Herr wurde nicht lange danach vom Schlage getroffen.

Karl Eugen betrauerte den Vater von Herzen, aber schon nach einem halben Jahre führte er die Demoiselle Decazes als Gattin heim.

Die Verwandten legten ihm kein Hindernis in den Weg; aber wenn sie dies aus bestimmten Hoffnungen getan, so wurden sie enttäuscht, denn Karl Eugen, der so jung er war, auf seinen Antrag bereits zum Regierungsrat und zum Oberamtmann seines Bezirks ernannt worden war, erhielt schon wenige Jahre nachher durch landesfürstliches Privileg für die Kinder, die ihm aus dieser Ehe geboren wurden, alle Familienrechte gewahrt.

Er führte in diesen Jahren ein stilles und seliges Leben, in das nur die Zartheit seiner Frau Kummer brachte. Sie war wie ein Hauch, oder wie ein Glämmchen, denn ihre Leidenschaft kam ihrer Zartheit gleich. Sie fühlte sich oft so matt, daß sie, ohne krank zu sein, ganze Tage im Bett verbringen mußte, und als sie ihm ein Kind geboren hatte, vermochte sie sich nicht mehr zu erholen. Oft trug der schlanke, stille Mann sein zartes Glück, das in seinen Armen immer leichter zu werden schien, auf die Wiese oder eine Gartenbank hinaus, wo sie die Sonne und den klauen Tag und das Spielen des Mägdleins genoß. Sie lachte so gern, aber ihr Lachen ward seltener und schmerzlicher; ihre Liebesworte in zierlichem Halbfranzösisch kamen zuletzt nur mehr geflüstert: er sah sie hinschwinden und sterben.

Als er aus der ersten Erstarrung erwachte, ergoß er eine Zärtlichkeit auf sein Kind, deren überquellenden Ausdruck er selbst zu beherrschen und zurückzudämmen sich mühte. Er überwachte die Nahrung des Kindes, das Baden der kleinen Glieder; er stand des Nachts auf, um nachzusehen, ob es auch warm bedeckt schlief; es kam vor, daß der Freiherr, wenn er nachts in das Zimmer der Kleinen kam, leise, ohne die Wärterin zu wecken, selbst neue Scheite in den Kamin schob, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Er hielt seine Zärtlichkeit zurück, weil sie manchmal erschrocken war, wenn er sie zu leidenschaftlich geherzt hatte; er beherrschte die Angst, die ihn ergriff, wenn er sie über einen Steg laufen oder aus einem Turmfenster blicken sah, weil er sie nicht furchtsam machen wollte. Kamilla war ein wildes Kind; sie glich der Mutter, in Zartheit und Leidenschaft.

Selbst ein vorsichtiger Reiter, mußte er sehen, wie sie über

Gräben und Büsche setzte. Sie war etwa dreizehn Jahre alt, als sie, da er gerade abwesend war, ein neugekaufttes kleines Pferdchen bestieg und es aus dem Park hinausstraben ließ. Ein halbwüchsiger Junge am Wegrand stieß, da sie vorüberritt, aus dummem Übermut und halber Bosheit ein blökendes Geschrei aus: das Tier raste davon. Der Junge lachte, aber das Lachen erstickte in einem gurgelnden Ton: eine Hand hielt ihn am Halse und mit tödlichem Schreck sah er das gleichfalls todblassse Gesicht des Freiherrn über sich, der mit der Stiftsdame von Schaub, seiner Verwandten, von einem Gutswege gekommen war. Das Pferd war auf einen spitzlattigen Zaun zugerannt, als es vom Weg in die Wiesen gesprungen war, dann aber hatte es sich, im Kreise laufend, ausgetobt. An Mähne und Sattel hatte Kamilla sich festhalten müssen, die nun, trotz ihrem Schrecken lachend, mit fliegenden Haaren herankam.

„Damals hab' ich meinem Heiland gedankt, der uns bewahrt hat,“ erzählte die alte Dame, „wenn dem Kinde etwas geschehen wäre, Karl Eugen hätte den Jungen erwürgt!“

Er selbst sprach wohl mit halbem Lächeln von seinen „Prüfungen“. Es kamen aber solche, die wunderbar verwirrend waren, bei denen er nicht mehr wußte, ob er sie gewähren lassen durfte: wenn ihre Spiele, ihre Freundschaften ihm nicht immer gefielen, während ihre Gedanken, ihr werdender Körper sie ihm fremd machten. Seine Liebe aber wuchs, ob sie sich ihm erschloß oder verbarg, und auch seine Bewunderung für sie.

Er war indessen als Geheimer Rat ins Regierungskollegium nach Stuttgart berufen worden. Wenn er sie, nun eine Dame, schön und schlank durch die Säle schreiten sah, reinen Wesens und mit anmutigem Witz der Rede, dann ward eine heiße Nührung in ihm, und er schrieb einen neuen Brief an seine tote Frau. Er schrieb ihr oft, bisweilen täglich, seit Jahren.

Zugleich aber zitterte er vor dem Augenblick, der kommen mußte, vor der Trennung, noch mehr vor der Wahl: noch hatte er keinen Mann gefunden, der ihm für sein Kind nicht zu roh oder zu verdorben gewesen wäre. Er war glücklich darüber, daß noch keine Neigung sie berührt hatte; während sie mit Eifer tanzte, verwirrte sie die jungen Leute, die ihr amouröse Redensarten zu sagen versuchten, durch ihren Spott. Bis er plötzlich an einer Veränderung ihres Gesichtes im Ballsaal, da sie sich

von ihm unbeachtet glaubte, erkannte, daß es geschehen war, und nun nicht begriff, daß er es nicht längst erkannt, nicht kommen sehen hatte.

Bei den Hofbällen und anderen Festlichkeiten zeichnete sich ein junger Offizier vom Gefolge des französischen Gesandten aus. Man konnte ihn nicht eigentlich schön nennen, obschon er wohlgebaut und von männlichem Ausdruck war; es war wohl seine Stimme, die für ihn einnahm, und eine gewisse aufregende Eigenart seines Wesens, das bald traurig, bald übermütig erschien, bald wild und bald von hingebender Zartheit. Wenn irgend jemand nicht zu glänzen suchte, so war er es, und doch hatte er in Versailles geglänzt, wieviel mehr an dem kleinen deutschen Hof.

Niemand hätte sagen können, daß er sich um das Fräulein von Gartach auffallend bemühte; nur Kamilla hatte gesehen, wie er einmal, da sie im dritten Stockwerk eines Hauses am Fenster standen und der Wind ihren Handschuh hinausgetragen hatte, gelassen aus dem Fenster stieg und sich mit einer Hand an einem Regenrohr haltend, auf dem schmalsten Mauer vorsprung gehend, ihr den Handschuh wiederbrachte, während sie sich schwindelnd die Augen zuhielt; wie er ein andermal einen etwas angetrunkenen Kavalier, der zudringlich ward, mit einer harten Handbewegung weit von ihr fortstob, ohne daß der andere sich überhaupt zu melden wagte. Sie hatte aber auch, als sie ihm einmal, beinahe ohne es zu wollen, vielleicht, weil sie sich vor ihm fürchtete, eine ihrer schneidenden Antworten gab, solchen Zorn in seinem Gesicht gesehen, daß ihre Furcht vermehrt ward.

So kam es, daß sie sich dem Vater verriet, als sie den Grafen von Leuville am Abend dieses selben Tages, an dem er, ohne ein Wort zu sprechen, mit einer tiefen Verbeugung von ihr gegangen war, im Ballsaal wiedersah. Den ganzen Abend näherte er sich nicht. Der Vater beobachtete sie unablässig, aber sie war bereits wieder völlig ruhig, bis er beide im Schatten einer Säule miteinander sprechen sah: ein hilfloser, gleichsam gebrochener Stolz war in ihrem Angesicht; das des Franzosen konnte er nicht sehen. Auf der Heimfahrt sprachen Vater und Tochter kein Wort: sie war zu erregt, um zu merken, mit welcher Angst die Blicke des Vaters auf ihr ruhten.

Er hinderte sie nicht, ihn zu treffen, aber er zog Er-

kundigungen ein und suchte selbst mehr mit dem Grafen zu sprechen; doch dessen unendliche Höflichkeit gestattete kein Eindringen in seine Seele. Nach einem solchen inhaltlosen Gespräch sahen Vater und Tochter einander unwillkürlich in die Augen, und Kamilla schlug die ihren nieder. Aber sie wechselten kein Wort darüber, beide verschlossen ihre so verschiedene Aufregung in der eigenen Brust.

An einem dieser Tage war es, daß der Freiherr, durch eine Straße gehend, einen Mann sah, der lachend und schimpfend aus der Thür einer Weinschenke trat: die elsässische Aussprache, die Bäckchen, das wallende Haar, das nur grauer geworden war, ließen ihn nicht zweifeln ... auch der andere hatte ihn ins Auge gefaßt und schien ihn mählich zu erkennen. „Sollte ich“, sagte er mit einer Verbeugung, „mich nicht irren ...? Sehe ich den puer generosus wieder, den ich einst zu unterweisen die Ehre hatte? Sind Dero Hochedeln wirklich ...?“

Gartach bestätigte kühl; er fragte den Mann, dessen Kleidung kümmerlich war, wie es ihm ginge.

„Leider nicht zu gut,“ erwiderte der Abbé, „seine Pfründe sei eine Farce, die nicht farciert sei. Doch winke ihm jetzt eine Aussicht bei der französischen Gesandtschaft, deren Kaplan gestorben wäre.“

Gartach sah das weinselige Gesicht und meinte, daß er sich dann wohl eines anderen Lebenswandels werde befleißigen müssen. „Errötend muß ich den Tadel dessen hören, den ich einst leiten durfte“, erwiderte der Abbé lächelnd. Er schien sich dem Freiherrn auf seinem Wege anschließen zu wollen, aber dieser, der Fragen fürchtete, entfernte sich mit kurzem Abschied, indem er dem ehemaligen Lehrer zu seinen neuen Aussichten den besten Erfolg wünschte. Erst als jener nicht mehr sichtbar war, fühlte er die Aufregung, die dieses Wiedersehen durch die Erinnerung an jene Tage in Brüssel in ihm wachgerufen, da er seine verstorbene Frau zuerst gekannt hatte.

Wenige Tage später sah er Birkele in seiner Amtsstube vor sich. Die Aussicht bei der Gesandtschaft war zunichte geworden, und er wies auf seinen abgeschabten Rock, den zerrissenen Ärmel, ja, er öffnete sein Wams, um zu zeigen, daß er bei der Winterkälte kein Hemd auf dem Leibe trug. „Quantum mutatus ab illo ...“, sagte er wehmütig. Gartach konnte nicht anders:

er ließ ihm eine nicht kleine Summe auszahlen, mit der Mahnung, sie gut zu verwenden.

Nachdenklich saß er des Mittags in seinem Zimmer, als Kamilla eintrat und sich sachte zu seinen Füßen niederließ. Zärtlich küßte sie des Vaters Hände.

„Wie weich ihre Liebe sie macht“, dachte er. Da, indem er seinerseits ihre Hand liebte, vermißte er plötzlich einen Ring mit breitem Stein, den sie sonst am Finger trug und der ihrer Mutter gehört hatte. Er fragte sie danach, und mit leuchtendem Gesicht erwiderte sie, der Ring sei ihr gestern in den Fluß gefallen. „Wirklich, wirklich, mein Vater!“ rief sie, da sie in seinem Gesicht einen erschrockenen Zweifel las. „Glauben Sie es mir; Sie wissen, wir waren gestern mit dem Gesandten in Cannstadt; als wir über die Brücke fuhren, zeigte ich den Ring einer Person, und da fiel er uns aus den Händen und verschwand im Wasser.“

„Und du bist nicht trauriger, daß der Ring deiner Mutter verloren ist?“

„Ich liebte ihn mehr als alles,“ sagte sie, „aber . . . fragen Sie mich jetzt nicht, mein Vater, ich bitte Sie darum.“ Und mit einem räthelhaft freudigen Gesichtsausdruck eilte sie aus dem Zimmer. Kopfschüttelnd sah der Vater ihr nach.

Noch hatte er nichts anderes über Leuville erfahren, als daß die Familie alt und begütert war; auch in der Nähe, im Elsaß, hatte sie große Besitztümer. Indessen war der Graf bei einer Schlittenfahrt in größerer Gesellschaft nicht von Fräulein von Gartachs Seite gewichen, und daß er am selben Abend mit ihr und ihrem Vater zu Nacht speiste, schien kein bloßer Zufall zu sein. Die Folge war in den nächsten Tagen unendliches Gerede in den Hofkreisen und in der Residenz.

Etwa eine Woche nach diesem Divertissement ward für den Freiherrn ein Brief mit einem darin zusammengefalteten Zettel abgegeben, auf dem mit großen lateinischen Buchstaben geschrieben stand:

„Ew. Excellenz! Der Graf von Leuville ist verheiratet. Seine Frau lebt krank und verlassen in . . . (es folgte der Name eines ihm völlig unbekannten französischen Ortes). Ein Freund.“

Gartach, dem ein schreckliches, unzweifelhaftes Gefühl sagte, daß dieser Zettel die Wahrheit enthielt, sprach noch am selben

Tag mit dem ihm befreundeten Minister, um sich auf ebenso sicheren wie unauffälligen Wegen die Gewißheit zu verschaffen. Unter dem Vorwand, daß er ein von ihm gefordertes Gutachten über den Entwurf einer Kriminalreform in Ruhe ausarbeiten wollte, verließ er Stuttgart. Kamilla begriff sogleich, daß er sie entfernen wollte. In ihren Augen sah er Spuren von Tränen, aber vor ihm weinte sie nicht. Sie war gehorsam ohne Zärtlichkeit.

Während die Pferde schwer durch den Schnee zogen und auf Feldern und Hügeln schon eine matte Dämmerung lag, sah er, wie Kamilla, die starr in den Schnee gesehen, von plötzlicher Hoffnung aufleuchtete: sie hatte ihre Hand und den Finger betrachtet, an dem der Ring fehlte.

Als sie, in Gartach angekommen, bei Tische saßen und von dem im Kamin flackernden Feuer Schatten und Lichter bis zur Decke tanzten, bat er sie, ihm nun zu sagen, was es mit dem Verlust ihres Ringes für eine Bewandnis habe.

„Wie Sie befehlen, mein Vater,“ erwiderte sie, „ich will es Ihnen sagen. Ich liebte diesen Ring über alles, das wissen Sie; und ich dachte einmal, wenn ich ihn, das Liebste, was ich besaß, opferte, dann würde mir . . . ein Wunsch erfüllt, den ich damals hatte. Aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn von mir zu werfen. Am nächsten Tage fuhr ich über die Neckarbrücke vor Cannstadt mit einer bestimmten Person, der ich den Ring zeigte, und da entfiel er unseren Händen und verschwand im Wasser . . . Da sah ich, daß mein Wunsch erfüllt werden soll . . .“

Sie sah dem Vater bei diesen Worten entschlossen in die Augen.

„Mein süßes Kind,“ sagte der Freiherr, „niemand wünscht heißer, daß alle deine Wünsche in Erfüllung gehen mögen, als ich. Alle Wünsche, die zu deinem Heile sind.“

„Dieser Wunsch ist zu meinem Heil.“

„Wir wollen es hoffen.“

„Vater . . .“ begann Kamilla.

„. . . Und manchmal ändert man auch seine Einsicht und mit der Einsicht auch seine Wünsche.“

„Ich ändere mich nicht, ich bin treu.“

Der Freiherr seufzte und sah nach den zuckenden Flammen im Kamin.

Die Wochen vergingen, ohne daß die erwartete Nachricht aus Frankreich eintraf. Statt dessen kam ein Brief des Abbé Birkele an den Freiherrn, der mit den Worten „*Epistola non erubescit*“ anfang und um ein Darlehn bat. Dieser Brief blieb unbeantwortet.

Vierzehn Tage später erschien Birkele selbst und bat seinen Gönner, ihm während des furchtbaren Winters ein Obdach zu geben. Es war nicht in des Freiherrn Art, sich einen unerwünschten Hausgenossen aufdrängen zu lassen, und er sprach hart von Demeritenhäusern; aber das Unwetter war im Augenblick so arg, daß er es nicht über sich brachte, ihn hinauszustoßen, sondern ihm vorläufig ein Zimmer im Hause des Verwalters anwies. „Warum arbeiten Sie nicht?“ fragte er ihn.

„Euer Erzellenz! Wer gibt mir eine Arbeit, die meinem Stande und meinen Kenntnissen entspricht?“ Darauf versuchte Gartach, ihn in der Bibliothek zu beschäftigen, aber von der Arbeit entwich der Abbé unter immer neuen Vorwänden und kam, wenn er einmal ging, sobald nicht wieder; zumeist saß er am Küchenfeuer und schwatzte mit Knechten und Mägden. Seine groteske Art und seine witzigen Erzählungen belustigten Kamilla, und so wußte der Freiherr ihm zuletzt für seine Gegenwart Dank, — bis der Verwalter ihm eines Tages empört zur Kenntnis brachte, daß der Abbé sich am Abend zuvor betrunken und dann gegen seine Frau zudringlich gezeigt hätte, wie denn auch die Mägde sich schon lange über ihn beklagten. Tags darauf mußte er ohne Verzug aus dem Hause. Der Kutscher eines Gutswagens, der aus der nächsten Stadt zurückkam, hatte ihn unterwegs in einem Wirtshause gesehen, wo er sich einer Hochzeitsgesellschaft angeschlossen hatte, trank, Kartenkunststücke zum besten gab und unflätige Geschichten erzählte.

Kamilla saß vor ihrem winzigen Schreibtisch, als der Vater ihr das Vorgefallene erzählte; in der Nische standen auf einem Gesimse viele stille Porzellanfigürchen; vor ihr lag ein in Seide gebundenes Büchlein; darin waren die Hoffestlichkeiten und Bälle eingetragen, an denen sie noch hatte teilnehmen wollen. Während sie in Nachdenken versank, griff er nach dem Büchlein. Kamilla ward feuerrot. Ein Brief fiel zur Erde. „Sie haben es auch

getan! So, wie Sie meiner Mutter treu blieben, so bleibe ich ihm treu!"

Fast wäre er vor ihr niedergekniet; aber sie hob den Kopf und sah mit festgeschlossenen Lippen in den Wintertag hinaus. Der Vater ging, in schweren Gedanken.

Der Winter dauerte in diesem Jahr ungewöhnlich lange. Eines Abends im März kam ein herzoglicher Kurier mühsam durch den Schnee heraufgeritten, der ein versiegeltes Paket für den Freiherrn abgab. Als man ihm dann in der Halle Wein und Speise bot, erzählte er, daß er an einer Chaise vorbeigekommen, die im Schnee stecken geblieben war. Der Freiherr hatte sich indessen eingeschlossen und zuletzt nach seiner Tochter geschickt. Sie war nicht da. Während er die Diener befragte, trat der Verwalter ein und berichtete, was der Mann unten von der Chaise gesagt, und fragte, ob er Leute zu Hilfe schicken sollte. Der Freiherr schien nicht zu hören. In seinem blauen Frack stand er hochaufgerichtet da, ein zorniges Leuchten in den Augen. Er fragte nur, ob jemand wisse, wo das gnädige Fräulein sei. „Sie sei wohl mit der Kammerjungfer ausgegangen.“ — „Ohne Bedienten?“ — „Das gnädige Fräulein habe nicht gewollt; das gnädige Fräulein habe ihr Gewehr mitgenommen. Wenn Seine Excellenz befehlen wollte, würde jemand entgegengehen.“ Daraufhin wendete der Freiherr sich an den Verwalter und sagte mit einer seltsam wächsernen Ruhe, er möge den Kutscher und noch einen Knecht mit zwei Pferden hinabschicken, um nach der Chaise zu sehen, die im Schnee stecken sollte.

Eine halbe Stunde später trat Kamilla in die Halle; ihre Wangen waren von der Kälte gerötet: trotzdem schien sie nicht gut auszusehen. Der Freiherr rief sie in sein Kabinett. Umsonst wollte er sie schonen und verlangte, daß sie auf seinen väterlichen Rat, sein Wort, von jenem Manne lasse! Sie leugnete, daß Leuville unwürdig gehandelt hätte. „Sie selbst“, rief sie, „haben mich gelehrt, daß man beide Teile hören müsse.“ Und zuletzt, da er gegen seine Gewohnheit heftig ward und sie eine vertrauenslose Törrin nannte, stand sie auf, und mit den Worten: „Wie Sie wollen, mein Vater, wie Sie wollen . . .!“ wendete sie sich zur Türe. Da rief er sie zurück und zeigte ihr die amtliche Abschrift aus dem Kirchenbuch, die Bestätigung des Pfarrers, Briefe der Gräfin von Leuville, ja Briefe, die Leuville

selbst geschrieben, aus denen die schreckliche Tatsache unzweifelhaft ward.

Kamilla sprach keinen Laut. Als er wieder auffah, war sie mit blasssem Gesicht vornüber gesunken. Er richtete sie auf und klingelte. Im selben Augenblick ward an die Thür geklopft, und der Bediente meldete, das Stiftsfräulein von Schaub sei angekommen; sie war in dem Fahrzeug gewesen, das im Schnee stecken geblieben war. Der Freiherr führte Kamilla auf ihr Zimmer und ging in die Halle hinab, küßte seiner Verwandten die Hand, half und wartete, bis sie sich aus den Pelzen gewickelt und ein wenig erwärmt hatte; dann geleitete er sie zum Abendbrot, entschuldigte Kamilla mit einem leichten Unwohlsein und setzte sich mit ihr an den Tisch. Sie stöhnte über ihr Erlebnis, erzählte und fragte, und da sie mit dem Alter schwerhörig geworden war, mußte er ihr seine Antworten ins Ohr rufen.

Nach dem Essen rückte sie näher an ihren Vetter, sagte, sie habe ihm Wichtiges zu eröffnen; nicht ohne Grund habe sie die beschwerliche Winterfahrt unternommen: man habe seine Tochter Kamilla mit verschiedenen Kavalieren und allerlei zweideutigen Leuten zusammen gesehen, mit denen sie sich an höchst unpassenden Orten, in geringen Wirtshausstuben stundenlang eingeschlossen . . .

Bei den ersten Worten war das Gesicht des Freiherrn eisern geworden; er bat sie vor allem, leiser zu sprechen, dann fragte er, wer dies gesehen hätte und wann?

„Ich flüstere,“ schrie die Stiftsdame, „ich flüstere. Wann? wiederholt! und wer? der Christian Vollrath, der Sohn des Schulzen in Meilingen . . .“

„Dann sagen Sie Vollrathen, ich würde ihm Stockprügel geben lassen. Kamilla ist mit ihrem Vetter Rudolf von Gartach, der einmal herüberritt . . .“

„Mit Rudolfsen? Nein! den kennt Vollrath auch!“

Aber die Hand des Freiherrn legte sich hart auf die ihre. „Ich wiederhole Ihnen, daß es Rudolf war; und wer anders sagt, der gehört auch nicht einen Augenblick länger in mein Haus!“ Bei dem schmerzhaften Druck seiner Finger auf ihren dünnen Knochen und unter seinem furchtbaren Blick ging ihr ein Verständnis auf; ihre gelben Wangen zitterten und mit einem erschreckten Nicken sagte sie, daß sie seines Blutes sei und er sich auf sie verlassen könnte. Dabei nahm sie ihre Reifröcke

auf, der Freiherr klingelte und begleitete sie bis an die Thür ihres Schlafzimmers. Dann suchte er Kamilla auf.

Sie saß mit fieberglänzenden Augen und geöffnetem Haar, im weißen Nachtgewand auf dem Sofa. Der Vater schickte die Jungfer aus dem Zimmer; dann sagte er ihr, was er eben gehört.

Sie rang die Hände zu ihm empor. „Ich werde Ihnen alles sagen,“ rief sie, „ich muß es ja! Aber haben Sie Mitleid: nicht jetzt!“ Aufschluchzend drückte sie den Kopf an seinen Arm. „Wenn er es mir gesagt hätte! Wenn er es mir gesagt hätte! Aber daß er es mir verhöhlen! daß er das alles tun konnte, und daß er mich belogen hat, mein Vater!“ Krampfhaft hielt sie seinen Arm fest; ihr ganzer Körper schauerte. Gartach legte sie sanft nieder und sagte, er werde einen Bedienten um den Arzt schicken. „Nein, nein!“ rief Kamilla, „lassen Sie niemanden zu mir!“

Der Vater rief das Mädchen wieder ins Zimmer; dann ging er hinab und hieß den Bedienten satteln und ein paar Pistolen, der Wölfe wegen, in den Halstertaschen, eiligst nach der Stadt reiten und den Arzt holen. Er selbst prüfte die Festigkeit des Sattelgurtes, die Schärfe der Eisen.

Als er zurückkam, sah er die Jungfer in der Halle stehen: das gnädige Fräulein hatte sie aus dem Zimmer geschickt. Gartach stieg die Treppe hinauf; er lauschte im Gange: Kamilla schrie in ihrem Zimmer; immer ein Schrei kam nach dem andern. Sowie seine Schritte sich der Thüre näherten, verstummte sie.

Er blieb stundenlang bei ihr sitzen, seine Hand in der ihren.

Die Base Schaub reiste am nächsten Tag ab, ohne Kamilla gesehen zu haben, aber nicht, ohne daß ihr der Freiherr sehr ernst und eindringlich wiederholte: alles, was seine Tochter getan, sei recht gewesen und mit seinem Wissen und mit seiner Billigung geschehen.

Am Tage darauf rief Kamilla ihn an ihr Bett und sagte ihm: Was die Base Schaub erzählt, sei alles wahr: sie sei Leuvilles Frau ...

„Wie, was? ... seine Frau ...?“

„Nein, ich bin es nicht! kann es ja nicht sein! Aber ich hielt mich doch dafür! durch die Trauung ...“

„Trauung?!“

„Sie kennen den Priester . . . kein würdiger Mann, aber doch ein Priester!“

„Birkele!“ rief Gartach mit einem Ton, den sie nie an ihm gehört. Sie nickte. Der Vater ergriff eine der Porzellanfiguren und brach sie an der Wand in Stücke. Entsetzt sah sie ihn an, dann erzählte sie, wie sie durch den Abbé mit Leuville verkehrt hatte, wie sie mit ihm und zwei andern Männern im Walde bei Meilingen zusammengetroffen und dort von Birkele getraut worden . . .

„Und?“ fragte der Freiherr, weiß im Gesicht.

Kamilla sah zur Wand und gab keine Antwort. Der Freiherr ging wortlos aus der Stube.

Einige Tage später fuhr er mit vorausgeschickten Kurieren, die für Vorspann sorgten, auf den durchweichten Straßen nach Stuttgart. Er wollte den Grafen von Leuville fordern. Aber in der Residenz sagte man ihm, daß dieser sie kurz zuvor, eines Duells wegen, in dem sein Gegner auf dem Platz geblieben war, verlassen hatte. Auch von Birkele fand sich keine Spur.

Da er die Nachricht erhielt, daß es seiner Tochter nicht gut ginge und daß sie Blut gehustet hätte, kehrte er nach Hause zurück. Das Schicksal wiederholte sich auf Gartach in einer Weise, daß er an das Erleben eines bösen Traumes dachte. Wie einst, trug er ein geliebtes Geschöpf, das in seinen Armen verging, auf die sommerliche Parkwiese hinaus, und wie einst seine Frau, sah er jetzt sein Kind hinschwinden und sterben.

An dem Abend, an dem sie tot in der Halle lag, ging etwas Seltsames mit ihm vor. Er hatte seinen Sekretär in sein Kabinett gerufen und ihm sein Abschiedsgesuch diktiert, dann war er in die Halle hinab zu der Toten gegangen. Eine Weile später war dem Sekretär bei der Ausfertigung, mit der es dem Freiherrn sehr zu eilen schien, ein Zweifel gekommen und er ging, ihn darüber zu befragen. An der Türe der Halle blieb er stehen, zaudernd einzutreten, da er zu stören fürchtete. Er hörte ein Stöhnen durch die Türe, dann lautes Sprechen; da glaubte er öffnen zu dürfen: in der Nähe des von Blumen und brennenden Kerzen umgebenen Sarges sah er den Freiherrn mit erhobenen Händen laut ins Leere sprechen, als redete er zu jemandem, der nicht da war. Und jetzt drehte Gartach sich um, so daß er dem Sekretär, der in seiner Bestürzung stehen blieb,

wo er war, das Gesicht zuwendete: aber er schien ihn gar nicht zu sehen, sondern sprach mit feierlich erhobenem Finger weiter. Erschüttert zog der junge Mensch sich zurück. Bald darauf kam der Freiherr wieder in sein Zimmer, setzte sich, anscheinend völlig ruhig, an den Tisch und schrieb und diktierte.

In den folgenden Tagen ordnete er seine Papiere und bereitete alles zur Abreise; jedoch ein Brief, der aus Frankreich eintraf, änderte seine Absichten. Er hatte einen Freund, der Offizier gewesen und den er in alles eingeweiht hatte, bestimmt, für ihn nach Frankreich zu reisen, um den Grafen herauszufordern; aber dieser hatte, in Paris angekommen, erfahren, daß Herr von Leuville sich bereits vor mehreren Monaten mit den Truppen eingeschifft hatte, die unter dem Befehl des Grafen Rochambeau nach Amerika gegangen waren, um den aufständischen Provinzen gegen die Engländer beizustehen.

Er schrieb dem Freunde zurück, er möchte ihn in Havre erwarten, wohin er ihn folgen würde, um sich gleichfalls nach Amerika einzuschiffen. Aber ehe er dies tun konnte, verfiel er in eine heftige Krankheit, von der er lange nicht genesen zu können schien. Als er zum erstenmal das Bewußtsein wiedererlangte, saß der Freund an seinem Bett, und als er nach vielen Monaten sich für reisefähig hielt und reisen wollte, stellte der ihm vor, daß er in dem ungeheuren Lande in Kriegszeiten einen einzelnen fremden Offizier schwer finden, und dieser dort nicht gehalten sein würde, sich mit ihm zu schlagen; er selbst aber würde vielleicht die unglaublichen Strapazen solch einer Reise nicht ertragen und vor dem Ziele umkommen.

Gartach war erst zweiundvierzig Jahre alt; sein Haar unter der Perücke war völlig gelichtet und ergraut, aber sein Gesicht war nicht alt; nur um den Mund waren zwei harte Linien und in den Augen war ein fremder Ausdruck. Die Nachbarn hielten ihn für einen gebrochenen, aber friedlichen Mann; nur daß er täglich stundenlang im Park mit der Pistole schoss, wunderte sie; sie glaubten, daß er sich diesen Zeitvertreib dem Major von Beringen zuliebe angewöhnt hätte.

Als über ein Jahr vergangen war, schrieb sein Agent aus Paris, daß der Graf von Leuville, mit dem Rang eines Obersten bekleidet, aus Amerika eingetroffen sei. Er werde als Freiheitskämpfer sehr gefeiert und alle Damen zeichneten ihn aus.

Die beiden Männer trafen sogleich ihre Vorbereitungen und begaben sich, von zwei verlässlichen Dienern begleitet, auf die Reise. Der Winter setzte eben mit großer Hefigkeit ein, dennoch fuhren sie, allen Schwierigkeiten und Gefahren trozend, Tag und Nacht, so schnell es ging, quer durch Frankreich nach Paris. Aber sie fanden den Grafen nicht dort. Er war nach seinen Gütern im Elsaß gereist. Sie wollten sogleich umkehren. Als sie aus Paris fuhren, scheuten ihre Pferde, der Kutscher wurde vom Boß geschleudert und mußte ins Hospital gebracht werden; die vorderen Tiere waren schwer verletzt. Dadurch verloren sie mehrere Tage; aber Gartach blieb ruhig und sorgte mit aller Umsicht für den Ersatz.

Wieder fuhren sie, vier finstere, schweigende Männer, allen Leuten unheimlich und fremd, über die schwierigen winterlichen Straßen der Grenze zu. Vor Troyes brach ihr Wagen; in Bar-le-Duc wollte man sie aus irgendeinem Verdacht nicht weiter lassen; aber Gartach, der einzige unter ihnen, der Französisch sprach, setzte es durch seine unbezwingliche Entschlossenheit und Ruhe durch.

Endlich langten sie in einem Dorf an, das nur eine Wegstunde von dem Schlosse des Grafen von Leuville entfernt war. Von hier schickten sie einen ihrer Diener zu Pferde hinüber, dem Grafen die Forderung zu überbringen. Der Mann hatte den Befehl, keinerlei Auskunft zu geben, nur die Antwort zu fordern. Er kam wieder und brachte ein Schreiben des Inhalts, daß Herr von Leuville zwar ungern, aber wenn Herr von Gartach es durchaus wolle, sich ihm am beliebigen Ort und in beliebiger Begleitung zur Verfügung stelle.

Als Gartach den Brief gelesen hatte, bestellte er Wein und trank ein Glas leer; dann begann er die Antwort zu schreiben. Plötzlich legte er die Feder nieder und sagte: „Nein, es geht nicht.“

„Was geht nicht?“ fragte der Major, der rauchend am Fenster stand und in den Nebel hinausgesehen hatte.

„Ich kann mich nicht mit ihm schlagen.“

Der andere legte die Pfeife aus dem Mund und sah ihn starr an; dann fragte er: „Warum nicht!“

„Weil er mich töten könnte.“

Der Major stieß einen Fluch aus. „Was, was!“ rief er, „du fürchtest dich?“

„Fürchten!“ sagte der Freiherr schrecklich lachend, „ja, daß er seiner Strafe entgegen könnte!“ Er stand auf, faßte des andern beide Hände mit den seinen und sagte nachdrücklich: „Dem Mann, der mein Kind betrogen und ermordet hat, dem soll ich mich als Gleicher gegenüberstellen? ihn sich wehren, ihn vielleicht nachher sich rühmen lassen, daß er mich geschont? Nein, Beringen, das Duell ist keine Sühne, und für mich keine Rache! Ja, wenn er ein Feigling wäre . . .“

„So . . . so . . .“ sagte der Major.

„Ich will, daß er seine Strafe erhalte. Ich bin nicht sein Gegner, ich bin sein Richter!“

„Was willst du tun?“

„Richten! Beringen! Nur auf die Gerechtigkeit des Urteils kommt es an . . . und wenn die Richter sonst die Verantwortung auf den schieben, der sie ernannt hat, ich nehme sie selbst auf mich . . . auf mich ganz allein . . .!“

Der Major schüttelte den Kopf, aber er lag schon lange im Bann des anderen, und dieser im Bann eines einzigen Gefühls.

Acht Tage später kam der Freiherr des Nachts vor seinem Schlosse an. Beim Schein einer Laterne hoben sie einen gebundenen und geknebelten Mann vom Wagen. Sie trugen ihn sofort in den Saal hinauf, wo der Freiherr zwei Kerzen anzündete und ein Kreuzifix auf den Tisch stellte. Dann ließ er dem Gefesselten den Knebel aus dem Mund nehmen, und als dieser heftig gegen die Felonie protestierte, mit der man ihm begegnet sei, gebot er ihm Schweigen. Dann hielt er ihm in schrecklichen Worten seine That vor, verlas aus den „Akten“ ein Zeugnis seines toten Kindes, und wies ihm zuletzt ihr Herz, das er hatte einbalsamieren lassen; und als jener es in starrem Entsetzen sah und kein Leugnen wagte, sprach Gattach „nach dem Recht Gottes und der Natur“ das Urtheil, und die Anwesenden, von seiner Verrücktheit oder was es sonst war, angestockt, stimmten feierlich zu.

Der Franzose, dem die schwarzen Haarsträhnen um das blasse männliche Gesicht fielen, sah jetzt mehr noch mit Wut, als mit Schrecken, wie der Freiherr einen Falken aus dem Fenster legen und festmachen ließ. Er begann zu schreien wie ein wildes Tier,

er bat, versprach und drohte. Der Freiherr verwandte kein Auge von ihm, und niemand achtete auf seine Worte. Da sank er zusammen. Man legte ihm eine Schlinge um den Hals, befestigte das Ende des Strickes an dem Balken; dann zerrten sie den vergeblich sich Sträubenden zum Fenster, wälzten ihn über das Giebel und ließen ihn ins Leere hinausfallen.

Am andern Morgen sahen die erschreckten Schloßbewohner den Toten im Hofe aus dem Fenster hängen.

Als später eine Kommission auf das Schloß kam, empfing sie der Freiherr im blauen Frack mit schneeweißem Jabot und tadellos gepudelter Perücke, mit einer gewissen feierlichen Ruhe. Er erklärte den Herrn alles sehr artig und begriff nicht, daß sie sein Verfahren nicht gutheißen wollten.

Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, die Diener wurden sogar gefänglich eingezogen, aber auf Befehl des Herzogs wurde das Verfahren zuletzt wieder eingestellt. Den Rekrimationen des französischen Gesandten setzte man die Entschuldigung entgegen, daß der sonst friedliche und verdienstvolle Mann geistesgestört sei. Und die Ereignisse, die in Frankreich kamen, ließen den Grafen von Leuville und sein Ende bald in Vergessenheit geraten.

Der Besuch

Es war in einer Herrengesellschaft bei einem Wirt, dessen Tisch und Weine berühmt waren. Die Gäste saßen und standen ungewöhnlich lange in kleinen Gruppen bei den üblichen flüchtigen stimmunglosen Gesprächen, die vor Tische einseckten und die jedesmal, wenn im Vorraum die Klingel tönte, unterbrochen wurden. Endlich öffnete der Diener die Türen zum Speisesaal. Der Gast, auf den man so lange gewartet, erschien erst beim letzten Gang; halb lachend und halb mit unbeschwichtigtem Ärger erzählte er, wie er infolge einer peinlichen Verwechslung auf dem Wege zum Hause verhaftet worden war und erst nach stundenlangem Verhandeln den Irrtum hatte aufklären können. Dadurch kam das Gespräch, — nachdem wir die Einzelheiten der Sache von dem Erzürnten noch lange genug angehört, — auf peinliche Zufälle und Lagen; jeder war schon in solchen gewesen; jeder gab seine Geschichte; manche belustigend, andere quälend; am merkwürdigsten erschien uns eine davon, die ein alter Herr, der einen wohlbekannten Namen trug, erzählte.

„Ich war,“ sagte er, „seit ungefähr drei Jahren verheiratet und hatte mit meiner Frau eine Sommerwohnung in einem einsamen, wenig besuchten Thal gemietet; und wir waren überrascht, als wir dort eines Tages eine Einladung zu Personen erhielten, die wir beide früher gekannt hatten und die, was wir nicht gewußt, nicht allzu weit von uns entfernt, ein Landhaus besaßen. Was ihnen unsern Aufenthalt verraten hatte, ahnten wir nicht.“

Ich sehe noch meine Frau in ihrem hellen Sommerkleid an den unter Obstbäumen gedeckten Frühstückstisch treten und mir den Brief überreichen. Sie war sichtlich erfreut. Ich aber machte Einwendungen. Der Herr des Hauses war mir nicht angenehm.

„Ja, aber die Frau ist reizend“, sagte meine Gattin.

Meine Erinnerungen an diese Leute waren keine ungemischten, und wenn ich auch nicht alles vorbringen mochte, so sagte ich doch einiges, und meine Frau wurde verstimmt. Wir waren

glücklich in unserer Einsamkeit, aber ich arbeitete durch viele Stunden des Tags, und wir hatten keine Kinder; ihr mochten die Tage oft lang werden. Auch mußten wir in jener Zeit, weil mein Einkommen es nicht erlaubte, die elegante Geselligkeit fast ganz entbehren, die sie als Mädchen gewohnt gewesen; und sie benützte Gelegenheiten, die sich boten, doppelt gerne.

Ich redete aus guten Gründen noch manches dagegen und gab zuletzt dennoch nach, vielleicht weil mich selbst eine geheime Neugier zog.

An dem Abend, an dem wir erwartet wurden, stand ich, ehe wir zum Bahnhof gingen, nachdenklich am Fenster des sommerlichen Zimmers; als meine Frau eintrat und mich nach einem Zögern fragte, wie sie mir gefalle.

„Du bist reizend, Esther“, erwiderte ich und küßte sie. Sie lächelte.

„Wollen wir absagen und zu Hause bleiben?“ fragte ich.

„Nein“, antwortete sie, und wir gingen.

Sie war so zart in ihrem Empfinden, daß meine leise Verstimmung auf ihr lastete, obwohl ich nichts sprach, aber sie fühlte, daß sie gut aussah und daß ich sie bewunderte, und sie freute sich auf den Abend. Im Zug, als Hügel und Täler an uns vorüberflogen, war sie übermütig heiter, so daß auch ich nicht widerstehen konnte und von ihrer fröhlichen Laune mit ergriffen wurde.

Mit Terrassen schloßartig getürmt, erhob sich die weiße Villa auf einem Hügel. Am Gartentor, an dem ein großer gefleckter Hund sich schweigend aufrichtete, erwartete uns die Hausfrau, dunkelhaarig, noch immer sehr schön, ganz und gar Dame. Meine Frau, die diese Schönheit von je bewundert hatte, begrüßte sie herzlich und wurde ebenso empfangen. „Sie habe uns so lange nicht gesehen,“ sagte sie, „und gar nicht gewußt, was aus uns geworden wäre, bis sie gehört, daß wir beide, die sie getrennt gekannt, uns miteinander verheiratet hätten. Durch einen Zufall habe sie erfahren, daß wir in ihrer Nähe wohnten, und da hätte sie nicht versäumen wollen, uns zu sehen . . .“

Ich dankte, wie es selbstverständlich war, für die liebenswürdige Erinnerung.

Auf der Terrasse kam uns der Hausherr entgegen. Er war nicht groß, sein blonder Bart fing an zu ergrauen, um die Augen, die er häufig zusammenkniff, waren viele Fältchen. Während

die Hausfrau meine Gattin mit sich fortführte, sprachen wir miteinander in jener gezwungenen schleppenden Weise, in der Leute sprechen, die sich nichts zu sagen haben und die höflich sein müssen.

Die Dämmerung sank; wir gingen auf den schattigen Gartenwegen; ich fühlte die geheime Spannung, die man in fremden, zum erstenmal betretenen Häusern und Gärten fühlt, das Eindringen in einen fremden Dunstkreis; und es hatte hier etwas Peinliches für mich. Der nicht mehr junge Mann an meiner Seite führte mich durch sein Besitzthum, das er erst vor kurzem erworben, und sprach davon in einem Tone der Überlegenheit des Reichthums, der mir gleichfalls unangenehm war.

Die Damen kamen zurück; ich sah sie nicht ohne eine gewisse Unruhe und der Hausherr mit einem eigenthümlichen Lächeln kommen, das sogleich einem müden Ausdruck wich. Zwei Kinder, Mädchen, erschienen, von Vater und Mutter zärtlich begrüßt, wurden vorgestellt und verschwanden wieder: sie erinnerten sich meiner nicht.

Ins Haus zurückgekehrt, sahen wir von einem Fenster hoch oben den Fluß breit und spiegelnd im gelbsilbernen Abendlicht liegen; über eine ferne Brücke schienen winzige Menschen und Wagen zu kriechen, die alle Eile hatten, weil lichtumrandete schwarze Wolken über den Hügeln standen. Und dann saßen wir wieder unten in dem getäfelten Speisesaal unter den Lampen, jeder an einer Seite des großen viereckigen Tisches, ich zur Linken der Hausfrau, ihr Gatte mir gegenüber zur Linken Esthers, wie es sein mußte.

Die Frauen führten und erhielten das Gespräch; besonders meine Frau war in bester Laune; unvermeidlich kam die Rede darauf, wie wir uns kennengelernt und verlobt hatten; Esther erzählte, was man von solchen Erlebnissen erzählen kann. Dabei trank sie mir zu; und der Hausherr lächelte: „Eine Frau, die mit ihrem eigenen Mann kokettirt!“ Die Dame des Hauses aber wendete sich an mich und fragte, womit ich mich beschäftigte und was ich arbeitete, mit großer freundlicher Theilnahme; dabei schenkte sie mir wiederholt ein: „sie erinnere sich noch von früher, daß ich immer erst dann in gute Laune gekommen und Interessantes gesprochen, wenn ich etwas mehr Wein genommen hätte.“ Von meiner Arbeit und den Berufen der Männer kam das nicht zu lenkende Gespräch auf glückliche und unglückliche Ehen, und

sie redete in zierlichen Sentenzen darüber. Auf dem Gesicht ihres Mannes war wieder der müde Ausdruck, wie vorher; er sah alt aus, während seine Frau, die mir beim ersten Begegnen im Freien älter erschienen war, jetzt mit geröteten Wangen und lebhaften Blicken sehr jugendlich aussah.

Auf mich aber senkte sich eine betäubend schwere Stimmung. Das Zimmer war mir fremd, aber die Möbel erkannte ich wieder, die mit rosenfarbener Seide überzogenen Stühle und Ruhebetten, die Bilder an den Wänden, den Schrank mit dem im dunkeln Holz eingelegten Zug von Amoretten. Der Wein regte uns schließlich alle an; das Gespräch wurde buntbelebt und ging über die Klippen der Vergangenheit weg, bis plötzlich über uns Fenster zusflogen und heftiger Donner uns aufstörte.

Ich sah auf die Uhr; es war spät und gerade Zeit für uns zum Aufbruch; aber der Regen prasselte an die Fenster, durch die Spalten der geschlossenen Läden zuckte das bläuliche Licht, und der Donner rollte unaufhörlich.

Wir waren in leichten Sommerkleidern, unvorbereitet, meine Frau in ihren besten Sachen, und wir beschlossen noch eine Weile zu warten. Aber es begann spät zu werden und die Zeit drängte, ohne daß das Unwetter geringer war. Uns so fortzulassen, schien unsern Wirten undenkbar: „man hätte ohnedies gedacht, daß wir übernachten würden.“

Ich lehnte fast zu heftig ab, ohne der bittenden Blicke zu achten, die meine Frau mir zuwarf. Man brachte uns Mäntel, Schirme, Überschuhe, und wir hüllten uns ein, wie es ging. Aber als das Hausmädchen unten die Türe für uns öffnen wollte, schlug der Wind sie sogleich krachend wieder zu; die Laterne, die sie in der Hand hielt, um uns durch den Garten zu leuchten, war erloschen; und als ich nicht ohne Mühe die Türe wieder aufbrachte, sahen wir im Schein der Blitze, wie wahre Gießbäche die abfallenden Gartenwege hinabschossen. Der Lehm Boden der Straße im Thal mußte bereits ungangbar sein; einen Schirm zu öffnen oder zu halten wäre unmöglich gewesen. Und während wir halb lachend, halb verstimmt uns alle in der Diele wieder sammelten, sah ich an der Uhr, daß es bereits zu spät geworden war, daß wir den Zug nicht mehr erreichen konnten.

Meine Frau, die gar nicht begreifen mochte, wie ich die Einladung zum Übernachten ablehnen und ihr den Weg durch

Finsternis und Regen und Sturm zumuten konnte, schien nur erfreut. Wir erhielten zwei aneinander stoßende Gastzimmer, jedes mit einem Bette, die im obern Stock des Hauses lagen.

Esther hatte ihr Täschchen unten vergessen und bat mich es ihr zu holen. Auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerks sah ich unsere Wirte im Gang verschwinden, und hörte sie sprechen: die Worte konnte ich nicht verstehen, aber der Ton, in dem sie miteinander redeten, war kein freundlicher.

Meine Frau war vom Wein und vom Abenteuerlichen des Ausflugs angeregt zugleich und ermüdet. Sie schmolte ein wenig, daß ich ihr das Vergnügen durch meine steife Art verdarb; wenn ich schon nachgegeben hatte und wider Willen gekommen war, sollte ich mich freuen, daß ich ihr eine Freude bereitete. Beim Zubettegehen sprach sie über die Leute vom Haus; sie fand den Mann ein wenig schwerfällig, aber nicht so unerträglich, wie sie gedacht, und schon im Bette liegend, fragte sie plötzlich: „Du, sag’ einmal, bist du nie in diese Frau verliebt gewesen?“

„Ein bißchen schon“, antwortete ich.

„Ich dachte mir’s. Aber ich bin nicht eifersüchtig auf die Vergangenheit, und ich freue mich, daß du einen so guten Geschmack hattest.“

Sie küßte mich mit schon halb geschlossenen Augen, neckte mich, daß ich zerstreut und in meinen Gedanken anderswo sei, dehnte sich wohligh in ihrem Bett und gähnte, während draußen der Sturm um das Haus wütete.

Ich hatte hin und her gehend auf ihre Plaudereien geantwortet. Nach einer Weile versuchte ich, ein Fenster zu öffnen, aber der Vorhang flog ins Zimmer und der Regen brauste herein, daß ich es sogleich wieder schließen mußte. Esther, die allmählich verstummt war, beklagte sich, daß ich sie im Einschlafen gestört hätte, und da ich in meinem Zimmer auf und ab ging, bat sie mich die Türe zu schließen.

Ich konnte an Schlaf nicht denken. Jener Frau hatte meine heisseste Leidenschaft gegolten. Die Jahre meiner Jugend stiegen auf und mischten sich mit den Bildern und Eindrücken der Gegenwart. Draußen vor dem Fenster sah ich im Licht einzelner Blitze das weite Thal, und tief unten den Fluß, die Brücke und den Kreuzweg am jenseitigen Ufer unheimlich be-

leuchtet liegen. Auch ich fühlte mich künstlich an einen Kreuzweg gestellt, der in Wirklichkeit nicht gewesen war und nicht sein durfte. Ich setzte das Leben dieser Frau von dem Augenblick, da wir uns getrennt und zum letztenmal gesehen hatten, bis zum heutigen Tage fort und fand es unendlich beklagenswert. Der Ton, den ich im Gange hörte, klang in meinen Ohren.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf und ab gegangen sein mochte, während der Regen mit dem schwellenden und ablassenden Winde bald nachließ und bald heftiger ans Fenster schlug. Es mußte nahezu eine Stunde gewesen sein. Auf einmal während einer Stille war mir's, als ob ich auf dem Gange Schritte gehört hätte. Ich lauschte unwillkürlich und hörte nichts. Aber als ich mich wieder bewegte, waren auch draußen die Schritte wieder hörbar. Ich stand an der Türe: sie entfernten sich deutlich, kamen aber bald wieder näher.

Ich öffnete. Die Frau, an die ich so lebhaft dachte, stand auf dem Gange, in einem langen dunklen Gewand, ein Licht in zitternden Händen.

Ich wunderte mich gar nicht.

„Kann ich zu dir hereinkommen?“ fragte sie.

Ich öffnete die Türe vollends und wies sie zu einem Stuhl. In dieser sonderbaren Nachtstimmung kam mir alles ganz natürlich vor. Ein schwerer dunkelgrüner Vorhang, der vor der Türe hing, war zur Seite gezogen und aufgebunden. Sie öffnete die Schnur und zog ihn zu, so daß kein Laut hinausdringen konnte. Dann setzte sie sich.

„Ich muß mit dir sprechen,“ sagte sie, „ich muß mit einem Menschen sprechen, der mir gut ist und dem ich alles sagen kann . . . ich habe niemanden; und ich halte dieses Leben nicht mehr aus.“

„Sprich nur,“ sagte ich, „ich bin dir gut . . . aber ich werde dir nicht helfen können.“

„Nein,“ sagte sie mit einer nervösen Bewegung, „aber schon reden können ist gut . . .“, und leise und aufgeregte kamen ihre Klagen über den dünnen trockenen Dornenweg ihres Lebens, ernste Sorgen und ärgerliche Kleinigkeiten, peinliche Bitternisse jeder Art, und hinter allem die im Überfluß der Güter verdurstende Frauenseele, die ein nahes und freudloses Alter fürchtete.

„Ich verstehe dich gut; aber ich kann dir nicht helfen, arme Mline,“ sagte ich, „du hast es so gewollt...“

„Ja ich weiß,“ sagte sie, „ich bin ebenso schuld wie er und wie du...“

„Du hast nicht mit mir fortgehen wollen...“

„Und du...“ Mit Entsetzen sah ich die vor Jahren abgebrochenen nie endenden Auseinandersetzungen, die uns elend gemacht und zuletzt getrennt hatten, neu beginnen, und unwillkürlich machte ich eine beschwörende Bewegung...

„Nein, nein,“ sagte sie, „ich verlange gar nichts von dir. Nur Güte, nur Freundschaft, nur Menschlichkeit. Sprich nichts Schlimmes, nichts Hartes, ich bitte dich. Nur mit dir war ich auf Höhen, nicht in dieser elenden, armseligen, gemeinen Quälerei...“

„Ich sehe keinen Ausweg für dich, arme Mline,“ sprach ich zögernd, selbst hilflos, „du hast deine Kinder, du mußt stark sein.“

Aber diese Worte trafen eine neue Wunde: über die Erziehung waren die Gatten nie einig; der einzige Sohn... ich kannte ihn kaum... befand sich in einer Kadettenschule, und die Mutter, der er stets fern war und immer fremder wurde, glaubte ihn zu zart für den Beruf.

„Kannst du nichts durchsehen?“ fragte ich. Es waren die gleichen Sorgen, die ich einst alle mitgemacht und mitgelitten, nur emporgewachsen und groß geworden, wie die Kinder. Sie begann hoffnungslos zu schluchzen, und immer lauter und heftiger zu weinen, daß mich Furcht ergriff, meine Frau im Nebenzimmer mußte darüber erwachen. Sie erriet meine Gedanken und folgte meinen Blicken. Vor der Tür meiner Frau hing der gleich schwere Vorhang wie vor der Gangtür. Nun zog ich diesen zu. „Sage, daß du mir gut bist“, bat sie, als ich sie zu beruhigen suchte.

„Ich bin dir gut, so gut, als ich dir sein kann. Aber ich kann dir ja nicht helfen,“ sagte ich wieder, „ich hätte nie herkommen sollen. Und es ist wahnsinnig von dir, daß du jetzt herauf gekommen bist.“ Ich war wirklich ärgerlich, da ich die möglichen Folgen bedachte, und verzweifelt, denn ich konnte sie doch nicht gehen heißen, und ich mußte mich auch gegen den Reiz wehren, den die klagende Frau und soviel Erinnerungen auf mich übten.

„Sei nicht böse mit mir“, bat sie, und sie fragte: „Bist du glücklich?“

„Ja“, erwiderte ich.

„Dann freue ich mich.“ Aber sie weinte.

In diesem Augenblick kam mir ein Gedanke, ein Verdacht, und ich sah schroff in das zerstörte und doch so schöne Gesicht, das mir plötzlich zulächelte. Die Schroffheit wich wohl aus meinen Zügen. Jede Bewegung dieser schlanken Hände, jeder Blick war einst solch ein Zauber gewesen, und etwas von der sehnächtigen Verführung von damals legte sich wie ein weicher dunkler Mantel über uns. Es war wie ein Traum, Lust und Abdruck zugleich.

Aber ich kam nie zur Lösung all der Widersprüche in mir und um mich; denn sie fuhr empor und ich erschrak gleichfalls; wir hatten beide den tiefen Seufzer gehört, der im Zimmer ertönte. Der Vorhang, den sie sorgfältig zugezogen hatte, bewegte sich, wurde zurückgeschoben: in der Türe stand ihr Mann.

Totenbleich, das Gesicht verzerrt, schwer atmend.

Wir haben es später erfahren, daß ein Zufall ihn heraufgeführt hatte: einem der Kinder war nicht wohl geworden, und es hatte die Mutter vergeblich und dann den Vater gesucht. Ob er nur die Gewißheit zu einem alten Verdacht fand, ob er eine plötzliche böse Entdeckung zu machen glaubte, ich weiß es nicht. Ich habe von dem, was gesprochen wurde, keine klare Erinnerung. Er sprach auch nur lächerlich banale Worte. Der Mann war ja krank, wie ich erfuhr, und in übergroßer Erregung. Ich sehe noch das bleiche unangenehme Gesicht und höre den feindseligen Ton, und mehr als alles ist mir das Peinliche der eigenen Empfindung, die unsägliche Lage in Erinnerung, in der wir dort oben in dem nächtlichen Zimmer einander gegenüberstanden. Ich weiß noch, daß er, von der Nacht und dem Schlaf rings um uns beeindruckt, böse Worte mit gedämpfter Stimme sprach, die sich dennoch vor Haß und Aufregung überschlug, während wir, die Frau und ich, schwiegen. Aber bei seinen Worten schwand alles Weiche aus ihren Zügen: das blasse schöne Gesicht schien knochig und älter zu werden: es waren gleichsam nur mehr zwei große, erschreckte und feindselige Augen unter dem umrahmenden dunklen Haar.

Endlich sprach ich und sagte: „Er mißverstehe, was hier

vorgefallen, und jedenfalls werde für alle besser sein, wenn Lärm und Aufsehen vermieden würden." Mein Gewissen war durch die Vergangenheit belastet.

Erst sah er mich nur an und sagte nichts; dann öffnete er den Mund und wollte sprechen, aber er sprach nicht, sondern griff an sein Herz und keuchte. Und während ich nur das eine fürchtete, daß diese schweren beängstigenden Laute in das Zimmer nebenan dringen und meine Gattin wecken könnten, geschah das Sonderbare: seine Frau und ich, die seine Not sahen, führten ihn zu einem Lehnstuhl, betteten ihn darein, öffneten ihm Rock, Weste, Hemd und Kragen, befeuchteten die für den Gast bereit liegenden Handtücher im Waschbecken und legten sie ihm auf die Brust. Ich weiß noch, mit welchem Widerwillen ich die haarige weiße Haut berührte. Nach einer Weile ging der Krampf vorüber; er saß mit zurückgelegtem Kopf und geöffnetem Mund ruhiger da, und richtete sich zuletzt mühsam auf. „Komm“, sagte seine Frau.

Das Licht, das sie nicht ausgelöscht hatte, war niedergebrannt; der Docht schwamm in der geschmolzenen weißen Masse . . . Sie griff danach; da flackerte es auf und erlosch. Ihr Mann stand wieder in der Türe wie in dem Augenblick, da er eingetreten war. Seine Augen waren zusammengekniffen, der Mund verzerrt, der graublonde Bart bewegte sich mit der blaffen Lippe. — Er sprach nicht, er machte nur eine Bewegung, die alles bedeuten konnte: Verzicht oder Drohung, Verzweiflung oder Verachtung, und verschwand. Seine Frau warf mir einen angstvollen Blick zu und eilte gleichfalls aus dem Zimmer.

Ich stand in großer Erregung und wartete.

Die Bewegung und der Ausdruck seines Gesichts hatten mir einen tiefen Blick in ein anderes nicht minder großes Elend geöffnet, als das der Frau war, und trotz meiner Abneigung war ich bestürzt.

Ich sah nach der Uhr. Es war noch nicht zwei Uhr morgens. Ich suchte zu überlegen; aber meine Gedanken führten zu keinem Plan; es blieb mir nichts als dieses entsefliche Warten.

Ich lauschte an der Türe meiner Frau; aber ihr Zimmer war still; sie schlief ruhig und ahnungslos. Mehrmals war ich daran, sie zu rufen, und tat es nicht. Mehrmals öffnete ich leise und vorsichtig meine Türe und trat in den Gang hinaus und

tauschte. Niemand kam. Ich hörte auch nichts. In dem dunkeln fremden Hause hätte ich mich nur verirrt. Und was hätte ich unten getan? So trat ich jedesmal wieder ins Zimmer zurück; unschlüssig, bedrückt, innerlich geheßt und zur Regungslosigkeit verurtheilt.

So begannen jene endlosen, tödtlichen vier Stunden des Wartens in dem verhassten Hause, die ich nie vergessen werde, in denen ich mehr Schreckliches oder Peinliches in meiner Einbildung erlebte, als je in Wirklichkeit. Ich sah das Schlimmste unten im Hause geschehen, und war jeden Augenblick gewärtig, drohende Schritte auf der Treppe zu hören und die beschämendsten und verhängnisvollsten Austritte in den Zimmern oben erleben zu müssen. Und — so sonderbar kleinlich ist der Mensch beschaffen — als das Drückendste von allem empfand ich, daß ich dem Manne nicht gleich gesagt hatte und nun nicht mehr sagen konnte, wie gern ich sein Haus augenblicklich verlassen hätte, wie durchaus wider meinen Willen ich diese bittere Gastfreundschaft bis ans Ende hinnehmen mußte. Noch zehnmal faßte mich die Versuchung, meine Frau zu wecken, sie aufstehen zu heißen und mit ihr zu fliehen, und immer wieder ließ mich der ans Fenster schlagende Regen, ihr ruhiger Schlaf nebenan und die Vorstellung der jammervollen Wanderung in der schrecklichen Nacht draußen und der Gespräche dieser Nacht davon abstehen. So ging ich in meinem Zimmer auf und ab, oder zwang mich eine Weile zu sitzen oder am Tische still zu stehen, und sah immer wieder auf die Uhr, um zu finden, daß der Zeiger kaum von der Stelle gerückt war. Bis der erste schwache Schein durch das Fenster fiel und ein fahler Morgen anbrach. Der Regen und Sturm hatten aufgehört, geteilte Wolken standen am Himmel; unten zog sich grau der Fluß, darüber in der Ferne die dunklen Linien der Brücke, und am andern Ufer das Kreuz, wo der Weg sich teilte. Überall auf der Straße die Wasserlachen. Sonst nebelüberwallte farblose Wiesen und schwere dunkle Hügelrücken: die graue düstere Landschaft des Morgens.

Bis die Sone wirklich kam. Es war ein heller warmer Sommertag, als ich meine Frau weckte. Sie sah mein verstörtes übernächtigt Gesicht, und ich sagte ihr, daß ich nicht zu Bette gegangen, daß jemand im Hause krank geworden sei und wir sogleich aufbrechen mußten.

„Krank? Wer?“ fragte sie.

„Ein Kind, und . . . der Hausherr.“ Ich gab Erklärungen, so gut es ging.

Eine Viertelstunde später standen wir in der Halle. Hier kam uns Frau Aline in einem feinen Morgenkleid, eine tadellose liebenswürdige Hausfrau entgegen. Den Patienten, sagte sie auf die besorgten Fragen meiner Frau, gehe es besser; uns aber nötigte sie mit freundlichem Zwang in das sonnige Frühstückszimmer, wo der Tisch gedeckt und blumengeschmückt bereit stand, mit heißen duftenden Kannen und weißen Broten, und wir unter stockenden aber artigen Gesprächen ein eiliges Frühstück nehmen mußten. Auch das ging vorüber.

Von dem großen schweigenden Hunde gefolgt, begleitete sie uns ans Gittertor. Ich drückte ihr die Hand, meine Frau erging sich in Dank und Entschuldigungen. Dann sah ich sie mit müden Schritten ins Haus zurückkehren.

„Sie sieht schlecht aus“, meinte Esther, als das Gitter sich hinter uns mit einem scharfen Eisenton geschlossen hatte. Ich nickte.

Esther ging in schweigenden Gedanken, nur einmal blieb sie stehen und warf mir einen fragenden Blick zu. Aber ich schwieg. Und sie stellte an diesem Tage keine Frage mehr. Ich aber sah die gesunde jugendliche Gestalt neben mir schreiten, rein, fest, vertrauend und vertraut, und eine plötzliche dankbare Freude war in mir. Der Besuch war vorüber.

Casa Cattolico

Der Sohn des Sindaco war der letzte gewesen, dem sie einen Korb gegeben hatte, dann war kein Bewerber mehr gekommen. Dennoch war man in der Stadt erstaunt, als sie sich in ihrem fünfunddreißigsten Jahr mit Palamede Cattolico verheiratete: denn sie war noch immer schön, ein stattliches Weib mit hochfrisiertem blondem Haar, und Cattolico war ein ällicher Mann, kahlköpfig und ein wenig schwerhörig, dazu ein halber Bauer. Aber er besaß ein Haus auf der Piazza del Giglio, ein großes Gut draußen auf den Hügeln bei S. Agnese und reichlich Geld auf der Bank. Die Wiße, die in der Stadt und in dem kleinen Café gegenüber den Fenstern seines Hauses über seine Ehe gemacht wurden, erfuhr er nicht, die minder argen, die man ihm lachend nachrief, überhörte er und ging wie vorher seinen Geschäften nach. Die Signora aber machte in der Stadt Figur; sie hatte in seinem Hause ein Stockwerk für sich eingerichtet, aus dem der Mieter hatte ausziehen müssen; sie hatte ein Wägelchen mit einem mutwilligen schwarzen Pferde, und auf dem Balkon einen grünen Papagei. Sie machte und sie empfing zahlreiche Besuche. Anfangs saß auch Cattolico im schlechthängenden langen Tuchrock, den Hut auf dem Kopfe, da und spuckte ins Zimmer, und jedesmal fuhr seine Frau zusammen und verwies es ihm. Es ermüdete sie auch, daß sie dem Schwerhörigen alles nochmals laut ins Ohr rufen mußte, wenn er antworten sollte; er selbst sprach nichts und hatte an der Sache keine Freude. Daber zeigte er sich nicht oft, wenn Besuch im Hause war, und die Bekannten seiner Frau gewöhnten sich daran, ihn nicht zu sehen, und fragten nicht nach ihm.

Daß in den Jahren keine Kindstaufe in der Casa Cattolico gefeiert wurde, wunderte niemanden. Die jungen Leute auf der Piazza und in den Cafés, die über Cattolicos Ehe Wiße gemacht hatten, verstummten wieder. Die Signora Teresa war mit den besten Familien der Stadt verwandt, und mit Ver-

wandten verkehren konnte kein Unrecht sein. Der junge Guido Parenzi dankte ihr seine Stellung bei der Eisenbahn, die jungen Mädchen kamen manchmal strahlend, oft auch mit verweinten Augen aus ihrem Hause; die Mütter dankten es ihr, daß sie in diesen Jahren drei Paare vorteilhaft vereinigt hatte. Und kein Mund öffnete sich wieder sie, bis der Advokat Giuseppe Rassetta, einer der beliebtesten jungen Männer der Stadt, den sie mit der Tochter ihres alten Freundes, des Notars Vergamino, verheiratet hatte, sogleich nach der Hochzeit den Verkehr mit ihr abbrach und auch seine junge Frau den Fuß nicht mehr in ihr Haus setzte.

„Er hat es ihr verboten“, sagte der Gemeindefekretär Maselli, mit großem Nachdruck auf dem letzten Wort, zu dem Geflügelzüchter Fanonpiù; aber als Fanonpiù ihn um den Grund fragte, wußte er keinen zu nennen und redet nur mit seiner hohen sanften Stimme giftige Allgemeinheiten über die beiden Cattolicos, bis der Advokat Tanzoni, der von einem andern Tisch aus zugehört, herüberrief: „Der Grund ist der, daß die Pfaffen bei der Teresa aus und eingehen und der Kollege Rassetta sich für diese Gesellschaft bedankt.“

Rassetta war zum Ärger seines Schwiegervaters liberaler Kandidat für die nächsten Wahlen. Fanonpiù, der viel Geflügel an die Geistlichkeit verkaufte, und Guido Parenzi, der nicht gern etwas gegen die Teresa sagen hörte, standen auf und verließen das Café. Vor dem Stadttor sahen sie die Signora Cattolico in ihrem Wägelchen auf der alten Römerstraße kommen, die über die Hügel hinführte, während ein kleines Staubwölkchen in die violette Abenddämmerung verwehte: im Wagen neben ihr saß ein blaßes junges Mädchen. Parenzi grüßte und sah dem Wagen nach, der die steilen, krummen, schlecht gepflasterten Gassen langsam hinanfuhr, bis Fanonpiù seine Schulter berührte. Aus einem winzigen kleinen Café gegenüber, das nur aus einem einzigen dunklen Kämmerchen mit einer Türe auf die warme Straße hinaus bestand, kam der Besitzer des Wagens, Herr Cattolico, und schritt gebückt und langsam den gleichen Weg empor.

Soviel Aufsehen diese Entfremdung machte, so wußte doch niemand einen besseren Grund dafür zu finden, um so weniger, da der Advokat und seine Frau, selbst der eigenen Familie gegen-

über, hartnäckig schwiegen. Und man beruhigte sich auch darüber. Aber eines Tages, der kleine Platz vor Cattolicos Haus lag ganz still im Sonnenschein, das Wasser in dem alten Steinbrunnen mit der bronzenen Lilie rieselte kaum, im Café war kein Mensch, — nur der Besitzer und sein Kellner sahen, wie der Advokat Rassetta über den Platz kam und in das Haus trat, das er so lange gemieden hatte. Er stieg in der That die düstere Stein-
treppe empor bis zur schmalen hohen Türe, an der in schwarzen Buchstaben auf weißem Porzellanschild der Name „Cattolico“ stand, und klingelte. Ein junger Bauer, der einen schweren Korb mit Trauben und Feigen trug, war vor ihm die Treppe hinaufgestiegen und gab ihm bescheiden Raum. Rassetta fragte nach dem Signore. Aus der Wohnung vernahm er eilige Schritte und Geflüster, dann ward er in den kühlen Salotto mit den blauen Sammetseffeln geführt, wo ihm die Teresa entgegentrat. In ihrem Gesicht lag eine kalte und abweisende Verwunderung, dennoch fragte sie ihn höflich nach dem Befinden seiner Gattin, die vor einigen Tagen niedergekommen war, und da die Geburt eine schwere gewesen und den Mann sehr aufgereggt hatte, so vergaß er sich und begann die Schrecken jenes Tages zu schildern, bis er, das ironische Lächeln im Gesicht der Signora bemerkend, abbrach und sagte, daß er mit Herrn Cattolico geschäftlich zu sprechen hätte. Die Signora schickte um ihren Gatten; der Advokat bedauerte mit höflicher Entschuldigung, daß er jenen allein sprechen müßte. „Sehr gut,“ erwiderte die Frau im schwarzen Taffetkleid mit dem blonden Haar, „aber Palamede hat keine Geheimnisse vor mir . . .“ und blieb in thronender Stattlichkeit sitzen. Und da Palamede selbst, als er endlich erschien und beide ihm ihre abweichenden Absichten mit möglichster Schonung füreinander in die Ohren schrien, sowohl dem Besucher als auch seiner Gattin recht gab, die Gattin nicht aus dem Zimmer ging und der Gatte keinen Versuch machte, sie zu entfernen, so mußte der Advokat gehen, ohne daß jemand erfahren hätte, was für ein Anliegen ihn herführte. Die Teresa verabschiedete ihn sehr höflich, aber ihr lautes Lachen klang aus dem Innern des Hauses an sein Ohr, als er die Treppe wieder hinabstieg.

Sie mußte wissen, daß sie ihn auf die Dauer nicht hindern konnte, ihren Mann zu treffen, und sie hatte bald die Gewiß-

heit, daß Rassetta im Hause gewesen war. Sie selbst war ausgefahren und der Advokat war von der Dienerschaft unbemerkt an ihrer Türe vorbei ins oberste Stockwerk hinaufgegangen, wo Cattolico in einem schlechten Leinenkittel, Schlappschuhe an den bloßen Füßen, über welche die schmutzig weißen Hosenbändchen nachschleppten, ihm auf sein Klopfen öffnete und ihn in die kleine Dachkammer zog, die er mit seinen Geschäftsbüchern bewohnte.

Auch im Café hatte diesmal niemand das Kommen des Advokaten beachtet. Aber man hatte ihn aus dem Hause treten gesehen und beobachtet, wie er sich, sein Stöckchen schwingend, über den Platz entfernte; er hatte eine Rose im Knopfloch und sein rundes Gesicht glühte vor Eifer und Vergnügen.

Eine halbe Stunde später stieg die Signora, ihr Kleid nachschleppend, eilig die Treppe empor, und die Dienstleute hörten sie zornig reden. „Was für Unternehmung, Palamede, sage, was für Unternehmung?“ rief sie immer wieder, denn er hatte ihr gesagt, daß der Advokat ihm ein Geschäft, eine gemeinsame Unternehmung vorgeschlagen, was sie nicht recht glaubte; denn was für ein Unternehmen es sei, das wollte ihr Palamede, der starrsinnig sein konnte wie ein Maulesel, nicht sagen, da er sich zum Geheimnis darüber verpflichtet hätte.

Als Rassetta abends auf seinem gewohnten Platz vor dem Café auf der Piazza saß, der großen Piazza mit den Steingängen, wo die Casa del Commune und das Theater stand, setzte sich Guido Parenzi zu ihm. Parenzi war ein langer schmaler, aber sehr hübscher blonder Mensch; er begann mit ihm über die Wahlen, die Eisenbahn, die Geschäfte zu reden, kam dabei auf Cattolico zu sprechen und erging sich in beiläufiger Vermutung über die Angelegenheit, die den andern heute ins Haus geführt hatte. „Die Teresa möchte das wohl gerne wissen?“ sagte Rassetta und lachte. Parenzi wurde rot, dann sprach er viel zum Lobe der schönen Frau. Der Advokat nickte zu allem, was er sagte, und seine leuchtenden kleinen Augen lachten, als er zuletzt fragte: „Küßt sie dich auch immer noch dem Klavierspielen?“ Da wurde Parenzi noch röter und ein wenig kleinlaut, dann lachte auch er. Aber Giuseppe beugte sein Gesicht ganz nahe zu dem seinen hinüber, damit keiner der Umstehenden an den andern Tischen ihn hören könnte, und sagte: „Sie will dich mit der

Christina Pival verheiraten, nicht wahr? Es ist deine Sache und dein Vorteil, wenn sie dir nicht zu bleichsüchtig ist, — aber dann hüte sie vor der Teresa!"

„Man kann ihr nichts wirklich Schlimmes nachsagen!" erwiderte Parenzi verwirrt.

„Ja, was ist wirklich schlimm?" fragte der Advokat.

Nach diesem Ausspruch entstand ein Schweigen zwischen ihnen, und da der Gemeindefsekretär Maselli sich zu ihnen an den Tisch setzte, so sprachen sie zwar noch lange über die Casa Cattolico, aber nicht mehr über den heißen Punkt, der eben berührt worden war.

Eine Folge dieses Gesprächs war, daß Guido Parenzi von da an den Advokaten Rassetta auffällig mied. Andererseits begannen die Leute darüber zu reden, daß die Cattolico ihren alten schwerhörigen Mann schlecht behandle und ihn unterm Dach wohnen ließ, während sie selber unten für sein Geld wohlebe.

„Du hast dir eine schöne Zuchtrute aufgebunden!" schrie ihm der Geflügelhändler Janonpiù eines Tages unterm Stadttor ins Ohr. Aber Cattolico ärgerte sich und sagte: „Wenn ich's getan hab', hab' ich's getan, und dich kümmert's nicht!"

In der Provinz ging sogar das Gerücht und kam gelegentlich bis in die Stadt, daß Palamede in seiner Dachkammer gefangen gehalten werde und verblöde, und daß der Staatsanwalt einschreiten werde. Da die Leute den alten Cattolico immer wieder in den Straßen sahen und er selbst sich nie beklagte, so verstummte auch dieses Gerücht mit den Jahren wieder. Die Teresa regte sich manchmal darüber auf und ihre Freunde nahmen lebhaft für sie Partei. Sie hatte ihnen ihre eigenen Klagen über ihren Mann nicht verhehlt.

Sie war nun fast zehn Jahre die Gattin Cattolicos gewesen und ihre Wangen waren kaum faltiger, ihr Blick und ihr Wesen vielleicht unruhiger geworden. Sie kümmerte sich nach wie vor um viele Dinge. Über die sprach sie eines Abends mit den Freunden, die in ihrem Salotto versammelt waren. Es waren dies Guido Parenzi und seine scheue blasse Braut Christina Pival, der immer liebenswürdige Monsignore Delgatto und der Marchese de Melzi, ein sehr stattlicher Mann, der bei den letzten Wahlen zum Deputierten gewählt worden, wäh-

rend Rassetta zur großen Freude Teresas und ihres Anhangs unterlegen war. Seither war diese Freude gedämpft: die Wahlen kamen wieder, und Rassetta hatte bessere Aussichten. Er gab ein Blatt heraus, das er „Die Große Zukunft“ nannte und das der Monsignore eben aus der Tasche zog, um einen Artikel voll boshafter Anspielungen vorzulesen, der alle in Entzündung versetzte. Auf dem Tisch lag unbeachtet der „Ruf des Vaterlandes“, das Organ der Gutgesinnten. Daneben schnitt Teresa eine Bluse zu, ohne daß ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick geringer geworden wäre. Alle wußten, worauf es ankam und was sie brauchten; „seht, wo alle Bauern und Arbeiter vom Gift des Sozialismus infiziert sind!“ sagte der Marchese. Die Teresa wußte es am besten, aber Cattolico war zu Ausgaben für Kirche und Wahlfonds nicht zu bewegen.

Sie hatte die Bluse zugeschnitten und setzte sich nieder, um sie zu heften; dabei sprachen sie leise weiter und rechneten, was es kosten würde, Rassetta und sein Blatt unschädlich zu machen. Parenzi und seine Braut, die in einer Ecke saßen und deren Anteil an der Politik nur ein geheuchelter war, hatten den „Ruf des Vaterlandes“ vom Tisch genommen und hielten ihn ausgebreitet vor sich, um sich dahinter ungestört ihrer Zärtlichkeit hinzugeben. Nur Teresa warf manchmal einen ungeduldigen Blick hinüber.

„Die Freimaurer geben alles für die ‚Zukunft‘ her“, sagte der Monsignore.

„Wer weiß, was uns die Zukunft bringt!“ erwiderte der Marchese mit einem fast zärtlichen Blick auf Teresa. Der Scherz war ein vielsagender, und der Monsignore lächelte in halber Verlegenheit; Teresa blickte zur Erde und über ihren Rücken lief eine Art Schauer. Die beiden Männer wußten wie sie, daß Cattolico in den Glitterwochen ein Testament zugunsten seiner Frau gemacht hatte.

Ein kurzes Schweigen entstand. Plötzlich stand Teresa auf und zog den zweien in der Ecke die Zeitung weg; beide wurden sehr rot, der Marchese lachte, der Monsignore bemerkte nichts. Als die drei Männer fortgegangen waren, gab Teresa dem Mädchen eine Ohrfeige; Cristina warf sich aufs Sofa und weinte, während die Signora ihr eine Strafpredigt hielt, um sie zuletzt in ihre Arme zu nehmen und lange zu küssen.

Später allein, — die Christina war zu Bette gegangen, — setzte Frau Cattolico sich an ihren kleinen Schreibtisch, nahm ein Briefpapier aus dem Fach und befestigte eine neue Feder an ihrem Stiel, dann schrieb sie langsam die Worte: „Teresa Marchesa de Melzi“ und betrachtete sie lange. Wieder lief ein leichter Schauer über ihren Rücken. Dann zerriß sie das Blatt und warf es ins Feuer.

Cattolico ging jetzt kaum mehr aus und kam auch in das dunkle kleine Café am Stadttor nicht mehr, wo er früher seinen Vermut getrunken und seine Geschäfte besprochen hatte. Nur nach S. Agnese in den Hügeln fuhr er oft, und wenn es spät wurde, blieb er über Nacht. Vor dem langen viereckigen Gutsgelände, das einst ein Teil eines Klosters gewesen, lief ein Kreuzgang mit alten Steinbänken; dort saß er oft und sah auf die Hügel hinaus, die im Frühling rot waren von Lupinen und später goldgelb vom Getreide, sah die grauen, knorrigen Stämme der Albäume, und die Feigenbäume, von denen sie im August auf Leitern die süßen Früchte holten, und sah, wie zwischen den Bäumen sich die Reben hinzogen und in den Weinbergen die traubenschweren Stöcke standen. Schweigend saß er, mit inbrünstiger Freude an seinem Besitz.

So sah ihn der Marchese de Melzi, der auf Wahlwegen über Land fuhr, Fanonpiù war mit ihm, der Geflügelzüchter, und Vincenzo, Cattolicos Wirtschafter, wies ihnen den Weg. In der Ferne dunkelten die Felsen und Häuser von Rocca Zatta.

„Bis da hinauf gehört alles ihm,“ erklärte der Wirtschafter, „und nach der anderen Seite bis zur Kirche von S. Agnese de' Colli, und da hin . . .“, er machte mit der Hand eine kreisende Bewegung und wies weit hinaus, wo im Osten die Hügel sich zum Meere senkten. Der Marchese betrachtete den alten Mann mit einem bösen Lächeln.

„Es ist ein Stück Erde, das man einem Menschen neiden kann,“ sagte Fanonpiù, „aber er muß sterben wie wir alle.“

„Der lebt hundert Jahre“, erwiderte Vincenzo gelassen, als schäke er einen Bullen oder ein Stück Feld ab. „Er ist zäh. Er steht mit der Sonne auf, trinkt nie mehr als ein Fünftel Wein und hat keine Laster . . .“

„Die Weiber?!“ fragte der Marchese; und alle drei lachten. „Ja, da kann ein Mann hundert Jahre alt werden“, sagte

Fanonpiù. Der Marchese machte ärgerlich ein paar schnellere Schritte den anderen voraus.

„Er hat seine Zuchtrute“, fuhr Fanonpiù leiser fort, indem er nach der Stadt zurückwies, die wie ein ferner weißleuchtender Fleck unter einem grauen Dunstwölkchen hoch am Horizont erschien.

Der Wirtschafter zuckte die Achseln: „Mich geht's nichts an. Für uns ist er der Padrone und sie die Padrona.“

Die Padrona kam selten auf das Gut. Der Weg war weit, und wenn es Palamede nichts verschlug, in schlecht gelüfteten, übelriechenden Zimmern zu übernachten, sie hatte an einem Male genug. Den Sommer verbrachte sie im Seebad, wo sie sich besser unterhielt. So oft Vincenzo nach der Stadt kam, nahm er einen seiner Leute mit und schickte ihn mit Körben voll erlesenen Obstes der Signora ins Haus. Aber er war nicht erfreut, wenn sie kam. Und sie kam in diesen Tagen in großer Erregung: der Monsignore hatte ihr gesagt, die Bauern auf dem Gut wären Sozialisten und heßten gegen de Melzi. Sie hatte es ihrem Manne schon zu Hause vorgehalten und verlangt, daß die Leute entlassen würden, aber er war schwerhöriger als je gewesen. Er versank in sich, als er sie ankommen sah; die Politik bekümmerte ihn nicht, und Vincenzo brauchte Leute und kam gut mit ihnen aus.

Der hatte Ärger genug; der ganze Ort war durch einen Liebeshandel aufgeregt, der in Klatsch und Eifersucht zu bedrohlichen Streitigkeiten geführt hatte; der Pfarrer hatte sich darein gemischt, und nun kam noch die Signora dazu.

Am Nachmittag kam es in dem alten Steingang und vor ihm zu einer Art Gerichtsverhandlung: Teresa kannte den Burschen, den es anging, denn er hatte ihr jüngst Birnen und Trauben gebracht; er stand frech da, bronzefarben, mit niederer Stirn, üppigem schwarzen Haar und entschlossenen Augen. Die Signora, die ihn hochmütig betrachtete, ward verlegen vor seinen tierischen und ungebeugten Blicken. Immer wiederholte er, „er wolle wissen, wer ihn gestern das Messer ziehen gesehen?“ Die aufgerufenen Zeugen verstummten. Da fragte ihn die Teresa, „ob er etwa Sozialist sei?“ Er gab es ohne weiteres zu, aber daß er das Messer gezogen, sei nicht wahr; auch nicht, daß er die Weiber verführe; sie ließen ihm ohnedies nach, und dafür

könne er nicht. Die Frauen, die im Gange oder über die Mauer gelehnt standen, lachten und zeterten. Das Mädchen, um das der Streit ging, bildhübsch, barfuß, die goldenen Reifen mit riesigen geschnittenen Carneolen in den Ohren baumelnd, schwor bei den Heiligen, daß sie verleumdete sei und ins Unglück gestürzt werde; ihr Bruder würde sie erstechen, ihr Vater würde sie erstechen, wenn sie von so üblen Reden erföhren; aber weil sie aus anderer Gegend sei und hier keine Freundschaften habe, werde sie verfolgt, und weil Gott sie so geschaffen, wie sie eben wäre . . ." Und sie sah sich mit frechem Stolz nach den andern Weibern um.

„Eine heilige Schwester bist du auch nicht . . .“, sagte Vincenzo gelassen.

Da warf sie sich laut weinend dem Herrn zu Füßen und umfasste seine Knie. Bei der Berührung erzitterte Palamede und suchte sich von ihr zu lösen. Aber sie klammerte sich fest und barg ihr weinendes Gesicht an seinem Knie; er konnte sich nicht von ihr befreien; allen war der Auftritt unangenehm, bis die Teresa aufstand und mit einem verächtlichen Blick auf ihren Gatten sich zum Fortgehen wendete.

Die Kniende ließ den alten Mann los, richtete sich halb vom Boden auf und sah der Signora nach. Nun trat ein alter Bauer vor und hielt eine längere Rede; da er Wiße machte, lachte alles, und endlich gingen die Leute auseinander, ohne daß etwas entschieden war. Die Teresa führte den Pfarrer in ihrem Wagen nach Hause, um mit ihm sprechen zu können. Als sie zurückkam, bot sie dem Mädchen an, es in der Stadt unterzubringen, und dem Burschen redete sie lange ins Gewissen. Beide beteuerten ihre Dankbarkeit, aber in die Stadt wollte die Kleine nicht. Als die Frau selber in der späten Dämmerung über die alte Römerstraße zur Stadt zurückfuhr, flog zwischen Mauern und Hecken etwas in ihren Wagen: es war ein mit einem Stein beschwerter Zettel, in dem sie unter schlimmen Drohungen vor der Entlassung der Leute gewarnt wurde. Am nächsten Tag berichtete sie alles dem Monsignore Delgatto, aber er machte ihr Vorwürfe: so übereilt dürfe man nicht vorgehen. Geärgert durch all den Mißerfolg, kam sie vorläufig nicht mehr nach S. Agnese.

Als der Wahltag kam, wurde der Marchese wiedergewählt;

und durch zwei Jahre lachte man über Rassetta, den ewigen Kandidaten, dessen rundes, strahlendes Gesicht auch schärfer und säuerlicher zu werden begann. Dann wurde Teresas Triumph durch einen peinlichen Vorfall getrübt. Cristina Pival machte einen Selbstmordversuch. Sie wurde noch lebend aus dem Wasser gezogen; aber sie erkrankte, und das Gerücht war ungeheuer. Das sozialistische Blatt, der „Funke“, brachte eine unglaubliche Erfindung; aber auch Rassettas Zeitung, in der Frau Cattolico bisher nie erwähnt worden war, machte Anspielungen auf ungesunde Menschen und Dinge. Guido Parenzi, der seit nunmehr acht Jahren mit dem unglücklichen Geschöpf verlobt gewesen war, trat von der Verlobung zurück. Frau Cattolico klagte den „Funken“, und die Mutter der Pival klagte Frau Cattolico. Beide Prozesse endeten mit Vergleichen. Teresas Freunde, der ehrenwerte de Melzi, der Monsignore, der Sindaco traten lebhaft für sie ein. Sie sagten, die Cristina sei immer eine melancholische Närrin gewesen; die andern erwiderten, die Teresa habe sie verrückt gemacht: unbefriedigt, wie sie sei, müsse sie die Leute quälen und verderben.

Mitten in all diese Bedrängnis brachte ihr der Monsignore eine Enthüllung, die ihr so unsäglichen Ärger schuf, daß sie sich zuletzt krank zu Bett legen mußte: sie erfuhr, daß Rassetta sein Blatt mit Cattolicos Geld gegründet hatte; das war die Unternehmung gewesen, die den Advokaten damals ins Haus geführt, weil sein Schwiegervater ihm das Geld geweigert hatte. Als sie aufstand, war sie gelb im Gesicht und die Kleider saßen ihr nicht recht. Von Palamede bekam sie immer nur die eine Antwort, die sie zur Verzweiflung brachte: das Geld sei gut verzinst worden, und vor sechs Monaten habe er die letzte Rate zurückbekommen. Da sie furchtbar mit ihm schreien mußte, erfuhren die Leute von der Sache und lachten; man pfiff in den Cafés, und einige wollten sich des armen unpolitischen Cattolico annehmen.

Der alte Mann hatte sich sehr verändert; er war durchaus nicht mehr so zäh und rüstig wie einst, er litt an Atemnot und seine Hände zitterten, wenn er schrieb oder die Zeitung hielt. Wenn der und jener es sah und darüber etwas bemerkte, war das Gesicht der Teresa rätselhaft und manchmal lächelte sie trüb. Auch sie begann zu altern. Sie hatte ihren Mann in letzter

Zeit, bis sie jene Nachricht erhielt, beinahe gepflegt; dann war es ihr nicht mehr möglich gewesen, sich zu beherrschen, und vor ihren Wutausbrüchen flüchtend, hielt er sich mehr und mehr auf S. Agnese auf und kam nur selten zur Stadt.

Die Teresa kümmerte sich nicht um ihn und rief ihn nicht, noch besuchte sie ihn, und wenn er Monate fortblieb; bis eines Tages ein Wagen die steile Gasse nach der Piazza del Giglio herabrasselte und vor ihrem Hause hielt. Vincenzo und der Geflügelhändler Janonpiù eilten die Treppe empor, während der Kutscher das durstige Pferd aus dem Brunnen mit der bronzenen Lilie trinken ließ und den aus dem kleinen Café eilenden Leuten erzählte, was jene oben berichteten: daß Palamede Cattolico gestorben war. Er war wie gewöhnlich auf der Steinbank vor dem Hause gesessen und plötzlich von der Bank geglitten und auf der Erde gelegen; als Leute hinzukamen, fanden sie ihn tot. Die Teresa richtete sich bei dieser Nachricht hoch auf; dann brach sie in die bittersten Tränen aus, ließ niemanden zu sich und bestellte Trauerkleider.

Cattolicos Leiche wurde in die Stadt gebracht. In vielen Häusern waren große Schwierigkeiten, weil die Leute nicht wußten, wie sie sich verhalten sollten, aber die meisten entschieden sich mitzugehen; und so wurde der alte Palamede mit großem Pomp zu Grabe getragen. Selbst der Deputierte der Stadt, der Marchese de Melzi, kam eigens aus Rom zur Beerdigung. Er fand Gelegenheit, der tief verschleierten weinenden Frau die Hand stärker zu drücken und ihr einen Augenblick in die Augen zu sehen. Sie ward ein wenig röter, aber nur einen Augenblick: sie hatte den Fall schon so oft erwogen.

Das Testament lag beim Notar Vergamino und sollte in den nächsten Tagen eröffnet werden. Inzwischen trug die Witwe ihre Trauer und ihre Tränen durch die Stadt. Am Abend vor der Eröffnung — der Marchese und der Monsignore waren beide bei ihr — kam der alte Notar aufgeregt zu ihr und berichtete, sein Schwiegersohn Rassetta habe ihm gesagt, daß er ein späteres Testament Cattolicos in Verwahrung habe.

Die Teresa erbleichte. Heute noch zu Rassetta zu gehen, war unmöglich. Der Marchese wollte es sogar tun, aber der Monsignore hielt ihn zurück, und er begriff, daß es nicht anging. In großer Unruhe gingen alle auseinander.

Am andern Tage erschien sie mit dem alten Notar, dessen Neugier größer war als sein Ärger, dem Deputierten und einer entfernten Verwandten in der Stube des Advokaten Rassetta. Er war sehr höflich und bot den Frauen Wein, den Herren Zigarren an. „Nie noch habe ich solche Trauer und nie so viel schwarzes Schleiertuch gesehen, wie Sie da tragen, Signora“, sagte er. „Herr Gott!“ rief er im nächsten Augenblick, „da habe ich mit meiner Zigarre richtig ein Loch hineingebrannt.“ Die Frau machte unter dem Schleier eine Bewegung; ihr Gesicht war vollkommen verborgen.

Cattolico vermachte seiner Frau das Haus auf der Piazza del Giglio und soviel Geld, als sie bisher jährlich von ihm bekommen hatte; das Gut von S. Agnese, und was er sonst besaß, seinem . . . natürlichen Sohne Egidio Palamede Corradi, den er mit einer Magd auf dem Gute gezeugt hatte, und der später, wenn es irgend zu erwirken wäre, seinen Namen annehmen sollte. Die Magd war das selbe Mädchen, das damals vor ihm gekniet und seine Füße umschlungen hatte.

Teresa atmete schwer; ihr Kopf glitt ein wenig herab; Rassetta ließ ihr ein Glas Wasser bringen.

Endlich sagte sie: „Ein Kind! Das ist ja . . . unmöglich! . . . Das muß ich doch wissen! . . . Das ist doch nicht von ihm . . .!“

Der Advokat zuckte die Achseln.

Der Marchese ging rauchend auf und ab. Er begleitete sie dann nach Hause; diesmal drückte sie ihm die Hand und wollte ihm in die Augen sehen, aber die eisige Höflichkeit, mit der er Abschied nahm, ließ keine Zweifel in ihr.

Eine Stunde später sagte ihr der Monsignore Delgatto: „Die Kirche bleibt Ihnen, liebe Freundin.“

Die Nebenfigur

„Sagen Sie, kleiner Krousa, was ist mit Ihnen?“ Diese Frage, die der lange junge Mann, der ihm gegenüber saß, an ihn richtete, gab ihm zu denken, obwohl er „Nichts! was sollte denn mit mir sein?“ antwortete. Es war ihm peinlich, daß man die Unruhe merkte, die ihn seit zwei Tagen sich wie entwurzelt fühlen ließ.

Vor zwei Tagen hatte er seinen gewöhnlichen Spaziergang durch die Stadt gemacht, war aus dem Kaffeehause, in dem er jetzt saß, durch den warmen Herbstabend und das strömende Leben der Straßen ins Theater gegangen und hatte dann mit Bekannten zu Nacht gespeist. An einem Tische hatte er Melanie mit ihrem Mann und einem andern Herrn, einem Offizier, gesehen, hatte erst von ferne begrüßt und sich später an ihren Tisch gesetzt. Durch die Vorstellung erfuhr er, daß der Offizier der Hauptmann Krämer war, der berühmte Reisen durch Arabien und Turkestan gemacht hatte, und der sich sehr erfreut zeigte, den Sohn des großen Geographen kennen zu lernen. Und wenn Krousa sich im Leben durch den Ruhm seines Vaters bedrückt fühlte, so freute er sich doch, ihn vor den Verwandten rühmen zu hören. Aus Höflichkeit für ihn wiederholte der Hauptmann den Anfang einer Geschichte, die er eben erzählte, unaufdringlich, wie zufällig, und doch so, daß die Wüste und die Zelte, das nächtliche Geheul der Schakale, die fremdartigen Männer, die verborgene Hoheit wie die launigen Spitzbübereien des Orients vor den Hörenden wie Bilder vorüberglitten. Melanie, die gleichfalls aus dem Theater kam, war sehr angeregt und ihre Augen strahlten, ihr Mann war vergnügt, und die Begegnung wäre für alle eine angenehme gewesen, wenn ihn nicht zuletzt eine Beobachtung, eine winzige Zufälligkeit in völlige Verwirrung gebracht hätte. Als man aufstand, hatte der Hauptmann den orangefarbenen, mit weißer Seide gefütterten Theatermantel Melanies vom Haken genommen und

ihn dann wieder für einen Augenblick hingelegt, weil sie sich erst vor dem Spiegel mit schönen Bewegungen ihrer weiß behandschuhten Arme den Schal um Kopf und Hals legte und dann, vom Spiegel zurücktretend, eine Unterjacke aus zartem weißen Gewebe anzog. Inzwischen hatte der Hauptmann den Säbel umgeschnallt, den eigenen Mantel angezogen und dessen Falten gerichtet, während Arthur, den Augenblick ersehend, den Mantel Melanies aufgenommen und ihr um die Schultern gelegt hatte; durch die weiten Ärmel greifend hatte sie seine Hand gestreift und einen Augenblick innig festgehalten.

Er hatte sogleich gewußt, daß die Liebkosung nicht ihm gegolten, daß sie nicht ahnte, daß er den Platz des Hauptmanns eingenommen, und mit schmerzlichem Zartgefühl war er noch rasch genug hinter den Offizier zurückgetreten, so daß sie ihren Irrtum gar nicht gewahr werden konnte. Er ging an Tischen und Menschen vorbei, folgte den andern auf die Straße hinaus unter dem Druck schwerer und bitterer Empfindungen und eines unklaren Wissens um ein Schicksal, das ein fremdes war, das ihn nichts und doch so viel anging.

In der schlaflosen Nacht, die für ihn folgte, empfand er es sonderbar, daß seine eigene Neigung zu ihr quälend aufflammte. In den nächsten Tagen auf dem Amt erledigte er seine Akten wie sonst und schien noch vertiefter in seine Arbeit. Aber zu Hause ließ ihn die Aufregung nicht am Schreibtisch bleiben; er ging in seinen Zimmern auf und ab und floh zuletzt ins Freie.

Die klingelnde Pferdebahn trug ihn an dem dreistöckigen alten Hause vorüber, das die Erinnerungen seiner Kindheit beherrschte, und diese Erinnerungen stiegen sogleich wie eine Traumwelt empor. Er sah nicht nur die Fenster mit den weißen Polstern und Spitzenvorhängen, er sah die Zimmer und Stuben dahinter, die er so gut kannte. Er ging als Kind über den gepflasterten Hof, wo er den Kutscher den Wagen putzen oder die Pferde aus dem Stall führen und anschirren sah. Nie war er die Treppe ohne Angst und Herzklopfen hinaufgegangen; er hörte die Vettern höhnisch: „Der Herr Baron kommt! ah, der Herr Baron!“ rufen; er sah das große Kinderzimmer mit den reichen Spielsachen, die ihn ewig lockten; heute waren die Vettern gleichgültige junge Leute, und doch empfand er noch

immer leise die Furcht vor ihrer derben Überlegenheit von damals; die scheinbar freundliche Stimme der Tante, die stets gegen ihn entschied, klang ihm im Ohr; die geringschätzig-e Gutmütigkeit des Onkels ärgerte ihn wieder, — aber Melanie war immer gut gegen ihn gewesen.

Sobald der Wagen anhielt, stieg er ab und ging die Straße zurück, bis er vor dem Tor stand; im zweiten Stockwerk hatten sie bereits Licht angezündet. Er schritt über die Breite des Fahrdamms zurück; da fuhr ein offener einspänniger Wagen vor, und er sah die Tante aussteigen, stattlich, mit ihrem roten, gesunden Gesicht unter den grauen Haaren. Mit dem geheimen Wissen, daß nun alles zusammenzubrechen drohte, was sie, immer den Vorteil berechnend, mit ihrem starken groben Willen Schicksale vor sich hinschiebend, aufgebaut hatte, mit diesem Wissen hätte er ihr jetzt die Treppe hinauffolgen und sich in den stillen beleuchteten Zimmern, von all dem satten Reichtum umgeben, an dem Unheil weiden können, das über dieser bürgerlichen Herrlichkeit schwebte, wenn es ihn nicht selber so tief berührt hätte.

Er fühlte keine Lust zu einem Besuch und kehrte um. Die Dämmerung nahm zu, die Laternen waren angezündet worden, die Menschen gingen dichter und eiliger der inneren Stadt zu; die überfüllten Pferdebahnwagen fuhren klingelnd an ihm vorbei durch die Straße. Die Stätten seiner Jugend lagen in diesem Stadtteil zusammengedrängt und immer tiefer sank er in den Traum zurück.

Da war das kleine Kaffeehaus, in dem er gegessen und hinübergesehen, wenn er keinen Vorwand zu einem Besuche hatte. Wie oft hatte er, heranwachsend, da die Leiden schärfer wurden, sich geschworen, nicht wieder hinaufzugehen oder doch längere Zeit fortzubleiben, aber die süße Qual zog unwiderstehlich: er hatte es nie zu halten vermocht. Nur wenige Minuten entfernt, in einer der stillen Straßen am Militärgeographischen Institut, hatten seine Eltern gewohnt. Ganz deutlich sah er die runden farbigen Fensterscheiben über dem Tor, die bescheidene Stein-treppe, den gelben kleinen Gang vor sich, sah die Mutter, zart und unscheinbar, in der Türe stehen und auf ihn warten, als er von den ersten Schulwegen nach Hause kam. „Die Person!“, so hatte die Tante von ihr gesprochen, und er hatte mit der

geschärften Ahnung des verschüchterten Kindes erraten, daß sie von seiner Mutter sprach, und haßte sie darum noch mehr. Aber wenn er sich genau prüfte, war die Mutter auch für ihn nie eine gleichwertige Erscheinung gewesen. Um so besser las er heute in der Seele der Tante, die es ihrem Bruder, seinem Vater, nie verzieh, daß er diese Ehe geschlossen, daß seine frühere „Hausdame“ den Titel trug, den der Vater in späten Jahren erhalten. Er verstand heute, daß dieser Titel für Melanies Eltern ein steter Grund des Verdrusses gegen ihn gewesen, wenn sie auch sicherlich nur um dieses Titels willen ihm den Verkehr im Hause überhaupt gestattet hatten. Er tauchte nicht gerne in diese Erinnerungen, weil er so viel Peinliches und Unzulängliches sah, das er in sich wiederfand; aber jetzt klangen die längst verhallten Stimmen in seinem Ohr.

Fast ohne es zu wollen, war er in das kleine Kaffeehaus eingetreten und hatte sich am Fenster in dem grünen Sofa vor dem weißen Marmortisch niedergelassen. Auch das „Guten Abend, Herr Baron!“ des alten Kellners klang wie aus vergangenen Jahren herüber. Gegenüber waren jetzt viele Fenster erleuchtet; es mußten also wohl Gäste erwartet werden. So hatte er hier gegessen an dem Abend, an dem Melanie verlobt worden war; er hatte es nicht ertragen zu sehen, wie sie am Arm ihres verbindlich lächelnden Verlobten umherging und gleichgültig kühl die Glückwünsche entgegennahm. Auch dies tauchte jetzt aus der Vergangenheit auf. Auch das Trio; der schweigsame junge Zeichner; wer war denn nicht in das schöne Mädchen verliebt gewesen? Acht Tage vor ihrer Hochzeit hatte der letzte Musikabend stattgefunden; merkwürdig, hatte sie seit ihrer Verheiratung je wieder Geige gespielt? nie, sonst hätte er darum gewußt. War das Trio an jenem Abend das letztemal gewesen? Er sah das kleine Zimmer, die Hängelampe und die Kerzen; Melanie stand, die Geige unter dem schönen Kinn, vor dem Pult; Hasler saß am Klavier, Nefli mit dem Violoncell weiter rückwärts in der Nähe des Ofens; auf dem Sofa saß die Tante, und er selbst in einem Stuhl, so daß er Melanie sehen konnte; ihr Verlobter hatte telephonierte, er werde erst spät kommen können, man möge ohne ihn anfangen. War es die Sonate, die unendliche Erwartungen vorjubelnde und mit jäher Enttäuschung schluchzend abbrechende Musik, die alle erregte? Hatte

nur er gesehen, wie Melanie sich nachher im dunkeln Zimmer nebenan weinend über das Bette warf? Mit Haßler mußte etwas vorgegangen sein; so bleich hatte er den Menschen noch nie gesehen.

War es vorher oder nachher gewesen, daß er ihn in einem Gespräch mit der Tante getroffen, die das freundlichste Gesicht machte? Vermutlich hatte sie mit ihrer falschen Herzlichkeit wieder etwas zurechtgeschoben, was nicht recht war; als Arthur eintrat, hatte Haßler ihr die Hand geküßt.

Es mußte aber vorher gewesen sein, denn am nächsten Tag . . . er schloß die Augen, das war die höchste und die vernichtendste aller Erinnerungen, die ihn immer noch aus den Fugen warf . . . am nächsten Tag war Melanie bei ihm gewesen. Er war allein, hatte die Klingel gehört und die Türe geöffnet und mit maßlosem Erstaunen in der tief verschleierte Dame Melanie erkannt, — hatte die furchtbar Aufgeregte mit Bestürzung zugleich und mit seliger Freude in sein Zimmer zum Sofa geführt, und sie hatte ihm erklärt, daß sie ihren Verlobten nicht heiraten könne, nicht könne! Und er hatte dem schönen und so geliebten Mädchen, das in Tränen vor ihm saß, nur Mitleid und unzureichende Trost Worte und Ratsschläge gewußt und nicht die entschlossene Tat, die ihm doch schon eine Stunde nachher als das einzig Nötige und Mögliche erschien; bis diese Qual in eine andere umschlug, in die bittere Frage, ob, wenn er sich damals erklärt hätte, sie nicht scheu und enttäuscht zurückgewichen wäre, denn sie suchte einen Helfer, nicht einen Liebhaber. Aber sie war doch jedenfalls zu ihm gekommen und nicht zu Hans Haßler.

Weiter unten, auf der anderen Seite der Straße — von hier konnte er nicht so weit sehen, aber auf dem Heimweg mußte er dort vorüber, — lag die Dreifaltigkeitskirche, in der acht Tage später die Trauung stattfand. Vor der Kirche hatten die vielen dunkelglänzenden Wagen gehalten, die Kutscher mit weißen Blumen im Knopfloch zügelten die schön geschirrten Pferde; die Leute standen in Reihen und folgten der langsamen Auffahrt und der kurzen raschen Fahrt zum Hause zurück. Auch vor dem Tor gegenüber standen sie dichtgedrängt, die aussteigenden Paare, die hellen Kleider zu sehen; dort oben, wo jetzt die Lichter brannten, standen damals alle Fenster offen, dort war die blumengeschmückte Festtafel bereitet . . . das Festessen, das bei hellem

Tageslicht begonnen, um Mitternacht noch nicht zu Ende war; und er hatte mitgetafelt und mitgefieiert bis zu Ende, tiefe Verachtung im Herzen für das Brautpaar, für die Festgeber und für sich selber.

Draußen war es völlig dunkel geworden. Oben waren die Vorhänge zugezogen; hier und da bewegte sich ein Schatten an ihnen vorüber; dahinter mochte das Wichtigste, oder was wahrscheinlicher war, das Alltäglichsie vorgehen . . . jetzt noch, nur jetzt noch; denn er hatte durch den Spalt eines andern Vorhanges blicken und das brütende Schicksal erkennen können, das unausweichlich seinen Gang nahm, ob die da oben tafelten oder bei Klavierspiel tanzten, was die schneller vorüberschießenden Schatten andeuteten. Darüber fiel ihm ein, daß Hasler Melanie mit der Geige im Arm gezeichnet hatte; das Blatt mußte vorhanden sein; wer mochte es haben? Hasler war vor zwei Jahren wieder aufgetaucht; wenn er ihn traf, wollte er ihn fragen.

Nein, das Leben war nicht schön. Damit stand er auf und ging durch die großen lärmenden Straßen und dann durch stillere und immer stillere nach Hause. Und mit dem nächsten Morgen brach wieder ein öder Tag an.

Er besuchte seine Cousine nicht oft. Zwar ihre Kinder sahen ihn gerne, aber als er das nächstemal hinkam und mit ihnen scherzte, verließen sie ihn und eilten freudig auf einen neu eintretenden Gast zu: Hauptmann Krämer stand in der Türe. „Mein Nefse, Baron Krousa“, sagte die Tante, und irgend etwas im Ton der Vorstellung machte ihn innerlich lachen, obwohl das Fortlaufen der Kinder eine neue Eifersucht in ihm erweckt hatte. Der Hauptmann streckte ihm über die Locken des kleinen Mädchens die Hand hin, und jetzt trat Melanie, schön und unbefangen ein. Und so sah er sie an diesem Nachmittag und an vielen, die folgten, als wohlgekleidete, angenehm sich bewegende Hausfrau unter ihren Gästen, hörte den wohlklingenden, wie porzellanenen Ton ihrer Stimme, den harmlosen Humor ihres Gesprächs. Er folgte ihr auf Bälle und Feste nach, wie einst, sah sie tanzen und tanzte selber oder saß an ihrem Tische und litt.

Einmal saß er allein in einem leeren kleinen Salon in einem der großen Ballhäuser, in dem ein Tanzfest stattfand,

und blickte dem Rauch seiner Zigarre nach. Da hörte er Stimmen und sah die zwei Menschen, mit denen er sich in seinen Gedanken beschäftigte, eintreten, an ihm vorüber und durch den kleinen Raum zur anderen Türe wieder hinausgehen, so in ihr Gespräch vertieft, daß sie ihn nicht bemerkten. Was sie sprachen, hörte er nicht, weil die Musik vom Tanzsaal herüberscholl, oder weil die beiden so für einander redeten, daß sie nicht weiter gehört werden konnten, als sie es beabsichtigten. Aber er sah, wie gut sie als Paar zueinander paßten. Nach einer Weile stand er auf und kehrte in den Saal zurück. Dort sah er ihren Mann, steif und wohlgekleidet, mit starrem, hochmütigem, vom Bart umrandeten Gesicht; eben trat Melanie auf ihn zu und sagte ihm etwas, offenbar, daß sie nach Hause wollte, denn beide verließen gleich darauf den Saal, und er sah sie nicht mehr.

Einige Tage darauf erhielt er eine Einladung zu einem Vortrag, den der Hauptmann in der Geographischen Gesellschaft hielt. Der kleine Saal der Akademie war dicht gefüllt, und Arthur Krousa, der im Seitengang an der Wand stand, sah unter den zahlreichen Damen seine Cousine in einer der vordersten Reihen sitzen: er konnte ihr Gesicht nur von der Seite sehen, denn nicht ein einziges Mal wich ihr Blick von dem Vortragenden. Im Gedränge nachher vermochte er nicht sie zu sprechen, und als er ihr über die breite Treppe und durch die hallende, trüb erleuchtete Aula nachging, eilte sie so, daß er sie nicht erreichen konnte. Es regnete; dennoch sah er sie draußen auf dem alten Platz vor der Jesuitenkirche über das klotzige Pflaster eilen, ohne daß sie auch nur den Schirm geöffnet hätte, sah sie in einen Wagen steigen und fortfahren.

In diesem Winter zeigte sich Melanie auch gegen ihn viel freundlicher als seit Jahren; sie gab ihm kleine Aufträge und ließ sich von ihm auf ihren Gängen begleiten. Eines Tages holte er sie einer Verabredung gemäß in den Geschäftsräumen ihres Mannes ab, und er sah dort zum erstenmal, wie dieser vor großen Kunden höflich dienernte und unter den scheinbar ergebenen unpersönlichen Redensarten und Verbeugungen seinen grenzenlosen Geldstolz barg. Aber was ihn betroffen machte, das war der Blick, mit dem Melanie ihrem Gatten folgte. In diesem Blick lag der gleiche Abscheu, wie einst in dem Ton, in dem sie in seinem Zimmer von ihrem Verlobten gesprochen hatte. Das

hatte er nie zuvor wahrgenommen; sie schien sich, wie andere, in ihre Ehe gefügt zu haben, in ihren Kindern und in ihrem Reichtum das Glück zu finden.

Siel niemandem etwas auf außer ihm? Waren alle blind, ihr Mann, ihre Mutter, die Menge? Merkte keiner, daß ein Ton in Melanies Stimme war, den er nie gehört hatte, daß oft ein Leuchten in ihren Augen war und oft eine verborgene Angst? Oder täuschte er sich? Denn nichts brach herein, kein Unheil geschah, kein schlimmes Gerücht kroch hinter dem üppigen glänzenden Leben seiner Verwandten her.

„Unglückseliger,“ sagte er zu Hause zu sich selber, „bist du ihr Spion, was geht es dich an?“, und mußte über die pathetischen Worte lachen, die so gar nicht zu seiner korrekten, kleinen, ein wenig beleibten Figur in der weißen Weste und dem schwarzen Jackett paßten, wie er sich im Spiegel gegenüber sah. Im Geist sah er neben seinem Spiegelbilde den hochgewachsenen Offizier mit dem rötlichen Schnurrbart, der von fernen Sonnen gebräunten Haut, den unter den stark vorspringenden dunkeln Brauen tief eingesetzten entschlossenen Augen. Und er verzog bitter die Lippen.

Über alledem war der Winter vergangen; im Frühling verreise Melanie mit ihrem Mann und ging nachher mit den Kindern aufs Land. Lange einsame Sommermonate kamen, mit heißen Tagen und dunstigen Abenden, öden Stunden in der staubigen Amtsstube, eine graue Häusermauer gegenüber und ein Stück weißlichblauen wolkenlosen Himmels über dem Hofe, unerquicklichen Abenden in den menschengesüllten Alleen und den musik klingelnden Gasthäusern des Praters, einer kurzen Urlaubsreise in die Berge und lästiger Rückkehr in den Staub der Stadt. Eines Tages las er in der Zeitung, daß der Hauptmann Krämer eine neue Reise ins Innere Hochasiens vorbereitete; Plan, Weg und Ausrüstung waren genau beschrieben, die Zahl der Kamele angegeben, der Turkmenenstamm genannt, den er in Dienst nehmen wollte. Er begann sich zu sagen, daß er auf einer Beobachtung, die ihm jetzt zweifelhaft erschien, ein Gebäude phantastischer Vorstellungen errichtet hatte, die ihn durch den Winter geheßt hatten, ein Gebäude, das in sich zusammensank. Es war eine Erleichterung, aber das Leben wurde noch öder.

Melanie kam im Herbst sehr spät zurück, und als er sie besuchen wollte, ward er nicht vorgelassen, denn erst waren die Kinder und dann bei ihrer Pflege sie selbst schwerer als die Kinder erkrankt. Er ging von Zeit zu Zeit hin, um sich zu erkundigen; die eigenthümlich gezwungene Stille einer Wohnung, in der ein Kranker liegt, ward beim Öffnen der Thüre fühlbar; flüsternd sagte ihm die Pflegerin, daß es schlecht stehe; unten hielt der Wagen des Arztes, Professoren wurden gerufen; hier und da traf er ihren Mann, der steif Auskunft gab, und er sah die Tante die Augen zum Himmel richten, wenn sie mit jemandem sprach.

Eines Abends saß er in einem der großen Kaffeehäuser, das um diese Zeit fast leer war; da grüßte ihn jemand von einem andern Tisch, und er erkannte den Hauptmann. Er hatte ihn lange nicht gesehen; wie ihm erinnerlich schien, war die angegebene Zeit der Abreise längst vorüber, und nun sah er ihn hier. Sie gingen aufeinander zu und setzten sich zusammen und sprachen; auf seine Frage nach der Reise antwortete der Hauptmann, und wie es ihm deuchte, unangenehm berührt und ausweichend, er hätte sie verschieben müssen. Er sah schlecht aus, und ein gespannter müder Zug war in seinem Gesicht. Sie redeten von anderen Dingen, und erst als sie sich getrennt hatten, fiel es Krousa seltsam auf, daß keiner von ihnen den Namen Melanies ausgesprochen, daß der Hauptmann nicht nach der Kranken gefragt, er sie nicht erwähnt hatte, und doch war ihm bewußt, daß er wenigstens die ganze Zeit hindurch ihr Bild im Sinn und ihren Namen auf den Lippen gehabt.

Eine Woche später sah er sie selber: er war fragen gekommen, hatte Blumen abgegeben, und da hatte die Pflegerin ihn hineingeführt, weil die Kranke es gewünscht hatte; man konnte sie schon besuchen. Sie saß aufgerichtet in den Kissen, und mit tiefer Erregung sah er, wie blaß und eingefallen ihr Gesicht war. Große Blumensträuße standen in Vasen auf den Tischen; seine Blumen hielt sie in der Hand und lächelte. Mit matter Stimme stellte sie Fragen nach dem und jenem, und wie nebenbei erzählte er ihr, daß er den Hauptmann getroffen. Die beinahe farblosen Wangen der Frau wurden rot, sie fragte lebhaft, brach aber sogleich ab und erzählte von den Kindern, die aus dem Hause zur Großmutter geschickt worden waren, dabei

wurde sie sehr erregt und begann zu weinen, so daß die eintretende Pflegerin, erneutes Fieber befürchtend, den Besucher zu gehen bat. Der aber ging selbst wie fiebernd durch die Straßen und verzieh sich nicht, was er getan.

Als Melanie gesund war, schickten die Ärzte sie nach dem Süden, und sie schwand ihm aus dem Gesicht. Er hörte wohl, daß sie in Abbazia, daß sie an der französischen Riviera war, denn er machte korrekt und regelmäßig seine Besuche, und wunderte sich, wie alles seinen Gang ging, während Melanie fehlte und beide Wohnungen so öde geworden schienen. Eines Abends, da er durch den Gang eines eleganten Restaurants schritt, wurde neben ihm die Türe zu einem Zimmer geöffnet, in das der Kellner auf dem Tablett Erdbeereis und Champagner trug, und unwillkürlich den Kopf hinwendend, sah er Melanies Gatten mit einer Dame am Tisch. Der Zufall wollte, daß er gerade an diesem Tage in seiner Wohnung gewesen und die Tante sich mit den Enkelkindern beschäftigen, ihnen Geschichten erzählen, sie zurechtweisen und sie zu Bette bringen gesehen hatte. Und er dachte der Bettchen der Kinder, der alten Frau, die in seinem Leben eine so unholde Erscheinung, mit den Kindern so verlassen zärtlich gewesen war, dachte der üppigen Dame mit dem Federhut und des selbst in dieser Lage steif und gönnerhaft lächelnden Gesichts des Mannes, das er eben gesehen, und der fernen Frau, die all diese Bilder für ihn und mit ihm verband, und die doch nicht zu ihm gehörte. Und der Zufall wollte, daß ihm wenige Tage später auf der Straße ein Gesicht auffiel, das ihm bekannt erschien, bis er wußte, daß es Hans Hasler war; auch der ging mit einem Mädchen. „Was das Leben für eine Hanswurstkommödie ist!“ dachte Krousa, und am Abend schrieb er, und staunte selbst über seinen Entschluß, an den Maler eine Karte: „Lieber Hasler, Sie haben vor Jahren meine Cousine, Fräulein Koch, beim Geigenspiel gezeichnet. Wenn das Blatt noch vorhanden sein sollte, würde es mich interessieren.“ Er erhielt keine Antwort, und die Zeit ging hin, bis er eines Tages Melanie blühend im Wagen durch die Straße fahren sah. Er grüßte, der Wagen hielt, und er eilte an den Schlag; er war mit ein paar jungen Leuten, die wie mit Meid nach dem so Begünstigten sahen.

Sie wohnte jetzt in einer Villa, wo die Stadt ihre weißen

Häuserstreifen durch die Talungen in das grüne Hügelland streckte. Eine dunkelschattende Allee führte zum Gittertor, und er blieb wie erstarrt stehen, als er in dem großen Garten, wo zwischen Beeten und Rasenplätzen ein runder kleiner Teich mit einem Springbrunnen lag, neben seiner Cousine den Hauptmann stehen sah, den er, weil man es ihm als sicher erzählt hatte, im phantastischen Ferghana oder im Tarimbecken, Tausende von Meilen entfernt geglaubt. Er sah stattlicher, gebräunter aus als je, und redete lebhaft. Melanie hörte, mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf dem weißen Steinrand des Goldfischteichs spielend, zu. Als sie ihn bemerkten, kamen beide ihm lächelnd entgegen und begrüßten ihn. Er aber wäre am liebsten umgekehrt und schweigend wieder fortgegangen.

Es war ein warmer, aber noch wie zaghafter Frühling. Sie saßen im Freien, der Tisch war freundlich gedeckt, ein angenehmes Dienstmädchen in weißer Schürze und Haube trug die Kaffeekannen aus feinem bunten Porzellan auf und füllte die Tassen. Der Hauptmann zündete eine Zigarette an. Melanie saß Arthur gegenüber auf der Gartenbank, die Arme zu beiden Seiten des Körpers hinabgestreckt; sie schien ihm verändert, wie in ein Gefühl verloren, das lau an ihr niederzurieseln schien, und als sie endlich ihre Stellung änderte, und, das Kinn in beide Hände gestützt, sich über den Tisch lehnte, sah sie ihn strahlend an. Ihn aber erschreckte das tief, denn es war ihm, als hätte er bis heute noch nie etwas gesehen. Und als er des Abends wegging, — der Hauptmann war schon früher gegangen und hatte sich so rasch verabschiedet, daß er sich unmöglich ihm hatte anschließen können, — da blieb er in den dämmernden Gartenwegen plötzlich betroffen stehen: oben im Hause spielte jemand Violine.

Alles war wieder, wie es vor einem Jahr gewesen, nur daß jetzt Steine in das Glashaus splitterten, das früher nur für ihn durchsichtig gewesen. Er sah es zum erstenmal in einer Gesellschaft, da führte der Hauptmann Melanie zu Tisch, und im Augenblick war es, als kehrten alle plaudernd dastehende Gruppen zu zweien und dreien, dort ein paar Herren in dunklem Frack und steifem Weiß, hier ein paar jetschillernde alte Damen, alle ihre Blicke den beiden zu, die allein nichts sahen und unbefangen, ganz mit sich beschäftigt, hindurchschritten. Eine

Dame, die in Krousas Nähe mit einem großen bärtigen Herrn sprach, legte den Fächer an den Mund und zog die Augenbrauen hoch, so daß sie den Herrn, der jenen den Rücken zukehrte, sich umzusehen bewog. Unwillkürlich suchte Krousas Blick Melanies Gatten, ohne ihn zu finden. Bei der Tafel schien man sie zu vergessen, aber als man wieder aufstand, und der Hauptmann Melanie durch die Räume nach einem kleinen Salon führte, da gab man ihnen an den Türen auffällig Raum.

Er sah Melanie in ihrer Loge im Theater. Es war so deutlich, daß ihr unruhig seitwärts und abwärts bewegtes, eine Weile vor den Augen festgehaltenes und wieder ungeduldig gesenktes Glas jemanden suchte, und Krousa folgte der Richtung des Glases, bis er im Parkett den hochgewachsenen Offizier sah, der sich jetzt hinaufgrüßend verbeugte. Im Zwischenakt erschien er im Hintergrund der Loge; vorne neben ihr saß ihr Mann, und da war es, als ob wie in einer militärischen Übung alle Gläser gegenüber und unten sich nach der Loge richteten. Später sah er ihren Mann im Foyer: er hatte eine Zigarre zwischen den Lippen, die ihm plötzlich brutal erschienen; er ging, die Hände auf dem Rücken, und stieß den Rauch aus; es sah aus, als spuckte er. Jetzt wendete er das rote Gesicht zurück; in der Nähe des Büfetts, um das die Leute drängten, stand Melanie, einen Glasteller mit Eis in der Hand, von dem sie nicht aß. Ein Klirren, und ein ganz kleiner Auflauf entstand: Melanie hatte den Teller fallen lassen, der auf dem Steinboden in Stücke brach. Das rote Gesicht mit der Zigarre im Mund sah düster höhnisch auf sie, kam langsam näher und sprach etwas, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen. Melanie, mit ihrem Taschentüchlein über den Fleck auf der Seide ihres Kleides reibend, verschwand; der kleine Baron half ihr die Logenschließerin suchen. Es war ein Nichts; warum hatte er das Gefühl, daß es etwas Verhängnisvolles bedeutete?

Am andern Tag sah er Krämer über die Ringstraße reiten, auf einem wundervollen, ungewöhnlich aussehenden Pferd mit langem Schweif, das er aus dem Orient mitgebracht haben mußte und das er scheinbar lässig lenkte. Kinder warfen einen Ball, der vor die Füße des Pferdes rollte. Es machte im Sand der Allee einen eigentümlich weichen Sprung zur Seite; dann war's, als wollte es sich strecken, dann hob es sich einmal auf

den Hinterbeinen und stand doch schon zusammengedrängt still und zitterte. Der Reiter, dessen Gesicht sich nicht verändert hatte, streichelte mit leichten Bewegungen seinen Hals, und mit zierlich widerstrebenden tanzenden Schritten ging es weiter. Viele Leute sahen ihm nach, auch Arthur Krousa.

Es war nur drei Wochen später, da kam er wieder an einem Nachmittag nach der Villa, und sah beim Eintreten die beiden am Goldfischteich stehen, genau wie das erstemal. Das Gesicht des Hauptmanns aber war verändert; er war nicht in Uniform, sondern trug einen grauen Anzug, und er mußte irgend etwas gesagt haben, wovon Melanie, die mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf dem Steinrand des Beckens spielte, so benommen war, daß sie ihrem Vetter, der, den Strohhut in der Hand, innerlich zögernd, näher kam, nur die Hand entgegenstreckte und ihn schweigend begrüßte. So genau hatte das Bild sich ihm eingeprägt, daß ihm auffiel, daß Melanie heute ihren geöffneten Schirm auf dem Stein hatte kreisen lassen, während sie damals die Spitze des geschlossenen nachdenklich hin und her geschoben hatte. Die Sonne war heißer, das Grün war dichter geworden und Büsche und Bäume standen blütenbedeckt. Alles schien wie damals; der Tisch war im Freien gedeckt; das Mädchen mit der weißen Haube und Schürze trug den Kaffee in den Garten. Kinderstimmen ertönten, und Arthur sah Melanies Mutter mit den beiden kleinen Mädchen aus dem Hause kommen. Er sah sie auf dem Gartenweg stehen bleiben und wieder umkehren. „Mama!“ rief Melanie. Die alte Frau kam; als Krousa ihr die Hand küßte, fühlte er, daß sie zitterte. Bei dem feinen Klingen der Porzellantassen und des Silbers plauderten nur die Kinder, oder er und die Großmutter mit ihnen; die beiden andern schwiegen zumeist; aber Melanie sah diesmal nicht in glückbefangener Stille da, sondern blickte mit halbgeöffneten Lippen, mit einem dunklen starren Ausdruck vor sich hin. Krämers Blick streifte sie manchmal, während er rauchend dasaß. Zwischen ihm und der alten Frau wurde kein Wort gewechselt.

Das Mädchen räumte den Tisch wieder ab, und die Kinder liefen an den Goldfischteich. Jetzt stand Melanie auf mit einer Gebärde, als wollte sie etwas von sich abschütteln; der Hauptmann erhob sich gleichfalls, und beide gingen, als wäre das selbstverständlich, durch den Garten. Es entging Arthur nicht, mit

welchem Ausdruck die starkgebaute weißhaarige Frau ihnen nachblickte: Angst und Zorn waren in ihren Augen. Die beiden kamen indessen sogleich zurück, und der Hauptmann empfahl sich. Er ging rasch, ohne sich umzusehen, aber alle am Tisch sahen ihm schweigend nach, bis er die Gittertüre leise ins Schloß gelegt und das Dunkel der Allee ihn aufgenommen hatte. Wie jemand, der sich mit Mühe zurückhält, sah die Mutter auf die Tochter. Arthur wollte gleichfalls gehen. „Bitte, bleibe doch noch!“ sagte Melanie rasch. „Wir haben ja noch kaum miteinander gesprochen.“ Aber sie sprachen auch jetzt nicht; die alte Frau stand auf und ging ins Haus; die Kinder waren nicht mehr zu sehen; Arthur blieb schweigend sitzen, und als er endlich, nach langem Suchen, etwas völlig Gleichgültiges gefunden hatte und „Wird es nicht kühl?“ sagte, fuhr Melanie zusammen.

„Was sagst du? Ja, es wird kühl“, erwiderte sie. Darauf saßen sie noch eine Weile, dann stand Melanie auf und ging gleichfalls ins Haus zurück, und Arthur, der sich nicht zu gehen, noch zu bleiben entschließen konnte, folgte ihr. An einem Fenster stand die alte Frau und sah in die vielgetheilten, im Licht schwimmenden, grauen Wolken hinaus, die wie ein weiter Vorhang über die Berge gespannt waren. Er wußte: sie wurde nicht durch das natürliche Schauspiel angezogen; was sie sorgend an einer Stelle festhielt, war, was sie in sich sah. Er hatte es schon vor langer Zeit gesehen, als er in jenem Herbstabend in der Straße, ihrem Hause gegenüber beobachtend und erinnernd gegessen hatte, aber was ihn damals beinahe schadensfroh erfreut hatte, das erschreckte ihn jetzt.

Endlich ging auch er. Ein starker Wind hatte sich erhoben und ein Rauschen war in den Baumkronen der Allee. Er sah einen Wagen kommen: ein Kopf im hohen Seidenhut beugte sich aus dem Fenster und sah zurück; als er dicht an ihm vorüberkam, erkannte er Melanies Gatten. Der Wagen hielt am Gartentor; jener stieg aus, blieb stehen und sah sich wieder um, und ging dann durch den Garten ins Haus. Unschlüssig war auch Krousa stehengeblieben, und ging erst weiter, als der andere im Hause verschwunden war. Der Staub wirbelte durch die Allee, und er mußte seinen Strohhut festhalten. Halb geblendet, lief er fast gegen einen Mann, der, das Haupt unbedeckt, an einen Baum gelehnt, im Winde stand. Bestürzt erkannte er

Krämer. Aber der Hauptmann achtete nicht auf ihn, sondern blickte nach dem Hause hinüber, in dem sich eben ein paar Fenster erleuchteten, während im Garten noch eine dämmernde Tageshelle war. Der Wagen vor dem Hause fuhr wieder fort. In einiger Entfernung schlug eine Turmuhr. Krämer zog seine Uhr aus der Tasche und verglich sie; dann schritt er gelassen nach dem Gartentor. Ohne sich zu bedenken, schritt Krousa ihm nach. Was folgte, sah er ganz deutlich. Er sah, daß Melanies Mann vor der Villa stand und mit dem Pförtner sprach, hörte ihn laut rufen, worauf der Gärtner und andere, weibliche Dienstpersonen, herauskamen; alle mitführend, machte er ein paar Schritte aufs Gartentor zu, wies mit erhobenem Arm auf den draußen stehenden Mann, sagte etwas zu der verlegen zuhörenden Dienerschaft und schritt wieder ins Haus zurück.

Irgend etwas würgte Krousa die Kehle zusammen. Er stand jetzt dicht vor Krämer, und sah, daß dieser lächelte, obwohl er sehr bleich geworden war.

„Was ist geschehen?“ brachte Krousa endlich hervor.

Der andere schien schneller zu atmen. Er lächelte jetzt nicht mehr. „Wenn Sie wüßten, junger Mann,“ sagte er, „was hier ertragen worden ist! . . . Nun aber nicht mehr lange!“ fügte er, wie zu sich selbst sprechend, hinzu.

Aus dem Hause oben tönte lautes, zorniges Sprechen; dann wurde ein Fenster geschlossen.

Da faßte der kleine Baron einen Entschluß. „Ich gehe hinein!“ sagte er. Der Hauptmann nickte. „Er ist früher zurückgekommen“, sagte er. Als Krousa sich im Garten umwendete, sah er ihn abermals nach der Uhr sehen, und dann, die Arme verschränkt, warten.

Niemand begegnete ihm. In dem im Erdgeschoß gelegenen Speisesaal deckte ein Dienstmädchen den Abendtisch. Die ganze Wohnung schien in vollster Ruhe zu liegen. „Die Herrschaften sind oben“, sagte das Mädchen, als sie ihn eintreten sah.

Er stieg die teppichbelegte Treppe empor und blieb stehen; durch eine Reihe dunkler Zimmer sah er in der Kinderstube Licht, sah in der Ferne einen weißen Schrank, ein Stück eines Gitterbettes, und Schatten, die sich darüber bewegten. Dann erschien Melanie einen Augenblick im Licht der Türe und verschwand im Dunkel eines Ganges. Gleichzeitig hörte er die Kinder laut

„Mama!“ rufen. Und jetzt riß ihn durch offene Türen der Lärm. Erst die laute befehlende Männerstimme, dann heftige Worte Melanies, dann ein beschwörendes Schreien der alten Dame, und dazwischen immer wieder, entfernter, das verzweifelte „Mama!“ der Kinder.

Einen Augenblick blieb er in einem dunkeln Salon stehen. In dem Zimmer vor ihm standen nur drei Menschen, ihr Mann, die Hände in den Taschen, an einen Schrank gelehnt, mit gerötetem Gesicht; Melanie ihm gegenüber, die Hände auf den Tisch gestützt; die Tante, in der Mitte, sah aufgeregt von einem zum andern. Sie sprachen jetzt nicht, und er sah, wie Melanie eine Perlenkette an ihrem Halse öffnete und auf den Tisch warf, Ringe von der Hand streifte, eine Goldbroche von der Brust löste und das gleiche tat; einen mit Diamanten besetzten Kamm zog sie aus ihrem Haar, unbekümmert, daß dieses sich halb löste; Arthur glaubte zitternd, sie würde ihr Kleid herunterreißen. „Da!“ rief sie, „da! da!“

Ihr Mann stieß ein herbes Lachen aus. Melanie aber nahm einen Mantel von einem Stuhle auf.

„Geh nicht von uns fort!“ schrie die alte Frau.

Aber Melanie erwiderte kein Wort und legte den Mantel um.

Ihr Mann sagte etwas Häßliches und machte eine Bewegung. Da trat Krousa ins Licht.

„Macht keinen Skandal!“ sagte er, „das ist besser. Wohin willst du, Melanie? Wenn du so spät fortgehst, so ist es besser, wenn jemand von der Familie dich begleitet!“

„Ich danke, Arthur,“ sagte sie sehr freundlich, „aber ich gehe allein.“ Und während die andern, noch verblüfft durch sein plötzliches Eintreten, ihn und einander ansahen, war sie fort. Nie vergaß er, wie vollkommen weiß ihr Gesicht gewesen war.

Unbehaglich stand er allein unter den zornigen Verwandten. Ihr Mann stieß einen Fluch aus, schritt nach der andern Seite hinaus und schlug die Türe hinter sich zu. Die alte Frau stand ganz still. Krousa eilte Melanie nach. Als er unten im Hause war, hörte er sie die Gartentüre ins Schloß werfen. Er erreichte sie nicht, aber er wußte, daß sie geborgen war.

Schmerzlich erregt ging er nach Hause: ihr Schicksal hatte sich erfüllt, und er war nur eine Nebenfigur.

Herr Kohlstren

Als ich noch ein Kind war, hatten wir einen Nachbar, der Herr Kohlstren hieß. Gelegentlich kam er in einem kleinen Wagen mit einem struppigen kleinen Pferde vorgefahren, um meinen Eltern einen Besuch zu machen. Meine früheste Erinnerung an ihn ist, daß er eines Abends im Spätherbst sehr unerwartet ankam, und daß, als er die Thür aus dem langen Gang zum Wohnzimmer öffnete, solch ein Zugwind entstand, daß das Fenster, an dem meine Cousine Harriet mit einem Buche saß, klirrend zuslog, wobei die Lampe auf ihrem Tischchen umstürzte, und ein Brand mit Mühe verhütet wurde. Meine Eltern waren von seinen Besuchen nie sehr erfreut, und jedesmal, wenn er kam, ereignete sich etwas Unliebsames. Frau Hinrath, unsere Wirtschafterin, fand dies natürlich: die Leute sagten, daß es in Herrn Kohlstrens Haus umgehe.

Wenn Herr Kohlstren am Vormittag kam und etwa nachmittags oder am andern Morgen ein Mann bei der Schneidemaschine den Finger verlor, ein Keller überschwemmt ward, oder eine Kuh in dieser Woche keine Milch gab, so wurde dies von Frau Hinrath und vielen anderen auf dem Gut dem Besuch Herrn Kohlstrens zugeschrieben.

Er war ein großer blasser Mensch mit schwarzem Haar und Schnurrbart und hatte einen unsicheren Blick. Etwas bestimmtes Böses wußte man nicht von ihm; Frau Hinrath vermutete es dennoch, und um die Verborgenheit des Bösen zu belegen, erzählte sie, wie in ihrer Heimat zu einer kranken Frau jede Nacht eine schwarze Kake ins Fenster gesprungen wäre, die sich der Wehrlosen auf die Brust gesetzt; eines Tages jedoch sei die Tochter dazugekommen und habe die Kake mit Rutenhieben hinausgejagt: tags darauf habe eine Schustersfrau im Ort sich zu Bett legen müssen, und man habe die Spuren der Hiebe an ihrem Körper gefunden. Sie hätte dann auch an dem Ort nicht mehr bleiben können.

Vor meinem Vater durften dergleichen Dinge nicht laut werden, aber mir kamen sie durch Frau Hinrath selbst oder durch das Gesinde zu Ohren, und jedesmal, wenn ich Herrn Kohlstreys breites graues Haus mit dem mächtigen Heuboden unter dem Giebel tief unter den Bäumen liegen sah, erinnerte ich mich, daß es darin umgehe, und wenn bei Nacht aus seinem schweren Schatten ein oder das andere erleuchtete Fenster wie ein glühendes Auge sah, dann ging ich auch am Zaun des Gartens nicht gerne vorüber.

Dort im Hause hatte er sein Korn- und Mehlgeschäft; nicht viele Schritte dahinter am Fluß lag eine alte Mühle, die ihm gleichfalls gehörte; in dieser Mühle war ich einmal gewesen, und die Gänge und Räume über dem Wasser, all das faulende feuchte braune Holzwerk, um das riesiger Hufslattich wuchs, erschien mir unheimlich.

Herr Kohlstreyl war viel unterwegs, und eines Abends bei schlechtem Wetter hatte er unseren Kutscher, der mit dem leeren Jagdwagen vom Bahnhof fuhr, gebeten, ihn mitzunehmen; unser Schimmel, der noch jung, aber sehr fromm war, ging an diesem Abend dem Kutscher durch, so daß die beiden Männer und das Pferd im Dunkeln in Gefahr kamen; das Tier lahmte eine Zeit. Der Kutscher schob die Schuld auf Herrn Kohlstreyl; worin sie bestand, wußte er indes nicht zu sagen, und mein Vater, sowie Herr Leiwes, unser Verwalter, nannten es eine faule Ausrede.

Ich traf Herrn Kohlstreyl vor dem Gemeindehause, derart, daß wir eine Strecke den gleichen Weg hatten. Wenn ich ihn bei Tage sah, schwanden die Spukgedanken mir völlig aus dem Gedächtnis; auch war ich damals schon beinahe fünfzehn Jahre alt und nicht mehr so leicht erschreckbar. Er bedauerte den Unfall, und da ich wissen wollte, wie es eigentlich gewesen war, sah er sich ein wenig um und sagte dann: „Der kleine gelbe Hund hat das Pferd erschreckt.“

„Welcher gelbe Hund?“ fragte ich.

„Der mir immer nachläuft.“

Ich hatte nie einen gelben Hund mit ihm gesehen, und ich hatte plötzlich das Gefühl, daß unser Kutscher recht haben könnte.

„Gestatten Sie mir zu fragen, Herr Strank,“ sagte Kohlstreyl indessen, der immer salbungsvoll höflich war, „wie sich Fräulein Harriet befindet?“

Jrgendwie war ich unangenehm berührt. „Ich danke, sie befindet sich gut“, antwortete ich.

Als ich ein kleiner Junge war und Harriet bei uns wohnte, schlich ich mich oft des Vormittags in ihr Zimmer, um zuzusehen, wenn sie ihr langes blondes, bis zu den Knien reichendes Haar kämmte; sie war um acht Jahre älter als ich, und niemand hätte vermutet, was den scheinbar nur aufs Spiel bedachten Knaben in ihr Zimmer lockte. Dann war Harriet zu einer Tante gezogen, mit der sie reiste; war Gesellschafterin bei einer fremden Dame gewesen und endlich zu uns zurückgekommen; sie war ernster geworden, aber nicht zu sehr.

Als ich nach Hause kam, sah ich auch sie vor dem Pferdestall stehen. „Herr Kohlstrey hat sich nach deinem Befinden erkundigt, Harriet“, sagte ich.

Harriet zuckte die Achseln und sah mit aufmerksamem Gesicht durch die Stalltüre, was der Verwalter mit dem Schimmel vornahm; denn Herr Leiwes, der drei Jahre bei den Ulanen gedient hatte, behandelte das Tier selbst. Ich trat sofort in den Pferdestall, um zu helfen. Herr Leiwes war mein Freund. Anfangs hatten wir seinen Namen komisch gefunden, aber Frau Hinrath erklärte, daß er im Deutsch ihrer Heimat etwas Liebes bedeute, und das sei der Träger auch. Er war groß und stattlich, von ungeheuren Kräften: als ich auf einem der schweren Eichenstühle in der großen Stube saß, hob er den Stuhl und mich mit einer Hand auf den Tisch. Wenn er mit seinem schmalen sonngebräunten Gesicht lachte und alle seine gesunden weißen Zähne zeigte, mußte man ihm gut sein.

Als wir drei, — denn auch Harriet war mählich immer nähergetreten, — und außer uns nur noch George, der Kutscher, so freundschaftlich um das Pferd standen, machte ich eine folgenreiche Entdeckung. Herr Leiwes hatte den Verband erneuert, George war mit dem Eimer nach dem Brunnen gegangen, und ich kramte unter dem Sattelzeug; sei es, daß die beiden meiner vergaßen oder mich abgewendet glaubten, jedenfalls sah ich, daß sie, scheinbar mit dem Pferde beschäftigt, einen langen Blick tauschten, der auch meinem Verständnis deutlich war. In diesem Augenblick erschien mein Vater im Hof und rief mich in heftigem Ton zur Arbeit.

Zerstreut und grübelnd saß ich am Fenster über meinen Büchern.

Drei Wochen später sah ich, am gleichen Fenster sitzend, Herrn Kohlstrey auf unserm Hof; es fiel mir auf, daß er schwarz gekleidet war; der längst geheilte Schimmel stand angeschirrt da, und Harriet ließ ihn Zucker, den sie sich von Frau Hinrath aus dem Küchenfenster hatte reichen lassen, von ihrer flachen Hand fressen. Als ich den Hof hinunterkam, war auch Herr Kohlstrey hinzugetreten und wollte den Schimmel streicheln, aber das Tier hob den Kopf und wick, den Wagen mitschiebend, ein paar Schritte zurück.

„Er scheint Sie nicht zu lieben“, sagte meine Cousine kalt.

Herr Kohlstrey machte merkwürdige Augen, dann fragte er, ob Fräulein Harriet etwa im Begriffe sei auszufahren.

Sie hatte gar nicht daran gedacht; ich weiß nicht, warum mir der Einfall kam, und ich rief: „Harriet, komm! Leiwes nimmt uns ein Stück mit!“ und wir sprangen auf und fuhren ins Feld hinaus. Er hatte auf dem Pachthof zu tun; es war Vormittag, die Sonne schien nicht zu heiß, und wir waren sehr vergnügt. Auf dem Rückweg fuhren wir dem Fluß entlang, der hie und da durch die Weiden an seinen Ufern ausblühte, die Straße war nur durch schmale Felder von ihm getrennt; wir kamen an Herrn Kohlstreys düsterem Hause vorüber und mußten lachen. Ein Hase sprang über unseren Weg. „Das bedeutet Unglück“, sagte Harriet. Leiwes lachte: „Das bedeutet, daß heuer viel Hasen sind; ich freue mich schon aufs Abschießen im Herbst.“ Herr Kohlstrey fuhr an uns vorüber. Er grüßte und dienernte sehr und schien halten zu wollen; aber wir hielten nicht.

Unser Haus war alt, mit mächtigen Mauern und großen Stuben. Ehe man in das Speisezimmer kam, mußte man durch einen fast leeren Raum, in dem nur ein viereckiger Tisch und einige Stühle standen. Das große Fenster war weit offen, und auf dem Tisch stand, als ich eintrat, ein riesiger Blumenstrauß. Die alte Türe zum Speisezimmer schloß nicht sehr dicht; ich hörte meinen Vater auf und ab gehen und sagen: „Verschweigen dürfen wir ihr's nicht. Der Mann ist vermögend, nicht alt, und es liegt nichts gegen ihn vor.“

Bei Tisch herrschte eine merkwürdige Stimmung, und nach dem Essen wurde ich hinausgeschickt. Ich hörte Harriet noch laut

lachen; später aber kam sie freideweiß aus dem Zimmer und eilte auf ihre Stube. Als ich nach einer Weile auf dem Gang vorüberging, hörte ich sie so weinen, daß ich zuletzt eintrat und sie mit Fragen bestürmte, bis sie mir sagte: meine Eltern hätten ihr zu verstehen gegeben, daß Herrn Kohlstrens Antrag sehr vortheilhaft sei und daß sie als armes Mädchen nicht hoffen dürfe, daß bald wieder ein so vermögender Mann um sie anhalten würde. Daraus sehe sie, daß sie ihnen zur Last sei und aus dem Hause müsse; sie wisse nicht, wohin sie gehen sollte; daß bitterste aber sei die Erkenntnis, daß man sie nicht wirklich lieb gehabt und nur ungern behaust hätte . . .

„Sage doch ehrlich, daß du Leimes lieb hast und ihn heiraten willst!“ sagte ich.

Da sah sie mich erschrocken an, hieß mich schweigen, lächelte und schluchzte und nannte mich ihren lieben Freund. Ich aber holte meine Mutter, der ich von Leimes nichts, wohl aber alles andere sagte, und die das törichte Mädchen beruhigte und ihr versicherte, sie hätten nur ihre Pflicht tun wollen, auch sie wäre nicht für Herrn Kohlstren, und Harriet könnte ruhig bei uns bleiben, bis sie eine standesgemäße Ehe schließen würde. Denn meine Mutter hielt sehr auf Familie, fast noch mehr als mein Vater.

Den Blumenstrauß warf ich aus dem Fenster.

Wer vermochte in Herrn Kohlstrens seltsamer Seele zu lesen? Nicht drei Wochen waren vergangen und wir erfuhren, daß er um Marie Kallenz geworben hatte und nicht vergeblich. Sie war die Tochter des Oberlehrers, zart und dunkel, und Harriets Freundin. So unmutig war diese bei der Nachricht, daß sie ausrief: sie könne sich keinen andern Grund denken, weshalb die Marie ihn genommen hätte, als daß sie das Monogramm auf ihrer Wäsche nicht zu ändern brauche. Marie selbst aber gestand ihr, daß sie ihm auf das Drängen ihrer Eltern und seines Geldes wegen das Jawort gegeben.

Schon nach zwei Monaten fand die Hochzeit statt. Herr Kohlstren besorgte die Ausstattung seiner Braut, prunkend und doch knickrig dabei. Stets wurden ihr Kleinigkeiten versagt, die sie begehrte. „Er schenkt ihr ein Seidenkleid“, sagte Harriet, „und spart am Volant.“ Denn seltsamerweise kamen die beiden Mädchen, von denen die eine so rasch die andere abgelöst hatte,

gerade jetzt viel zusammen. Bald huschte Marie in der Dämmerung zu uns herüber; bald kam Harriet zu ihr ins Schulhaus.

Am Polterabend betrat ich Herrn Kohlstreys Haus zum erstenmal. Die Haustüre und der Giebel waren mit grünen Gewinden geschmückt und vom Dach wehte eine bunte Fahne, dennoch lag es düster und unfroh unter den Bäumen. Herrn Kohlstreys Gesinde, ein merkwürdig verwahrloft aussehendes Volk, hatte sich einen Anstrich von Festputz zu geben versucht; der kleine Kutscher mit seinem gelben Gesicht und den Glogaugen, der blatternarbige Müllerknecht trugen Schleifen und kleine Sträußchen im Knopfloch, — eine schlürfende Magd, die boshafte Köchin hatten Häubchen auf die schlechtgemachten Haare gesetzt. Als wir eintraten, saß Herrn Kohlstreys alte Mutter mit ihrem kleinen Totengesicht da und hatte ihre magere Hand auf den mit weißem Tuch überzogenen Tisch gelegt, auf dem die Hochzeitsgeschenke zur Schau gestellt waren, die sie unaufhörlich betrachtete und zu bewachen schien. In einer Stube zu ebener Erde, die völlig leergeräumt worden, waren an drei Wänden Tische aufgestellt, darauf standen Blumensträuße in Papierschiffen, genau dem gleich, den ich aus dem Fenster geworfen hatte. Ich sah Harriet an und sie mich, und wir beide Herrn Leiwes, der merkwürdig ernst war. Ich wußte, daß er nur gekommen war, weil Harriet durchaus hatte kommen wollen, die ihre Neugierde mit einem Versprechen verbrämte, das sie Marien gegeben hätte. Meine Eltern hatten nur ihre Geschenke geschickt. Wir erhielten einen Ehrenplatz in der Nähe des Brautpaares, und mir fielen die unsicheren Blicke auf, die Herr Kohlstrey gelegentlich auf Harriet warf, und die gierigen, mit denen er die Lehrerstochter betrachtete, die blaß dasaß und hie und da zu lächeln versuchte. Neben ihr saß steif in Vaternörtern Oberlehrer Kallenz und seine Frau, die noch jetzt so zart war wie ihre Tochter, und ebenso blaß, und das gelblichweiße Haar gerade in die Höhe frisiert trug, so daß ihr Kopf wie eine überlange Birne aussah. Rings um die Tafel saß ein gemischtes Volk von Gästen, zu dicke oder zu dünne Männer mit schlotternden oder klaffenden Fräcken, vorne weit offenen Kragen, gefetteten Haaren, Fuchs- und Eselsgesichter, wie mich dachte, und zwischen ihnen eng geschnürte, fettbusige oder dürre Frauen. Von Anfang an war unter diesen Gespenstern eine flaue, ungute Stimmung, bis

der Wein sie erregte und das Reden ringsum betäubend klang. Der Sekretär der Darlehnskasse, deren Vorstand Herr Kohlstreß war, ein Mann mit leibhaftigem Bocksgesicht, lang, blaß, blond, mit aufstehenden Haaren und vorgekrümmtem Bart, hielt ungebeten eine Rede auf jenen, die bei den Gästen ein Grinsen hervorrief. Nun stand alles auf und stieß an; ich sah, wie Harriet dem Bräutigam, der gerade auf sie zukam, auswich, und als er ihr von seinem Platz aus zutrank, es geflissentlich übersah. Warum war sie gekommen?

Auf einmal stand ein Mann unter uns, der mit aufgeklebtem schwarzem Schnurrbart und schwarzer Perücke ein lächerliches und befremdliches Widerbild Herrn Kohlstreßs war. Er grinste nur und verbeugte sich und sprach kein Wort. Und hinter ihm lugte ein gräuliches dunkles Gesicht durch die Türöffnung. Eine erschrockene Stille trat ein, dann tönte eine schrille Glocke, — es war die Klingel zum Kontor, — und in lächerlichen Versen begann der, wie ich begriff, vor dem Zeichen Eingetretene uns zu sagen, daß er ein Hagestolz auf dem Scheidewege sei. Über eine Leiter stieg aus einer Heubodenluke ein Amor mit flachsgelben Locken und schlecht sitzenden Flügeln herab, der ihn lockte, während der zottige gehörnte Ehestandssteufel ihn warnte. Unter anderem wies er auf seine Hörner und machte den Witz, sich dabei an den wirklichen Kohlstreß zu wenden, der noch etwas blasser wurde, während unter den Gästen eine unangenehme Heiterkeit entstand. Amor siegte und führte mit dem falschen Kohlstreß und dem Teufel einen blödsinnigen Tanz auf; und kaum waren die Masken über die Stühle springend verschwunden, so schlug es an die Türen und krachte im Gange, als ob wirklich Poltergeister im Haus ihr Wesen trieben, aber es waren nur die Töpfe, die an der Kammertür der Braut zerschlagen wurden. Da viele Gäste aufstanden, um nachzusehen, was draußen im Gange geschah, gab Herr Leiwes Harriet und mir einen Wink, und wir brachen auf.

Herr Leiwes ließ den Schimmel sacht gehen, und wir sahen, wie im Vollmond alle Wiesen und Felder von Hasen wimmelten, die in dem ungewissen Licht dasahen oder Männchen machten oder eine kleine Strecke hüpfen und sich durch unser Vorüberfahren nur wenig einschüchtern ließen. In solcher Menge bewegten sie sich schattenhaft umher, wie ich es nie vorher noch

nachher gesehen: wie kleine Kobolde saßen und hüpfen sie um Herrn Kohlstreys Haus.

Ich hatte indessen mehr Wein getrunken, als ich gewohnt war, und schlief im Fahren ein; da ich durch ein rascheres Schüttern des Wagens erwachte, sah ich, daß der Schimmel lief, und daß Harriet an Leiwes Schulter lehnte, der den einen Arm um sie geschlungen hatte. Ich fragte, wo wir wären, und Harriet fuhr empor. Obwohl ich seit jener Zeit stillschweigend ihr Vertrauter war, ließen sie sich vor mir nicht gehen; auch jetzt empfanden sie, daß ihre zärtliche Haltung dem Knaben nicht behaglich war, und rückten voneinander fort. Ich aber mit meinem Geheimnis empfand eine ungeheure Wichtigkeit.

Am andern Tage bei der Trauung war ich mit meinen Eltern in der Kirche und sah die Braut mit rotgeweinten Augen an Herrn Kohlstreys Arm gehen, dem sie kaum bis zur Schulter reichte. Harriet war erregter als sie gedacht; zu meinem Erstaunen sah ich sie weinen, während sie bis dahin nur gespottet hatte. Vom Festmahl und Tanz blieben wir auf den Wunsch meiner Eltern fern. Als wir am Hause vorüberfuhren, sahen wir bereits die Musikanten sitzen, sahen Bettler mit alten Hunden, neugieriges Landvolk und einen Teil des Gesindes mit den immer gleich fauertöpfischen Mienen, der Ankunft des Paares harren.

Da sagte ich zu Harriet: „Ich wünsche dir Glück!“ Sie streckte mir die Zunge heraus. Meine Mutter sah mich an; sie lebte im Glauben, daß solche Dinge geheim bleiben könnten. Mein Vater war in seiner Ecke des Wagens eingeschlafen. Wir erfuhren später, daß es bei der Hochzeit zu einem unangenehmen Auftritt zwischen Kohlstrey und einem Gast gekommen war, der irgendeine alte Geldgeschichte gegen ihn vorbrachte, daß die Braut schrecklich geweint und von ihrem Vater angefahren und von ihrer Mutter mit Mühe beruhigt worden war, und daß ein Angestellter Kohlstreys gegen diesen frech geworden, so daß er ihn an seinem Hochzeitstage entlassen und hinausgeworfen hatte.

Während sie solcherart im Mühlenhause Hochzeit feierten, waren meine Eltern mit Harriet zu einem Besuche gefahren und ich war mir selber überlassen geblieben. Als ich gegen Sonnenuntergang am Wasser umherstreifte, sah ich Leiwes mißgestimmt unter einem Haselbusch sitzen. Er hatte am Morgen die Ein-

berufungsorder zu den Manövern erhalten, aber was ihn kränkte, — er sprach zu mir wie zu einem Erwachsenen, — war, daß er keine Ausichten vor sich sah; er erklärte mir, daß ein landwirtschaftlicher Beamter, der kein Vermögen hätte, nichts erreichen und nie ein armes Mädchen heiraten könnte. Und wie sein hübsches verdrossenes Gesicht niedergeschlagen in die Landschaft hinausfah, tröstete ich ihn mit der Versicherung, daß, sobald ich Besitzer des Gutes wäre, ich es mit ihm und Harriet teilen würde. Im Herzen hatte ich die Hoffnung, daß meine Eltern Harriet ausstatten und sie ihm zur Frau geben würden. Immerhin bot er mir das Du an und wir tranken heimlich Brüderschaft; ich sagte es Harriet, als sie nach Hause kam, und erhielt auch von ihr einen Kuß.

Leinwe war, bewundert in seiner Uniform, bereits abgereist, als Harriet mich mitnahm, um der Neuvermählten einen Besuch zu machen. Über eine enge Treppe und durch einen schmalen Gang kamen wir in eine Stube, in der Marie sehr blaß und abgespannt mit einer Arbeit beschäftigt war; am Fenster saß in einem alten Ledersessel mit ihrem Totengesicht und den gelben Händen ihre Schwiegermutter, die kaum sprach, aber auf alles acht hatte, was vorging. Da ich begriff, daß die beiden Frauen allein reden wollten, verschwand ich aus dem Zimmer. Vorwitzig öffnete ich Türen auf dem Gang: in einem Zimmer sah ich einen riesigen Haufen Korn liegen, dahinter raschelte es. Ich öffnete eine andere Tür und sah zwei große Betten mit weißen Vorhängen und hörte eine Uhr laut ticken; ich schloß die Tür wieder. Am Ende des Ganges führte eine Treppe in den Garten hinab zur Mühle, wo am Wasser der Hufslattich wuchs. Eine Ratte lief durch den Garten und verschwand in einem Kellerloch. Große häßliche Schnecken saßen auf den breiten Blättern. Plötzlich hörte ich einen Hund jappen. Ich kam näher und sah den blatternarbigen Müllerjungen, der einen gelben Hund in den Fluß warf. Quielend und winselnd kroch das Tier ans Land; aber jedesmal fing der Junge es am Zaun ab und warf es wieder hinein. „Was tust du da?“ fragte ich. „Der Herr hat's befohlen“, erwiderte er lachend; und wieder flog das geängstigte kleine Geschöpf ins Wasser. Ich verstand die Sache nicht, und es war mir nach vielen zwecklosen Kämpfen so eingeschärft worden, mich um anderer Leute Dinge nicht zu kümmern, daß ich

fortging, aber nicht ohne ihm zu sagen: „Man sollte dich ins Wasser werfen!“ worauf er mir eine Frage schnitt.

Als ich ins Haus zurückkam, erschien eben Herr Kohlstrey aus dem Kontor. Er reichte meiner Cousine seine haarige Hand, so daß sie nicht vermeiden konnte, sie flüchtig zu berühren; da sie eben aufstehen wollte, hielt er sie zurück, sprach in einem merkwürdigen Ton, der salbungsvoll oder ironisch war, von seiner „glücklichen Gattin“ und prunkte damit, was er ihr noch kaufen und welche Reisen er noch in diesem Herbst mit ihr unternehmen würde.

Harriet war ungewöhnlich schweigsam, als sie mit mir nach Hause ging; sie sah vor sich hin und sprach kaum ein Wort.

Zu den Reisen kam es zunächst nicht, denn drei Wochen später lief Frau Kohlstrey in der Nacht, kaum bekleidet, aus seinem Hause, und so wie sie war, eine Viertelstunde weit durch die Felder, bis zu dem ihrer Eltern, die sie am folgenden Tag zu ihm zurückbrachten.

Die letzten Gründe dieses peinlichen Vorfalles wurden mir von denen, die sie kannten, nicht mitgeteilt. In unserem Hause wurde viel darüber gesprochen, aber nicht vor mir. Der Pfarrer kam, der Oberlehrer selbst, der sich den Schweiß von der Stirn wischte; mehrmals hörte ich auch Harriet laut reden, aber was sie sagte, schien nicht die Billigung meiner Eltern zu finden.

Dagegen hörte ich Frau Hinraths Erklärung: der jungen Frau sei es in Kohlstreys Haus zu graulich geworden: es „klopfe“ dort jede Nacht, und ein übles kleines gelbes Geschöpf gehe darin um, das manchmal als ein gelber Hund erscheine; sie gäbe etwas darum zu wissen, was die Marie Kallenz in jener Nacht gesehen. Das Wort „gelber Hund“ machte mich stutzig, obwohl ich mir keinen Vers darauf machen konnte. Doch regte mich das alles genug auf, daß ich schlimme Träume hatte, in denen ich die Mühle und das Wasser und den blatternarbigen Knecht sah; dann hörte ich einen Hund jappen, und ein gelbes kleines Wesen kam auf mein Bett zu, das auf einem Teller drei Brote trug; ich nahm die Brote, da er sie mir hinhielt, worauf der Kleine höhnisch auflachte, — dies alles so wesenhaft, daß ich es heute noch deutlich sehe und höre, — in mir aber war Todesangst, so daß ich Leiwes, den ich in der Ferne reiten sah, laut um Hilfe rief. In der That fühlte ich eine weiche Hand, die beruhigend

über mein Gesicht fuhr, und hörte erwachend unten einen kleinen Hund jappen, was den ganzen Traum erklären mag; die Hand aber war Harriets: ich hatte so geschrien, daß sie einen Schlafrock übergeworfen hatte und hereingekommen war, und so sah ich sie noch einmal wie einst als kleiner Junge in ihrem langen blonden Haar, das sich gelöst hatte, und auch dies war ein Eindruck, den ich in meiner erwachenden Jugend nicht wieder vergaß. Mein Vater jedoch, der durch diesen Vorfall von dem Gerede erfuhr, wurde sehr ärgerlich; „Weibergeschwäk! Halluzinationen!“ sagte er.

Frau Kohlstrey zeigte sich in diesen Tagen, in denen alles von ihr sprach, nicht am Fenster und nicht auf der Straße. Dagegen sah ich zu meiner Überraschung eines Abends Harriet und Herrn Kohlstrey an der Bachbrücke miteinander stehen. Ich war auf einer Streifung im Gebüsch; sie konnten mich nicht sehen und ich nicht alles hören. Sie schien für seine Frau etwas zu fordern, was er abschlug; und erregt sagte sie: sie werde sie noch aus seinen Klauen erlösen, sie wisse genug von ihm! Mit einer häßlichen Verbeugung erwiderte er: „Wenn das so ist, mein Fräulein, so weiß ich auch einiges von Ihnen: und unter anderem ist es nicht gut, wenn man meine Blumen aus dem Fenster wirft. Ich bitte ergebenst, sich in meine Ehesachen nicht zu mischen; es wird in Ihrem Interesse und in dem anderer Leute sein.“

Ich erinnere mich auch, daß Harriet an diesem Tage, als sie nach dem Abendbrot mit einer Arbeit an demselben Fensterstischchen saß, an dem vor Jahren bei Kohlstreys Eintritt die fallende Lampe sie bedroht hatte, plötzlich ausrief: „Es ist doch zum Verzweifeln in der Welt: das verdammte Geld ist alles; das Geld ist das Schicksal!“

Ich blickte von meinem Buche auf und mein Vater von seiner Zeitung. „Es ist so, mein Kind“, sagte er.

„Leider!“ sagte meine Mutter, die den Silberschrank absperrete.

Leines war von seiner Übung zurückgekommen.

Es war an einem wundervoll klaren Herbsttag, als ich von meiner Lateinstunde, die ich im Pfarrhof nahm, nach Hause kam: ich schlenderte die Treppen empor und fand leere Zimmer, mein Vater war nicht da; meine Mutter hatte sich eingeschlossen;

Harriet war nicht zu finden. Ich stand in der großen Stube und sah nach den gelben Baumwipfeln vor den Fenstern; da ging die Thür auf, und meine Mutter kam mit ihrem majestätischen Gang und dem verschlossenen Gesicht, das ich kannte, durch das Zimmer; auf meine Frage, was geschehen sei, erhielt ich nur ein schneidendes „Gar nichts von Bedeutung!“ zur Antwort.

Auf der Treppe aber traf ich Herrn Leiwes, blaß, im Reitanzug, der die Zähne immer wieder in die Unterlippe schlug. „Nichts“, sagte auch er auf meine Fragen. „Aber nichts!“ wiederholte er ärgerlich. Endlich erfuhr ich es: mein Vater hatte ihm gekündigt, „wegen der Harriet“, sagte er leise; dann trat er wieder ans Fenster auf dem steinernen Treppenabsatz und sah, die Hände in den Hosentaschen, schweigend hinaus.

Auf welchem Wege meine Eltern zu ihrer Kenntniss gelangt, war nicht schwer zu erraten; sie verhehlten es auch gar nicht.

„Ein Mensch, der nicht einmal das Einjährigenrecht erworben hat und der hinter meinem Rücken in meinem Hause Heimlichkeiten anfängt!“ wiederholte mein Vater, als die Sache am Abend nochmals zur Sprache kam. Dabei ging er zornig in der Stube auf und ab, doppelt böse, weil er Leiwes ungern verlor. Harriet verteidigte ihren Freund, aber sie hatte genug für sich selbst zu reden, und als sie erklärte, sie werde auch nicht länger bleiben, sprach meine Mutter kein Wort. Ich wurde sogleich schweigen geheißsen. Mein Vater war jähzornig und vertrug Widerstand und Ungehorsam nicht; meine Mutter schien milder und war vielleicht noch strenger.

Harriet blieb im Hause, bis sie anderes gefunden hätte; Leiwes' Dienstverhältnis bei meinem Vater währte bis Neujahr. So peinlich die Lage für alle war, hielten sich doch alle gut, bis koboldartig die schändlichsten Gerüchte über die beiden sich verbreiteten: im Heu, in den Scheunen sollten sie sich gefunden haben. Klebrig und ekelhaft wie Schnecken kroch es aus dem Mühlenhause. herauf. Nun ging meine Mutter wie ein Gericht durchs Haus, und mein Vater war heftiger mit den Leuten als je. Herr Leiwes war nicht gut anzusehen. Er hatte auch mit meinem Vater einen Auftritt in der Kanzlei. „Sie geben mir also Ihr Ehrenwort?“ hörte ich meinen Vater sagen, und Leiwes mit durchdringender Stimme antworten: „Jawohl, Herr Strank!“

Harriet kam nicht mehr zur Marie hinab, aber die Lehrerstochter kam eines Abends, scheu, ganz in ihren Mantel gewickelt, zu ihr und bat sie mit aufgehobenen Händen um Verzeihung, „ihr Mann habe ihr das Geheimnis abgezwungen“, aber Harriet wies sie unerbittlich fort.

Bei einer Feilbietung im Ort standen Leimes und Herr Kohlstrey in der Menge; was vorgegangen, vermag ich nicht genau zu sagen, denn ich weiß den Hergang nur durch George, unsern Kutscher, der nichts klar erzählen konnte; es scheint, daß Leimes, als er den andern sah, eine drohende Bewegung machte, worauf dieser sich rasch entfernte, und daß darüber geredet wurde.

Ende Oktober, an einem kalten, bedeckten Tag, kehrte eine der Mägde, die ins Dorf gegangen war, mit der Erzählung zurück, daß Herr Kohlstrey in dieser Nacht nicht nach Hause gekommen, obwohl er seiner Frau befohlen hatte, mit dem Abendessen auf ihn zu warten, — sie hatte auch nichts anzurühren gewagt —; auch am Morgen sei er nicht heimgekehrt und niemand hätte ihn gesehen oder wüßte, wo er geblieben sei. Die Sache erregte Neugier und viele Vermutungen; der Tag bekam etwas Fables und Ungewisses. Gegen Mittag kam der Tierarzt und erzählte, daß man Kohlstreys Leiche in einem Bach gefunden hätte. „Erschossen!“ sagte der Tierarzt.

Harriet, die herausgekommen war, um zu hören, wurde totenbleich. Auch das Gesicht meines Vaters wurde sehr ernst. Herr Leimes war am Abend vorher Hasen schießen gegangen. Er hatte wiederholt gesagt, er werde dem Mehlhändler heimzahlen.

Ein kleiner Hund hätte den Leuten durch sein Geheul die Stelle verraten, sagte der Tierarzt.

„War der Hund gelb?“ rief ich unwillkürlich.

„Frage doch nicht so dumm!“ fuhr mein Vater mich an und schickte mich aus der Stube, um mit dem Mann allein zu sprechen. Leimes war auf dem Feld.

Die Neugier trieb mich hinab. Der Oberlehrer mit seiner zitternden Frau kam eben aus der Schule. Vor Kohlstreys Haus stand ein Gendarm, die Leute abzuhalten; ein anderer war in der Stube; in derselben Stube, in der er die Hochzeit gefeiert, hatten sie den Müller aufgebahrt. Der Mund in dem blassen Gesicht stand starr offen; er sah wächsern und gedunsen aus. In der Stube nebenan saß seine Frau, das Gesicht auf den Tisch

gelegt: sie schien zu weinen; ihre Eltern redeten ihr zu. Auf einmal kam etwas die Treppe heruntergestampft: es schlug wie Klappern, die Türe ging auf und die alte, halb blöde Mutter Kohlstreys mit ihrem Totengesicht trat ein, auf ihren Stock gestützt, sah ihn mit ihren erloschenen Augen an und griff mit den Fingern in sein Gesicht: sie stieß einen heulenden Schreckenslaut aus und fiel um. Da lief ich aus dem Hause.

In unserem Hofe traf ich Leiwes. Sein Gesicht war finster verzogen und ohne alle Farbe. Er wurde eben zu meinem Vater gerufen; was sie sprachen, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er jede Schuld leugnete. Er wurde auch in gerichtliche Untersuchung gezogen, aber er kam frei: er wies nach, daß er nur eine Schrotflinte mitgehabt, und Kohlstreys war von einer Kugel getroffen worden.

Der Fall ist nie aufgeklärt worden. Nur Frau Hinrath zweifelte nicht, wer den Müller geholt hatte.

Harriet verleugnete Leiwes keinen Augenblick; aber er war in Untersuchung gewesen und wurde auch vom Verdacht nie ganz frei: in der Familie gab es weder Hoffnung noch Gnade für ihn. Er ging nach Amerika und hatte dort, wie es scheint, kein Glück. Harriet ist über dem Warten ein unvermähltes altes Fräulein geblieben.

Pantalon und sein Feind

Seit einigen Tagen fühle ich mich nicht wohl. Es fehlt mir eigentlich nichts; ich schlafe nur des Nachts schlecht oder gar nicht und die Tage sind bleiern und endlos. Es ist noch immer heiß und die Stadt ist leer. Heute abend ging ich in den Klub. Ich dachte, ich würde Pantler treffen. — Ich nenne ihn jetzt nur „Pantalon“, für mich. Er saß auch da und las seine Zeitung. Ich setzte mich zu ihm; ich wußte, er würde von Politik oder von Geschäften reden, um mir zu zeigen, wie richtig er alles auffaßt und voraussieht. Ich widersprach ihm indessen oft und geriet in Eifer. Er sitzt stets zurückgelehnt da, satt und lächelnd, sein rotblonder runder Bart lächelt gleichsam mit; in seiner fetten Hand hält er die Zeitung von sich, wenn er spricht, und wendet mir das Gesicht zu. Er sagte etwas über die Frauen; ich grinste: „Pantalon“, dachte ich.

„Wie geht es Ihrer Frau?“ sagte ich laut. „Wann kommt sie zurück?“

„Morgen“, erwidert er und sein Ton wird kalt. Ich beuge mich weit vor, um meine Zigarre abzustreifen. Er liest wieder, und auch ich nehme eine Zeitung.

Aber ich konnte nicht lesen, und auf einmal fiel mir auf, daß er mich ansah. Ich lege die Zeitung nieder und sehe ihn auch an. Er lächelt. Er hat runde Backen, aber seine Gesichtsfarbe ist ungesund.

„Sie tun mir eigentlich leid“, sagte er plötzlich.

„Warum?“

„Alle Junggesellen tun mir leid.“

„Vergeben Sie“, sagte ich, „es gibt auch *misères de la vie conjugale*.“

„Die kenne ich nicht.“

Ich fühlte eine Bubenlust, nach ihm zu spucken, aber ich sagte nur: „Ja, Ihnen ist Glück zu wünschen!“ Sein Gesicht ist ganz bestimmt das eines Pavians, besonders wenn er die

Zähne fletscht vor Genuß an sich selber. Ich werde mir einen Affen kaufen und ihn „Pantalon“ nennen. — Ich nahm meine Zeitung wieder vor und er die seine, dabei streckte er das Bein vor und berührte mich mit dem Schenkel; er schien es gar nicht zu merken, aber mich faßte Unbehagen und Ekel, und ich zog meinen Fuß vorsichtig zurück.

Es war spät und nur wenige Gäste waren noch da. Der Diener brachte Wasser und fragte, ob er noch Whisky einschenken könnte. Ich bejahte; Pantler sah mir zu, wie ich trank. Dann legte er den Kopf an dem Lederrücken des Stuhls seitwärts; sein fatter Hals trat aus dem Kragen und ich dachte: ich brauche nur da zu drücken. . .

Plötzlich stand er auf, um zu gehen; ich ging mit und begleitete ihn. Ich weiß, daß er sich fürchtet und froh ist, wenn so spät jemand mit ihm geht, sonst würde er es von mir nicht annehmen. Wir gingen durch die breiten leeren Straßen; alle Haustore waren geschlossen; unsere Schritte hallten; wir redeten fast nichts; in mir war nur ein Gedanke. Wir kamen vor seinem Hause an; es ist stattlich mit großen Fenstern, in der besten Straße.

„Grüßen Sie Ihre Frau,“ sagte ich, „ich werde gelegentlich vorsprechen.“

„Ja, jetzt wird sie noch zu müde sein“, antwortete er.

Wir schütteln einander die Hände; er geht ins Haus, die Türe schließt sich hinter ihm. Ich gehe quer über die Straße und sehe hinauf; aber nur einen Augenblick; ich fürchtete, er könnte ans Fenster kommen und es bemerken. —

Ich habe wieder schlecht geschlafen und verworrenes Zeug geträumt, von einem Affen, der mich würgen wollte, und dann von einem Turm, in dem hoch oben zwei Kinder schliefen; und dann hatte ich diese Kinder umgebracht, wegen einer Erbschaft. . . ich hatte Kinder umgebracht! Es verfolgte mich wie Wahnsinn, und ich begriff es selber nicht, auch im Traum nicht! Was bedeuten solche Träume und wie komme ich zu diesen Vorstellungen? . . .

. . . Ich bin sieben Tage verschmachtend in der Wüste gelegen, in der grauen Steinwüste, oder in meinem Zimmer ohne Schlaf und ohne Ruhe, und habe dann von einem Quell getrunken, nein, nur die Zunge mit Tropfen benetzt, und bin selig!

aber ... brennen Wassertropfen wie Feuer, wenn man verdurstet?

Ich habe sieben Tage gezählt, und bin am siebenten in Pantlers Haus gegangen; ich wußte, daß er im Bureau war. Es sind monotone, gewöhnliche Steintreppen; warum braust alles, wenn ich sie hinaufsteige? ... Sie saß in dem Zimmer mit den Seidentapeten: es hat gar keinen Stil, — Pantler hat es für teures Geld einrichten lassen, — aber sie saß darin, und das letzte Licht fiel durch die Fenster; ihre Augen sahen mich an, und ich habe ihre Hände gefühlt und geküßt. Ich weiß nicht, was für einen fremden Ausdruck sie hatte, nach ihrer Sommerreise; etwas war um sie, was ich mir noch nicht deuten kann. Sie sagte in halben Sätzen, vieles würde nun anders werden ...

„Gut!“ sagte ich.

„Ja! gut... für Sie...!“

„Für mich gibt es nur ein Gut“, rief ich und kniete vor ihr hin und sah zu ihr auf; da beugte sie sich herab und küßte mich, und ich drückte ihre Füße. Auf einmal sah ich einen Schrecken und ein Zeichen in ihren Augen; ich sprang auf: das Mädchen hatte die Türe schon halb geöffnet: es kam Besuch, und ich mußte gehen.

Seither habe ich wieder geschlafen und glückliche Tage verbracht, denn ich sitze still in meinem Zimmer und lasse die Jalousien herab und träume den Kuß wieder und träume den Tag, an dem sie wieder in mein Zimmer treten wird. Damals hatte ich die Jalousien immer unten, damit es nicht auffallen sollte, wenn ich sie herunterließ; ich will es nun wieder so halten; auch tut das Dämmerlicht im Zimmer so wohl; ich habe noch viel heimliche Dinge, die ihr gehören: rote Schuhe und einen chinesischen Seidenmantel und einen Kamm ...

Ich bin auch in den Wäldern umhergegangen, um allein mit meinen Träumen zu sein.

... Pantler ist Generaldirektor geworden. Ich habe ihm eine Karte geschickt; ich hatte „p. c.“ darauf geschrieben: das sollte „Pantalon Cocu“ heißen; ich lachte mich tot darüber, dann erst fiel mir ein, daß es ja „p. f.“ sein mußte. Da dachte ich mir auch etwas.

Sie habe ich nicht gesehen, obwohl ich immer in der Nähe des Hauses durch die Straßen ging, immer in bestimmten Wegen

rund um das Haus, in dem sie wohnt, und manchmal daran vorbei und in den Garten, in dem ihre Kinder spazieren gehen, aber da traf ich nur die Engländerin, sie selbst nie. Ich kann nicht mehr warten und habe ihr geschrieben; und sie hatte einen köstlichen Einfall: ich sollte Glück wünschen kommen, und sie schrieb mir genau die Stunden, zu denen der Generaldirektor nicht zu Hause ist...

Aber als ich hinkam, saßen noch zwei oder drei Frauen da. So war es nicht gemeint. — Ich stand unbeweglich beim Fenster, bis sie auf mich zukam und mich bat, vernünftig zu sein.

„Wann kommen Sie zu mir?“ fragte ich.

„Bald,“ antwortete sie leise, „bald!“

Aber als der letzte Besuch fort und wir allein waren und ich wieder fragte, da nahm sie ihr Versprechen zurück, gab ausweichende Antworten und sagte: „Es ist zu gefährlich.“

„Früher war es das nicht.“

Sie seufzte, und ich redete ihr lange zu; sie sah nach der Uhr. „Er kommt noch nicht,“ rief sie, „aber vielleicht langweile ich Sie?“

Ich war aufgestanden; sie nahm meine beiden Hände und zog mich zu sich. Dann ging sie an das eine Fenster, dessen Vorhänge noch nicht geschlossen waren, und zog sie zu. Sie trug ein blaues Kleid, ihr Haar war heute anders frisiert. Wir sehen einander an; sie hat etwas in ihren Augen, was mich verrückt macht, das weiß sie. Und ich habe zu viel Erinnerungen; ich sehe diese langen blonden Haare immer gelöst über mir... Die Lampe stand in der Ecke des Salons auf dem Tisch; die Türen waren zu, aber ich kenne alle Räume der Wohnung, auch das Schlafzimmer hinter der Seidentapete; ich habe einmal einen Blick hineingetan und nie wieder... und ich dachte, daß ich in einer Stunde wieder allein in meinem Zimmer am Rande der Stadt sitzen und warten würde... Mir ward schwindlig.

„Warum verdrehen Sie so schrecklich die Augen?“ fragt sie und hält sich die ihren zu.

Ich stand vor ihr: „Ich will nicht mehr, daß du mit ihm lebst,“ rief ich, „ich will nicht, daß der dicke Pantler dich küßt, ich will nicht, daß er mit dir zu Bette geht! Mach ein Ende, hörst du.“

„Und die Kinder?“

Aber ich weiß wohl, daß es andere Gründe sind, die sie halten, und sie erriet meine Gedanken. Ich wußte, sie sann auf eine Ausflucht, aber ich lief durch das Zimmer und begann die Möbel und Bilder zu schätzen: „Das kann ich freilich nicht zählen!“

„Pfui, das ist häßlich!“ rief sie.

„Ist Sich-verkaufen nicht häßlich?“

Sie sah mich böse an. „Komm zu mir!“ sagte ich.

„Ich fürchte mich!“

„Gut!“ sagte ich, „dann sollst du dich noch mehr fürchten!“ und ging.

Es war Wut, Verrücktheit, gewiß. Aber eben daraus erwuchs mir die hellste Klarheit. Es muß ein Ende nehmen, und man kann alles erreichen, wenn man nur will.

Ich habe schon früher oft darüber nachgedacht: ich habe in meiner Wut über Gifte nachgedacht und viel über ihre Wirkung gelesen; aber die Materie läßt immer Spuren. Und man weiß es und ist unruhig und kommt nicht zum Genuß, auch wenn man nicht bereut. Bereuen?!

Es gibt reinere Wege, für den, der wollen kann. Ich habe alles aufgeschrieben: in klaren, starken Worten und in großer, klarer Schrift, auf festem weißen Papier, und mich dann hingesezt zwischen zwei Kerzen und einem Spiegel, die Blätter vor mir, oft die halbe Nacht, und eins nach dem andern mit lauter Stimme gelesen: „Ich will, daß der dicke Pantler stirbt!“ „Ich will, daß Margaret von mir nicht lassen kann“, und noch viel mehr.

Ich weiß, daß er herzkrank ist; es soll nicht schlimm sein, man kann damit alt werden: aber ich will es anders.

Ich wiederhole das jeden Abend, jede Nacht, und es ist unglaublich, wie es mich beruhigt und gestärkt hat. Ich kann sogar wieder mit ihr verkehren, und wir haben uns versöhnt.

... Die Dinge werden immer komischer, lustig beinahe. Pantler ist Stadtrat geworden, und wenn das Fronleichnamsfest kommt, wird er hinter dem roten Baldachin des Erzbischofs gehen mit den andern Stadträten; und ich werde mit seiner Frau von seinen Fenstern zusehen und über ihn lachen und denken, was ich denke. Aber bis dahin ist noch lange Zeit und viel kann geschehen.

... Es ist sonderbar, es ist erstaunlich, wie die Wirklichkeit sich nach meinem Sinnen und Wünschen gestaltet. Heute erhielt ich einen Brief von Pantler, in dem er mich bat, ihn in seinem Büro zu besuchen. Einen Augenblick dachte ich bereits Schlimmes... ein Zittern befiel mich und doch auch ein Gelächter, und ich dachte, meinen Browning mitzunehmen, denn Pantaloni ist feige; dann besann ich mich und klingelte bei ihr an; sie kam ganz gleichmütig ans Telephon, ich sagte ihr, daß ihr Mann mir geschrieben; sie antwortet: „Ja, ich weiß davon, gehen Sie nur und tun Sie, was er sagt!“

Ich ging hin. Die Steintreppen in der Bank sind pompös, oben ein mächtiger Gang mit einem Steingeländer. Beim Generaldirektor sind Herren; dann empfängt er mich. Ich erfahre, daß es eine geschäftliche Sache ist, eine Neugründung; und er fragt, ob ich in den Verwaltungsrat eintreten will, jemand habe mich vorgeschlagen. Ich verstehe und verstehe wieder nicht; Pantler tut keinen Schritt, dessen Nutzen er nicht vorher berechnet hat. Er liest mir meine Bedenken vom Gesicht und sagt lächelnd: „Sie sind ganz frei und werden meine Anträge nur dann gutheißen, wenn Sie sie billigen.“ Ich erlaube mir zu fragen, wer mich denn vorgeschlagen hat? Pantler lächelt geheimnisvoll. Mir ist unbehaglich zumut, wie einem Fisch im Netz. Er nennt mir wie nebenbei, während er mir die Zwecke der Gesellschaft erklärt, die Zantieme, das vermutliche Einkommen, das mir daraus zufällt, und beobachtet mich. Ich konnte den Eindruck nicht ganz verhehlen, den die Summe auf mich machte. Er gibt mir Bedenkzeit bis Abend, drückt mir die Statuten und einen Bericht mit einer Rede von ihm in die Hand, und entläßt mich, indem er mich zum Frühstück einlädt. Ich sollte auf ihn warten.

Ich überlege mir aufgeregt, was ich tun soll. Ich will ihm nichts verdanken und muß doch vorläufig jede Verbindung gutheißen. Indessen kommt er bereits, mich zu holen und wir fahren in seinem Automobil nach der Wohnung. — „Tun Sie es doch,“ sagte sie zu mir, „tun Sie es doch!“ und sah mich an. Ich wartete auf einen Augenblick des Alleinseins mit ihr. Pantler streichelt ihre Hände, ihren Arm, während er mit mir über den neuen Stadtbauplan spricht; ich presse die Zähne zu-

sammen. Sie schien besonders vergnügt. Ich warte jetzt ganz ruhig.

Für den Abend lud Pantler mich zum Diner in die Traube mit den anderen Herren. Toll! Wir waren die ersten dort; und ich hatte einen Einfall: ich setzte mich in die Schreibstube und schrieb auf ein Papier „Pantalon Cocu!“ und schob es heimlich unter das Kissen auf Pantlers Stuhl: er saß den ganzen Abend darauf!

Nun aber das Wunderbare: gestern überlegte ich, daß ich wieder eine Stellung werde suchen müssen, weil mein Einkommen nicht ausreicht, während doch jeder Bürodienst, die bestimmten Stunden, ein Vorgesetzter mir unerträglich sind. Das war gestern; heute kam Pantlers Brief.

... Ich gehe wirklich zu den Sitzungen und beziehe vorläufig Tagegelder. Es kommt mir lächerlich vor, aber ist nicht alles höchst lächerlich? Ich muß Pantler immer ansehen; er wendet seine kleinen Augen ab, um meinem Blick zu entgehen, und kann doch nichts sagen; er fühlt körperlich das Fluidum, das von mir ausgeht.

... Gestern hat Pantler einen Anfall von Herzschwäche gehabt; nach irgendeiner Aufregung. Er ließ die Sitzung absagen.

Jeden Abend in meinem Zimmer vor dem Spiegel und vor den Kerzen tue ich das gleiche, lese die Sätze, die ich geschrieben, mit lauter Stimme und mit festem Willen.

Warum ich immer so gräßlich träume? Ich hänge an einer Bergspitze, und der ganze Berg schwankt unter mir, oder ich trete aus einem Landhause, und ein Tiger kriecht vom Waldrand durch die Wiese langsam auf mich zu, dabei hebt sich die ganze Wiese immer mehr, bis sie beinahe senkrecht vor mir steht, so daß das Tigermaul über mir ist ... Gestern träumte ich, daß sie kam und ihre Haare über mich hängen ließ, und jedes ihrer Haare drang in mich ein und klebte und brannte, und es wurde immer mehr und immer klebriger; ich wollte sie küssen, da sah ich, daß sie keinen Kopf hatte: nur ein nackter Leib ohne Kopf und um uns die klebrigen Haare!

... Ich habe Pantlers Arzt getroffen und ihn gefragt; er antwortete, es hätte gar nichts zu bedeuten: etwas Überanstrengung; Pantler sei der gesündeste Mensch der Welt. Ich sagte

ihm, daß ich mich freute; aber ich war wie gebrochen. Indessen, vielleicht bestimmt Pantler ihn, dies zu verbreiten! Er hat eine ungesunde Farbe, daran ist kein Zweifel.

Gestern sah ich im Zoologischen Garten einen Affen, der genau wie Pantler aussah. Ich drohte ihm und rief ihn: „Pantalon! Pantalon Cocu!“ und seltsam, nie noch habe ich bei einem Tier eine so unbeschreibliche Wut gesehen; schon vorher fletschte er die Zähne: er haßte mich vom Augenblick, da er mich sah! Im Raubtierhaus vor dem Tigerkäfig bekam ich Herzklopfen, infolge jenes Traumes, und weil die Käfige hochliegen und ich das Tigermaul über mir sah; dazu ein trübes, unwirkliches Licht. Überhaupt nehme ich Zusammenhänge zwischen meinem Innenleben und den Vorgängen draußen wahr, die höchst sonderbar sind.

... Es ist Weihnachten; in den Straßen liegt Schnee; die Menschen gehen eilig und festlich; die frühen Abende haben etwas Warmes in ihren Lichtern. Ich bin zu Pantler geladen und besorge Geschenke; ich sah eine Uhr in einem Laden, auf der ein kleiner Tod mit seiner Sense die Ziffern zeigt. Ich hatte nicht übel Lust, sie Pantler zu kaufen, aber ich mache ihm kein Geschenk.

... Ein Christfest bei dem Herrn Generaldirektor: ein ungeheurer Baum mit elektrischen Lichtern, ein ungeheurer Tisch mit Geschenken, ein ungeheures Diner mit Fisch, Truthahn und Champagner, und Gästen im Grack. Ich fror und fieberte. Da ich durch die Zimmer ging, fand ich auf ihrem Schreibtisch eine Photographie ihres Mannes und nahm sie mit.

... Auch in unserer Stadt ist ein Fieber: Verbrechen, Skandale, Unglücksfälle und dazwischen Feste ohne Ende. Der Karneval wird toll. Pantler sagt, die Neubauten wären so vergeben worden, daß die Stadt darüber bankrott machen kann. Es stand etwas darüber in einer Volkszeitung, und gestern schrien die Leute ihm und dem Bürgermeister nach, als sie über den Pfannmarkt fuhren. Der Justizrat Mühler hat sich erhängt; niemand weiß den Grund.

Ich gehe viel in Gesellschaft, weil ich ihr dadurch begegne. Sie macht mich oft böse, aber sie macht mich auch verrückt glücklich, wenn sie will. In diesem Winter war sie nur einmal bei mir. Eine rote Flamme brennt in einer ungeheuren Wüste.

Und alle Tiere glocken nach der Flamme. Nur ein Mensch weiß...! Auch jünger auf dem Ball: alles war erregt, alles gaffte nach ihr; sie ist zu schön!

Ich habe Pantlers Photographie zu Hause aufgestellt und sie mit einer Nadel durchstochen. Merkwürdig, daß ich meine Gedanken dabei nicht so konzentrieren konnte, wie ich wollte. Dennoch empfand ich am andern Tag in der Sitzung ein boshaftes Vergnügen, und ich merkte auch, daß Pantler unruhig ward unter meinen Blicken.

... Gestern auf dem Logenfest in den Rheinsälen. Ende. Pantler als dicker grüner König, mit der Krone über den kleinen Schweinsaugen. Sie trug im blonden Haar einen goldenen Rosenkranz, in den sie alle ihre Diamanten gesteckt hatte. Ich kam als Astrolog in ihrem Hofstaat. Auf einmal um halb zwölf erscheint ein Harlekin in Trikots, auf denen schwarz-weiße Dreiecke sich um die Gestalt fügten, schlank und riesengroß, mit schwarzer Maske und schwarzen Klingelohren, der nicht zu unserer Gruppe gehört, und scherwenzelt um sie. Sie muß mit allen möglichen Leuten tanzen. Indessen sitze ich in der alt-deutschen Weinstube mit Köhlermann, meinem früheren Kollegen von der Bank her. Er beglückwünscht mich zu meiner Karriere; ich merke an seinen Ausdrücken, daß er mich für Pantlers Kreatur hält, und verwahre mich dagegen. Köhlermann, der schon getrunken hat, wird ausfällig, und mit seiner dünnen jagenden Stimme und seinem zappelnden Epibart prophezeit er: „Pantler werde noch viel erreichen, wenn er es erlebe... dafür aber...“

„Dafür?“

Er lacht. „... betrügt ihn seine Frau hinten und vorne!“

„Mit wem?“ frage ich.

Er sieht mich an und feixt. „Das ist doch stadtbekannt!“

Er meint also andere. Zitternd erwidere ich, daß ich es nicht glaube.

„Sie sind aber auch zu naiv!“ sagte er.

Ich verteidige sie und dringe in ihn. „Sind Sie etwa verliebt?“ fragt er und sieht mich noch schärfer an.

„Dann hätte ich erst recht Lust und Grund zu wissen, wer begünstigt wird.“ Darauf er mir ins Ohr: „Sie werden befriedigt werden. Pantler wird früher oder später ein Herzschlag

treffen: er ist schwer herzleidend. Dann werden Sie ja sehen, wen seine Witwe zum Mann nehmen wird." Damit steht er auf, macht eine narrenhafte Bewegung und einen Krachfuß, hebt sein Glas: „Salute!“ lächelt mir schlaun zu und läuft einem Mädchen nach.

Ich habe einmal in einem Keller einen Haufen Ratten über eine junge Katze herfallen sehen, die sie totbissen. So war mir zumut unter den Gedanken, die mich anfielen, als ich allein war.

Langsam kehrte ich in den Saal zurück. Sie tanzte mit einem grünen Ritter. Ein Troubadour und ein Maure folgen ihr und warten, daß sie frei werde. Auf einmal kommt der schwarz-weiße Harlekin, und wie der Ritter sie losläßt, drängt er sich vor, faßt sie an und walzt mit ihr davon. Pantler scheint eifersüchtig, denn da sie wieder heraufkommen, geht er auf sie zu, aber der Harlekin rast mit ihr vorüber. Ich bin im Gedränge an seiner Seite und frage: „Willst du dein Horoskop wissen?“ Er ist nicht zu Scherzen aufgelegt, sieht mich an und geht weiter. Ich folge ihm; da kommt der Harlekin wieder und hält sie im Arm. Ich weise auf die beiden und frage: „Willst du dein Horoskop wissen?“ und ich mache die baumelnden schwarzen Klingelohren mit meinen Fingern nach.

Pantler wird bleich. Mir schlägt das Herz furchtbar. Im Tanz war eine Pause. Der Harlekin, der um drei Köpfe länger ist als alle andern, steht mit seiner Maske vor uns. Da sagte ich: „Tod, ich habe einen Auftrag für dich!“ Erst versteht er nicht, dann ruft er: „Wende dich an den!“ und weist auf einen roten Henker mit geschorenem Kopf. „Musik!“ ruft er. Aber die Estrade war leer. Mit seinen Riesenbeinen steigt er über die Stühle auf die Estrade und schreit etwas in den Saal. Ich klettere nach, setze mich ans Klavier und beginne einen Totenmarsch. Erst wurde alles still, dann lachten einige, andere wurden verstimmt und lärmten, und der Harlekin zog mich vom Klavier. Aber seine ungeheure Länge und sein Kostüm machten ihn jetzt vielen unheimlich. Mir paßte er sehr gut und überlaut schrie ich ihm nochmals zu: „Tod, ich habe einen Auftrag für dich!“

Pantler in meiner Nähe, sagt leise: „Mensch, machen Sie sich doch nicht so lächerlich!“

Und ich böse: „Wenn er dich holt, Pantalon, lachst du nicht mehr!“

Wieder wird Pantler bleich. Die Musik ist schon wieder lustig, und der Harlekin hat seine Frau weggeholt.

Mir wird mein Bart und mein Talar zu heiß und ich werfe beides ab. Ich hatte das vorgesehen und ein dunkles Trikot mit Wams darunter angelegt. Ich band eine schwarze Halbmaske vor und, da die beiden nicht wiederkehrten, begann ich zu suchen. Oben in einem kleinen Zimmer hinter der Galerie saß Margaret dem großen Harlekin auf den Knien.

Ich stand in der Türe. Meine veränderte Maske konnten sie nicht erkennen, und redeten zärtlich und ohne Furcht miteinander fort.

Plötzlich sagte ich: „Margaret!“ und sie fuhr empor. Sie erkannte meine Stimme.

„Margaret!“ sagte ich nochmals und ging auf sie zu. Sie rührte sich nicht. Der Harlekin stieß mit dem Fuß nach mir. Aber ich faßte seinen Fuß und zog daran, so daß er sie fahren lassen mußte. Er hätte mich über die Galerie hinabwerfen können; seine Handgelenke waren drei Zoll breit. „Gib acht,“ sagte ich, da er auf mich zukam, „ich bin mehr Tod als du!“ und zog meinen Browning, den ich immer bei mir trage, aus der Tasche. Da blieb er stehen.

„Mit einer Kugel könnte ich euch beide über den Haufen schießen,“ sagte ich, „aber ich will nur mit dir sprechen!“ Zu dem andern: „Haben Sie die Güte, uns zu verlassen!“

Er wollte nicht, wenn ich ihm nicht zuvor den Browning gäbe. Das tat ich nicht, aber ich gab ihm mein Ehrenwort, daß ich der Dame nichts tun würde, und sie selbst hieß ihn gehen, sie fürchte sich nicht. Er trat auf die Galerie hinaus.

„Margaret,“ sagte ich, „wer ist das?“

„Ein Bekannter“, erwiderte sie ruhig.

„Was hast du mit ihm?“

„Nichts. Du hast alles gesehen. Es war Übermut.“

Ich zitterte. „Wenn Pantler stirbt, wirst du meine Frau?“

„Sprich nicht so albern es Zeug!“

Ich faßte sie an beiden Handgelenken und hielt sie fest. „Wenn Pantler in diesem Jahre stirbt, Margaret, wirst du meine Frau?“

„Mein,“ sagte sie böse, „ich denke nicht daran! Weißt du das nicht?“

„Geh,“ sagte ich, „ich will auch nicht mehr. Ich schäme mich.“

Ich dachte plötzlich an Pantler, drum tat ich nicht, wozu ich vor ihren Augen am meisten Lust gehabt hätte. Der Harlekin saß draußen auf dem Galeriegeländer, das Gesicht nach unserer Türe gekehrt. „Komm, Tod,“ sagte ich, „wir wollen Brüderschaft trinken. Wir gehören zusammen, wie mir scheint, auch bei ihr!“ und ich wies auf Margaret.

Da lachte sie . . . wirklich! und reichte uns beiden den Arm, aber ich stieß ihn zurück und spie aus. Der lange Harlekin mit der schwarzen Maske rührte sich nicht.

Ich konnte mich kaum schleppen und so ging ich in die Wein-
stube hinab, um etwas zu trinken. Neben mir saß Köhlermann, der mich nicht erkennen konnte, und schwatzte und erklärte den Leuten, warum Mühler sich erhängt hatte. Es scheint, daß Pantlers Gründung ihn zugrunde gerichtet hat. Ein wunder-
schöner Kreislauf.

Bim, bam, bum . . . draußen läuten die Glocken, und mir ist, als säße der große Harlekin über der Stadt und seine schwarzen Ohren himmelten.

Seither sind Monate vergangen. Es ist Sommer geworden. Ich habe im Verwaltungsrat der Baugesellschaft meine Demission gegeben. Pantler baut sich eine Villa draußen vor der Stadt auf dem neuen Terrain. Ich sah ihn jüngst im Klub, aber ich kehrte in der Türe um, als ich ihn sah. Er wird nun wirklich demnächst im Fronleichnamzug hinter dem Baldachin des Erzbischofs gehen, nur daß ich nicht von den Fenstern seiner Frau zusehen werde. Pantalón Cocu bleibt er doch. Ich habe ihr demütig geschrieben und sie um Gnade und um die Wahrheit gebeten. Ich habe meine Briefe zurückbekommen. Das Erstaunliche ist, daß niemand weiß, wer der lange Harlekin war. Köhlermann behauptet, es sei ein Offizier aus einer fremden Garnison gewesen, der nur für eine Nacht herkam. Nun, mir ist alles gleich. Die Blätter, vor denen ich so viele Nächte saß, habe ich verbrannt.

Pantalón Cocu bleibt er!

... Es war ein Unfall, infolge der Hitze, daß Pantler im Zuge zusammenbrach. Nun muß er doch sterben. Ich fühle nichts.

In der vergangenen Nacht träumte ich, daß ich ihn ermordet hätte und flüchtete. Ich saß in dem trüben engen Rupee, während der Zug durch die Nacht rasselte. Ich wußte, der Mord sei entdeckt und Polizei vielleicht mit mir im Zuge; ich dachte, an einer Station den Zug zu verlassen und fürchtete doch, auch da festgenommen zu werden. Dann war ich in einem ungeheuren Wartesaal und überlegte und stieg zuletzt doch wieder ein und fuhr weiter. Ich habe alle Gefühle eines flüchtenden Verbrechers durchgemacht, und heiß und schrecklich wünschte ich die Tat ungeschehen.

Morgen ist das Begräbniß. Die Leute sagen, sie werde einen Offizier heiraten; andere nennen einen Rechtsanwalt.

... Die Haare gehen mir aus. Ich fange an, kahl zu werden ...

Auf den Klippen

Der Morgen war grau und trübe; über dem Städtchen und auf dem Meer lag Nebel.

Raymond Dough stand am Fenster und sah in die gelblich trübe Luft hinaus. Im Zimmer brannte das Gas. Die Frauen saßen schweigend am Frühstückstisch.

„Wenn wir fortgingen, Ray?“

Er sah sich jäh um. „Damit die Sache vergessen wird und er sich ungestört fühlt? Wir würden seinen größten Wunsch erfüllen.“

Seine Frau schwieg.

„Du bist immer ein Träumer gewesen, und die andern haben dir das Brot weggeessen“, sagte die Mutter. Sie sagte es bedauernd, ohne Härte, dennoch sah die jüngere Frau sie vorwurfsvoll an.

„Die Träume sind lange ausgeträumt“, antwortete er. „Und daß man den andern das Brot wegnimmt, ist gebräuchlich. Das habe ich auch ihm nicht übelgenommen.“

„Hast du es je andern getan?“

Dough zuckte die Achseln und schwieg. Am Fenster tauchten die Schatten der Vorübergehenden auf, während ihre Schritte in dem stillen Gäßchen verhallten. Die Klingel an der Haustüre scholl, und sie hörten Briefe und Zeitungen durch die Öffnung fallen. Dough hing hinaus sie zu holen. Dann sah er sie am Tisch durch, während die Frauen ihn gespannt beobachteten. „Nichts!“ sagte er zuletzt. „Die Vertretung von Feern Brothers hat er natürlich auch schon...“

„Du hast ihn ja selbst an sie empfohlen!“ sagte seine Frau.

„Vor einem Jahr; da bekam er sie nicht; heute, da er alle andern hat, bekommt er die auch.“

„Und für uns bleibt nichts!“ sagte Frau Dough. Alle drei sahen düster vor sich hin.

„Ich sehe ihn noch, wie er hier eintrat,“ sagte die Mutter,

„armselig und elend. Und wie sie erst aussah, als sie ihm nachkam! Sie sieht heute noch wie eine Zigeunerin aus.“ Der Sohn machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich traf übrigens Mrs. Gilbert gestern im Laden“, warf die junge Frau ein. „Sie kaufte ein schwarzes Seidenkleid.“ Sie biß sich auf die Lippen.

Dough hatte die Zeitung vor sich und machte Notizen, strich sie wieder durch und legte das Papier und die Zeitung mit einer hoffnungslosen Bewegung zur Seite.

„Du hättest ihm nicht so trauen dürfen“, fuhr die Mutter fort. „Aber du warst immer zu gutmütig, wie dein Vater.“ Das Gesicht des Sohnes wurde unwillig. „Ich habe keine Geduld mit dir, Ray!“

„Man muß Geduld mit ihm haben“, sagte seine Frau; sie zog seine Hand über den Tisch an sich und küßte sie. „Du mußt heute nach deiner Insel fahren!“

Die alte Frau legte ihre Stopfarbeit beiseite und putzte ihre Brille. „Ich bin doch kein böser Mensch“, sagte sie, „aber man muß nicht alles hinnehmen und verzeihen!“

„Ich verzeihe durchaus nicht“, erwiderte Raymund Dough. Er sah nach der Uhr. „Gehen wir, Vef?“ fragte er. Sie stand auf. Er zog seine Börse hervor, und beide sahen einander fragend an, als er ihr ein kleines Goldstück reichte.

Im Vorzimmer half er ihr in den Mantel. Sie lächelte und nahm ihre Markttasche. Sie traten in die neblige kleine Gasse und gingen eine Strecke schweigend nebeneinander. Nun standen sie vor der Kirche, die wie ein großer Schatten über ihnen lag. Wenige Schritte davon stand ein neues Haus aus violettten Backsteinen mit weißen Gesimsen; sie konnten das Messingschild mit der Aufschrift „Besucher“ am Gartengitter lesen.

„Sie ist dennoch keine Dame!“ sagte Frau Dough. „Bei der Schulfeier wurde sie Lady Nashville Baynes vorgestellt und bat sie sogleich, sie zu besuchen. Lady Baynes antwortete gar nicht. Würden wir uns so wegwerfen?“

Er nickte ihr zu. „Sie ist verdammt ehrgeizig“, sagte er, „und das hat ihn vom Weg abgelenkt. Sieh, daß er wieder in die Höhe kommen wollte, daß er mir die Vertretungen wegnahm, die er früher hier gehabt, bevor er nach London ging...“

er dachte, sie gehörten ihm. Und die Druckerei folgte dann von selber . . .“

„Nachdem du ihn bei dir aufgenommen und dich für ihn bemüht . . .“

„Auf Dankbarkeit darf man nicht rechnen. Das könnte ich ihm alles verzeihen. Aber daß er weiter freundlich zu uns kam und nie ein Wort davon sprach, was er hinter meinem Rücken tat, so daß ich harmlos blieb und mir nichts sichern konnte, bis es zu spät war und alles ihm gehörte: sein Schweigen verzeihe ich ihm nicht!“

Sie waren an der Ecke des Marktplazes angekommen. „Ich will einmal zu Blair sehen,“ sagte er, „und dann nochmals zur Post! Es wird schon gehen, altes Mädel!“ Sie lächelte; er nickte ihr zu, und sie trennten sich. Er sah ihr nach, wie sie in ihrem abgetragenen Mantel, eine Kappe auf den blonden Haaren, die am Halse hervordrängten, weiterging. Sie sah schlank und hübsch aus, aber ihr Gang war müde.

Dough schritt die Straße hinauf, zwischen kleinen gelblichen Backsteinhäusern; er schritt durch ein dunkles Tor unter einem viereckigen gotischen Turm und stand auf der Felsenterrasse, die über der Kirche lag. Ein Sonnenstrahl brach durch den Nebel und beleuchtete das Haus, das Tom Gilbert sich gebaut hatte. Die violetten und weißen Blumen im Garten, die feuchten üppigen Gräser und die Kieswege wurden sichtbar. Wie ein weißer Schleier lag der Nebel noch über den kleinen Häusern und Gärten, der immer zarter und lichter wurde; und jetzt riß er auseinander. Wie eine weiße Bewegung glitt es durch den Raum zwischen Meer und Himmel; wo man hinsah, kamen Formen und Farben zum Vorschein. Unten tauchten die Klippen auf und das Wasser der Bucht; weiße Segel standen reglos in der Ferne; die Inseln kamen grün oder dunkel hervor: der Himmel ward blau und die Welt voll strahlender Herrlichkeit. —

Als er des Mittags nach Hause kam, sah seine Frau nach seinem Gesicht, aber da er nichts sagte, richtete sie keine Frage an ihn. Das zweite Frühstück war auf dem feinen alten Geschirr, das sie noch besaßen, mit großer Kunst angerichtet, so daß es üppiger ausah, als es war. Sie neckten einander mit dem „verbotenen Luxus“, der in wenigen Früchten bestand. Die

Kinder waren aus der Schule gekommen und plauderten und freuten sich.

Es war Sonnabend. „Was tut ihr heute Nachmittag?“ fragte der Vater.

„Fred Gilbert hat uns eingeladen, in ihrem großen neuen Boot mitzufahren“, sagte der ältere Knabe.

Raymond Dough fuhr auf. „Du kannst das nicht annehmen, Herbert“, sagte die Mutter, „Mr. Gilbert hat sich gegen Papa schlecht benommen. Ich sagte es euch schon.“

Die Kinder sahen einander an; der fröhliche Ausdruck schwand aus ihren Gesichtern. „Es ist ein so schönes Boot, für zwölf Personen!“ sagte der Ältere klagend.

„Ich sage“, begann der Jüngere, Blondlockige, „Fred Gilbert war immer nett gegen uns...!“

„Es kann nicht sein. Geht jetzt Kinder. Papa hat mit mir und Großmutter zu sprechen.“ Schweigend gingen die Knaben hinaus. „Man kann nicht hindern, daß sie sich in der Schule treffen“, fügte sie entschuldigend hinzu.

„Sie sollten stolzer sein“, bemerkte der Vater. Die ältere Mrs. Dough lächelte. Er stand auf, ging einige Male umher und verließ dann das Zimmer. Nach einer Weile kam er im Sportanzug zurück. „Ich werde am Abend noch zu Blair gehen; er war vorhin nicht zu Hause. Was macht ihr?“ fragte er.

„Ich muß mein Kleid bis morgen fertig umnähen, sonst kann ich nicht zur Kirche“, erwiderte seine Frau. „Willst du wirklich nach der Insel? Du siehst so müde aus, Ray!“

„Ich habe heut Nacht nicht geschlafen; die Lust tut mir gut.“

Er holte sein Gewehr aus dem Schrank, in dem er es verschlossen hielt, küßte sie und ging.

Das Boot flog über das weiße Wasser, das in der Herbstsonne funkelte. Das Städtchen verschwand hinter einem Vorberge. Mehrere kleine Inseln lagen in der Bucht. Aber eine seltsam geformte Felseninsel, die gleichsam zwei Schwingen bildete, war die seine. Niemand kam je hieher. Nur an einer Seite waren ein paar kleine Einbuchtungen, an denen man landen konnte. In einer dieser kleinen Buchten machte er sein Boot fest, nahm Büchse und Rucksack heraus und sah sich auf-

atmend um. Die tiefe Stille im Schatten der Felsen, unter denen das grüne ruhige Wasser stand, die vollkommene Einsamkeit tat ihm wohl. Die Sonne war hoch am Himmel, ein paar Möven kreisten über der stillen See. Außer dem leise schluckenden Ton, mit dem das kaum bewegte Wasser ans Ufer schlug, war kein Laut zu hören. Doch jetzt drang ein wohlbekanntes Schnarren und Zischen an sein Ohr. Er klonnte aufwärts. Hier hatten die Scharben ihr Nest, nur zwei Familien; er konnte es auf der unteren Klippe bequem sehen. Sie ließen sich kaum durch ihn stören. Hoch aufgerichtet, im grün und bronzenen Glanz seiner Federn, den Kopf böse zurückgenommen, den langen Hals schlangenartig bewegend, stand das eine Männchen da. Er sah ihm eine Weile zu und warf ihm Brotkrumen hinunter, die der Vogel gierig aufschnappte; dann stieg er wieder hinab und schritt über den Klippenweg nach dem größeren Teil der Insel und kletterte dort empor. Hier oben war eine kleine Hochebene, auf der Heidekraut wuchs. Er setzte sich, mit dem Rücken an eine niedere Bodenwelle gelehnt, legte Flinte und Rucksack neben sich, zog seine Pfeife hervor, stopfte sie und zündete sie an. Unter ihm lag die Flut, in der Ferne Ufer und Inseln, weit draußen sah er den Rauch eines Dampfschiffes ziehen und dahinten, ganz ferne im Horizont schwindend, das offene Meer. Hier und da scholl ein Mövenschrei, sonst war ringsum tiefste Stille.

Er zog ein Buch hervor, aber er fing kaum an zu lesen, er blätterte nur und schloß es wieder. Er legte sich zurück, kreuzte die Hände unterm Kopf und verfolgte die winzigen Rauchwölkchen, die über ihm in die Luft stiegen und schwanden. Alle Geschäfte und Sorgen glitten von ihm; und eine tiefe, stille Wonne rieselte durch seinen Leib. Er schloß die Augen.

Als er sie wieder öffnete, folgte er einem winzigen weißen Wölkchen mit den Blicken, das hoch oben schwamm, und dann einem großen Vogel, der über ihm hinslog. Die Herbstsonne goß eine milde Wärme über die Bucht; nur ihr spiegelnder Glanz, von der glitzernden Flut zurückgeworfen, stach in die Augen. Er schloß sie wieder. Schwingen brausten an ihm vorüber, Wasser stiegen auf, die Insel verschob sich... er fuhr empor: er hatte schon geschlummert. Die Pfeife war ihm aus dem Munde gefallen; er nahm sie noch einmal auf, tat einen

Zug; dann legte er sich lächelnd wieder zurück und entschlief vollends.

Er träumte, daß er durch einen Tunnel fuhr, der donnernd über ihm zusammenstürzte. Er sprang noch im Schrecken des Traumes auf und machte eine Bewegung zur Flucht. Er hörte das Krachen und Rollen, auch als er bereits wußte, daß er geträumt hatte. Immer noch toste der Schall, mählig schwächer werdend, über die Wasser. Er begriff, daß ein Schuß ihn geweckt hatte. Es mußte ein Schuß in nächster Nähe gewesen sein, vermutlich aus einem Boot nach einem Vogel. Er ging bis an den Rand der Fläche vor: auf dieser Seite war niemand zu sehen.

Er mußte lange geschlafen haben; denn um ihn war die Luft dämmrig, und im Westen lag die Sonne wie eine riesige gelbe Scheibe dicht über der Flut; ein flammender Spiegelstreif zog sich von ihr herüber; vor ihm in der Nähe der Insel war das Wasser tief schwarz und nach der andern Seite weithin ein mattes silbriges Grau; am Himmel standen einzelne Wolken, die im Südwesten dichter wurden. Im Augenblick kam ihm ein zweiter Gedanke, der ihn weit mehr beunruhigte als der Schuß. Die Flut mußte schon stark gestiegen sein; ein leichter, um diese Zeit ganz ungewohnter Wind kam vom Westen herein, der kühl über die Fläche fuhr und sie kräuselte, und das Wasser begann unten an die Steine zu schlagen. Es war hohe Zeit, daß er zu seinem Boote zurückkam. Er hatte Büchse und Rucksack aufgenommen, das Buch und die Pfeife eingesteckt und war auf den Ostrand der kleinen Hochebene zugeschritten; jetzt änderte er die Richtung und schritt eilig abwärts. Im Gehen sah er sich noch einmal um und blieb regungslos stehen: am Ostrand der Fläche, wie ein Schatten in der Abendluft stand ein Mensch, der, sowie er, eine Büchse trug und ein kleines Hütchen auf dem Kopf hatte: er mußte den Schuß abgefeuert haben. Trotz seiner Eile ging Dough jetzt nicht weiter; der andere Mann kam näher; er schien ihm seltsam bekannt. Sein Gesicht verfinsterte sich: es war Tom Gilbert, der ihn im selben Augenblick gleichfalls erkannte. Dough wurde bleich, er machte einen Schritt auf ihn zu, der andere griff nach rückwärts, da wendete Raymond Dough sich um, schwang sich über den Hang des Abhangs und stieg an den Felsen nieder.

Der lange Schlaf, der Traum, das jähe Erwachen mit der unangenehmen Entdeckung, daß es Nacht wurde, und die Begegnung selbst, hatten ihn in eine ungewohnte Erregung versetzt, so daß er einen Augenblick glaubte, sie könnte eine Art Fiebererscheinung gewesen sein. Er fühlte die starke Versuchung, noch einmal zurück und hinauf zu steigen und sich zu überzeugen, ob überhaupt jemand da war; aber es dunkelte rasch, die Sonne war schon zur Hälfte im Meer verschwunden; das Wasser war stahlblau und leicht bewegt; er hatte keine Zeit zu verlieren. Ungangbarer Fels verband die beiden Teile der Insel, dem unten ein Weg über ausgewaschenen und zerklüfteten Stein entlang ging. Er fand ihn zum Teil schon vom Wasser übersprüht und berieselte, das in den Fugen spritzte und rauschte und um die höheren Klippen leicht zu branden begann. Vorsichtig schreitend, manchmal springend, kam Dough von Stein zu Stein. Als er an der andern Seite war, wo die Scharben ihr Nest hatten, ergriff ihn heftiger Zorn bei dem Gedanken, der andere könnte nach ihnen geschossen und einen der Vögel, die er seit Monaten beobachtete und fütterte, erlegt haben; aber Tom Gilbert pflegte ja nichts zu treffen, er war kurzsichtig und ungeschickt! Und nun hatte er keine Kugel mehr im Lauf und . . . sein Gewehr war geladen. Es war nur ein fliegender Gedanke, bedeutungslos, der ihn dennoch lächeln machte.

Er sah sich um: drüben an den dunkeln Steinen zwischen den Felsen stand sein früherer Freund; er konnte deutlich sehen, wie er mühsam sein Augenglas befestigte, das offenbar nicht sitzen wollte; jetzt schien er auch ihn zu bemerken; er kam aber nicht näher: er winkte und rief etwas herüber. Raymond Dough wendete sich ab und ging weiter.

Sein Name scholl hinter ihm, und jetzt lauter und flehend. Raymond Dough kehrte um, obwohl er sich innerlich Unvernunft vorwarf, denn jede Minute konnte Gefahr bedeuten. Er eilte über die nassen Klippen zurück und stand vor dem andern, dessen Lippen sich bewegten; sie waren blaß und sein Gesicht aschfahl.

„Ich kann nicht weiter,“ sagte Gilbert keuchend, „ich kann nicht hinüber; mir wird schwindelig; das Herz taugt nicht mehr, Ray!“

Vor ihnen lagen im letzten Licht des Abends die dunkeln

schwarzgrünen Steine, zwischen denen und über die jetzt schon leichte Schaumwellen schossen.

„Schnell!“ sagte Dough und ergriff ihn bei der Hand, die unangenehm feucht und schlaff war. „Hier setze den Fuß! da! — so! — so! stütze dich! — Achtung!!!“ Er faßte ihn um den Leib und hielt den Schwindelnden fest. Es war ein Glück, daß sein Fuß hier von selbst den Weg fand und jedes Stückchen Fläche kannte. Sie kamen hinüber.

Auf dieser Seite fiel das Felsufer, wenn auch steil genug, zum Wasser ab und war teilweise mit Geröll und Heidekraut bedeckt. Sie stiegen etwas höher hinauf, und schwer atmend ließ Tom Gilbert sich auf einen Stein nieder. „Danke, Ray!“ sagte er leise. Dicht vor ihm stehend konnte Dough sehen, wie elend und abgearbeitet der hagere langaufgeschossene Mann mit den fahlen Wangen aussah. Er suchte jetzt wieder seinen Kneifer zu befestigen.

Zu ihren Booten zu gelangen war keine Möglichkeit mehr; sie hätten es nur schwimmend versuchen können. Die Flut mußte sie längst gehoben haben. Dough versuchte über die Felsen hinüber und so hoch zu klettern, daß er in die Bucht hineinschauen konnte, in der er das seine gelassen hatte, aber er kam nicht weit.

Als er in der Höhe nach allen Seiten Ausschau hielt, sah er, daß auf dem dunklen Wasser unweit der Insel etwas sich zu bewegen schien, das sich gegen den bleichen Himmel abhob. Es mochte eines der Boote sein. Er stieg wieder hinab.

Sie setzten sich nieder. „Wir können immer so hoch, daß die Flut uns nicht erreicht“, sagte Dough. „Besser wäre es gewesen, wir wären drüben geblieben; oben hätten wir die Nacht bequemer verbracht. Wenn Sturm kommt, wird es hier verdammt unangenehm.“

„Regen kommt sicher“, sagte Gilbert, auf die Wolkenwand weisend, die im Südwesten immer dunkler und schwerer wurde.

Dough zuckte die Achseln. Er ging zum Klippenweg zurück, aber es schien nicht möglich noch rätlich, ihn nochmals zu versuchen. Das Wasser toste und schäumte hier so, daß er Gilbert, der ihm etwas zurief, nicht verstehen konnte.

Er kehrte zurück. „Es ist nur um Besi und ihre Angst“, sagte er, „sonst kommen wir wohl mit einer Erkältung davon.“

Die Erinnerung an seine Frau ließ den Zorn gegen den Mann wieder aufflammen.

„Du kannst eine Lungenentzündung vielleicht überleben,“ sagte Gilbert, „ich mit meinem Herzen nicht.“

Dough erwiderte nichts, er fühlte nur ein verächtliches Mitleid, und beide schwiegen.

„Hast du geschossen?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja“, antwortete dieser.

„Warum? Um Hilfe zu rufen?“

„Nein, nach einem Vogel.“

„Wozu? Kannst du mir meine Vögel nicht in Ruhe lassen?“

Gilbert schien ihn erstaunt anzusehen. „Gehören die Vögel dir?“ fragte er.

„Nein. Die Vertretungen auch nicht. Nichts gehört mir. Es ist alles recht.“ Er stand auf und setzte sich nach der andern Seite, als mache er weiterer Gemeinschaft ein Ende. Dann zog er seine Pfeife hervor, stopfte sie und versuchte sie in Brand zu setzen; der Wind blies die Streichhölzer aus.

Gilbert trat näher und reichte ihm sein Feuerzeug. Sie saßen eine Weile schweigend.

Dann begann Gilbert. „Du denkst, ich habe dir Unrecht getan.“

„Ja, das denk' ich.“

„Es mag wohl Umstände geben, die für mich sprechen.“

„Mag sein.“

Sie schwiegen wieder. Sie saßen jetzt völlig im Dunkeln. Am Himmel war nur mehr ein schwacher Schein; fast überall war er von Wolken bedeckt. Am Ufer waren schon lange einzelne Lichter aus verstreuten Landhäusern und Gehöften sichtbar geworden. Unter ihnen schoben sich die dunkeln Wasser gurgelnd aufwärts und schlugen an die Steine. Der Wind kam in Stößen. Gilbert knöpfte fröstelnd seine Jacke zu. Dann zog er eine kleine Taschenlampe heraus und ließ sie leuchten.

„Es ist nicht mehr viel drin“, sagte er.

„Dann wollen wir sie für die Not sparen“, erwiderte Dough, und das Licht erlosch wieder.

„Ist dein Gewehr geladen, Dough?“ fragte Gilbert plötzlich.

„Ja, warum?“

„Sonst könnten wir ja laden und Schüsse abfeuern. Vielleicht hört uns jemand.“

„Man kann's versuchen, obschon es nicht viel Sinn hat; denn wer weiß denn, wo geschossen wird?“

Er schoß ins Wasser hinab. Um die Felsen und über die Flut rollte der Knall. Sie luden beide und schossen in regelmäßigen kurzen Abständen.

„Nichts!“ sagte Gilbert schließlich und stellte sein Gewehr nieder. Sie schossen aber noch von Zeit zu Zeit in längeren Pausen.

„Bei mir war niemand zu Hause, als ich wegfuhr“, sagte Gilbert, als hätte er Doughs Gedanken gefühlt, der sich eben erinnerte, daß seine Frau ihn bei seinem Freunde Blair vermuten würde. „Man wird verdammt hungrig!“

Dough fühlte das plötzlich auch. Er holte zwei Brötchen aus seinem Rucksack und reichte eines Tom Gilbert. „Wir müssen etwas fürs Frühstück sparen“, sagte er.

Der Gedanke war nicht angenehm. „Verdammt ungesund, eine Nacht hier zu sitzen“, sagte Gilbert wieder. „Sieh her, Ray,“ fügte er nach einer Weile hinzu, „du denkst schlecht von mir. Ich mußte für meine Familie sorgen.“

„Ich auch.“

„Aber ich hab nicht mehr viel Zeit vor mir.“

„Du hättest reden müssen.“

„Dann hätte ich die Vertretungen nicht bekommen. Und ich hatte sie doch früher gehabt, ehe ich nach London ging.“

„Ich hatte sie dir nicht genommen.“

„Aber du bekamst sie, weil ich wegging.“

„Ich war loyal gegen dich, aber du nicht gegen mich.“

Tom Gilbert seufzte. „Frauen sehen die Dinge ganz anders an“, sagte er.

„Kann mir wohl denken, daß sie dich getrieben hat“, sagte Dough.

„Sieh her, Ray, es war vielleicht nicht schön gegen dich; aber das Schicksal hat mich auch nicht schön behandelt.“ Er erhielt keine Antwort. „Der Stein hier ist verdammt hart“, seufzte er.

Dough sah schweigend hinaus. „Ist dort nicht ein Licht auf dem Wasser?“ sagte er.

„Ich sehe nichts.“

„Nein, es ist nichts.“

Aber nach einiger Zeit sahen sie doch ein Licht, das aufleuchtete und schwach. „Es muß ein Boot sein“, sagte Dough. Es hat uns (noch) wieder.

Das Licht kam scheinbar näher. Sie blickten scharf ins Dunkel hinaus und beobachteten es.

Es dauerte ziemlich lange. Jetzt sahen sie zwei Lichter, ein erstes und ein größeres, und dann wieder nur eins; dann glaubten sie einen großen Schatten zwischen zwei Lichtern zu sehen. Nun war es nahe genug, und deutlich erkannten sie im Licht einer kleinen Laterne von Vordersteven eines Segelboots den Schatten eines Mannes. Sie hörten Stimmen, die riefen, die der Wind zu ihnen trug, und riefen aus allen Kräften zurück, Gilbert ließ den Lichtschein seiner kleinen Laterne spielen. Das Boot kam nach etwas näher, hielt sich aber vorzüglich viele Klatter von der Jacht entfernt. So sahen sie es auf den dunkeln Wellen schaukeln. Die kleinen Laternen an der Spitze und am Steuer beleuchteten nur einige Fuß weit ihre nächste Umgebung; immerhin konnten sie erkennen, daß das Segel niedergelassen wurde. Es kam nun quer in den Wellen und schaukelte stark, aber die Leute darin hatten Ruder ausgelegt, brachen es wieder auf die Jacht zu und kamen langsam und sehr verächtlich näher.

Der Wind hatte nicht zugenommen, dennoch schien das Ufer näher. Dough rief ihnen Befehle zu, die zweifellos verstanden, da er ihre vom Wind getragenen Rufe nicht verstehen konnte. Er nahm Gilbert die Taschenlampe aus der Hand, eilte zu einer Fußenschrägen, der in weites Klappenlautes Wasser ragte, ließ ihren Schein auf Fels und Wasser fallen und machte ihnen, es deutlich er konnte, Zeichen, hier anzuhalten.

Das Boot kam nahe heran. „Sind Sie es, Dough?“ rief jemand.

„Ja“ rief er, die Hände am Munde, zurück.

„Was, zum Teufel, tun Sie hier?“

„Nichts“ rief eine Kinderstimme.

Als der kleine Lichtfleck, der ein paar, wie schwarzes Glas funkeln. Leuchten weißen Schaum tragende Wellen aus dem Dunkel herausstrahlte, die glänzenden weißen Planken des Bootes ersahen, da sah Gilbert, der im Finstern stand, einen erstaunten

Ruf. Dough hörte ihn, aber in der Spannung des Augenblicks nahmen sie wohl mit Augen und Ohren auf, hatten aber nicht Zeit, sich mit den Eindrücken zu beschäftigen. Die Wellen hoben das Boot und senkten es, die jungen Leute darin arbeiteten mit den Rudern, während sie Stangen bereit hielten, um es von den Felsen abzustossen. Sie waren nun auf wenige Fuß herangekommen. „Das ist meine Yacht!“ sagte Gilbert wieder aus der Finsternis hinter Dough, der nicht auf ihn achtete; denn sie warfen ihm aus dem Boot ein Seil zu, das durch den Lichtschein schoß und wieder ins Wasser hinabglitt, so daß sie es zurückziehen und, da sie inzwischen zu nahe gekommen waren, wieder abstoßen und neu in die richtige Stellung rudern mußten. Diesmal hatte Dough die Laterne Gilbert gereicht und konnte mit beiden Händen das Seil ergreifen. Er zog den etwas höher hinter ihm Stehenden herab. „Wir sind zwei, nehmt ihn zuerst!“ rief er. Er knüpfte Gilbert das Seil fest um den Leib. Die lange schlaffe Gestalt ließ sich halb vom Felsen herab, während die kleine Yacht dicht im Bogen heran und vorüber kam, ließ sich fallen und ward ergriffen, und das Boot schwand vorbei und zurückgetrieben in die Finsternis. Dough stand schweigend allein.

„Mein Mann!“ rief eine weibliche Stimme in höchster Überraschung und Erregung.

Wieder arbeitete sich das Boot heran. „Wo ist das Licht? zum Teufel!“ rief eine Stimme. Sie leuchteten jetzt von unten, der Schein glitt über die Felsen, erreichte Dough, das Seil flog und ward ergriffen. Dough band es sich um den Leib wie früher dem andern und ließ sich herunter, als das Boot, von den dunkeln Wellen gehoben, vorüberschoß. Ein lautes „Hurra!“ erscholl, und Stangen und Ruder arbeiteten rückwärts vom Ufer fort. Nur die Anweisungen des einen der Männer tönten, bis sie weit genug von der Insel entfernt waren, die wie ein finsterner Schatten hinter ihnen lag; dann begrüßte Dough die ihm Zunächststehenden, die er kannte. Ihm gegenüber auf einer gepolsterten Bank sah er eine stattliche Frau mit breitem Gesicht und hochfrisiertem schwarzem Haar.

„Guten Abend, Mrs. Gilbert!“ sagte er.

„Guten Abend, Mr. Dough“, erwiderte sie befangen und wendete sich wieder mit lebhaften Fragen ihrem Manne zu, der müde dasaß und nur wenig erwiderte. Ein langaufgeschossener

siebzehnjähriger Junge, blaß wie sein Vater, reichte eine Flasche und Gläser herüber, und beide Männer tranken. „Danke, Fred!“ sagte Dough. Jetzt fühlte er seine Hand geliebkost; er hatte die Stimme seines älteren Knaben schon vorher erkannt und erriet den Zusammenhang. Aber die jungen Leute gingen daran, in dem heftig schaukelnden Boot das Großsegel hochzuziehen und festzumachen, und alle nahmen schweigend die angewiesenen Plätze ein. Sie begannen gegen den Wind aufzukreuzen; das Boot schnitt kräftig in die Wellen, die laut anschlugen.

„Sei nicht böse,“ flüsterte der Knabe jetzt dicht an ihm, „ich konnte nicht widerstehen! Und dadurch konnten wir dich retten!“

„Retten! Vor einem Schnupfen!“

„Sagen Sie das nicht, Dough,“ warf einer der jungen Männer ein, „morgen bekommen wir Regen und Nebel, und da wäre Ihr Abenteuer rechtsschaffen unangenehm geworden; wäre heut Nebel gefallen, hätten wir Sie nicht holen können!“

„Und wäre es nicht ein so tüchtiges Bootchen, das dem leisesten Druck folgt, wir hätten es nicht geschafft!“ sagte Fred Gilbert.

„Lady Nashville Baynes sagt, es sei das schönste Katboot, das sie je gesehen. Nicht wahr, Fred?“ rief seine Mutter. Dough mußte lächeln.

„Herbert sagte uns, daß Sie auf der Insel seien, als wir die Schüsse hörten“, fuhr Fred fort.

„Danke, Fred!“ sagte Dough.

„Daß mein Mann auch hier wäre, ahnte ich nicht!“ rief die Frau.

Ein Schweigen folgte. Ihre Worte hatten allen das Seltsame der Begegnung und ihres Zusammenseins in dem kleinen schwimmenden Bretterraum zum Bewußtsein gebracht, und niemand wagte zu sprechen. Herbert schmiegte sich an den Vater. Tom Gilbert, den seine Frau in Plaids hüllte, saß unruhig und gequält. Die großen Augen in dem dicken Gesicht seiner Frau mit dem gutmütig schlauen Ausdruck sahen unsicher umher. Aber die jungen Leute im Vorderteil, die nunmehr, da das Schiff unter Segel lief, unbeschäftigt waren, reichten die Whiskyflasche wieder herüber, und immer neue Gläser wurden gefüllt und geleert. Das hob die Stimmung, und als sie über das Vorgebirge hinausgekommen waren und die vielen Lichter der Stadt

vor sich sahen, wurden alle fröhlicher. Die jungen Leute konnten ihre Scherze nicht mehr unterdrücken. Und Frau Gilbert begann eifrig zu erzählen, daß sie in Glosß am andern Ufer gewesen, daß sie dort gespielt und sich verspätet hätten, und wie sie auf der Rückfahrt auf die Schüsse aufmerksam geworden und gleich gesagt, „Raymond Dough müsse gerettet werden!“ Dough verzog den Mund. Nun wurden er und Gilbert befragt; beide gaben kurze Antworten, und betonten nur den Zufall ihrer Begegnung. Dough sprach kein Wort von dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, und auch Gilbert erwähnte nichts. Nur als sie das lektmal wendeten und auf den kleinen Hafen zusteuerten, sagte er: „Morgen nach der Kirche werde ich dich aufsuchen, Raymond.“

„Es ist recht, Tom“, erwiderte Dough.

„Könnten Sie nicht mit Frau und Kindern zu uns zum Tee kommen oder schon zum Mittagessen?“ fragte Frau Gilbert hastig.

Dough lehnte lächelnd ab. „Aber ich komme bestimmt“, sagte Gilbert nochmals. Seine Frau sah ihn erstaunt an. Dough wiederholte: „Es ist recht, Tom.“

Sie fuhren langsam in die dunkle Schiffshütte des Segelklubs ein und trennten sich dort mit Händeschütteln.

Dough war noch keine zwanzig Schritte auf dem Wege, als er sich von zwei Armen umschlungen fühlte.

„Bef!“ rief er.

„Wo warst du?“

„Auf der Insel, Bef! — Aber du?! . . .“

„Nach dem Essen kam Edwin Blair. Du wolltest doch zu ihm gehen. Da wurde mir plötzlich bang. Herbert war auch nicht zurück. Mutter stand am Fenster und sagte kein Wort. Und so ging ich mit Blair herunter, und unterwegs hörten wir die Schüsse. Ich wußte gleich, daß du es sein mußt. Und daß du nur da bist! Blair ist draußen auf der Mole bei der Rettungsstation; wir müssen ihn holen. Und Ray, Blair hat eine Stellung für dich!“

„Das ist gut, Bef, das ist sehr gut! Da brauchen wir die andern nicht.“

Sie sah ihn fragend an.

„Ich habe dir viel zu erzählen, Vess.“

„Wir haben Papa gerettet, Mutter, — Gilberts und ich!“
fuhr Herbert los, „Ihr Boot ist wirklich herrlich!“

Raymond Dough lächelte.

Saint-Koust und die Damen von Guines

Victor von Saint-Koust war der Sohn eines Edelmannes in der Picardie, der so arm war, daß beide, Vater und Sohn, zum Frühstück meist nur Brot und Zwiebel zu essen hatten. Dennoch unterwies der Vater ihn in allem, was nach seinem Erachten ein Edelmann zu wissen nötig hatte, und schickte ihn, als er siebzehn Jahre alt war, zur Armee mit einem Schreiben an den Marschall von Guines, der vor fast vergessenen Jahren sein Kamerad im Regiment Picardie gewesen war. Der Knabe sah den Marschall mit seinem gewaltigen Körper, der langen Perücke und der Hakennase in dem großen Gesicht während einer Minute. Der Marschall, der das Schreiben des Herrn von Saint-Koust in der Hand hielt, warf einen Blick auf den schwächtigen dunkelhaarigen Knaben, sagte, daß er ihn als Fähnrich in sein eigenes Regiment nehmen wolle, und hieß einen Kapitän, der in seiner Nähe stand, ihn richtig ausstatten und unterweisen. Dann sah Herr von Guines ihn nicht wieder, bis der Fähnrich schwer verwundet hinter dem Wall von Corbie lag, als einer der zehn, die zuerst in die Verschanzung gedrungen waren, und der Marschall, vorüberreitend, nach dem Namen des Gefallenen fragte und ihn womöglich heil zu pflegen befohl.

Ein Jahr später, in einer Nacht, da der Leutnant von Saint-Koust vor dem Quartier des Marschalls die Wache hatte, wurde er ins Innere des Zeltes gerufen, wo Herr von Guines bei einer Kerze vor den Karten saß. Er hieß Saint-Koust zu seinem Obersten reiten und ihm sagen, er möge einen verlässlichen Mann schicken, der einen Brief durch die feindlichen Linien nach Breda bringen sollte. Saint-Koust wagte zu fragen, ob er dies nicht selbst ausführen dürfte?

Der Marschall sah ihn an und sagte: „Ich weiß nicht, ob die Sache noch möglich ist, jedenfalls ist sie schwieriger als alles, was der Leutnant von Saint-Koust je versucht hat.“

Dieser erwiderte, das Mögliche werde auch getan werden,

und fügte hinzu, daß er für den Mann, dem er alles verdanke, nicht genug wagen könne.

Der Ritt, von dem er nach seiner Art nicht viel erzählte, gelang: er wurde zum Kapitän ernannt, und der Marschall, der den Wert eines ergebenen Werkzeugs zu schätzen mußte, verwendete ihn zu wichtigen Diensten. Nun kam Saint-Roust auch in das Haus des Marschalls in Paris und damit in die Gesellschaft, und er lernte manches, was er früher nicht geahnt hatte.

Wenn der Vicomte von Guines einen Sekundanten brauchte oder eine schlimme Spielschuld hatte, wenn das Fräulein von Guines auf eine besondere Jagd reiten wollte, oder die ältere Tochter des Marschalls, die Marquise von Tresmes, überhaupt einen Wunsch hatte, so war es Saint-Roust, der sich schlug, der vermittelte, der den Auftrag besorgte. Daß er dies tun durfte und daß alle ihm vertrauten, schien ihm Lohns genug zu sein, und das gleiche schienen auch alle im Hause Guines zu denken. Seine Kameraden aber wunderten sich darüber, denn sie glaubten allen Grund zu haben, einen glühenden und rastlosen Ehrgeiz in ihm zu vermuten.

Eines Tages stand Frau von Tresmes mit ihrer Schwester und andern vornehmen jungen Leuten im großen Saal des Hotel von Guines; die Damen hatten den Wunsch geäußert, einen italienischen Lautenspieler, der damals in Paris beliebt und berühmt war, noch am selben Abend in ihrem Hause spielen zu hören; den Herren schien dies nicht mehr ausführbar, aber Frau von Tresmes sagte lächelnd: „Mein Neger wird es schon besorgen.“ Irgend jemand hatte Saint-Roust wegen seiner dunkeln Farbe so genannt. In diesem Augenblick trat er selbst ein, während die andern noch lachten, und fragte, was es gäbe; man teilte ihm den Wunsch der Marquise mit, und sie schüttelten sich vor Lachen, als er sich sofort erbötig machte, den Italiener zu finden und herbeizuschaffen, und es seinem Feureifer auch wirklich gelang. Von da an hieß er „der Neger der Frau von Tresmes“ oder einfach „der Neger“, ohne daß er selbst von diesem Beinamen etwas erfuhr; denn niemand wagte, es ihm ins Gesicht zu sagen.

Das Regiment lag damals auch im Sommer in der Nähe von Paris im Quartier. An einem heißen Abend saß Saint-Roust mit dem Vicomte von Torac, einem rotwangigen braun-

gelockten jungen Gascogner, beim Spiel. Sie hatten die Jacken abgelegt und saßen mit offenen Hemden da; die leeren Flaschen hatten sich um sie gehäuft; der Weindunst lag in dem weißgetünchten Zimmer und um ihre Gehirne. Saint-Roust gewann.

„Hast du soviel Glück bei Frau von Tresmes wie im Spiel?“ fragte Torac. Saint-Roust starrte ihn an. „Glaubst du, man kennt dein Geheimnis nicht?“ fuhr der andere lachend fort. Aber er lachte nicht mehr, als Saint-Roust seinen Degen zog und unter drohenden Worten ihn seine Verleumdung auf der Stelle widerrufen hieß.

„Narrheiten!“ rief Torac; aber vor dem finstern Gesicht des kleinen Saint-Roust und vor dem leicht zitternden funkelnden Eisen wich er, da sein eigener Degen der unsicheren Hand nicht aus der Scheide folgen wollte, an die Wand zurück.

„Widerrufe!“ sagte Saint-Roust nochmals und setzte ihm die kalte Spitze gerade unter dem Kehlkopf auf den Hals.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, und er mußte schwören, daß er nie wieder ähnliches sagen oder denken werde. Darüber waren beide ziemlich nüchtern geworden; der Kühlung halber gingen sie noch zum Brunnen und wuschen sich die Gesichter. „Du bist ein Teufel!“ rief Torac zuletzt. „Um so schlimmer für dich!“ erwiderte Saint-Roust, und sie nahmen die Karten wieder auf.

Ob sich Torac durch den erzwungenen Schwur gebunden fühlte oder nicht, nie mehr drang ein ähnliches Gerücht bis zu Saint-Roust. Aber niemand zweifelte daran, daß er für das Haus Guines seine Seele verkauft hätte.

Etwa vier Monate später, das Regiment lag noch immer bei Charenton, ging Saint-Roust, vom Dienst kommend, über den breiten Platz zwischen den Baracken auf die Kantine zu. Von der andern Seite sah er einen Offizier mit vier Mann über den Platz marschieren; sie wechselten wiederholt die Richtung, so daß ihre Bewegung ihm auffiel und er stehen blieb, um sie zu beobachten. Nun kamen sie gerade auf ihn zu, machten vor ihm Front, und der Offizier, der sie führte, forderte ihn auf, ihm zu folgen, da er ihn verhaften müsse. Saint-Roust trat einen Schritt zurück und fragte: „Auf wessen Befehl?“

„Des Herrn Marschalls von Guines“, war die Antwort.

Mit dem blankesten Erstaunen im Gesicht fragte Saint-Roust: „Ist das kein Irrtum?“

„Gewiß nicht!“

„Dann ist es ein Mißverständnis!“

Der andere zuckte die Achseln. Saint-Roust besann sich einen Augenblick, dann gab er seinen Degen ab. Er wurde nach der Festung von Vincennes gebracht, und lag dort elf Monate mit all der verzweifelten Wut eines Menschen, der sich unerhörtes Unrecht geschehen fühlt und sich weder rechtfertigen noch wehren kann. Papier zum Schreiben erhielt er nicht, und vergeblich zer-marterte er sich immer von neuem das Hirn, um einen Grund zu finden.

Endlich im nächsten Herbst wurde er aus der Zelle und vor einen Beamten geführt, der ihm sagte, daß er frei wäre, sich aber nie wieder in Paris zeigen möge.

Saint-Roust fragte, von wem der Befehl käme. „Vom Herrn Marschall von Guines“, sagte der Beamte mürrisch.

Darauf erwiderte Saint-Roust, „entweder sei er noch Offizier des Regiments, und dann habe er sich dort zu melden; oder er sei es nicht mehr, dann habe auch der Marschall von Guines kein Recht, ihm seinen Aufenthalt vorzuschreiben“. Darauf sagte der Beamte nur, „er sei gewarnt“, und hieß die Wache ihn hinausgeleiten.

Auf der Straße fühlte er, nach den düsteren Thürmen zurückblickend, den Jubel der Freiheit. Als bald aber kam der traurige Druck wieder, der auf seiner Seele lastete. Er überlegte und begab sich nicht ins Quartier, sondern zu einem vermögenden Tuchhändler der Vorstadt Saint-Antoine, den er einmal vor Soldaten, die ihn ausrauben wollten, geschützt hatte. Der nahm ihn auf und ließ ihm Geld auf sein Wort.

Sobald er ein Pferd und neue Kleider hatte, ritt er nach dem Hause der Marquise und kam, da der Schweizer ihn kannte, von seinem Schicksal aber nichts wußte, unangefochten in die Gärten. Er wartete fast eine Stunde, dann hatte er Glück genug, denn Frau von Tresmes kam allein durch die Allee. Sie fuhr erschrocken zurück, als er vor ihr stand und sich auf ein Knie niederließ. „Saint-Roust!“ rief sie aus, „sind Sie verrückt?“

„Ich bin es noch nicht, gnädige Frau,“ sagte er, „obwohl man es werden könnte.“ Er beschwor sie, ihm zu sagen, worin

er gegen ihr Haus gefehlt habe, für das allein er seit Jahren lebe.

„Sie wissen es ganz gut!“ antwortete sie zurücktretend.

„Ich weiß nichts, nichts!“ beteuerte er und sah sie mit Blicken an, in denen die Treue eines Hundes lag, die aber rasch den Ausdruck eines so heißen Verlangens annahmen, daß sie die ihren betroffen niederschlug. Sie überlegte einen Augenblick, dann sagte sie: „Kommen Sie mit mir, Saint-Roust, ich will nicht ohne Zeugen mit Ihnen sprechen.“

„Sie wissen es ganz gut!“ antwortete sie zurücktretend.

Sie führte ihn in ein Zimmer, in dem er ihre Schwester und einen Mann sah, den er flüchtig kannte, einen Herrn von Rankau, von dem er wußte, daß er um das Fräulein von Guines warb. Diese, eine große dunkelhaarige Schönheit, sah unwillig auf den Eintretenden. Herr von Rankau, ein riesenhafter blonder Mensch, saß in einiger Entfernung in einem Armstuhl und erwiderte kaum seinen Gruß.

Er wollte sprechen, aber Fräulein von Guines schnitt ihm mit einer hochfahrenden Bewegung das Wort ab und sagte: „Ich weiß nicht, warum meine Schwester in ihrer übermäßigen Güte Sie anhören will. Ich hätte es nicht getan. Sie haben das Vertrauen und die Freundschaft, die unser Haus Ihnen schenkte, mißbraucht, um sich einer Gunst zu rühmen, an die auch nur zu denken von Ihrer Seite lächerlich wäre . . .“

„Welcher Gunst?“ unterbrach Saint-Roust, der sehr bleich geworden war.

„Genug! Sie verstehen mich sehr gut. Zuviel Gnade, daß wir Sie, um früherer Dienste willen, so leicht ziehen lassen . . . Aber sorgen Sie dafür, daß wir nichts mehr von Ihnen hören.“

„Was Sie mir vorwerfen, habe ich nie getan!“ Er warf einen Blick auf Frau von Tresmes, „Niemals!“ Er wollte vieles sagen, aber die Gegenwart des Mannes, der gelangweilt dasaß, hielt ihn zurück, und er schwieg.

„Wir wissen, daß Sie es getan haben!“ sagte Fräulein von Guines.

Er verlangte Beweise. „Im Gegenteil, ich habe . . .“ begann er, aber er verstummte wieder: er sah nur Frau von Tresmes an.

Diese aber, die erregt vor sich hingesehen, hob plötzlich mit

einer Bewegung frauenhaften Stolzes das Haupt und sagte: „Sie lügen!“

Wieder wurde Saint-Roust bleich. Er redete noch, aber er fühlte, daß es vergeblich war. Herr von Rankau, der bisher geschwiegen, und mit seinen Handschuhen gespielt hatte, sagte jetzt ein Wort zu Fräulein von Guines. Diese stand auf: „Genug, mein Herr,“ sagte sie, „wir können diese Unterredung nicht fortsetzen. Gehen Sie und verlassen Sie dieses Haus!“

Saint-Roust sah nochmals nach Frau von Tresmes. Seine Augen glühten. Sie wendete sich ab und schritt zur Türe.

Da sprach er kein Wort und ging.

Wie er die Straße hinabritt, sah er den Marquis von Tresmes in seinem Wagen nach Hause kommen. Saint-Roust wußte, daß die Ehe der Marquise keine glückliche war. Er bog in eine schmale Seitengasse ein, die zum Seineufer hinabführte. Der Marquis sah ihm verwundert nach. Im Hause sagte er zu seiner Frau:

„Ihr Neger ist wieder dagewesen?“

„Man hat ihn vor die Türe gesetzt“, antwortete Fräulein von Guines.

„Die Lust von Paris kann ihm unmöglich gut tun“, sagte Herr von Tresmes und schob seinen Unterkiefer vor, so daß man seine breiten Zähne sah. Herr von Rankau lachte kurz auf. Frau von Tresmes schwieg.

Indessen jagte Saint-Roust sein Pferd dem Ufer entlang, daß die Schaumflocken sich an Stangen und Brust des Tieres klebten. Seine erste Wut galt seltsamerweise dem Mann, der so hochmütig dageessen und ihn am Reden gehindert hatte. Er nahm sich vor, ihn zu erstechen, und fühlte sich durch diesen Vorsatz sogleich etwas beruhigt und erleichtert.

Am Abend ward in seinem Quartier ein Billett abgegeben, das keine Unterschrift trug. Es stand darauf:

„Ich glaube nicht mehr, daß Sie logen. Aber in jedem Fall haben Sie eine Lektion verdient. Sorgen Sie, daß man Sie nicht in Paris finde.“

Erst sah er eine neue Beleidigung darin, dann eine Warnung, zuletzt beides. Am Tage darauf ritt er aus Paris. Während der nächsten Wochen, die er auf dem verfallenen Gut seines

verstorbenen Vaters verbrachte, ging er finster grübelnd, oder in halblauten Gesprächen mit Personen, die er nur im Geiste sah. „Monseigneur,“ begann er, „Sie sind ein großer Mann, ein Held, der Ruhm Frankreichs, und ich bin ein armer Teufel . . .“ oder „Gnädige Frau, Sie sind eine Göttin des Hofes, und ich bin niemand, nichts, aber . . .“ und alles, was er damals im Hotel de Guines nicht gesprochen, drängte sich über seine Lippen, bis er anschauend die Vogelscheuchen auf den armseligen Äckern vor sich sah, oder kreischende Krähen, die einer fernen Kirchturmspitze zuflogen, ihn aus seinen Träumen weckten. Ein Franziskaner, der vorüberging, brachte ihn auf den flüchtigen Gedanken, selbst Mönch zu werden, denn er fühlte wohl, daß sein Weg entzweiggeschnitten war, aber er fühlte auch, daß er es mit dem furchtbaren Haß, der von Tag zu Tag in ihm wuchs, in einer Zelle nie aushalten würde. Und so sattelte er eines Tages wieder sein Pferd und ritt zur Armee des Marschalls von Turenne, bei dem er Dienste nahm, weil man im Hotel de Guines mit Eifersucht und Abneigung von ihm gesprochen hatte.

Wenn auch unsinnige Gerüchte über die Ursache verbreitet waren, so wußte man doch, was ihm widerfahren war und warum er Herrn von Guines verlassen hatte. Die Gedanken, die ihn selber anfielen, hatten sich verändert; er rechtete nicht mehr mit den Urhebern seines Unglücks; er sah den Marschall von Guines in Ungnade oder an Wunden sterbend und schrie ihm sein Unrecht in die Ohren; er sah den Vicomte, der sein lehtes Gut verspielt hatte, einen Bettler, dem er Kupfermünzen zuwarf; dem Marquis von Tresmes rannte er den Degen durch den Leib, und Herrn von Rankau gab er Fußtritte oder ließ ihn durch seine Leute zum Fenster hinauswerfen. Um die beiden Schwestern gingen seine Gedanken wie glühende Schlangen, und er träumte in der Nacht in schauerlicher Verwirklichung, was er am Tage wie schwache Schemen vor sich gesehen hatte. Wenn er dann keuchend erwachte, und sich in dem dunkeln Zelt oder im Quartier, in dem er schlief, umsah und sich allein fand, und allmählich sich besinnend, die Ereignisse zusammenstückte und die Vergangenheit immer wieder erneut durchlebte, dann bäumte er sich wie in einem Krampf der Wut auf seiner Lagerstätte und fühlte, daß sein Haß wie ein unaufhörlicher, fast greifbarer Strom von ihm ausging.

Nach außen und des Tags hielt er sich in strenger Zucht wie seine Leute. Da ihm am Leben wenig, am Dienst und an der Ehre viel gelegen war, zeichnete er sich auch hier aus. Dennoch mußte er lange auf Beförderung warten. Denn Herr von Turenne, der selbst von ernstem und schwerblütigem Wesen war, liebte die leichten und freudigen Menschen, und so kam es, daß Saint-Roust anfangs wenig Gunst bei ihm fand. Aber einmal geschah es, daß der Marschall ein Gelände rekognoszieren wollte, und da ihm jemand gesagt hatte, daß Saint-Roust die Gegend von früheren Feldzügen besonders genau kannte, diesen zur Begleitung befohl. Sie waren ganz bei der Sache, und Saint-Roust, an nichts als an die bevorstehende Affäre denkend, führte den Marschall von Hügel zu Hügel immer weiter vorwärts, ihn auf Stellungen und Gelegenheiten aufmerksam machend, während dieser ihn nach seiner Gewohnheit schweigend anhörte und nur hie und da nickte oder eine Frage stellte. Auch als sie mit der Besichtigung zu Ende waren und umkehrten, sagte Herr von Turenne kaum ein Wort; sie schlugen eine Straße ein, die auf kürzerem Weg zum Lager zurückführte, die andern Herren des Gefolges waren ein wenig zurückgeblieben; nur Saint-Roust ritt noch immer neben dem Marschall, der ihn nach seinen früheren Feldzügen zu fragen begann. Dadurch kamen sie auf den Marschall von Guines zu sprechen; Saint-Roust hob in seinen Berichten das besondere Geschick hervor, das Herr von Guines in der Verwendung der Artillerie und bei Belagerungen besaß; und Herr von Turenne gab dies im allgemeinen zu. In seiner schweren Weise, mit tiefer Stimme und wie mit Mißtrauen sprechend, fragte er nun Näheres über das Haus Guines, und Saint-Roust hörte sich sagen, daß der Vicomte zwar ein Spieler, aber auch ein tollkühner Reiter und ein glänzender Offizier sei, daß Frau von Tresmes eine schöne Frau von lieblichem und feinem Wesen und Fräulein von Guines eine strahlende und geistvolle Schönheit sei.

Sie ritten langsam auf der dämmernden Straße, die müden Pferde senkten schnaubend die Köpfe und ließen mit trägen Hufen den Staub der Straße aufwirbeln, der Reiter und Tiere bedeckte, die Sonne war hinter einem dunkeln Waldrücken niedergegangen, und der Schimmer der Erinnerung war mit ihr versunken. Saint-Roust sprach kein Wort mehr; der Marschall

schwieg; aus der Ferne kamen Trompetentöne von einer Bedette, die sie kommen gesehen, und ihre Rückkehr anzeigte.

Am Abend, als er allein war, ward Saint-Roust sich bewußt, daß er von diesen Personen, die er haßte, fast nur Gutes hatte sagen müssen, aber ihr Unrecht gegen ihn erschien ihm dadurch nur um so fürchterlicher.

Das Treffen von Signy l'Abbaye, das in den nächsten Tagen geschlagen wurde, war eines von jenen, in denen Herr von Turenne durch seine meisterliche Ausnützung des Geländes siegte. Wenige Wochen später erhielt der Herr von Saint-Roust ein Kavallerieregiment. Er fand auch einen Mann, der ihm das nötige Geld vorstreckte.

In jenem Gefecht, das besonders blutig gewesen war, weil die Flamländer um einer Rache willen geschworen hatten, Pardon weder zu nehmen noch zu geben, war einem vornehmen Herrn des Hofes, dem Grafen von Beauvilliers, der kurz vorher gleich vielen andern ins Lager gekommen war, um eine Aktion mitzumachen, durch eine Stücfugel das Pferd zerrissen und er selbst schwer am Knie verwundet worden. Hätte nicht Saint-Roust, der sich gerade in seiner Nähe befand, mit wenigen Leuten bei ihm ausgehalten, so wäre er verloren gewesen. Der Vater des Verwundeten, der Herzog von Saint-Aignan, der der erste Kammerherr des Königs war und schon einen Sohn in Afrika verloren hatte, war an das Krankenlager des Grafen nach Rethel geeilt. Von dort hatte er einem andern Herrn, der sich zur Armee begab, einen Brief für Saint-Roust mitgegeben, in dem er ihm neben andern Dankesbezeugungen versicherte, daß, wenn Herr von Saint-Roust jemals einen Dienst von ihm verlangen wollte, den zu erweisen in seiner Macht stünde, er sich besonders glücklich schätzen würde.

Sobald das Heer die Winterquartiere bezog, ritt Saint-Roust zum erstenmal wieder nach Paris und dort sogleich nach dem Schloß des Herzogs. In dem weiten Hof standen viele Karossen und Sänften; Saint-Roust mußte sich mit seinem Diener erst durch eine ganze Schar lungernder Lakaien drängen, ehe er ans Haustor gelangte, und es kostete ihn einige Mühe, bei dem Herzog gemeldet zu werden. Dieser eilte ihm sogleich entgegen und empfing ihn mit allen Zeichen der Freude und Ehre; er bestand, — wie Saint-Roust es nicht anders erwartet

hatte, — darauf, daß dieser bei ihm wohne, geleitete ihn selbst nach einem schön ausgestatteten Zimmer, wo er sich zunächst umkleiden konnte, und bat dann, er möge ihn solange entschuldigen, da sein Haus gerade voll von Besuchern sei. Saint-Roust hielt ihn nur einen Augenblick zurück, um ihn an seinen Brief und sein Versprechen zu erinnern und ihn zu fragen, ob er noch immer der gleichen Gesinnung für ihn sei. Und als der Herzog auf diese Erinnerung lächelnd „Gewiß, gewiß!“ antwortete, bat Saint-Roust ihn sofort, daß er Herrn von Rangkau in seinem Namen zum Duell fordern möge.

Überrascht und, wie es schien, ein wenig betroffen, sah der Herzog ihn an; dann lächelte er wieder. War es, daß der begehrte Dienst ihm, der täglich um den König war und fast jeden Abend mit den Ministern am Spieltisch saß, für Saint-Roust zu gering, für ihn selbst vielleicht zu groß erschien, . . . Saint-Roust atmete eine halbe Minute schwer, da er auf die Antwort wartete. Er wußte, daß Rangkau das Duell, daß er sonst zweifellos abgelehnt hätte, einem Mann von diesem Range nicht weigern durfte. Der Herzog, der zwei Schritte auf und ab gemacht hatte, blieb jetzt vor ihm stehen. „Sie wollen diesen Mann töten?“ fragte er.

„Ja!“ antwortete Saint-Roust.

„Gut. Aber Sie werden, wenn ich Ihnen auch zu Diensten stehe, eine Weile damit warten müssen, denn Ihr Gegner befindet sich in der Bastille.“

Und er erklärte dem Überraschten, daß Herr von Rangkau wenige Wochen nach seiner Vermählung mit dem Fräulein von Guines plötzlich verhaftet worden war. Der Grund der Verhaftung war unbekannt, aber er mußte wohl ein sehr bedenklicher oder der Einfluß und die Gunst, deren der Marschall von Guines sich bei Hof erfreute, sehr im Sinken sein, da er die Befreiung seines Tochtermanns nicht erreichen konnte.

„Dann werde ich eben warten“, sagte Saint-Roust, sah vor sich hin, nickte ein paarmal mit dem Kopf, und fragte dann, wo die Gattin des Gefangenen, das frühere Fräulein von Guines, sich befände; und erhielt die Antwort, daß sie von aller Welt verlassen auf einem Schloß in der Provinz wohne, das man ihr angewiesen und wo höchstens ihre Schwester, die Marquise von Tresmes, sie manchesmal zu besuchen käme. Damit entschuldigte

Herr von Saint-Aignan sich nochmals, da er zu seinen Gästen zurückkehren müsse, bat Saint-Roust, ihm, sobald er ausgeruht sei, in die Empfangsräume zu folgen, und in der Türe sich noch einmal umdrehend, sagte er mit leichtem Lächeln: „Frau von Tresmes, der Sie vielleicht nicht gerne begegnen würden, wird bis dahin das Haus schon verlassen haben: jetzt dürfte sie noch unten im Gespräch mit Frau von Saint-Aignan sein.“

Mit keiner Bewegung verriet Saint-Roust, was in ihm vorging, weder jetzt, noch als er eine Stunde später, nachdem er sich mit Hilfe seines Dieners sorgsam gekleidet, die breiten Treppen zum Erdgeschoß hinabstieg und von Saal zu Saal schritt, zwischen kostbaren Tischen und Schränken von seltsamer Arbeit, während von den bläßbunten Wandteppichen dort die Verführung der Leda, hier die Paladine Karls des Großen mächtig und leblos auf ihn niederschauten. Stimmengeräusch, das er von fern vernommen hatte, wurde lauter, — da und dort standen oder gingen geschmückte Damen und Herren, bis er in ein Gedränge eintrat. Man ging eben zur Mahlzeit; mächtige Suppenschüsseln wurden von den Speiseträgern abgedeckt; es duftete nach gebratenen Vögeln, nach gewürzten Reis- und Fleischspeisen. Diener trugen Kannen mit Wein und Hypocras. Drei Tafeln waren aufgestellt, eine für die Gäste, eine zweite und dritte für die dienenden Edelleute und das Gefolge. Da der Herzog Saint-Roust als den Retter seines Sohnes vorstellte, sagte die Herzogin ihm dankbare und alle andern schmeichelhaften Worte, und er sah sich in ungewohnter Weise gefeiert. Nach der Mahlzeit stand ein hagerer schwarzgekleideter Mann mit schäbiger Perücke auf und erbat sich die Erlaubnis, die Ode, die er seinerzeit auf die Rettung des Herrn Grafen von Beauvilliers verfaßt und die in allen Salons soviel Beifall gefunden, bei dieser Gelegenheit wieder vortragen zu dürfen. Mit einem Lächeln wurde die Erlaubnis gewährt, und zu seiner höchsten Verlegenheit hörte Saint-Roust immer wieder seinen eigenen Namen und sich selbst als todesverachtenden unvergleichlichen Helden preisen. Höflicher Beifall folgte. Dann stand man rasch auf; der hagere Mann stellte sich ihm vor, hörte seine abwehrenden Dankesworte mit herablassender Miene an und begann ihm sogleich die Schönheiten der Ode zu erklären, bis der Herzog ihn freundlich unterbrach, worauf er mit tiefster Ver-

beugung zurücktrat. Herr von Saint-Aignan aber lud Saint-Koust ein, in seinem Wagen mit ihm ins Theater Bourgogne zu fahren, wo ein neues Stück des Herrn von Racine aufgeführt wurde, das ganz Paris zu sehen ging.

Das Spiel hatte begonnen, als sie ihre Plätze einnahmen, — süße und leidenschaftliche Verse gekränkter Liebe rissen Saint-Koust' ungewohntes Gemüt völlig hin. Als im Zwischenakt der Vorhang gesenkt wurde, blieb er ganz in sich versunken auf seinem Platze sitzen. Die meisten waren aufgestanden; rings um ihn sprach und stritt man über den Wert des Stücks und der Darsteller; irgendein Wort, das aus dem Lärm an sein Ohr schlug, ließ ihn aufsehen; zugleich theilte sich eine Gruppe von Herren, die bisher dicht vor ihm gestanden und ihm jede Aussicht verschlossen hatten; sein Blick traf die Logengalerie an der Wand: dort saß ihm gerade gegenüber, den riesigen Körper im Stuhle zurückgelehnt, das Gesicht, aus dem die tiefliegenden Augen zu beiden Seiten der Hakennase unter der mächtigen dunkeln Perücke hervorblickten, vorgeneigt, die Hände über dem Krückstock gekreuzt, der Marschall von Guines. Über ihn beugte sich lächelnd das blonde Gesicht seines Sohnes; neben ihm saß, breit, blaß und unangenehm, der Marquis von Tresmes. Im nächsten Augenblick waren alle drei aufgestanden, und da hinter ihnen ein Lüster mit vielen brennenden Kerzen hing, fiel ihr Schatten lang in den Saal und gerade über Saint-Koust, der plötzlich im Dunkeln saß.

Der hatte unwillkürlich den Degen gelockert; aber er wußte auch schon, daß dies Verrücktheit war. Er blieb auf seinem Platz. Allmählich setzte sich alles wieder und im Saal ward Ruhe; auf der Bühne drohten, klagten und starben die Komödianten, aber Saint-Koust sah und hörte sie nicht mehr. Erst ein nicht endendes Beifallrufen und Stöße auf den Boden schlugen, erweckte ihn. Im Gewühl der aus dem Theater strömenden Menge sah er niemanden, den er kannte.

Bestürmt von vielen Gedanken, verbrachte er die Nacht. Da der Herzog ihm am andern Tag anbot, ihn bei Hofe vorzustellen, dankte er mit den Worten: „Die Absätze meiner Schuhe sind noch nicht hoch genug.“ Herr von Saint-Aignan lächelte, aber er drängte nicht. Er mochte sich fragen, ob sein Gast in Versailles Figur machen würde. Saint-Koust bat ihn, seine

Gunst, deren er noch einmal bedürfen könnte, ihm erhalten zu wollen. Paris sei nicht der geeignete Ort für ihn; und es sei ihm klar geworden, daß der Platz eines Offiziers auch im Winter bei seinem Regiment sei. Damit beurlaubte er sich, ritt zurück nach Lothringen, wo die Armee im Quartier lag, und drillte seine Leute.

Drei Jahre später hatte er das Patent als Brigadier und zählte zu den Offizieren, denen Herr von Turenne die schwierigsten Aufgaben übertrug. Nach der Einnahme von Arnheim hatte der Marschall ihn dem König vorgestellt, und dieser hatte sehr freundliche Worte an ihn gerichtet. Der Platz war von zwei französischen Armeen belagert und durch gleichzeitigen Angriff genommen worden. Zu Mittag hatte Saint-Roust die Zitadelle erstürmt und die Verbindung mit der andern Armee hergestellt; ihm übergab der Kommandant, ein Graf Salm, seinen Degen. Fast wären ihm, da die Zitadelle an der Nordseite der Stadt lag, die dort stürmenden Truppen zuvorgekommen, er sah sie im Sonnenschein auf den Wällen kämpfen, sah das Waffenglimmen in Dampf und Staub, und das Ringen an den Geschützen; dann hatte er den Befehlshaber, der sie — wie er seine Leute — zum äußersten anfeuerte, plötzlich sinken sehen, worauf der Angriff ins Stocken geriet, bis Saint-Roust die Verteidiger im Rücken faßte.

Eine Stunde später ritt er durch die Straßen des Städtchens. Menschenleer, verschlossen, da und dort vom Feuer zerstört, standen die Häuser. Bei einigen waren die Tore erbrochen, hallende Schritte und Rufe, dumpfer Fall von Möbeln und Gegenständen verriet, wer darin hauste. Auf einem kleinen Platz taumelte eine junge Frau, von plündernden Soldaten häßlich bedrängt, aus einer Haustüre gerade vor ihn, so daß er sein Pferd zurückreißen mußte. Sie hatte sich bisher schweigend gewehrt, jetzt schrie sie zu ihm um Hilfe. Aber die Raserei der Männer war entflammt, sie hörten gar nicht auf ihn, und erst als er einen verwundet hatte, ließen die andern sie unter Flüchen und Drohungen fahren. Im nächsten Augenblick war ihm der Weg gesperrt; der kleine Platz war voll von Soldaten, die betrunken aus einer Kneipe und ihren Kellern hervorkamen, und sich mit wildem Geschrei und wutverzerrten Gesichtern gegen ihn und seine wenigen Begleiter stellten. Zu seinem Glück war

eine Abtheilung seiner eigenen Leute, die hinter ihm zurückgeblieben war, herangekommen, und auf seinen lauten Ruf „Zu mir, Saint-Roust!“ machten sie sich, im Keil aufreitend, längs den Häusern zu ihm Bahn. Während nun verhandelt und hin und her geschrien wurde, kam von der andern Seite Fußvolf anmarschiert, das die enge Gasse von einer Häuserreihe zur andern anfüllte und sich jetzt vor dem Platz staute; hinter den Reihen tauchten die Federhüte der Offiziere und die Köpfe ihrer Pferde auf. Es zeigte sich, daß es die gleiche Truppe war, zu der die Leute vor ihm gehörten, und an den Fahnen und Feldzeichen erkannte Saint-Roust, daß er sein eigenes früheres Regiment, bei dem er solange gestanden, das Regiment Guines, vor sich hatte. Kommandorufe erschollen; den Offizieren wurde eine Bahn geöffnet: bleich, von zwei andern gestützt und mühsam auf dem Pferde erhalten, an Hand und Haupt und Brust mit blutigen Tüchern verbunden, kam der Oberst in den freien Raum geritten. Auch Saint-Roust wurde bleich, als er den Vicomte von Guines erkannte. Im selben Augenblick wußte er auch mit unzweifelhafter Gewißheit, obwohl er keinerlei Beweis hatte, daß der Vicomte der Mann war, den er auf den Wällen fallen gesehen und dem er die Ehre des Tages aus der Hand hatte winden können.

Der aber wollte, sowie er die ersten Worte gehört, nur das eine wissen, wer seinen Mann verwundet hatte. Und so erschöpft er vom Blutverlust war, so sehr ihn Schmerz und Fieber im Sattel schüttelten, so unbändig waren der Haß und Hochmut, mit dem er seine Fragen stellte.

Saint-Roust, von den heftigsten Empfindungen bewegt, antwortete nicht minder hochmütig. Der Vicomte aber, als ob er ihn gar nicht gehört hätte, ihn überhaupt nicht bemerkte, fuhr fort, nur mit seinen Offizieren zu sprechen. Saint-Roust, der vor den eigenen Leuten seinen Rang zu wahren hatte, saß, jetzt vor Wut bleich, und mit zuckenden Lippen im Sattel. Noch überlegte er die verhängnisvollsten Befehle . . . da dröhnte außerhalb der Stadt ein Kanonenschuß; ein zweiter und dritter folgte und mehr, dumpf hallend, in regelmäßigen Abständen. Gleichzeitig kam ein Ordonnanzoffizier auf schweiß- und staubbedecktem Pferd die Straße herabgesprengt, der Saint-Roust suchte und ihm ein Schreiben übergab. Saint-Roust erbrach und las es;

die Farbe wechselte auf seinem Gesicht, — nun ritt er vor und erhob die Hand, und sein Pferd, das unruhig geworden war, mit einiger Mühe festhaltend, rief er mit lauter Stimme, und ohne daß irgend jemand ihn unterbrach: „Meine Herren, Seine Majestät der König ist soeben vor Arnheim eingetroffen; alle höheren Offiziere sind ins Hauptquartier befohlen.“ Damit stieß er den Degen, den er noch immer blank hatte, in die Scheide, nahm den Federhut ab und schwang ihn: „Es lebe der König!“

Brausend tönte der Ruf von allen Seiten. Als wiederum Stille eintrat, lauschten alle, von der Nachricht erregt und abgelenkt, auf Saint-Roust, der, während sein Pferd ihn ein paar Schritte weiter den Reihen entlang trug, auf das Papier in seiner andern Hand weisend, fortfuhr: „Der Herr Marschall hat mich zum Kommandanten und Quartiermeister in Arnheim ernannt. Hiermit übernehme ich das Kommando und befehle: die Regimenter Saint-Roust und Artois besetzen die Festung; das Regiment Guines bezieht seine alten Quartiere vor der Stadt.“

In dem betretenen Schweigen, dem Augenblick des Zögerns, der diesen Worten folgte, sah Saint-Roust, der seine Augen nicht von dem Antlitz seines Gegners löste, wie Herr von Guines, mit aufeinandergepreßten Lippen eine unbestimmte Bewegung mochte: im nächsten Augenblick klirrte sein Degen auf dem Pflaster, während die Hand, die ihn gehalten hatte, schlaff herabfiel. „Sorgen Sie für Ihren Obersten!“ rief Saint-Roust, da er ihn zurücksinken sah, den Guinesschen Offizieren zu, und: „Sorgen Sie, daß meine Befehle ausgeführt werden!“ Niemand antwortete. Er befahl seinen Reitern, Kehrt zu machen, und ritt, ohne sich umzusehen, mit ihnen davon, ins Lager, um dem König vorgestellt zu werden.

Erst viele Stunden später erinnerte er sich des Mädchens, das den Anlaß zu dem ganzen Vorfalle gegeben hatte. Seit frühester Jugend gewohnt, Schreckliches verüben zu sehen, war er sich bewußt, daß es nicht allein ihr Hilferuf gewesen, daß irgend etwas in ihrer Erscheinung und Stimme ihn wie mit einer Erinnerung ergriffen hatte. Dennoch fühlte er jetzt nicht mehr als ein flüchtiges Bedauern, und er hätte sie vergessen, wenn sie nicht zwei Tage später von selbst zu ihm gekommen wäre. Weder in der halbzerstörten Stadt und ebensowenig auf dem von

brennendem und plünderndem Kriegsvolk überfluteten und durchstreiften Land hatte sie eine Zuflucht. So kam es, daß er sie bei sich behielt. Sie wünschte sich nichts besseres, und in den Quartieren, auf dem väterlichen Gut, wo er das verfallene kleine Schloß mit den spitzen runden Ecktürmen wieder hatte herstellen und verschöner lassen, diente sie ihm mit bescheidener Zärtlichkeit. Er aber fragte sich oft, worin die Ähnlichkeit mit Frau von Tresmes liegen mochte, da sie braunes Haar hatte und von dunkler Hautfarbe war, und wurde doch den täuschenden Reiz nicht los, der ihn anzog.

Er fühlte sich nun genug, um an den Hof zu gehen, und verbrachte alljährlich einen Teil des Winters in Paris. Er erschien beim Morgenempfang in Versailles so oft, als er es seiner Ehrerbietung schuldig zu sein glaubte, aber er versuchte nicht zu glänzen.

Eines Vormittags, der König war eben, groß und lächelnd, von Gardeoffizieren, Kammerherren und Marschällen gefolgt, durch die Galerie geschritten, für 3 Uhr war Spiel und Musik angesagt, und Saint-Roust wollte sich zurückziehen, als Herr von Saint-Aignan ihn aufforderte, ihn bei einem Besuch, den er Herrn Mignard, dem Direktor der königlichen Sammlungen, machen wollte, zu begleiten. Während der Herzog, der für alle schönen Künste entflammt war, in eifrigem Gespräch mit Herrn Mignard stand, ging Saint-Roust, nachdem er eine Weile höflich zugehört, in der Werkstatt des Malers umher und besah sich die Bilder, die in großer Zahl an den Wänden hingen. Plötzlich unterdrückte er mit Mühe einen Ausruf, als er, in eine Abtheilung des großen Raumes tretend, auf einer Staffelei das Bild der Marquise von Tresmes erblickte, in Farben, als ob sie ihm lebendig entgegengetreten wäre. Wie atmend hob sie sich von dem blauen Hintergrunde der Luft und Wolken, während der grüne Park mit stillen Marmorfiguren und Brunnen sich in der Ferne verlor. Sie schien etwas voller in Gesicht und Gestalt, aber sonst kaum verändert, in ihrem Gesicht war das traurige Lächeln, das er kannte, der Ausdruck einer schmerzbeladenen Seele und einer großen Güte, der ihn immer ergriffen hatte und jetzt wieder ergriff, ohne daß er sich dessen in klaren Gedanken bewußt geworden wäre. Zu ihren Füßen kauerte, zu ihr hinaufstarrend, ein Neger, der den einen Arm um ihren

Hund gelegt hatte; in einem Wölkchen in der Ecke des Bildes zielte der Liebesgott mit Bogen und Pfeil.

Er blickte sich um, ob jemand ihn beobachtete, aber die Herren sprachen noch immer am fernen Fenster; ein jüngerer Mann, ein Maler, war ehrfürchtig hinzugetreten und hielt die Kartons, die sie betrachteten. Bei der Bewegung fiel Saint-Rouss' Blick, der bisher auf das Gemälde gebannt gewesen war, auf zahlreiche Skizzen zu dem Porträt, die am Fuße der Staffelei standen; auf der einen hatte sie das Haupt mit dem Arm gestützt und sah sinnend in die Ferne hinaus, auf einer andern hielt sie ein geöffnetes Kästchen mit Perlen und Schmucksachen im Schoß, die sie betrachtete; auf einem dritten Blatt sah sie ihn lachend an; und doch war es selbst im Lachen, als ob in ihren Augen Tränen stünden. Er sagte sich, daß sie kürzlich hier gewesen sein mußte, daß sie in jedem Augenblick eintreten konnte, und der Atem stockte ihm. Unwillkürlich blickte er nach der entfernten weißen Doppeltür; sie blieb verschlossen, und er verlor sich wieder im Ansehen des Bildes.

In sein Sinnen tönten die nahenden Schritte und Worte der andern. Langsam entfernte er sich von der Stelle, an der er nicht getroffen werden wollte. Aber er kam noch öfters zu Herrn Mignard und ließ sich von dem höflich lächelnden Maler umherführen, und erstand zuletzt, wie durch eine zufällige Wahl, eine der Skizzen, die er wohlverwahrt nach seinem Schlosse brachte. Als er das leztmal im Atelier gewesen war, befand sich das Bild nicht mehr auf der Staffelei. Aber er hatte keine Frage gestellt. Er war dann sogleich an den Rhein gereist, und in den folgenden Jahren hatte ihn der dauernde Krieg so völlig hingenommen, daß er an anderes zu denken wenig Zeit fand, bis er beim Weserübergang schwer verwundet wurde. Als sein Zustand sich soweit gebessert hatte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte, wurde er nach seinem Gute gebracht.

Dort sah er, mehrere Wochen später, in einem Lehnstuhl gebettet, im dunkelnden Zimmer, da es im Freien zu kühl geworden war, nahe der offenen Türe zu einer Gartenterrasse, auf der das bleiche Herbstlicht lag. Seitdem er wieder klar denken konnte, sann er, wie sein Zustand und die erzwungene Muße es mit sich brachte, über das eigene Leben nach, das so nahe daran gewesen war, seinen Abschluß zu finden. Er sah sich als Knaben

vor dem Marschall von Guines stehen, und Begegnungen ohne Ende bis zu jenem letzten Abend im Park von Fresmes. Sein Blick glitt nach dem stets verhüllten Bilde an der Wand ihm gegenüber, und ungeduldig schlug er mit dem Krückstock, der neben seinem Stuhle lehnte, auf die Erde.

Die Frau, die mit ihm lebte, erschien in der Türe und ihre wohlklingende Stimme fragte: „Was willst du?“

Er schüttelte den Kopf: „Den Diener“, sagte er. Sie verschwand. Er wußte, sie saß draußen bei einer Arbeit mit ihrem Kinde, einem Knaben, den sie ihm geboren hatte. Den eintretenden Mann hieß er die Türe schließen und das Tuch von dem Bild entfernen. Dann verlangte er Licht, und beim Schein der Kerzen sah er in das Gesicht, das so schmerzlich zu lachen schien.

Sie und ihre Schwester lebten irgendwo auf dem Lande, einsam und unglücklich. Der Marschall von Guines wurde nicht mehr bei Hofe empfangen. Er war alt, krank und gebrochen. Auch sein Sohn, der Vicomte, war ein fieber Mann, vielleicht schon ein Toter. Herr von Ransau war nach siebenjähriger Haft entlassen und des Landes verwiesen worden, so daß er ihn nicht hatte fordern und erstechen können, wie er sich vorgenommen. Aber Schritt um Schritt waren seine bösen Wünsche in Erfüllung gegangen. Wie oft, wenn er es bedacht, hatte er eine wilde Rachefreude gefühlt und einen Schrecken zugleich. Auch jetzt lief ein leichter Schauer über ihn.

Er sann darüber, was er erreicht hatte und was ihm noch zu erreichen blieb. Herr von Turenne war seit fünf Jahren tot. Er hatte dann unter den Marschällen von Lorges und Créqui nicht ohne Ruhm gedient; er konnte davon träumen, selbst Marschall von Frankreich zu werden.

Von draußen tönte ein trauriges Lied, das die Mutter seines Kindes sang. Mit der Krücke seines Stockes zog er den Vorhang wieder vor das Bild, dann ließ er den Kopf müde in die Kissen sinken. Als die beiden eine Weile später hereinkamen, fanden sie ihn schlummernd. Das Licht der Kerzen ließ sein scharfes dunkles Gesicht sich noch schärfer von dem schweren Schatten abzeichnen, der auf dem übrigen Teil des Raumes lag, und an der einen Wand erschien riesenhast sein Profil wieder.

Das Kind hob scheu die Hände zu den feinen empor und streichelte sie.

Aber als der Winter vergangen war und die Märzsonne kräftiger schien, schritt er wieder stark durch die Felder, und als der April mit seinen Stürmen und Schauern kam, stieg er zu Pferd und ritt zur Armee. Er war bei der gewohnten rauhen Reiseart geblieben und verschmähte es, sich in der mit sechs mächtigen Pferden bespannten Karosse über die Straßen Frankreichs ziehen zu lassen, wie die andern Generale es taten.

Von Anfang an verlief seine Reise widerwärtig. In der ersten Herberge bekamen seine Diener Streit mit betrunkenen Bauern, und er mußte zwei von ihnen verwundet zurücklassen. In Compiègne erreichte ihn der Befehl, achthundert Reiter nach dem Elsaß zu führen. Die Leute waren neugeworben und zuchtlos, und er hatte endlose Mühe und Ärger mit ihnen. In den Lüften tosten Gewitter; die Regengüsse machten die schlechten Straßen ungangbar; Pferde scheuten und verletzten sich, Leute entliefen, Zehrung und Fourage waren schwer aufzutreiben. Finster und mißmutig gelangte er bis an die Grenze der Freigravschafft.

In Fresnes erschien der Gouverneur der Stadt in seinem Quartier: aufständisches Landvolk plünderte Schlösser und Klöster; er hatte niemanden; schlotternd vor Angst, denn schon ging das Gerücht, daß die Haufen gegen das Städtchen selbst anrückten, bat er Saint-Roust, mit seinen Leuten einzugreifen. Saint-Roust war es einerseits recht, diese gleich zu verwenden und damit noch besser zurechtzubringen, anderseits mißfiel es ihm, die Bauern hängen zu lassen, die ihm leid taten, da er ihre Not kannte und der aufgeregte Gouverneur ihm nicht der Mann schien, der für die Gegend Sorge zu tragen verstand. So gab er seinen Reitern Befehl, zwar jene, die sie beim Plündern und Brennen trafen, niederzuschießen, die Gefangenen aber womöglich entlaufen zu lassen. Damit aber war der Gouverneur nicht zufrieden, der Gericht halten wollte, und erhob Vorstellungen. Saint-Roust, der in seiner düstersten Laune war, nahm diese übel auf; er wollte sofort abreiten. Der zitternde Mann beschwor ihn fast auf den Knien zu bleiben; eben kamen wieder fürchterliche Nachrichten, und Saint-Roust, der in sich

keine Ruhe fand, saß selbst auf und ritt an der Spitze eines Zugs nach dem Thal, aus dem der Notruf gekommen war.

Vor einem zerstörten, noch rauchenden Landhaus lag ein alter Edelmann, dem der Schädel eingeschlagen war, neben ihm eine erschossene Frau, die grauen blutbefleckten Haare hochfrisiert; unter dem gelbseidenen, mit vielen Schleifen gezierten Rock sahen seltsam steif die Beine in blauen Strümpfen hervor.

Drei Männer wurden eingebracht, ein alter Bauer mit großen finstern Zügen; neben ihm standen trozig, barfuß, niedere finstere Stirnen unter den straffen schwarzen Haarsträhnen, seine beiden Söhne. Die noch blutigen Axt und Sensen waren ihnen abgenommen worden. Während ein paar Soldaten bereits die Stricke an den Zweigen einer breitästigen dunkeln Linde festmachten, war aus einer nahen Kirche, in der ein vor Schrecken halb verrückter Küster noch immer Sturm läutete, ein Geistlicher geholt worden, der selbst am ganzen Körper zitternd, den drei Männern verworren, zumeist in lateinischen Worten zusprach. Sie hörten gar nicht auf ihn. Da faßte Saint-Roust den Arm des Alten und wies ihm die Leichen der Ermordeten. Der alte Mann wartete gleichmütig, bis er seinen Arm losließ, dann sagte er:

„Wenn Ihr so gekränkt worden wäret wie ich, gnädiger Herr, Ihr würdet Euch auch gerächt haben.“

Bis ins Innerste getroffen, wendete Saint-Roust sich ab. In raschen ruhelosen Schritten ging er immer auf der selben kurzen Strecke hin und zurück. Alles schwieg. Der Sergeant wartete.

Ein roter Schein überzog den Himmel. Hinter dem Hügel mußte ein neuer Brand angesteckt worden sein.

Erregt stellte Saint-Roust ein paar rasche Fragen an den Geistlichen, der die Leute kannte. Dann hieß er den Jüngsten freigegeben. Der sprach kein Wort; aber da sie an den Alten Hand legten, rief dieser ihm etwas zu. Saint-Roust wendete sich ab. Der Junge stand ganz starr. Als alles vorüber war, stieß er einen wilden Schrei aus, sprang über die niedere Mauer hinter ihm und warf sich die Böschung hinab. Einige der Soldaten wollten ihm nach, aber Saint-Roust rief sie zurück. Man mußte rasch aufsitzen, um auf einem weiten Umweg um den langgestreckten steilen Hügel herumzukommen.

Sie ritten schweigend durch das düstere Thal, nur das Klirren der Waffen und des Zaumzeugs und das Schlagen der Hufe tönte gedämpft und unablässig auf dem weichen Boden.

Auf der andern Seite des Hügels angekommen, sahen sie, daß das Haus eines Zöllners angezündet und fast niedergebrannt war; der Zöllner selbst hing an einem halb verkohlten Balken vor seiner Türe.

In einiger Entfernung stand, in mächtigem Schatten vom Abendhimmel sich abhebend, ein Schloß mit breiten Freitreppen aus grauem Stein. Es schien unbewohnt. Kein Mensch war in der Nähe außer dem toten Zöllner; Plünderer wie Einwohner waren geflohen.

Die Reiter trabten über breite Kieswege zwischen stillen Rasenplätzen. Thor und Türen waren festgeschlossen. Aber nach lautem Rufen und Pochen erschien oben auf der Freitreppe eine Gestalt: mit vorsichtigen gebrechlichen Schritten kam ein alter schwarzgekleideter Mann die Treppe herunter, der Saint-Roust, als er vor ihm stand, wunderbar bekannt vorkam.

„Wem gehört das Schloß?“ fragte er.

„Dem Herrn Marquis von Tresmes“, antwortete der alte Mann mit einer Stimme, die in der Abendluft seltsam dünn und erloschen klang. Gleichzeitig machte er vor Saint-Roust eine tiefe Verbeugung. Da erkannte er den Haushofmeister der Marquise, der, damals schon bejahrt, jetzt uralt geworden war.

„Wo ist der Herr Marquis?“ fragte er wieder.

„In Paris.“

„Und die Frau Marquise von Tresmes?“

„Dort!“ sagte der Alte und wies in den Park hinaus.

„Wo? Führen Sie mich zu ihr!“

Er schritt mit dem alten Mann durch die Alleen, der mit bescheiden gezogenem Hute neben ihm herging und darauf achtete, immer um einen halben Schritt hinter ihm zurückzubleiben, bis sie die Parkmauer erreicht hatten. Hier wies er ihm einen runden Rasenfleck, auf dem, erhöht auf einem kleinen Hügel, ein mit zwei Wappen geschmückter Sarkophag und dahinter ein hohes dunkles Steinkreuz stand. Auf dem Marmor las er in goldenen Lettern eine prunkende Inschrift, mit allen Titeln und Namen der Verstorbenen; nur die letzte Zeile lautete: „Betet für ihre arme Seele!“

Schweigend und regungslos blieb Saint-Koust stehen. Der Alte machte, von ihm ungesehen, eine tiefe Verbeugung und verschwand in der Dämmerung. Als Saint-Koust allein war, kniete er nieder und betete lange. Dann blieb er in Sinnen versunken am Ort. Die Dämmerung wurde immer tiefer. Nur manchmal drang ein Ruf, ein Wiehern von der andern Seite des Schlosses herüber, wo die Reiter hielten oder auf dem Kies auf und nieder ritten.

Auf einmal machte ein Geräusch ihn auffahren. Er hörte etwas surren, fühlte einen Schlag auf die Brust, sah noch über dem Mauerrand ein düsteres Gesicht, eine niedere Stirn, um die lange schwarze Haarsträhnen fielen, ... dann breitete er die Arme aus und fiel vornüber tot zu Boden.

Der Seher

In dem ovalen Zimmer mit den grünen Vorhängen war es stille geworden. Kleine Falter flatterten um die Lampe und fielen versengt mit heftigen kleinen Bewegungen auf das Tischtuch herab; das junge Mädchen sagte zu ihrem Bruder, der sich bemühte, sie vom Tisch zu streifen: „Nein, laß . . . die armen Tiere!“

Der Mann, der zwischen beiden saß, sah sie erstaunt an. Er war nicht mehr jung, sein kurzes welliges Haar war leicht ergraut; ihm war das täuschende Gefühl gekommen, er müßte das, was er sah und hörte und was ihn umgab, schon einmal erlebt haben; und er sprach es aus. Alle gaben aus wiederholter Erfahrung die gleiche Täuschung zu, aber er schüttelte den Kopf. „Ich glaube, es ist wirklich so“, sagte er, indem er sich in dem Zimmer umsah und die um den Tisch Sitzenden der Reihe nach freundlich anblickte. „Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen . . .“

Er sprach indessen nicht weiter und versank in Nachdenken. Sohn und Tochter sahen einander an und füllten dem Gast das Glas; sie wußten, daß er dann gesprächiger wurde, und auch die Mutter wollte die Geschichte hören. Er aber warf dem jungen Mädchen einen eigentümlich liebevollen, lächelnd vertrauten Blick zu, der sie beinahe verwirrte, denn sie hatte den Mann erst wenige Male gesehen, und der ihr dennoch wohlthat; dann sagte er:

„Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich öfter den Ort wechseln muß, um in neuer Gegend die gleiche Arbeit zu verrichten; und so war ich auch dahin gekommen, wo das Haus stand, und die Dinge sich ereigneten, an die ich heute so lebhaft erinnert werde. Es ist sicherlich Zufall . . . Lassen Sie mich nur erzählen. Ich ging dort im Walde spazieren und sah einen schlanken Mann vor mir auf dem gleichen Wege gehen, der sich beständig bückte und irgend etwas auf der Erde tat; und da er

auffallend groß war, sah dies um so sonderbarer aus. Ich ging ein wenig schneller und bemerkte bald, daß kleine Schnecken in großer Zahl nach dem Regen auf dem feuchten Boden krochen, die er alle behutsam aufhob und in die Büsche tat, offenbar, damit sie nicht verletzt würden. Ich habe ihn später ebenso aufmerksam darauf achten, daß er keine Ameise zertrete, und die Falter an der Lampe schützen sehen.

Einige Tage später saß ich in meinem Gasthof beim Mittagessen, als derselbe Mann eintrat. Seine Kleidung sah, ohne es absichtlich zu sein, dennoch altertümlich aus. Sein Stehkragen war wohl besonders hoch und die dunkle Krawatte breit darumgeschlungen, weil sein Hals so lang war; der graue Gehrock war in den Hüften eingeschnitten und die Hosen enge. Das Gesicht, von schwarzem, schönem, an den Schläfen herabgestrichenem Haar umrahmt, und der kleine Backenbart erhöhten den altmodischen Eindruck.

Er grüßte mit einer leichten Verneigung und begab sich an seinen Platz und begann zunächst sein Besteck mit einem seidenen Tuche sorgfältig zu reinigen. Dann aß er, fast ohne sich umzusehen, und ging wieder fort.

Da hörte ich seinen Namen, denn meine Tischgenossen, Ingenieure der Bahn, wie ich, und einige Herren aus der Stadt, wunderten sich darüber, daß der Rat Dorenus im Gasthaus gespeist hatte."

Unter den Zuhörern entstand eine gewisse Bewegung. Die Kinder sahen die Mutter und die andern beschwörend an. Der Erzähler stockte und fragte, ob ihnen der Name bekannt sei.

"Flüchtig," antwortete der junge Mann, „und bitte, fahren Sie fort!"

"Es wurde mir gesagt, daß er ein sehr verschlossener stiller Mensch sei, der von irgendeinem Amt, das er nicht mehr ausübe, den Titel habe und bei seiner Mutter lebe. Wenig mehr.

Eines Abends ging ich an dem Hause vorüber, das man mir als das seine gezeigt hatte; es lag höher als die Straße, eine grüne Böschung ging bis zur Gartenhecke hinauf, dahinter lag es weiß und flach mit grünen Fensterläden; von unten konnte man nur das Dach sehen. Auf der anderen Seite der Straße gehend, hatte ich einen Lichtschein wahrgenommen; da ich nahe herangekommen war, hörte ich wundervoll die Violine spielen. Ich

blieb stehen und ging dann, fast ohne es zu wollen, den kleinen schmalen Weg über die Böschung hinauf, der zu einem kleinen Türchen im Zaun führte: an diesem Türchen blieb ich ganz stille stehen und lauschte. Das Fenster war offen und die Vorhänge geschlossen, so daß ich nur einen Lichtschimmer sehen, aber die Töne in nächster Nähe lieblich hören konnte.

Es geigte mir die Seele fort; ich wußte nicht, wo ich war: ich fühlte mich in das kleine Zimmer, das süße weiße Haus hinein; ich sah die leisen Flammen im Kamin; Bilder von Frauen, Erinnerungen stiegen auf; ich stand, stand, lauschend und träumend, und wußte nicht, wohin die Zeit verrauscht war.

Auf einmal verstummte das Spiel, und ich sah wieder das schattenhafte dunkle Grün, das mich umgab, den Zaun, die sandigen Wege, und wenn ich mich umsah, in der Ferne den mattschimmernden Fluß. Aber jetzt fiel ein Schatten auf den Vorhang; er wurde auseinandergezogen und eine Stimme rief: „Wer ist denn da?“

Der Spieler konnte mich nicht gehört und noch weniger gesehen haben, — und doch mußte ich ihn durch irgendein leichtes Geräusch, das ich selbst nicht beachtet, gestört haben. Ich entschuldigte mich irgendwie: die Musik hätte mich bezwungen und zum Lauschen gebracht.

Der Mann im Fenster antwortete: „Bitte, treten Sie doch ein, wenn Sie zuhören wollen; das Türchen ist nur eingeklinkt.“

Die Einladung wurde so einfach liebenswürdig gesprochen, daß ich nicht widerstand. Die Haustüre ward geöffnet, und durch einen kleinen, fast leeren Vorsaal kam ich in ein Zimmer, ähnlich, wie ich es eben geträumt hatte: still, mit kleinen Flammen im Kamin trotz dem Frühlingsabend, mit geblühten Tapeten und hellen Vorhängen, mit alten Schränken und Bildern, und darin der lange feine Mensch, jetzt im Hauskleid, mit weichen Schuhen an den Füßen, vor dem Pult mit seiner Geige.

„Ich bin ganz allein“, sagte er und sah mich mit seinen großen, merkwürdigen Augen an. „Spielen Sie? ... Ja!“

„Ich spiele ein wenig Cello“, sagte ich, „aber wenn Sie mich meine Zudringlichkeit vergessen machen wollen, so lassen Sie sich, bitte, nicht stören und mich weiter zuhören.“

Er spielte fort. Ich saß vor ihm; in den Pausen sprachen wir über die gespielten Stücke. Nach einiger Zeit, in der ich

ebenso hingenommen zugehört, legte er die Geige fort; eine Magd kam, die auf ein Tischchen kalte Speisen und Wein auftrug und zwei brennende Kerzen dazustellen. Wir redeten fast nur über Musik, dann sagte er: „Nun muß ich fort, um meine Mutter und Schwester vom Bahnhof abzuholen.“

Ich verstand diese Worte als eine Aufforderung, ihn zu verlassen, und ich ging. Aber es gab sich von selbst, daß wir wieder zusammen kamen; und in den Gesprächen, die wir führten, sagte er über die Gegend und die Natur, selbst über Wolken und Wetter, merkwürdige Dinge, wie ein Mensch, der sich ganz in Erde, Tiere und Pflanzen hineinleben konnte, bis zur Seltsamkeit, wie ich es ja bei dem ersten Zusammentreffen, von dem ich indessen nichts erwähnte, gesehen hatte. Aber am meisten redeten wir immer wieder über Musik. Ich hatte selbst Musiker werden wollen, und wenn ich mein Talent nicht groß genug geglaubt, um meinen Beruf darauf zu gründen, so war ich ein leidenschaftlicher Liebhaber geblieben. Das hatte ich ihm erzählt, und eines Tages forderte er mich auf, mit ihm zu spielen, und wir beredeten ein Trio, bei dem seine Schwester am Klavier begleitete. Ich war beiden nicht gleich, besonders dem Rat nicht, aber es ging, und es ward für uns alle, für mich zum mindesten ein unbeschreiblicher Genuß.

Ich hatte die Frauen schon vor den gemeinsamen Musikabenden kennengelernt; die Mutter, eine sehr blasse alte Dame mit weißem Haar, und des Rats Schwester, Claire Dorenius.

Sie war nicht, was man schön nennen konnte; aber sie war zart und schlank und hatte etwas Liebliches im Wesen; und sie sah unendlich rein und gut aus . . . ich will gleich sagen, daß ich mich in sie verliebte, ohne es zu wissen, daß mir ihre Nähe, ihre Stimme, ihre feinen, ein wenig schüchternen Worte süß waren.

Noch heute verfolgt mich das Bild des schlanken, weißgekleideten Mädchens mit der roten oder grünen Schärpe, die sie wie einen Gürtel umgebunden trug. Damals begleitete es mich in meine tägliche Arbeit und machte mich froh und traurig. Es war jene Zeit, in der man jedes Zusammentreffen zählt, jedes Wiedersehen ungeduldig erwartet, eine Beklemmung, lang ehe ein Wort gesprochen, oder ein Blick etwas anzudeuten gewagt hat.

In diesen Tagen, die mir so viel versprochen, geschah mir etwas Überraschendes. Ich kam des Mittags durch die Stadt

und begegnete Dorenien auf meinem Weg; ich schloß mich ihm an und ging mit ihm durch eine stille, staubige Straße dem Bahnhof zu; es war eine lange und langweilige Kleinstadtstraße, und wir waren die ganze Strecke auf der einen Seite an den Häusern fortgegangen, als Dorenien plötzlich vom Bürgersteig auf den Fahrdamm trat und auch mich mit sanftem Zwang nach der anderen Seite der Straße hinüberzog. Wir hätten an einem Neubau vorüber müssen, und ich dachte, — soweit ich mitten im Gespräch, das wir nicht unterbrachen, überhaupt dachte, — daß er in seiner peinlichen Reinlichkeit Staub oder spritzenden Mörtel für seinen Anzug fürchtete, und wollte ihm sagen, daß ja nicht gearbeitet würde und niemand auf dem Gerüst wäre, aber ich sagte es nicht, weil die Reden, die ich mit ihm führte, den Gedanken sogleich wieder zurückdrängten. All dies währte kaum Minuten, und wir gingen auf der anderen Seite der Straße fort; da hörte ich das schwere Krachen, sah die fallenden Trümmer, Ziegel und Mauerstücke und aufwirbelnden Kalkstaub, als das Gerüst einstürzte. Wir wären unfehlbar darunter begraben worden, und betroffen sah ich den Mann an, den ein so wunderbarer Instinkt oder Zufall mit mir gerettet hatte. Er sagte ruhig: 'Wie gut, daß wir herübergegangen sind!'

'Hören Sie,' sagte ich, 'ist Ihnen an dem Gerüst etwas aufgefallen?'

'Ich weiß nicht ... mir war es so ...' erwiderte er ausweichend und setzte das frühere Gespräch fort.

Vor dem Bahnhof verließ ich ihn und ging zurück. Er hatte mir gesagt, daß er einen Besucher erwarte, und fuhr dann in der That mit einem wohlgekleideten jungen Mann an mir vorüber.

Bis dahin war ich nie in seinem Hause einem anderen Gast begegnet. Und obwohl es oft geschah, daß, wenn gespielt wurde, unten an der Straße Vorübergehende stehen blieben, um zuzuhören, war es doch nie wieder vorgekommen, daß der Rat einen davon aufgefordert hätte, ins Haus zu treten.

Als ich zwei Tage später zu Dorenien kam, sah ich den Fremden im Zimmer sitzen, ein Buch in der Hand; er stand auf und wir begrüßten einander. Er war groß, mit vornehmen Bewegungen; sein Haar war dunkel und seine Augen sehr schön;

aber ihr Blick war mir nicht angenehm; es lag etwas Unstetes, ich möchte sagen, etwas Unwahres darin.

Es ergab sich, daß er in dem gleichen Gasthof wie ich wohnte, aber ich hatte ihn dort nicht gesehen, weil wir andere Stunden und Gewohnheiten hatten. Er blieb zwei bis drei Wochen da, und ich traf ihn, so oft ich zu Dorenius kam.

In all der Zeit, seitdem ich im Hause verkehrte, war nie von den Angelegenheiten oder Beziehungen der Familie gesprochen worden, so daß sie viel mehr über mich wußten, als ich über sie; nur von den Vorfahren auf den alten Bildern und Silhouetten an der Wand war hin und wieder erzählt worden, von den Lebenden nichts.

In diesen Tagen fühlte ich, daß etwas im Hause vorging. Ich muß auch sagen, dieser Fremde war so, daß man ihn nicht leicht übersehen noch vergessen, aber auch nicht leicht ertragen konnte. Er hatte etwas überlegen Spöttisches in seiner Art zu reden, obwohl er immer höflich war und nur über sich selbst oder über seine Landsleute zu spotten schien; er war Engländer von Geburt, obschon er tadellos Deutsch sprach. Er hieß Edward Loane. Wie nah oder wie ferne er meinen Freunden stand, konnte ich kaum erkennen, und Fragen waren in diesem Hause weniger angebracht denn irgendwo. Der Rat sprach immer gelassen, ja kühl mit ihm, Claire redete wenig, so daß er meist das Wort hatte, und seine scherzhaften Bemerkungen und seine Erzählungen hielten das Gespräch im Gang. Er war in Indien gewesen und sprach mit bitterem Tadel von der Herrschaft seiner Landsleute über die Eingeborenen; er sagte einmal, er würde am liebsten einen noch grausameren Aufstand anstiften und besonders alle Engländerinnen ausrotten. Sein Ernst ging immer in Spott über. Manchmal bemerkte ich, daß der Rat ihm entgegen und bisweilen belehrend sprach, was Loane stets mit überlegener Höflichkeit aufnahm. Einmal sah ich ihn sehr übermütig, so daß er über den gedeckten Gartentisch sprang, ohne daß er eine Kanne oder ein Glas umgestoßen hätte. Im nächsten Augenblick hatte er wieder seine kühlen lächelnden Formen.

Aber ich fühlte, daß etwas vorging; und es konnte nicht ausbleiben, daß ich eine gewisse Eifersucht auf ihn empfand, der immer Zeit hatte und die vollen Tage im Hause verbrachte, während ich nur des Abends und keineswegs täglich kam; um

so mehr, als das Mädchen ja durch nichts an mich gebunden war. Dieser Besuch machte mir erst die Heftigkeit des eigenen Empfindens bewußt.

Als der Abend kam, der für das Trio bestimmt war, fand es wie sonst statt; er wendete höflich für Fräulein Dorenus die Notenblätter um. Die Musik schien ein Band zwischen uns, das ihn nicht in gleichem Maß umschlang; aber nachher, da wir über eine Stelle sprachen, die wir vorgetragen hatten, setzte er sich ans Klavier und spielte; und da wußte ich, daß er auch darin keinem nachstand.

Es kam von selbst, daß wir häufig miteinander nach Hause gingen, oft schweigend, manchmal in Gesprächen, die nicht viel sagen wollten. An diesem Abend bat er mich, da er nicht schlafen könnte, ihm Gesellschaft zu leisten. Er ließ trefflichen Wein bringen. Wenn er etwa — ich möchte ihm nicht unrecht tun — meine Gedanken über das Haus Dorenus erfahren wollte, so hütete ich mich; er selbst pries Adolf Dorenus sehr; das fiel mir damals auf und später noch mehr, als ich Grund hatte, anderes zu glauben.

Am folgenden Tage kam ich wieder und hielt mich, ohne ins Haus zu gehen oder meine Anwesenheit kundzutun, im Garten auf, um ein Wasserrohr zu untersuchen, das nach meinen Anweisungen gelegt worden war. Ich sah Edward Loane aus dem Hause treten, alle Zeichen unbändiger leidenschaftlicher Wut im Gesicht, und ich sah, wie er mit einem einzigen zornigen Fußstoß einen schönen blühenden Rosenstrauch umstieß und niedertrat; sein Zorn und das Zertreten der vollen, weichen Blumen wirkten in der heimlichen Stille dieses Hauses, des alten Gartens und des Abends noch erschreckender und barbarischer. Wenige Augenblicke später sah er mich und kam auf mich zu und begrüßte mich mit einem gewinnenden Lächeln, als ob ich nichts gesehen und er nichts getan hätte.

Das selbe Gesicht, das ich so wutgerissen gesehen, sah ich von nicht verhehlter Freude erfüllt, wenige Tage später, da ich von der Baustrecke nach Hause in meinen Gasthof kam und er sich eben zur Abreise anschickte. Es war ein alter Gasthof, und die Schwalben, die unterm Gebälk ihre Nester hatten, flogen zwitschernd hin und wieder, während die Pferde angeschnitten wurden und die Leute sein Gepäck aufluden. Er gab kühle herrische

Anweisungen; da sah er mich und wendete sich mir rasch zu, um sich mit einer beinahe herablassenden Höflichkeit zu verabschieden; er hoffte mich wiederzusehen. Ich sah den Wagen aus dem Torweg und die Straße hinabfahren mit einem wunderlichen Gefühl, halb von Befreiung und halb von schwerem, ungriffenem Kummer.

Ich ging dann sogleich zu Dorenius, traf aber nur die Mutter zu Hause, die mir sagte, daß der Rat und Claire auf den Bahnhof gegangen wären, um von ihrem Freunde Abschied zu nehmen. Ich blieb bei der alten Dame sitzen, spielte ihr vor und plauderte mit ihr. Auch sie war eigentlich verschlossen und schien sonst zumeist gleichsam in sich hineinzusehen. An diesem Abend aber war sie sichtlich erregt, ohne daß ich erkennen konnte, ob diese Erregung eine frohe oder traurige war; einmal seufzte sie schwer und sagte, da ich sie ansah, nur: 'Die Kinder, lieber Freund, o die Kinder!' Als ich darauf eine Frage stellte, erwiderte sie ausweichend: 'Sie machen einer Mutter immer Sorge.'

Die Kinder kamen erst spät zurück, da ich im Aufbrechen war, und Claire war sogleich auf ihr Zimmer gegangen und kam nicht zum Vorschein.

Als ich nach Hause ging, befiel mich wieder die schwere Traurigkeit, obwohl ich keinen Grund dafür gewußt hätte.

Der folgende Tag war ein Sonntag und ich war zum Mittagessen gebeten. Wir saßen in dem weißen Speisezimmer mit den grünen Vorhängen; es wurde nicht viel und jedenfalls nur Gleichgültiges gesprochen, alle schienen noch mehr in sich versunken als sonst, bis der Rat ein Wort über die Menschen im allgemeinen sagte, das sich doch auf etwas besonderes beziehen mochte, was mir unbekannt war; Claire bezog es jedenfalls auf sich, denn sie legte den kleinen Silberlöffel aus der Hand, — sie aß so zierlich, es war mir immer eine Freude, ihr dabei zuzusehen, — und gab ihrem Bruder eine Antwort: etwas von 'furchtlosem Leben' sagte sie, und er erwiderte: 'Auch dem Gewissen gegenüber?'

'Es gibt nichts Gewisses!' rief Claire.

'So?' mehr sagte er nicht. Das Mädchen trug eben die Schüsseln ab. Er saß unbewegt da und blickte nach der Schwester hinüber. Eine ganze Weile schwiegen alle; Claire hatte die

Arme gekreuzt und wendete das Gesicht bald zum Fenster und bald nach der Wand, wie um dem Blick des Bruders zu entgehen; die Mutter sah besorgt und unruhig von einem ihrer Kinder zum andern. Mir war befremdlich zumut.

Auf einmal schrie Claire auf: ‚Was schaust du? Schau nicht! Du sollst nicht schauen!‘ und sie bewegte die Hand abwehrend vor sich und gegen ihn.

Und er erwiderte: ‚Ich muß schauen!‘

‚Was?! — Nein, ich will nichts wissen!‘ Ich sehe sie noch auffpringen und die Hände ringen und dann weinend aus dem Zimmer stürzen.

Eine Weile war Stille; Dorenienus hatte die Hände ineinandergelegt und drehte sie hin und her, bis sie aus dem Nebenzimmer laut ‚Abdolf!‘ und noch einmal heftiger ‚Abdolf!‘ rief, und er aufstand und ihr folgte.

Das Mädchen brachte Kaffee und Früchte. Frau Dorenienus blieb mit mir am Tisch: ‚Sie müssen meine Kinder entschuldigen,‘ sagte sie zu mir, ‚es ist Bitteres aus früherer Zeit, und jetzt wieder!...‘

Ich sah wohl, daß sie nur aus strenger Pflicht der Gastfreundschaft und mir zuliebe sitzen blieb, während Tränen in ihren Augen standen und ihre Mundwinkel zuckten; ich brach daher unter irgendeinem Vorwand rasch auf, und sie hielt mich nicht zurück.

Ich kam am andern Tage wieder und traf nur Claire. Wir gingen durch den Garten, und zu meinem Staunen sah ich den Rosenstrauch, den Edward Loane umgestoßen hatte, noch an der gleichen Stelle im Grase liegen. Sie achtete nicht darauf.

Plaudernd traten wir ins Haus, und sie setzte sich an das Pianino, das in dem einen Gartenzimmer stand. Sie saß, mit bloßen zarten Armen, die Finger auf den Tasten, emporblickend, in dem abendlichen Zimmer, in dem aber keine Sonne mehr war; die Türe zum Garten war offen geblieben, und die grüne Wand draußen schloß uns ab. Was sie nicht aussprach, legte sie in ihr Spiel. Das Mitleid mit der Trauer, die über dem Hause war, die Qual und Schönheit des Mädchens, das sich mir so ohne Worte eröffnete, und auch der einsame Abend waren es ... an diesem Abend sagte ich ihr, daß ich sie liebte. Es war ein Augenblick brennender Nähe für unsere beiden Wesen, — denn

sicherlich auch den, der uns nicht liebt, binden wir irgendwie an uns, sobald ihm klar ist, daß wir wirklich zu ihm gezwungen sind. Erst als ich ihre Hand ergriff, verstand sie mich, und zog sie zurück wie aus einem Brande, und wie am Tage zuvor, hob sie ringend ihre Hände.

„O Gott! auch das noch! auch das noch!“ rief sie aus, „Das sieht er nicht!“

Sie sah mich verstört an, und blieb einen Augenblick, als müßte sie alles mögliche in Gedanken erfassen und vereinen, dann reichte sie mir sehr freundlich, aber wie jemand, der freundlich sein will, die Hand, und eilte fort.

Ich blieb allein im Zimmer und starrte auf die grüne Wand draußen; ich suchte mich selbst zurechtzubekommen und biß mich auf die Lippen, daß ich nicht geschwiegen hatte; schmerzlicher davon berührt, — das glauben Sie mir, —, daß ich das arme Geschöpf noch mehr verstört hatte, als von der bitteren Ernüchterung, die mich selber traf. Da hörte ich ein leichtes Geräusch und sah mich um: die lange, lange Gestalt Adolf Dorenus', stand im Zimmer. Ich hatte die Türe nicht gehen gehört: nie war er mir so schön und so unheimlich erschienen, wie jetzt bewegungslos in der Dämmerung, mit seinem blassen Gesicht, den zusammengepreßten dünnen Lippen, der Erscheinung aus einer vergangenen Zeit.

Aber er sprach freundlich und traurig: „Gehen Sie noch nicht von uns fort. Gott wollte, Sie hätten mit Ihrer Werbung bei Claire Erfolg gehabt. Sie hat sich mit Loane verlobt, vor drei Tagen, — gegen meinen Wunsch, das weiß sie. In unserer Familie ist viel Unglück und Leid gewesen durch ein Verhängnis unglücklicher Verbindungen. Und ich weiß, daß auch aus dieser nur Unglück für Claire entstehen muß und für uns mit ihr, ich kann das sehen, — leider sehen, denn es nützt mir nichts.“

Obwohl ich ja Beweise seiner unheimlichen Begabung hatte, war es mir fremd und peinlich und unglaublich. Viele Empfindungen kämpften in mir, als ich fragte: „Was sehen Sie?“

„Das, was Glück und Unglück bringt, die Erscheinungen, die dem Menschen folgen.“

„... folgen?“

„Ja, die kann ich sehen; nicht immer, wenn ich will, — aber manchmal muß ich. Und diesem Mann folgen schaudervolle

Fragen und Ungetüme nach, Elemente, die sein Wesen erzeugt oder angezogen hat und die sein Schicksal werden. Und wenn Claire sich ihm verbindet, so kann sie ihnen ja nicht entgehen. Sie fühlt es irgendwie selber, sonst hätte sie nicht zwei Jahre gekämpft.'

Er sprach ganz einfach und ruhig, obwohl sein Gesicht verändert war. Und denken Sie, während er sprach, war mir, als hätte ich jene Unholde gleichfalls mit einem unkörperlichen Auge gesehen oder gefühlt, damals, als der Mann die Blumen zertrat, und wieder an dem Abend, da er davongefahren war.

Er sagte noch: „Ihnen folgt nichts Häßliches oder Unreines nach. Darum waren Sie mir gleich willkommen. Ich bitte Sie, kommen Sie wieder!“

Ich ging verwirrt und aufgereggt fort, und in meine Dankbarkeit für seine freundlichen Worte drängte sich das Gefühl, daß ich mich durch meinen Verkehr in dem Hause in einen unheimlichen geistigen Dunstkreis begeben hatte, der mich anzustecken begann. Ein Vogel, der, als ich heimging, neben mir herzufliegen schien und immer wieder aus den Büschen und von den Bäumen schrie, ärgerte und verstimmte mich. Das Wohnen in dem Gasthof, in dem jener Mensch gewohnt hatte, war mir peinlich. Und doch wollte ich mir nicht so weit nachgeben.

Bis zum Winter hielt meine Arbeit mich am Orte fest. Ich ging nach wie vor zu Dorenus, wenn auch seltener, da das Vorübergehen am Hause und Sich-meiden in dem kleinen Orte noch quälender und sinnlos peinlich gewesen wäre. Claire kam nicht mehr so oft in den Garten oder in die Besuchszimmer, wenn ich kam, und an unseren Spielabenden nahm sie nicht mehr teil. Über jene seltsamen Dinge sprach ich nicht wieder. Ich wehrte mich dagegen, und doch, wenn ich in das stille weiße Haus ging, war ich in einer anderen Welt; die zitternde Musik, wenn Dorenus spielte, besonders wenn er allein im Zimmer spielte, und ich in einem andern Zimmer oder vom Garten aus zuhörte, wie an jenem ersten Abend, begann etwas Geisterhaftes für mich zu haben, und um die blasse alte Frau lag es wie eine sonderbare fremdartige Luftschicht, oder wie ich es nennen soll. Nur Claire erschien mir lieblich und natürlich wie immer.

Sie trug in diesen Tagen ein Kleid, gleichfalls wie auf alten Bildern: weiß-rosa, unter der Brust mit einem Bande gegürtet,

mit ganz kurzen gebauschten Ärmeln, die Arme frei, — und ihre ein wenig tiefe Stimme höre ich noch. Etwas Gerades und Verlässliches klang aus dieser Stimme, und manchmal eine verborgene Leidenschaftlichkeit. In mir lebte nach den Worten des Bruders eine leise Hoffnung, und doch fühlte ich, daß sie zu denen gehörte, deren Empfindungen zu tief sind, um leicht zu wechseln.

Im September war im Gebirge reichlich Schnee gefallen, dann kamen heftige Regengüsse und zuletzt sehr warmes Wetter. Überall schollen die Gewässer; auch bei uns trat der Fluß aus. Unten überschwemmte er die Wiesen, und die Büsche sahen wie Inseln aus dem Wasser. Von Dorenius' Fenstern sah man ihn in geringer Entfernung vorüberwirbeln; Zweige und Sträucher, Balken, Zauntrümmer und Holztreppe schossen ewig gedreht auf seinen grauen stürmischen Wellen vorbei. Weit oben war ein guter Teil unsrer Arbeit zerstört; eilige Schutzvorrichtungen wurden getroffen; ich hatte Tag und Nacht zu tun. Wenn ich todmüde nach Hause konnte, ging ich den kürzesten Weg an einem alten Hause am Wasser vorüber; ein Brettergang mit einem Gitter, der sonst eine Art Balkon bildete, jetzt aber dicht über dem Flutspiegel lag, war durch einen rasch gelegten Steg mit der Straße verbunden worden und ersparte uns einen langen Umweg. Eine Laterne war dort aufgehängt, aber in einer Nacht blies der Wind sie aus.

Während ich in der Dunkelheit dem Gitter entlang halb tastend den Weg suchte, dicht neben und unter mir das weite schwarze Wasser, das zu den Brettern herausspritzte und drüben am Wehr brüllte, da faßte mich plötzlich eine Art Beklemmung oder sonst ein Gefühl, das ich nicht erklären kann: ich mußte umkehren. Ich ging ein ganzes Stück zurück, bis ich einen unserer Wächter traf und wir mit einer Pechfackel an die Stelle gingen: der letzte Teil des Steges war weggerissen, und ich wäre in den Tod gegangen.

Ich kam ziemlich erregt nach Hause und stand eine Weile in meinem dunklen Zimmer, ehe ich Licht machte. Dann öffnete ich das Fenster. Sogleich rief unten eine Stimme meinen Namen; ich beugte mich hinaus: ein langer Schatten stand unten.

„Dorenius?“ rief ich hinab.

„Ja! — Sie gehen heute nacht nicht mehr fort?“

„Nein! Warum?“

„Dann ist es schon gut. Gute Nacht! Ich war in Unruhe um Sie!“

Er hatte die Gefahr gesehen und war gekommen! Als ich ihm am andern Tage die Begebenheit erzählte, war er nicht verwundert und sagte nicht viel; dagegen fiel mir auf, daß Claire überaus aufgeregt war.

Es trat dann bald schlechtes Wetter und früher Frost ein. Anfangs November wurden die Arbeiten eingestellt und ich zu anderer Verwendung abberufen.

Viele Kerzen brannten und viele Blumen standen in dem weißen Zimmer mit den grünen Vorhängen auf dem Tisch, als ich zu einem Abschiedessen kam. Adolf Dorenienus und ich spielten eine feierliche alte Musik miteinander. Die Gespräche bei Tisch waren oft stoßend, aber voll tiefer Herzlichkeit.

Dorenienus erhob sein Glas und trank mir zu: „Auf Wiedersehen und Immerwiedersehen!“ sagte er, „Etwas in uns bleibt ungetrennt!“

„Sie sind uns ein lieber Freund geworden, den wir nicht vergessen werden“, sagte die alte Dame, als ich ihr die Hand küßte. Nur Claire, die sehr blaß war, sagte kein Wort, als sie mir die ihre reichte. Ich hatte bei Tisch bemerkt, daß sie mich oft ansah; oft auch waren ihre Gedanken fern gewesen.

Dieser Sommer und seine Ereignisse hatten mich diesen Menschen im tiefsten verbunden. Dennoch schrieben wir uns nicht oft, und sahen uns nur noch zweimal im Leben. Ich erfuhr später, daß Claire, nachdem sie sich mit allen möglichen Gründen von dem Glauben an das unheimliche Vorgesicht ihres Bruders befreit hatte, durch jenes Abenteuer, das mich bedrohte und das er von ferne gefühlt, wieder vollkommen erschüttert wurde. Die stumme Warnung ihres Bruders war ewig vor ihr; Briefe und neue Zusammenkünfte waren die Folge; sie mochte auch Schlimmes über Loane erfahren haben, er war jedenfalls zuletzt in den heftigsten Zorn gegen ihren Bruder und was er seinen schädlichen Wahnsinn und Eigensucht nannte, ausgebrochen: irgend-eine Szene zwischen den dreien fand statt, die Claire verletzete und etwas in ihr abstieß, und sie hatte die Verlobung gelöst.

Aber damit hatte sie auch etwas in sich zerrissen und ihre Seele erschöpft.

Als ich wiederkam, sah ich ein blasses und abgezehrtes Gesicht; sie trug ein strenges einfaches dunkles Kleid ohne den geringsten Schmuck oder irgendeine Zier. Ihr Bruder sagte mir: „Claire vernichtet sich in mystischen Andachten. Sie verströmt ihre Kraft und verblutet.“

Da es mir furchtbar war, sie in diesem fremden dunkeln Meer versinken zu sehen, die ich so liebte, machte ich einen Versuch, sie dem Leben zurückzugewinnen; aber es war hoffnungslos. „Ich weiß, Sie meinen es gut,“ sagte sie mit einer gewissen Strenge zu mir, „aber Sie sind mir ganz fern. Und Sie kennen die Süße jener Welt nicht, die mich aufnimmt.“

Sie hatte Gesichte und Erscheinungen, und ich erfuhr zuletzt, daß sie in ein Kloster gegangen war. Die Dorenius waren katholisch. Es war vielleicht ein Glück: ich fürchte, es wäre sonst ein anderes Haus geworden.

Auch Adolf Dorenius lebt nicht mehr. Die Mutter war lange vorher gestorben. Aber es gibt Zeiten, in denen ich sonderbar an diese Menschen erinnert werde. Einmal hörte ich irgendwo ein Musikstück spielen, das nur Dorenius in einer Handschrift besaß; der Zusammenhang hat sich ganz natürlich aufgeklärt: aber jedesmal, wenn es geschieht, geht auch irgend etwas mit mir vor; und es ist mir wie damals, da ich lauschend am Garten stand, und als ob eine Stimme aus einem andern Leben mich riefte, an dem ich doch vorbeigehen muß.

Ich weiß jetzt auch genau, was mich heute so sehr daran erinnert hat, daß ich Ihnen die Geschichte erzählen mußte, die ich noch niemandem erzählt habe.“ Der Erzähler sah sich um; alle schwiegen. „Es ist nicht genau dasselbe Zimmer, denn das in dem Hause auf dem kleinen Hügel war nicht oval, aber es hatte doch merkwürdig gerundete Ecken; auch das Getäfel unten war ganz ähnlich, nur die Leiste verschieden. Aber die grünen Möbel und Vorhänge sind genau die gleichen! Und Sie sitzen da, Bruder und Schwester, neben der Mutter wie jene, und Sie haben die Falter geschont, wie es dort immer geschah! Es ist mir sehr erstaunlich!“

Er schwieg; die Zuhörer sahen einander an; der Sohn wollte heftig bewegt sprechen, aber die Mutter kam ihm zuvor: „Darf ich Ihnen, noch ehe Sie anderes sagen, das erklären? Der Zusammenhang ist wieder ein vollkommen natürlicher. Ich bin eine

Dorenien. Der Vater Ihrer Freunde und der meine waren Vettern. Und die Möbel und Vorhänge sind die gleichen, sind, die Sie in dem Hause des Rats Dorenien gesehen und berührt haben! Wir haben sie geerbt. Meine Tochter heißt Claire, wenn sie auch nicht so genannt wird, ihre Taufnamen sind Claire Elisabeth, aber . . .", sie lächelte, „wir haben kein zweites Gesicht!"

„Nein! Sie sitzen in freudiger Gesundheit da, — Gott sei Dank!" Er sah in seltsamer Rührung auf das junge Mädchen, das tief rot wurde. Es war nur ein Augenblick. Er strich sich durch das Haar: „Sie sehen, das Gefühl, ich hätte das alles schon erlebt, war nicht so falsch", sagte er mit leichtem Zittern der Erregung.

„Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Erzählung", sagte der junge Mann, und der Gast, der die Absicht wohlzutun fühlte, lächelte ihm zu.

„Haben Sie Bilder von den andern?" fragte er.

„Ja, wir werden sie Ihnen zeigen, wenn Sie wiederkommen."

Das Mädchen brachte ihm Früchte und der Sohn füllte sein Glas. Alle bemühten sich um ihn wie um einen alten Freund. Als er fortgegangen war, sprachen sie noch lange über ihn selbst und seine Geschichte, und in der Nacht weinte Claire Elisabeth bittere Tränen, ohne ihre Erregung begreifen zu können. Ihr Bruder erwartete gespannt und freudig die nächste Begegnung.

Aber der Ingenieur kam nicht wieder. Er hatte auf dem Heimweg sein graues Haar bedacht und wie jung Claire Elisabeth noch war.

Mal Désir

Im Palast eines persischen Fürsten, — oder war's ein Inder oder Serer? — saßen gefeierte Gäste. Plötzlich sah einer von ihnen, in einem Spiegel gegenüber, den Vorhang an der Wand hinter ihm sich ein wenig verschieben: im Gange stand ein Vermummter und Gewappneter, der einen nackten Dolch in der Hand hielt und wartete. Vielleicht war dem Gast das Mahl verleidet, vielleicht war er Denker genug, es nur in einem andern Licht zu sehen.

Das Leben liebt die doppelten Belichtungen: man muß nur gerade vor dem Spiegel sitzen; und gut ist's zu wissen, auf wen der Vermummte wartet.

Ich hatte in Rom einen köstlichen Monsignore kennengelernt, Monsignore Adami. Er sah sehr gut aus: sein Kopf war vielleicht etwas zu groß für den kleinen Gliederbau, aber der Kopf war wundervoll; er hatte leuchtende Augen, eine große prächtige Nase und einen ausdrucksreichen Mund; unter dem Käppchen sahen fein gelockte graue Haare hervor. Er hatte erstaunliche Kenntnisse und eine liebevolle Art zu reden. Dazu italienische Höflichkeit; und sein Sinn war so frei und sein Takt so groß, daß niemand je im Gespräch mit ihm an die Klippen seines Dogmas stieß. Wovon immer er sprach, das funkelte unter seinen Worten wie ein geschliffener Stein, der unter einem neuen Winkel zum Licht gewendet wird. Dieses Bild brauchte er einmal selber, und es kam von seiner Liebhaberei, die geschliffene Steine und alte Schmucksachen waren.

Ich hatte im Norden einen Freund, der an Steinen und schönem alten Schmuck eine vielleicht noch heftigere Freude empfand als dieser Priester, und bei ihm hatte ich so schöne und seltene Stücke gesehen, daß ich dem Monsignore davon erzählen konnte. Das gewann mir sein Herz. Er besaß ein Landhaus auf einer der südlichen Inseln und lud mich ein, ihn dort zu besuchen.

Es war ein geräumiges altes Gebäude mit den kühlen Steinhöden und breiten Veranden, die dort üblich sind, und einem wunderbaren wilden Garten. Vor meinem Fenster wuchs ein Granatbaum und ich sah auf seine fleischigen roten Blüten herab. Feigenbäume reichten ihm ihre breit wie Hände gefinger-ten Blätter. Zitronen, Blüte und Frucht am gleichen Zweig, wuchsen der Pergola entlang; an den Mandelbäumen hingen Blüten wie aus durchsichtigem blaßröthlichen Porzellan, neben ihnen standen große Oleanderbäume mit ihren freudigen rosaroten Blumenbüscheln. Auf der Veranda zog sich üppig an den Wänden und an dem Geländer und selbst über den Boden hin- kriechend und alles verwachsend, eine Schlingpflanze mit klebrigen Stilen und lilafarbenen Dolden, ähnlich wie Phlox, die sich in großen, grünen Wogen überall hinwarf, wo irgend Raum war. Von den Steinmauern hingen mächtige schwertgestaltete Blätter und lange farbige Kolben herab, und wie brennende Kaskaden brachen die Blüten der Kakteen aus dem Grün. Die violette Pracht großer Winden rankte sich um die Geländer, riesige weiße Lilien dufteten betäubend den Wegen entlang, zwischen grau- grünem massig gebuschtem Kirschlorbeer; und zu unsern Häupten zog sich geheimnisvoll durch die Pergola die seltsamste aller Blumen, die Passionsblume, fast unheimlich mit ihrer dunklen Dornenkrone, den Nägeln und Wundmalen Christi.

An dem Tag, an dem ich ankam, tönte Musik aus dem Hause. Eine stattliche Dame mit geschaitelten Haaren um das runde Gesicht erhob sich vom Klavier und begrüßte mich lächelnd. Sie war die Schwester des Monsignore, Mrs. O'Connor, die mit ihrer Tochter Pia aus Amerika zum Besuch gekommen war. Sie war eine noch immer schöne Frau, und Pia war ein Wunder.

Eine kleine Fürstin von italienischer Grazie und amerika- nischer Unbefangenhait. Ihr Eintreten, ihr Kommen und Gehen war beherrschter Übermut. Ihr Leib war schlank und ihr Haar hatte einen röthlichen Schimmer. Irische Frauen, aus deren Ge- schlecht der Vater gewesen, hatten ihr diesen Glanz vererbt. Ihre Stimme hatte einen feinen Reiz, ihr Geist glich dem ihres Oheims, nur durch den ungewissen Grund, auf dem alles weibliche Denken sich bewegt, noch reizvoller geworden. Dieses Kind hatte viel gesehen und alles gelesen. Ihre Toilette war die denkbar einfachste und raffinierteste zugleich. Mit irgendeinem

farbigen Seidenfächchen, einer seltsamen Stickerei, einem über die Schultern geworfenen, zur Erde flatternden Schal, irgendeinem kostbaren alten Schmuckstück erzielte sie die Wirkungen einer großen Kunst. Und sie mußte einfach sein, denn sie war nicht reich, und das war ihre Tragödie.

Als sie ein Kind gewesen, hatten die beiden Frauen unbegrenzte Herrschaft über alles, was die Welt zu bieten hat, besessen. In allen Hauptstädten hatten sie gelebt, die glänzendsten Lehrer hatten Pia ausgebildet. Keine Gesellschaft war ihnen verschlossen gewesen. Und plötzlich war das alles versunken, als der goldene Schlüssel verloren ging. Mit dem Tode des Vaters, vielleicht vor seinem Tode, waren die Millionen verschwunden.

Die Mutter war seit jener Zeit des Zusammenbruchs und der Enttäuschungen verbittert und von tiefstem Mißtrauen erfüllt. Sie sagte es ganz offen: sie liebte nur reiche Leute und haßte die armen, besonders aber diejenigen, die sich ihrer Tochter nähern wollten.

Denn Pias Schönheit war die Zukunft, war die Fürstkrone, das Automobil, die Yacht, die sie wieder über den Ozean und zu den Palästen der Großen der Erde tragen sollten. Das mußte ich schnell begreifen, auch wenn sie es nicht aussprach.

„Dieses Kind ist ein Engel,“ sagte sie, „aber man muß sie behüten, denn sie kennt die Welt nicht.“

Vor Pia, um deren zarten Mund immer der feinste Zug eines beinahe unmerklichen Spottes schwebte, sagte sie dergleichen nie.

Auch der Monsignore bewunderte seine Nichte, aber er war von der Vergangenheit hingenommen; er ging durch den Garten und der kaltenreiche Mund sprach von toten Menschen, die sein Wort lebendig machte: aber wer hatte jetzt für die Toten Zeit?

Der Marchese Baldagna kam in seinem Automobil vorgefahren, um die Damen zu einer Spazierfahrt zu bitten. Ich hatte ihn für seinen Chauffeur gehalten, als er klein, braun-geköpft, schwarzbärtig, in Pumphosen aus gestreiftem Velvet, Röhrenstiefel an den Füßen, eintrat. Ebenso kam der Sindaco von Vicofalcone, Herr Alcide Credenza, mit dem höchsten Kragen, den sein dicker Hals ertrug. Auch er kam im Automobil. Die Signora D' Connor empfing beide Herren lächelnd, aber

was waren diese ländlichen Reichtümer gegen ihre Träume? Pia boten sie Gelegenheit zu vielen Scherzreden und Lachen.

Aber einmal sah ich einen schönen jungen Wilden, mit offener brauner Brust und schmutzigem Hemde, aufsauchen und dann tief verstummen, sich demüthig verbeugen und mit starren sehnsuchtsvollen Augen, den schönsten, die ich je gesehen, sich drehen und drehen und in Verückung verloren nachblicken, als Pia mit zierlichen Schuhen und noch zierlicheren Schritten vorüberging.

Wer hatte ihr in den Städten gehuldigt oder seufzte dort um sie?

Pia mochte von solchen Dingen nicht reden hören. Und alles Unreine verletzete sie. Ich glaube, ich war es, der im Gespräch einmal zufällig sagte, daß die meisten Frauen gekauft und verkauft würden. Da brach Pia in Tränen aus und stürzte aus dem Zimmer.

Ich gewann ihre Freundschaft wieder, als tags darauf von einer Dame in Rom die Rede war, die ihren Gatten verlassen hatte. Der Marchese erzählte schlimme Gerüchte; ich aber sagte ärgerlich, daß man mit dem Nachsprechen solcher Erzählungen, die man nicht genau wisse, großes Unheil anrichte; wer könnte sagen, welche bitteren Dinge den Schritt jener Frau veranlaßt hätten? Ein großer Blick aus Pias Augen traf mich und beim Aufstehen drückte sie mir die Hand, ja sie kam noch einmal ins Zimmer zurück und reichte mir die ihre nochmals. An den folgenden Tagen machten wir lange Spaziergänge miteinander. Dies aber zog mir den Ärger der Mutter zu, die kaum noch die gewöhnliche Höflichkeit bewahrte. Sie machte Bemerkungen über Gäste, die lange in einem Hause blieben. Der Monsignore sagte: „Die arme Luigia ist eine unglückliche Frau“, und ich verstand die Entschuldigung und nahm sie gerne an. Ich achtete in dem grünen Garten, wo ich violett oder weiß sah, den Monsignore oder Pia, und wich allem Dunkeln aus. Pia selbst hatte für die Mutter ein nachsichtiges Lächeln und tat, was ihr liebte.

Nach einem Gewitter kam ein kühler Tag und ein herrlicher Abend. Pia und ich ritten auf den zwei hellbraunen kleinen Pferden des Monsignore dem Meer entlang. Sie gingen friedlich unterm Sattel, dennoch hatten wir unsern Spaß an ihnen, denn sie waren gewöhnt, im Geschirr nebeneinander zu traben,

und wollte man den einen zurückhalten oder sonst vom andern trennen, so schlug er aus und setzte sich zur Wehr. Es war schön, durch die abendlichen Dörfer zu reiten, daß die Hufe auf dem breiten Pflaster klapperten und die grauhaarigen Frauen, die auf der Straße am Spinnrocken saßen, und die Männer, die vor den Cafés rauchten, uns nachblickten, — dahinzureiten in dieser wonnigen Luft des Südens, unter dem weichen roten Himmel, auf staubigen Straßen, an gelbem Gestein vorbei, in der Ferne das tiefviolette Meer und neben mir das wundervolle Geschöpf im weißen Reitkleide, unter dem sie, — sie sagte es, — fast nichts trug. . . Ich fürchte, ich begann den großen Altersunterschied zu vergessen und mich für jung genug zu halten.

Am andern Morgen schellte die Klingel, die Besuch anzeigte. Ein schlanker, junger Amerikaner stand vor dem Gartentor. Mit jugendlichen Schritten trat er ein und legte den breiten braunen Raubreiterhut ab. Aus einem sonngebräunten Gesicht sahen tiefe, gute, lachende Augen hervor. Die Damen kannten ihn, und die Signora O'Connor begrüßte ihn mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

Nachmittags erschien er im weißen Flanellanzug. Sein Benehmen war unbefangen, seine Art heiter und still, was er sprach, war einfach und klug. Er mochte nicht der Wissendste sein, aber gesund und jung, das Bild des Angelsachsen von guter Rasse. Ich sagte mir sofort: das ist „Er“ — oder machte ich nur eine „combinazione“? Nie war Pia so vollkommen Dame gewesen, als bei seinem Empfang.

Aber schon am nächsten Morgen waren die beiden miteinander verschwunden.

Wenn ich nicht erfreut war, so plötzlich beiseite geschoben zu sein, so fand ich mich dafür auf einmal als den Vertrauten der Signora O'Connor, die mich mit großer Wärme hat, die beiden nicht aus den Augen zu lassen, denn „ihre Tochter sei so gänzlich unerfahren, und diesem Giovinetto traue sie nicht.“

Ich versicherte, — neidlos, denn ich hatte mich längst besonnen, — daß er mir sehr gut gefiele.

„Er hat nichts“, war ihre kurze klare Antwort.

Nichts verriet, was zwischen den beiden wohlerzogenen, beherrschten, jungen Geschöpfen vorging.

Konnte sie, geboren für Paläste, Automobile und Pariser Toiletten, konnte sie auf all das verzichten? War es möglich, sich Pia zu denken, wie sie ein billiges Speisehaus betrat oder fertige Kleider kaufte?

Aber ihr Blut war gemischt aus dem der leidenschaftlichsten Völker! Und der Bursche war schön und ein Sohn des frohesten und kühnsten Stamms, der auf Erden lebt.

Was ging in dem weiten Hause vor, in den stillen heißen Stunden, in denen kein Laut aus den Fenstern drang? Waren wirklich erst wenige Tage vergangen, seitdem ich es zuerst betreten hatte? und war ich der einzige Zuschauer, der den verborgenen Kampf merkte? War der Monsignore wirklich der unschuldige Gelehrte nur, der nichts sah? oder wurde heimlich Familienrat gehalten? Würde Pia zu den Verkauften gehören?

Sicherlich hatte auch Mr. Brent schlaflose Nächte, daran zweifelte ich nicht, wenn der Nachtwind die dünnen Vorhänge vor den stets offenen Türen bewegte und die Moskitos draußen vor den Netzen surrten.

Der Monsignore und ich hatten von alten Tänzen gesprochen; er hatte schöne Gemmen, die zartbewegte Frauen fernster Zeit vorstellten, und ich bewunderte sie, als Pia eintrat. Der Monsignore sprach mit dem Feinsinn des Kenners darüber, aber Pia bewegte einen Arm, wie die kleine Tänzerin im Karneol es tat; daher kam es, daß wir sie zu tanzen baten. Wir wußten, daß sie es konnte, und in ihrem Leibe zitterte die Lust dazu. Noch fiel die Sonne in den grauen Saal, dann schwand sie; Thomas Brent grüßte zum Fenster herein, und Pia verließ uns.

Abends geschah es; auf dem Steinterrazzo vor der Villa; eine Wand von dunkeln Zypressen, die an der Gartenmauer wuchsen, bildete den Hintergrund. Der schuppige Stamm einer Palme stand scharf im Licht, denn der Mond schien grell auf den Garten und das ferne Meer. Drin im Zimmer saß die Mutter am Klavier und spielte.

Auf der halbversteckten Steinbank unter den brennendroten Kaktusblüten und den übervollen weißen Rosenstöcken saßen der Monsignore, Brent und ich. Und Pia tanzte in einem weißen Kleide einen langsamen Tanz, der in einem sonderbaren Einklang mit Mondschein und Schatten war: mit gemessenen Schritten erschien sie im Licht und verschwand wieder im Dunkel; ihr

rhythmisch bewegter Körper schien wie aus dem Schlaf aufzutauchen und wieder darein zu versinken.

Dann rief sie ihrer Mutter ein Wort zu, die ihr Spiel veränderte, und tanzte eine Tarantella, rasch und heiß und eigen.

Dann machte sie eine Pause, näherte sich uns aber nicht, und begann, nachdem sie ihr Kleid ein wenig gerafft hatte, einen Tanz einer Fliehenden und Verfolgten; sie war die Fliehende und der Verfolger, in Anmut und Drohen und herzbeklemmender Angst; bis sie zuletzt zitternd und gebrochen hinstürzte und — lachte.

Wir waren verstummt. Mrs. O'Connor war in den Garten getreten, und ich sah, wie große Tränen gerührter Bewunderung für ihr Kind über ihre Wangen flossen.

Nun trat Pia zu uns; ich erhob mich, um ihr Platz zu machen; dabei streifte ich an eine der allzuweit erblühten Rosen und wie ein Regen fielen die kleinen weißen Blätter auf den Steinboden nieder. Pia stand im vollen Licht der Lampe, die irgend jemand ins Zimmer gestellt hatte, und ich sah, daß sie einen merkwürdigen Schmuck am Halse trug: an einer altertümlich gegliederten Kette hing ein kleines Gefäß oder Medaillon, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, herz- oder tropfenförmig, aus grauem Silber, das oben mit einem großen Opal verschlossen war.

Ich hatte es noch nie an ihr bemerkt und bewunderte es. Der Monsignore sagte, daß es ein sogenanntes Giftmedaillon sei, der Opal sei auf einem silbernen Deckelchen gefaßt und darunter eine winzige Höhlung, um ein tödliches Gift aufzunehmen, wie es in früheren Zeiten manche als letzte Sicherheit mit sich trugen. Ich hätte es gerne genauer angesehen, und nach einem kurzen Zögern machte Pia die Kette los und reichte es mir. Um den Opal sah ich kleine Lettern.

„Eine höchst merkwürdige Inschrift,“ sagte der Monsignore, „die sich nur noch einmal auf einem alten Ring im Kensington-Museum findet: „Nul sans peine, sans mal desir“: Niemand ohne Leid, niemand ohne böse Wünsche!“

Ich sah ihn starr an, während der ausdrucksreiche Mund flug darüber weitersprach, und sah nochmals auf die Inschrift und das Medaillon selbst; dann gab ich es zurück, und Pia befestigte es an ihrem feinen Halse.

Aber eine andere Kette hatte sich geschlossen, und ich war der Gast geworden, für den sich im Spiegel der Vorhang verschoben hatte.

Ein altes herzförmiges Gistmedaillon hatte mein Freund besessen, mein Freund im Norden, der eine so heftige Freude an köstlichen alten Schmuckstücken empfand. Es war mit einem großen Opal verschlossen gewesen, und auf dem Deckelchen stand die Inschrift: „Nul sans peine, sans mal desir!“ Nur auf einem alten Symbolring im Kensington-Museum fand sich die gleiche: wie oft hatte er es erzählt.

Und als ich, von dem bitteren Tieffinn der Worte gleich das erstemal gereizt und angezogen, das sonderbare Ding wieder einmal zu sehen begehrte, da hatte er es nicht mehr. Und er erzählte mir auch, wie er darum gekommen war, denn er gehörte nicht zu den Schweigsamen.

Er hatte eine wunderbare Fremde kennengelernt, voll Geist und Schönheit, jung und mit allem Zauber einer fremden Rasse. Er hatte sie eingeladen, seine Sammlungen zu sehen, und sie war gekommen, und gerade dieses Stück hatte ihr heftiges Begehren gereizt; halb ein Kind, wie sie noch war, hatte sie es nicht verbergen können.

Und einmal war sie bei ihm gewesen, zugleich mit einem jungen Künstler, heimlich des späten Abends, denn sie wurde von einer eifersüchtigen Mutter bewacht, — und berauscht vielleicht vom Champagner, vielleicht von der heißen Stimmung der Nacht, hatte das fremde Mädchen für sie getanzt; denn das konnte sie wie damals niemand. Er besaß so viele herrliche Seiden und farbige Stoffe, und sie hatte sich Kostüm auf Kostüm zurechtgemacht und war den aufgeregten wartenden, entzückten Männern immer wieder als ein neues schillerndes Wesen erschienen. Und da hatte er ihr zuletzt gesagt, sie möchte für ihre kunst sinnigen Augen das Höchste tun und hüllenlos vor ihnen tanzen. Sie hatte ihm nur einen Blick zugeworfen, aber dann nach einem Zaudern: „Schenken Sie mir das Gistmedaillon dafür?“ gefragt. Und dann war sie hervorgekommen und hatte ihre wundervollen jungen Glieder gezeigt, und sei bezahlt worden . . . und nie wiedergekommen.

Wenige Tage später reiste ich ab.

Liebesleiden

Emma Escher, die Schriftstellerin, die mit ihrem bürgerlichen Namen Emma Sponholz hieß, hatte ihn und die Gräfin zusammengebracht. Fräulein Escher liebte es, Menschen zusammenzubringen, und diesmal schien sie wohlgetan zu haben.

Die Gräfin trug altmodische Locken um ihr noch junges Gesicht, und ihre Kleidung war immer auffallend. Sie hatte die Errichtung des Kafenfriedhofs auf der Piazza di Spagna angeregt. Man sprach über sie in Rom.

Von ihm hatte jemand gesagt, er sähe aus wie ein sentimentaler Clown. Seitdem er sie bei Fräulein Escher getroffen, sah man beide viel beisammen, sah ihn mit ihr im Wagen auf dem Monte Pincio und in ihrer Loge bei Constanzi; bei ihren Empfängen stand er am Kamin oder saß in einer Sofaecke und sprach stets leise und angelegentlich mit irgendeinem Herrn über eine Tagesfrage.

Ganz Rom beschäftigte damals der Bilderdiebstahl auf der französischen Botschaft. Die Gräfin fuhr überall vor, wo sie etwas erfahren konnte, und sie sah nicht nur M. Sylvain, den Attaché der französischen Botschaft, in ihrem Salon, sondern auch M. Spohr von der geheimen französischen Polizei, der von Paris nach Rom gekommen war, um den Täter aufzuspüren. Monsieur Sylvain lächelte nur, scherzte über das Unglück, das die Botschaft gehabt, und schilderte den Damen die Göttinnen auf dem entwendeten Bild; Monsieur Spohr konnte natürlich gar nichts sagen; doch erzählte er von andern spannenden Fällen, in denen er tätig gewesen war.

Als Wendhagen gehen wollte, hielt die Contessa ihn fest: „Ich habe etwas mit Ihnen zu reden.“ Er setzte sich in eine Ecke neben dem rosaseidenen goldgestickten Ofenschirm; er ahnte, sie würde ihm wieder zureden, daß er ein Monokel tragen sollte; sie fand, sein Gesicht sei dazu bestimmt, und er wollte nicht. Er sah mit beiden Augen gleich gut.

Als der letzte Besucher gegangen war und sie mit kleinen Schritten lebhaft auf ihn zukam, war es dennoch etwas anderes: sie wünschte, daß er sich für ein junges Mädchen verwende, das verführt oder vergewaltigt oder nach Rom gelockt worden war; völlig ward er aus ihrer Erzählung nicht darüber klar. Als sie geendet hatte, fragte er, ob er einen Zehn-Lire-Schein beisteuern dürfe?

„Fi donc!“ sagte die Contessa und bat ihn, ihr den Scaldino zu reichen. Ihre Füße in den kleinen Lackshuhen froren immer. Während er den glutgefüllten Schemel zurechtshob, fragte er, was er dann für die Unglückliche zu tun berufen sei?

„Sie kennen alle Redaktionen, kommen in die Associazione della Stampa. Auf dem Konsulat hat man für die arme Person nichts getan. Man muß Artikel in die Presse bringen und die Welt für sie interessieren, natürlich ohne ihren Namen zu nennen! Die Presse kann alles! Haben Sie den Artikel von Rastignac über den Bilderdiebstahl gelesen?“

Da waren sie wieder bei der andern Frage und vergaßen das schutzbedürftige Mädchen. Die Gräfin hatte eine zierliche Handarbeit vorgenommen. „Auf der deutschen Botschaft wird man sich freuen!“ sagte sie.

„Über den Artikel in der Tribuna?“ fragte Wendhagen.

„Über das neue Unglück, das die Republik getroffen hat.“

„Auf der deutschen Botschaft? Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Aber das ist doch klar!“

„Glauben Sie mir, liebe Freundin, man denkt nicht daran.“

„Man sagt es natürlich nicht laut, aus internationaler Höflichkeit, aber man freut sich.“

„Glauben Sie, Contessa, man hat Besseres zu tun: das freut niemanden!“

„Denken Sie an den nationalen Haß!“

„Nein, nein!“

„Sie als Deutscher geben es natürlich nicht zu. Sie werden gewisse Regungen der lateinischen Seele nie begreifen!“

Er erlaubte sich zu bemerken, daß es sich ja hier um Regungen der deutschen Seele handle, und suchte ihr höflich und ernsthaft zu beweisen, daß ihre Ansicht absurd wäre. Es gelang ihm nicht. Zum erstenmal hatten sie mit Heftigkeit verschiedene

Ansichten verfochten und trennten sich verstimmt. Als er vor dem Aragno unter dem tiefblauen Himmel saß, den Kaffee auf dem Tischchen, die Zigarre im Munde, ärgerte er sich noch.

Am andern Tage sah er sie flüchtig im Foyer der Oper; die Musik hatte beide ergriffen; sie lächelte ihm zu und erinnerte ihn an ihren Schützling. Er schrieb den Namen und die Adresse auf, und sie trennten sich.

Als er am nächsten Abend durch die Via Ripetta schlenderte, fiel ihm die Sache ein, und er stieg in einem alten grauen Hause schadhafte gefährliche Treppen mit schwarzen verbogenen Eisenstangen empor.

Eine große blonde Person öffnete auf sein Klingeln, überschüttete ihn, da er die Contessa nannte, mit heftigen Dankreden und entrüsteten Schilderungen, bis er erkannte, daß sie das Opfer nicht war; sie führte ihn in ein Zimmerchen, dessen Fenster in eine so enge Gasse ging, daß man die gelbe Mauer gegenüber beinahe mit der Hand erreichen konnte. Der Lärm spielender Kinder drang herauf und der Geruch weggeworfener Gemüsereste. Am Fenster saß zusammengesunken in einem alten Ledersessel ein kleines zartes elendes Geschöpfchen, das mit großen Augen unter dunklen Haaren kaum auffah, blaß und matt, ein Wesen, das nichts mehr ergreift, das nur noch aufzuckt bei der Berührung.

Er fragte sie nicht nach ihrer Geschichte, fragte nur, ob sie nicht zu ihren Eltern zurückkehren könne.

„Nein“, sagte sie leise.

„Würde man Sie nicht mehr aufnehmen?“

„Ich will auch nicht.“

„Was wollen Sie tun?“

Sie sah ihn hilflos an. „Arbeiten?“ Das Köpfchen nickte. „Was können Sie tun?“ fragte er weiter.

„Zeichnen“, erwiderte sie ängstlich. Er sah talentlose Blätter, fragte, ob sie Handarbeiten könne? vielleicht Maschinenschreiben? Sie schüttelte nur den Kopf. Madonna, was für ein hoffnungsvoller Fall! Er ließ sich einige Angaben von ihr machen, die er in sein Notizbuch schrieb, als wäre er amtlich da. Das Geschöpfchen begann zu husten; auf dem zerrissenen elenden Taschentüchlein sah er einen Tropfen Blut.

„Sie müssen zum Arzt. Ich werde Ihnen meinen Arzt schicken“, sagte Wendhagen.

Als der Hustenanfall vorüber war, saß sie wieder matt und unbeweglich.

Die blonde Person trat ein und mischte sich ins Gespräch; ihre Stimme zerriß ihm die Nerven. Er ging; jene folgte ihm weiterredend ins Vorzimmer; er wollte ihr mehrere Zehn-Lire-Scheine für die Unglückliche einhändigen; aber auch sie wies das Geld zurück, und er mußte sich entschuldigen.

Unten angekommen schritt er mit langen Beinen durch die Via Ripetta, die im warmen Abendschein lag. Auf der Piazza del Popolo ließ ein Reiter sein durstiges Pferd aus dem Brunnen trinken; die Schatten fielen riesenhaft über den Platz; Karossen rollten durch die Torbogen herein und verschwanden in den drei Straßen; von den Kirchen klangen die Glocken.

Abends kam er zur Gräfin; er schwieg von seinem Besuch; sie aber erzählte ihm aufgeregt, daß Monsieur Spohr vermutete, ein Deutscher sei an dem Diebstahl beteiligt: ob er jetzt zugeben werde . . . ?

„Was? daß die nationale Erbitterung etwas damit zu tun habe? — Liebe, liebe Freundin! — Und wie kann Monsieur Spohr das wissen?“

Sie warf ihm einen Blick zu. Er habe ja auch nie einsehen wollen, daß die französische Revolution von den Freimaurern gemacht worden sei! Abend für Abend mit genauen Programmen für den folgenden Tag, von den ersten Unruhen in den Straßen bis zur Hinrichtung der armen Marie Antoinette . . .

Wendhagen gab die französische Revolution preis.

„Auch in der Dreyfusaffäre,“ sagte sie, ihre Locken schüttelnd, „habe der Attaché der Deutschen Botschaft behauptet, daß sie nichts mit Dreyfus zu tun gehabt, und doch wisse jeder . . .“

Er widersprach, behauptete, man müsse jenem Offizier Glauben schenken, wenn er dies auf seine Ehre erklärte.

„Aber er mußte es doch erklären!“ rief sie, „mein Vater ist Gesandter gewesen: er hat nie ein wahres Wort sprechen dürfen. Er hat seinen Abschied nehmen müssen, weil wir in unserer Familie nicht lügen können!“

Wendhagen bedachte, daß er noch vor wenigen Tagen beinahe entschlossen gewesen, diese Frau zu heiraten, und daß er dann sein Lebenlang jeden Abend solche Gespräche führen müßte . . .

Er sah das üppige Haar, das in soviel Locken um das volle Gesicht fiel, die großen unruhigen Augen.

„Woran denken Sie, lieber Freund?“

„Ich habe heute Ihren Schützling besucht“, sagte er und erzählte, daß er das Mädchen krank und in großer Not gefunden.

„Ich werde ihr meine alten Kleider schicken. Sie ist kleiner als ich und kann sie sich zurechtmachen, und dann werden wir eine Sammlung einleiten“, sagte sie entschieden.

Er wollte etwas dagegen bemerken, aber sie setzte bereits eine Liste auf. „Ich bewundere Ihre Energie“, sagte er und dachte an weibliche Widersprüche. Sie sah vom Schreiben auf und betrachtete ihn.

„Sie müssen unbedingt ein Monokel tragen, Wendhagen!“ sagte sie. „Es gehört zu Ihrem Stil!“

„Ich werde nie ein Monokel tragen, Contessa“, erwiderte er fest.

Betroffen und ernstlich verletzt sah sie ihn an. Dann klingelte sie und befahl dem Diener, eine Strega zu bringen. Da dies stets das Zeichen zum Aufbruch war, trank er den Likör, der ihm serviert wurde, küßte der Gräfin die Hand und ging.

Drei Tage sahen sie einander nicht, und als sie sich dann in einem Hause trafen, redeten sie in so fremdem Ton miteinander, daß es ihn verwunderte.

Auf der Straße schrie man neben ihm eine Zeitung aus; „Der Bilderdiebstahl im Palazzo Farnese“ kreischten die Weiber, „Ein deutscher Maler verhaftet!“ Wendhagen kaufte das Blatt. Aber er kritisierte Monsieur Spohr und seine Vermutungen. In dem rauchgefüllten Aragno, an den langen weißen Tischreihen war die Erörterung tosend. Drei Wochen hatte der Verhaftete vor dem Bilde gesessen und es kopiert. „Um den Verdacht auf sich zu lenken!“ bemerkte Wendhagen hohnvoll. „Nein, um die Gelegenheit zu erkunden!“ wurde ihm erwidert. Er blies den Rauch der Zigarre in die Höhe, zu

höflich zum Widerspruch, aber die Falten seines bartlosen Gesichtes bargen tausend Ironien. Schon kamen neue Einzelheiten: spät abends hatte jener eine geheimnisvolle Kiste abgesendet, — eigene Bilder, erklärte er, — ein Kerl, den niemand je arbeiten gesehen, es wäre denn zum Schein an jener Kopie, der sich mit Weibern herumtrieb und in Spiellokalen, in Not und Schulden gelebt und plötzlich Geld ausgeben konnte, — Geld, das aus keiner Quelle kommen konnte, als von dem amerikanischen Konsortium.... Wendhagen lächelte immer ironischer; innerlich sah er die Contessa in ihrem Salon sitzen, hörte sie das gleiche sagen und widersprach ihr. Da schlugen die Worte der andern wieder an sein Ohr: „Dieser Henkel...“ hatte jemand gesagt. Denn nicht alle Zeitungen hatten den Namen richtig gebracht... aber dieser traf ihn: Henkel war der Name des herabgekommenen Malers gewesen, der das kleine Mädchen in der Via Ripetta verführt hatte. Wendhagen legte die Arme auf den Tisch und sank in Nachdenken. Er verteidigte den Burschen nicht mehr. Er rauchte seine Zigarre zu Ende und trat ins Freie.

Da er durch die dunkeln einsamen Straßen und Gäßchen schritt, kam ihm ein Gedanke, der ihm Vergnügen bereitete. „Seelust“ hatte sein Arzt gesagt, den er zu der kleinen Kranken geschickt hatte. Am andern Tage schickte er ihr eine Geldsumme, als käme sie vom Konsulat, von dem er sie erwirkt hätte, und würde durch einige Monate kommen, damit sie nach Nettuno oder Porto d’Anzio gehen und sich erholen könnte.

Das gleiche erzählte er der Contessa, als er ihr zufällig wieder begegnete, aber sie hörte kaum darauf und sah ihn unruhig an. Es konnte nicht fehlen, daß die plötzliche Entfremdung zwischen ihm und ihr noch viel mehr Aufsehen erregte, als ihre Annäherung es getan hatte.

„Ich bin die Schuldige,“ sagte sie zu Emma Escher, „ich habe nach der Strega geklingelt.“ Aber sie fühlte, daß sie die Verlassene war, und sie war sich peinlich bewußt, daß auch die Welt und selbst die Freundin diese Auffassung hatte. Aber Fräulein Escher fühlte auch ihre Verantwortung: sie lud Wendhagen zum Tee und fragte ihn sanft, warum er ihre Freundin so behandelte? Wendhagen war bestürzt: er war Frauen gegenüber nicht wehrhaft. Fräulein Escher erkannte, daß das Schick-

sal zweier Menschen in ihren Händen lag: sie hat beide zu sich, so daß sie einander unvermutet gegenüberstanden. Beide Frauen umgaben ihn mit jener leisen, dienenden und bewundernden Freundlichkeit, die es einem Manne im Teezimmer paschagleich behaglich macht. Die Contessa war schalkhaft und reizend, bisweilen sahen ihre großen Augen fragend, fast zärtlich in die seinen. Sie brachen miteinander auf und gingen zu Fuß durch die Mondnacht nach Hause.

Emma Escher war am nächsten Tage bei der Freundin und umarmte sie. Gleich nach ihr kam Wendhagen, um die Contessa zu einem Spaziergang abzuholen. Sie gingen zu dritt fort: vor einem Schaufenster auf dem Corso begeisterten sie sich an einem Amethystschmuck mit vielen hängenden Steinen; die Gräfin hatte ein violettes Kleid und einen violetten Hut, sie wünschte sich den Schmuck dazu, einen violetten Schirm mit einem Amethyst als Knopf daran. Einige Tage später war der Schmuck nicht mehr im Schaufenster: sie trat sofort ein und fragte: ein Herr hatte ihn gekauft; sie ahnte den Zusammenhang und wartete.

Dennoch konnte sie sich desselben Abends einen kleinen Triumph nicht versagen: als Wendhagen eintrat, breitete sie ein Zeitungsblatt vor ihm aus: die römische Polizei hatte ausgefun- den, daß die Geliebte jenes Henkel eine regelmäßige Unterstützung vom deutschen Konsul bezog!

Zum erstenmal sah sie Wendhagen feuerrot werden; „Sie wollen doch nicht den deutschen Konsul verdächtigen?“ fragte er.

„Punto!“ erwiderte sie, „aber sonderbar ist es doch! Die deutsche Diplomatie ist ungeschickt . . .“

„Achten Sie auf den Namen, Contessa“, sagte er. „Es ist Ihr Schüßling. Fürchten Sie nicht, daß auch wir beide, Sie und ich, ebenso verdächtigt werden?“

Nun wurde die Gräfin verlegen und dann ärgerlich. Ihr Zorn richtete sich gegen Henkel, aber auch gegen das Mädchen. „Ich bin immer das Opfer meiner Gutmütigkeit“, sagte sie. Zuletzt lachten beide, doch war Wendhagens Lachen gezwungen.

Am folgenden Tag veröffentlichten die Zeitungen einen ent- rüsteten Brief, den der deutsche Konsul dem Untersuchungs- richter geschrieben hatte: es wäre dies eine unverschämte Lüge jener Frauensperson, die vom Konsulat nie einen Centesimo erhalten hatte! Das Mädchen wurde in Haft genommen, vom

gleichen Verdacht wie Henzel belastet, sowie auch der Verdacht gegen ihn sich nun verzehnfachte.

Wendhagen war in der ungeschicktesten Lage; aber es blieb ihm nichts übrig: er trat ritterlich hervor und wirkte unsäglich lächerlich. Ganz Rom lachte, als er vor Gericht erschien. Es war der süßeste kleine Skandal, den es je gegeben. Wendhagen, den jeder Gast im Aragno und jeder Spaziergänger auf dem Corso kannte, hatte die kleine Geliebte des Bilderdiebes ausgehalten und an die See geschickt. Schön, das war heiter genug, aber warum hatte er sie der Contessa, seiner Verlobten, empfohlen und ins Haus gebracht? und dem deutschen Consul? Warum die Contessa veranlaßt, sie mit ihren Kleidern auszustatten? Welch eine häßliche Regung und was für psychologische Rätsel! Indessen dadurch war M. Spohr auf die ganze Sache gekommen. Die „Vita“ interviewte sämtliche Beteiligten; ein anderes Blatt brachte die Bilder Wendhagens, Peter Henzels, der Contessa und der kleinen doppelt Geliebten in einem der Kleider der Contessa. Wo Wendhagen erschien, waren alle Gläser auf ihn gerichtet, und von allen Seiten nahmen ihn die Momentphotographen auf.

Die Contessa schäumte. Oh, nicht darum, daß er ein kleines Mädchen gehabt, das war ja selbstverständlich, aber daß er sie so heimtückisch mit ihrem eigenen Schützling betrogen, während er um sie geworben . . . Sie sprach von nichts anderem, als von dieser Werbung; auch sie schrieb entrüstete Briefe an die Zeitungen und noch entrüstetere an Wendhagen, zugleich verbot sie ihm ihren Salon; die Briefe, in denen er verzweifelt gegen alle Verleumdung und Mißverständnisse protestierte, zerriß sie mit einem nervösen Lachen und warf sie ins Feuer. Ja, sie erbitterten sie doppelt und mit Recht, da sie genau darüber unterrichtet war, daß er nichts unversucht ließ und unermüdlich Schritte unternahm, um die elende Person aus dem Gefängnis zu befreien, und sie zuletzt auch wirklich frei bekam, da auch Henzels, des Malers, Unschuld sich völlig zweifellos herausgestellt hatte.

An dem selben Tage, an dem die Zeitungen die Freilassung des Mädchens aus dem Untersuchungsgefängnis meldeten, erschien ein Diener der Contessa und verlangte die Kleider zurück, die jene ihr geschickt hatte: und da auch das, welches sie eben am

Leibe trug, eines davon war, mußte die Geängstigte es ausziehen und dem Manne einhändigen.

Wendhagens Nerven waren von soviel Aufregungen erschöpft und er beschloß, selbst an die See zu gehen.

„Kommen Sie mit mir,“ sagte er zu der Kleinen, „es nützt nichts mehr: von dem Verdacht werden Sie doch nicht wieder frei und ich auch nicht. Und so werden Sie wenigstens gesund. Ich habe die Pflicht, für Sie zu sorgen, nachdem ich Sie in all das hineingebracht. Ich bin ein Onkel . . .“ sagte er mit freundlichem Lächeln, und ein noch viel freundlicheres Lächeln dankte ihm.

Und Wendhagen ging mit dem kleinen Mädchen an die Mündung des Arno. Sie trennten sich nicht mehr. Sechs Monate später wurden sie in der protestantischen Kirche in Florenz getraut.

Bei Fräulein Emma Escher las die Gräfin die Anzeige. Es überraschte sie, daß er die Verwegenheit hatte, Karten auszuschießen. Aber starr, mit unverwandten Blicken, saß sie in ihrem Wagen, als im Garten Borghese ein anderer Wagen an ihr vorüberfuhr, in dem Wendhagen saß, der jünger und sehr fröhlich aussah, und neben ihm, unter einem violetten Sonnenschirm, seine Frau in einem violetten Kleide, mit einem violetten Hut, den Amethystschmuck mit den hängenden Steinen um den zierlichen Hals . . .

„Nach Hause!“ rief sie ihrem Kutscher zu. Mit starren Zügen und zusammengepreßten Zähnen saß sie aufrecht im Wagen; aber zu Hause weinte sie kochende Tränen, und dann fuhr sie zu Emma Escher, die sie für alles verantwortlich machte, was sie gelitten hatte.

Fräulein Escher lud Wendhagen zum Tee und stellte ihn sanft zur Rede, aber er sagte nur: „Sie hat ihr ihre Kleider weggenommen: sie soll sehen, daß es ihr nicht an andern fehlt.“

Der Lämmergeier

In einem norditalienischen Dorf, — aus dessen Straßen man wie eine schattenhafte weißgekrönte Wand in der Ferne die Alpen sieht, — liegt, von den letzten Häusern durch einen weiten Rasenplatz getrennt, von einer Steinmauer und einem verwilderten Garten umgeben, der Palazzo der Grafen Valbruna-Menelli. Im Garten stand eine Kapelle, und an die Kapelle stieß ein steinernes Gebäude, in dem die alte Contessa wohnte. In dem Palazzo wohnte ihr Sohn, den sie haßte und für den sie betete.

Leopardo Valbruna hatte um schwerer Verfehlungen willen vom Militär fort müssen. Er war ein großer, wohlgebauter Mensch mit schwarzem Haar und Schnurrbart; seine Augen schienen auf den ersten Blick lachende Kinderaugen zu sein. Wenn man sie länger ansah, entdeckte man einen andern Ausdruck. In dem Palazzo führte er mit Weibern ein wüstes Leben.

Den Burschen im Dorf nahm er ihre Mädchen weg. Sie verschworen sich, Rache zu nehmen, und ihrer fünf lauerten ihm des Nachts auf. Er sah sie aus dem Schatten kommen und ergriff, die List des alten Römers nachahmend, blickschnell die Flucht. Da sie ihm getrennt folgten, wendete er sich plötzlich um und stellte dem ersten ein Bein; den zweiten schlug er derart nieder, daß er zunächst nicht wieder aufstand. Dann rief er die andern an, heranzukommen, und sie wagten es nicht; er überschüttete sie mit Hohn, nannte ihre Namen, da er die Stimmen erkannte, und drohte, sie ins Zuchthaus zu bringen. In der That zeigte er sie an, aber der Beweis genügte nicht, und nur der eine, der verletzt war, wurde bestraft.

In den nächsten Tagen ging er, von zwei riesigen Doggen begleitet, aus, höhnischen Triumph im Gesicht; und so begegnete er der kleinen Thora Knudsen, die, zart und blond, über den Marktplatz schritt, sah ihr mit seinem lachenden lockenden Blick in die Augen und zog ihre Seele an sich.

Sie träumte hinfort von nichts anderem mehr; und sie hatte viel Zeit zum Träumen. In den Abendstunden ließ sie sich von Marietta erzählen, was diese von dem Mann aus dem Schlosse wußte. Marietta war dunkel, rund und kräftig, die Tochter der Frau, die für Thoras Mutter wusch, und Thoras Gespielin von Jugend auf. Denn solange Thora denken konnte, lebten ihre Eltern im Süden. Und weil ihre Mutter kränklich war, der Vater aber seinen Büchern lebte, hatte sie viel Zeit zu träumen, und die Romane zu lesen, die die Mutter, immer auf das Ruhebett hingestreckt, unaufhörlich las, und die dann auf Tischen, Schränken und dem Fußboden liegen blieben.

Von Mariettas Geschichten, wie von denen der grauhaarigen Frauen, die in den oberen Straßen vor ihren Häusern saßen und spannen, galten immer neun von zehn dem „Conte“, seiner Männlichkeit, seinen Gewalttaten und seinen Liebesabenteuern. An diesem Tage erzählte ihr Marietta, daß ein Wagen, in dem eine wunderschöne verschleierte Frau gesessen, vom Bahnhof zum Palazzo Valbruna gefahren sei, und einige Stunden später sei die selbe elegante Frau, bitterliche Tränen in ihr Spitzentaschentuch weinend, im Wagen des Conte wieder nach dem Bahnhof gefahren. Marietta wußte, daß die Frau eine Marchesa war, die Leopardo einst geliebt hatte und die er jetzt verstieß. Mit mühsam verborgener Aufregung hörte Thora zu.

Marietta merkte, daß Thora vom Conte erzählen hören wollte, und da sie selber von niemandem lieber sprach, so redeten sie oft und viel von ihm. Wenn Thora durch die Felder ging, stand das Schloß, Lust und Schauer bergend, wie die geheime Türe Blaubarts vor ihren Augen und nachts vor ihrer Phantasie.

Als Thora dem Grafen Leopardo das zweitemal begegnete, hatte er sie gegrüßt, und mit halbgeschlossenen Augen hatte sie den Gruß erwidert. Marietta, die Tochter der Waschfrau, war besser behütet als Thora, denn sie hatte eine kräftige Mutter und zwei heißköpfige Brüder. Aber sie war Thoras Sklavin. Und sie widerstand nicht, als dieser eines Tages der übermütigste Einfall kam. Aber nur der Marietta war er übermütig erschienen, Thora war er nicht im Übermut gekommen, sondern in einem zielbewußten Träumen. So lange hatte sie die Zimmer des Schlosses und den unheimlich schönen Mann darin geträumt

und sich selbst hineingeträumt, bis ihr eines Tages einfiel, wie leicht sie den Traum zur Wirklichkeit machen konnte.

Als Thoras Eltern für einige Tage verreisten, während Mariettas Brüder in Agosta, zwölf Meilen entfernt, zur Ernte verdingt waren, tat Marietta, was Thora wollte: sie brachte ihr den Sonntagsstaat ihrer schlankeren Schwester, den Thora noch enger nähte; und an einem glühenden Tage gingen beide als Dorf Mädchen verkleidet, einen bedeckten Korb mit Früchten zwischen sich tragend, auf einsamen Wegen zwischen Steinmauern und schmalfschattigen Zypressen außen um den Ort herum zum Palazzo.

Hoch oben von der schattenhaften weißgekrönten Wand her kreiste ein riesiger Raubvogel im Blauen.

„Der will nach den Lämmern!“ sagte Marietta.

Sie gingen zitternd und lachend; einmal dachten sie daran umzukehren, — als sie das graue Thor vor sich sahen, — aber sie taten es nicht.

Der verdrießliche Portinaio hieß sie, den Korb abgeben und gehen, aber sie erklärten, den Padron sprechen zu müssen. Er ließ sie vorüber.

„Puttane tutte!“ sagte er zu seiner Frau. Sie hörten ihn nicht. Dies Wort begleitete Thora bei ihrem Eintritt ins Märchenland. Zufällig hatte Marietta am Tage zuvor gelogen oder geprahlt, sie würde Thora begleiten, die ihren Eltern nachreisen wollte; vielleicht war wirklich davon die Rede gewesen. So wurden die Mädchen nicht vermißt, bis Tage vergingen.

Was geschehen war, kam auch dann nur allmählich und unvollkommen zutage.

Leopardo hatte die beiden Schönen, die behaupteten, für ihn bestelltes Obst zu bringen, sehr freundlich aufgenommen. Er plauderte und scherzte mit ihnen, wobei Marietta fest das Wort führte. Neugierig sahen sie sich um, und er zeigte ihnen Schätze: alte Rüstungen und Waffen, Bilder und Truhen, seine großen Hunde und seine schönen braunen Pferde, das verfallene alte Gefängnis im Turm und seine eigenen Zimmer, in denen ihnen wunderbar zumute ward. Große Spiegel waren da, und reiche Teppiche, Bilder, die sie nicht anzusehen wagten, Kavallerie-lanzen und Säbel, unter einem Käppi gekreuzt, Flinten, Reitgerten, Hundepeitschen aller Art. Dabei ging er nach wie vor

auf ihren Scherz ein und tat, als hielte er beide wirklich für Dorfmadchen. Marietta war naiv erstaunt und vergnügt, fragte und bewunderte viel; aus Thoras kargen Reden fühlte er die befangene, ernste, ihm gewonnene Seele heraus, und ging, immer mit einer gewissen frechen Überlegenheit, auch auf ihren Ernst ein. Indessen verflog die Zeit, und er lud die Mädchen ein, mit ihm zu speisen. Der Tisch war bereits gedeckt; der Diener trug auf und verschwand; sie sagten nicht nein und setzten sich zögernd nieder. Beim Mahl ward der Graf vertraulicher, und die Mädchen bekamen Angst. Er hielt sie zärtlich fest. Sie hatten schweren Wein getrunken und hatten weder die Entschlossenheit zu gehen, noch volle Macht mehr über sich selber.

Die Lichter flimmerten, der Wein funkelte in den Karaffen; Aufregung und Angst steigerten die Lust. Marietta, gewohnt, neben Thora die Geringere zu sein, und wie ein Käßchen froh, sich an den schönen und schrecklichen Mann schmiegen zu dürfen, war still geworden. Leopardo zog seinen Arm aus dem ihren und, die warme Wange in die Hand gelegt, schloß sie auf dem Sofa ein. Nun fragte er Thora, was sie von ihm gehört und was sie von ihm denke, und sagte ihr in heißen Worten mit feuchten Augen, was er gefühlt, seitdem er ihr zuerst auf der Piazza begegnet war. Thora glühte; ihr Traum war selige Wirklichkeit geworden. Leopardo betrachtete sie mit vorgeneigtem Haupt, die schönen frechen Augen in die ihren gesenkt, die Lippen verzogen. Ihr frommer Eifer machte ihn lächeln. Und als sie von ihrer und auch von seiner „guten Mutter“ sprach, und daß sie ihn ihren Eltern vorstellen wollte, und das Glück ihrer Puppenträume schilderte, da lachte er laut. Er lachte so lange, daß sie unmutig wurde; er wollte ihre Hand streicheln, sie entzog sie ihm; aber ein einziges beschwörendes „Signorina!“ genügte, sie zu versöhnen: schon seine Stimme überwältigte sie.

Wieder goß er ihr von dem schweren roten Wein ins Glas. Der Saal, die Spiegel und Bilder bewegten sich langsam um sie; sie wollte nicht mehr trinken. Er riet ihr, in die Kühle hinauszutreten. Erregt und beklommen folgte sie ihm unter die Bäume. Große üppige Blüten riß er von den Zweigen und bot sie ihr; sie befestigte sie an der Brust und sah dankbar zu ihm auf. Da küßte er sie auf den Mund. Sie entlief, während er lächelnd auf der Gartenbank sitzen blieb. Er wußte,

wie man Engel in den irdischsten Schlingen fängt. Sie kam wieder, schlang ihre Arme um ihn und verging in seinen Küssen. Zaudernd folgte sie ihm ins Haus zurück: sie war in seinem Schlafzimmer. Der Raubvogel stand über ihr. Plötzlich hob er sie empor; vergeblich wehrte sie sich gegen die wilde Liebkosung und gegen das eigene Blut: in leisem Schreien und Stöhnen verging ihr Widerstand.

Als sie zur Besinnung kam und sich halb entkleidet in dem fremden Bette fand, kam ein Todesschreck über sie. Sie wollte augenblicklich fort. Aber er mochte die Sinnberaubte nicht in die dunkle Nacht entlassen, und da kein Zureden sie beruhigte, schloß er die Türe ab. Von Wein und Müdigkeit überwältigt, schlief sie ein und erwachte erst im Sonnenschein. Als sie sich eingeschlossen fand, rief sie um Hilfe und nach Marietta. Statt dieser kam Leopardo, der lachte und ihr keinen Trost bot.

Betäubt und verloren irrte sie durch die Zimmer; in dem Saal, in dem sie tags zuvor gespeist hatten, sah sie ein junges Weib auf dem Sofa sitzen: es war Marietta. Sie saß regungslos da; ein sonderbarer satter Ausdruck war in ihren Augen; sie saß, wie in einen starren Traum versunken. Als Thora vor ihr stand, hob sie den Kopf mit einem Seufzer, senkte ihn aber sofort wieder und ward glühend rot.

„Marietta!“ sagte Thora leise.

„Signorina?“ gab sie leise zurück, ohne das Angesicht zu erheben.

Endlich sah sie empor, mit einem flehenden Blick; da merkte sie, wie verändert Thora aussah. Langsam stand sie auf und beide blickten einander schreckensstarr an. Marietta ward rot und weiß und nestelte an einer Schnur von Glasperlen an ihrem Halse, an der sie ein Muttergottesbild trug. Die Schnur, die zerrissen und eilig wieder zusammengebunden war, ging auf, und das Muttergottesbild und die Perlen rollten auf den Steinboden.

„Wer hat dein Halsband zerrissen, Marietta?“ fragte Thora.

Marietta antwortete nicht.

„Wo warst du heute nacht, Marietta?“

„Signorina, und du?“

Da schollen Schritte: Leopardo stand in der Thüre. Marietta schlug ein Kreuz und riß Thora mit sich. Von Grauen gesagt, flohen sie vor ihm durch Zimmer und Gänge; wohin sie eilten, sahen sie nicht, bis sie einer großen schwarzgekleideten Frau mit wirren grauen Haaren und glänzenden Augen fast in die Hände liefen. Sie schien auf Leopardo zu warten, der mit einem: „Guten Morgen, Mama! wie haben Sie geruht?“ herankam. Die alte Frau antwortete mit Flüchen; höflich bat er sie, fortzufahren, und sie nannte ihn die Schande ihres Hauses und die Geißel ihres Lebens; keuchend, mit wutkreisender Stimme rief sie Elend und Krankheit und jedes Unglück hier und das höllische Feuer drüben auf ihn herab. Höhnisch lachend ging er davon. Zitternd standen die Mädchen vor ihr. Sie fluchte ihnen nicht weniger, spie sie an und schlug sie ins Gesicht. Dann nahm sie sie mit sich, und gebrochen von Schrecken und Reue folgten sie ihr hilflos und sträubten sich nicht.

Sie mußten die härteste Arbeit tun, bei Nacht auf dem Stein schlafen und bei Tage stundenlang in der Kapelle, in der die ewigen Kerzen brannten, vor dem Altar beten, bis die Knie schmerzten und sie umsanken. Und schlimmer noch als alle Mißhandlungen waren die marternden Reden der alten Contessa, mit denen sie sie beschimpfte und ihnen ihre Schande und Sünde vorhielt. Dabei redete sie oft unheimlich, wirr und nicht verständlich, und bei Nacht hatte sie schreckliche Träume und Visionen und weckte die Mädchen auf, um ihnen die Teufel und die höllischen Martern zu schildern, die sie gesehen hatte und die ihrer warteten.

Dennoch blieben sie bei ihr und ließen alles mit sich geschehen, bis die Polizei sie holte.

Denn Thoras Eltern waren zurückgekehrt und das Dorf war in Aufruhr: nach allen Richtungen war telegraphiert und die Gegend durchstreift worden, bis man zuletzt darauf verfiel, auch im Palazzo zu forschen.

„Die Mädchen seien zu ihm gekommen, er habe sie nicht gerufen“, sagte Leopardo; und hilflos und elend, wie sie waren, mußten sie es bestätigen. Man konnte ihm nichts anhaben.

Thoras Vater erstattete die Anzeige bei den Gerichten wider ihn, aber die Untersuchung mußte eingestellt werden. Ihre Mutter starb über diesem Unheil; der Vater versank noch mehr

in seine Bücher. Sie selbst ward ein kränkliches, frommes, dünnes, altes Fräulein in Dänemark, — denn der Vater war mit ihr in die Heimat zurückgekehrt, — und lebte einsam und zerbrochen dahin.

Marietta wurde von ihrer Mutter verprügelt; die Brüder ließen ihr sagen, sie möchte sich nicht zeigen, wenn sie heimkämen, sonst würde sie ihres Lebens nicht sicher sein. So lief sie zuletzt in den Palazzo zurück.

Sechs Jahre später traf Leopardo Valbruna, der, als er Haus und Grund hatte verkaufen müssen, Agent einer Automobilfabrik geworden war, sie in einem Café in Mailand wieder. Er erkannte sie und trank die halbe Nacht mit ihr; als er dann in ihrer Wohnung in schwerem Schläfe lag, überlegte sie, ob sie ihm ein Messer in die Brust stoßen sollte; aber sie tat es nicht, sondern nahm nur einen Hundertlireschein aus seiner Brieftasche.

Der glückliche Gatte

Der Professor stand auf. „Damit wären meine wissenschaftlichen Ratschläge für Sie erschöpft,“ sagte er, „und nun werde ich Sie meiner Frau vorstellen.“

Er ging mit raschen Schritten durch das Zimmer, öffnete eine dunkle Holztüre mit farbigen Buzenscheiben zwischen den Bücherschränken und rief „Antonie!“ Da niemand antwortete, verschwand er durch die Türe. Der junge Mann blieb allein.

Durchs Fenster schien die Abendsonne; aus dem dämmernden Zimmer mit seinen hohen Bücherwänden und altdeutschen braunen Holzstühlen sah er auf das üppige Grün der Gärten und Hügel hinaus.

Da kam der Professor zurück. „Sie wird im Garten sein“, sagte er. Sie stiegen eine schmale kleine Treppe hinab und standen vor dichten Büschen im Jasminduft. Der Professor ging voran durch die engen Kieswege. „Antonie!“ rief er.

Von einer Bank, auf der sie, die Hände im Schoß verschlungen, träumend gesessen, stand eine schlanke, große, junge Frau auf und sah mit einem unbestimmten, fast leeren Blick auf die Männer.

„Dies ist mein junger Freund, Herr Künzli, der uns so gut empfohlen ist“, sagte ihr Gatte.

Die Frau reichte dem Fremden die Hand und betrachtete ihn schüchtern. Er war jung, nicht klein noch groß, ein wenig zur Fülle neigend: aus einem bartlosen Gesicht sahen zwei klare Augen mit gelassener Bewunderung auf sie.

„Sie kommen aus der Schweiz?“ fragte sie endlich mit leiser Stimme.

„Ich bin Schweizer; ich komme aus Holland.“

Der Professor nahm ein grünes Blatt aus den braunen Haaren seiner Frau und sie errötete. Ihr Mann betrachtete sie einen Augenblick durch seine goldgeränderten Augengläser.

„Ich habe noch zu tun,“ sagte er, „ich sehe Sie dann beim Abendessen“, und er ging ins Haus zurück.

„Ich werde Ihnen den Garten zeigen“, sagte die junge Frau zu ihrem Gast, und sie folgten den Kieswegen.

Nie hatte sie einen so gelassenen jungen Mann gesehen. Er bestimmte das Gespräch mit großer Sicherheit, stellte ruhig die Fragen, die er wollte, und wenn sie sich in Schweigen verlor, wartete er unbefangen, bis ihre Gedanken, deren Flucht er bemerkte, sich zurückgefunden hatten.

Ein kleines Wasserrohr war offen geblieben und hatte die dunkle Erde eines Rosenbeetes überschwemmt. Er machte sie aufmerksam, da sie achtlos vorüberging; sie nahm ihr Kleid ein wenig auf und stieg ins Feuchte, um den vergessenen Hahn zu schließen. Der Garten war nicht groß, aber voll Buschwerk, und die Wege dadurch verborgen und nicht gleich zu übersehen. Schon mehrmals waren sie an einen halb versteckten Zaun gekommen und jetzt an ein Türchen, das offen stand: Kinderrufe schollen hinter den Büschen; zwei kleine Mädchen waren plötzlich da und blieben betroffen stehen, als sie den Fremden bemerkten. Überrascht sah dieser die Kinder und die Frau an, die sie zärtlich begrüßte.

„Wo ist Mutter?“ fragte sie zuletzt.

„Da kommt sie!“ Eine bildhübsche kleinere Frau kam den Kindern nach, kräftig und wohlgeformt in dem ausgeschnittenen hellen Gartenkleid; aus dem runden Gesicht unter gescheiteltem schwarzen Haar blickten lachende Augen.

„Das ist Herr Künzli, Emma, ein Schüler meines Mannes,“ sagte die Hausfrau, „unsere Nachbarin Frau Professor Lecocq.“

Die Freundin hatte viel von den Kindern zu erzählen, aber im Gespräch gingen ihre Blicke wiederholt nach dem jungen Mann, der ihnen unbekümmert standhielt. Indessen begann er mit den Kindern zu scherzen, die sogleich vertraut waren. „Was habt ihr für schöne Bändeli im Haar?“ fragte er, und sie lachten furchtbar über „Bändeli“. Er fing ihre Bälle und hob die kleinen Mädchen auf seine Schulter. Die Frauen sahen zu. Drüben wurden die Büsche gesprengt, von dem nassen Laub und der Erde drang der starke feuchte Geruch des Lebens. Alle fünf

gingen fröhlich weiter, bis der Professor an einem Fenster erschien und „Antonie!“ rief.

„Was ist nun an Dem?“ fragte sich Frau Emma halblaut, als die andern nach dem Hause gegangen waren und sie allein im Grün an der kleinen Gartenpforte stand.

Im Zimmer droben redeten die Männer beim Abendbrot von gelehrten und politischen Dingen; höflich stand der Gast dem Professor Rede und verbeugte sich lächelnd, wenn dieser ihn belehrte und seine Ansichten verbesserte; dann aber lenkte er weltmännisch zu Gesprächen, die die Frau interessieren mochten, erzählte von Reisen, von der Gesellschaft fremder Städte, von Abenteuern auf den indischen Inseln. Sie lauschte, die Hände auf den Tisch gestützt. Da faßte ihr Gatte ihren Ellenbogen und schob ihn sachte vom Tisch; sie wurde sehr rot. Schweigend hatte Künzli der Erziehung zugesehen, ohne daß seine Züge sich verändert hätten. Der Professor aber hieß seine Frau Zigarren bringen und befragte seinen Gast über eine Handschrift aus Vollenz im alten Tessiner Dialekt, die jener im Kloster dort gesehen hatte.

Als Künzli den Hügel hinab nach Hause ging, blieb er an der Biegung der Straße stehen, sah nach dem erleuchteten Fenster zurück und dachte über den rotblonden, unfehlbaren Mann und die bange Frau nach. Neben dem Hause stand hinter der schmalen Buchsbaumhecke ein zweites von völlig gleicher Bauart, und das andere hübsche Frauengesicht, das er heute gesehen, tauchte vor ihm auf. Er blies den Rauch der Zigarre von sich und schritt weiter.

Von da an kam er öfters und war bald in beiden Gärten ein häufiger Gast, und auch in beiden Häusern, da Frau Lecocq ihn einlud und ihn mit ihrem Gatten bekannt machte, einem bartlosen Herrn mit lächelnden Augen und aufgeworfenen Lippen, der stets grau gekleidet ging.

Künzli arbeitete in Professor Seiffarts Seminar und half ihm zu Hause bei seinen Korrekturen. Er spielte sehr gut Klavier; in dem kleinen, immer blumengeschmückten Salon bei Lecocq stand ein Flügel, und beide Frauen hörten ihm gerne zu. Lieber noch hörten sie ihn erzählen, weil dies nicht unaufregend war, denn in seinen Geschichten tauchten ungewollt und unvermeidlich leise Andeutungen auf, wie ein Parfüm aus Erinne-

rungen, denen sie nicht nachzufragen wagten. Einmal brachte er ihnen Photographien, auf denen ein dunkles Mädchen vor einer Hütte unter den Farnbäumen stand; auf einem andern Bild kauerte sie im Innern der Hütte und spielte auf einem seltsamen Instrument. Diesmal fragten sie.

„Das ist Dalima, die meine Freundin war, oder wenn Sie lieber wollen, meine Dienerin.“

Beide Frauen schwiegen; er machte sie auf die wundervollen Arme und Füße der Javanerin aufmerksam.

„Wo ist sie?“ fragte Frau Lecocq.

„Wer weiß es?“ antwortete er und blies den Rauch von sich.

Monatelang kam und ging er in gleicher Weise, und immer noch gingen die Freundinnen in den Nachbargärten Arm in Arm, oder saßen auf einer Bank mit Handarbeiten beschäftigt, während die Kinder spielten, wenn es auch manchmal vorkam, daß sie lange schwiegen oder daß die eine von ihrem Garten aus das Gehen oder Gehen der andern beobachtete.

Im Sommer verreiste Künzli für wenige Wochen und kam dann wieder. Da er eine schöne Wohnung gemietet hatte, im besten Gasthof der Stadt speiste, sich sehr gut kleidete und aus all diesen Gründen für reich galt, da er sonst kaum verkehrte und vom üblichen Leben der Studenten sich fernhielt, fiel er auf. Neugierige Augen aus Barbierläden wie aus den Fenstern der Bürgerhäuser folgten ihm. Nicht alle sahen dasselbe, aber soweit er gesehen wurde, ging er immer die gleichen Wege, bis in den beiden Gärten auf dem Hügel Bäume und Sträucher kahl und durchsichtig aus dem Schnee ragten.

Emma und Antonie saßen oft in ihren warmen Bohnstuben beisammen, und viele Spuren im Schnee führten von einer Türe zur andern. Der Verkehr der Gatten war nachbarlich, aber minder vertraut. Seiffart war dem andern zu laut und selbstbewußt, der ein stiller Gelehrter war und gern ironisch wurde.

Als der Winter wirklich da war, fand Künzli eines Tages beide Frauen mit einer Schneiderin beratend, während Stoffe, Bänder, Scheren und Nähzeug umherlagen. Sie wollten ihn erst nicht einlassen, dann aber sogleich sein Urteil über ihre Kostüme hören. Es war vernichtend. Auf einem lebenden Bilde sollten sie zwei der neun Musen darstellen. Künzli ließ

einen Waschzuber bringen, tauchte den ganzen Stoff hinein, wand ihn, die Rockärmel über den kräftigen Handgelenken zurückschiebend, vorsichtig aus und ließ die so gewundene Rolle zum Trocknen hängen; dann warf er ein paar rasche Striche auf ein Papier. Am folgenden Tag kam er wieder, legte das freppartig in tausend Fältchen geworfene Tuch erst über Frau Emmas, dann über Antoniens Schultern, steckte und richtete selbst, und gab dann noch Rat und half bei dem vergoldeten Riemenwerk für ihre Sandalen.

Der Spas und die heimliche Freude waren groß, aber als Antonie das griechische Kleid anlegte, da mißbilligte ihr Gatte, streng durch die goldgefaßten Gläser blickend, die bis zu den Schultern freien Arme. Über und über errötend, nähte sie rasch den Stoff zu kleinen Armelteilen fest.

„Sie pariert gut, wie?“ fragte der Professor den jungen Mann, der nur mit einem ausdrucksvollen „Hm!“ antwortete, während er im Zimmer auf und nieder ging.

Frau Emmas schöne Arme blieben völlig unverhüllt; Professor Seiffart sah es mit gleicher Mißbilligung, aber erst auf dem Fest, als es zu spät war. Beide Frauen fanden mit ihren eng anliegenden, von goldenen Schnüren gehaltenen Gewändern, dem einfach gescheitelten, in tiefen Knoten fallenden Haar unter dem doppelten goldenen Band lauten und schmeichlerischen Beifall; die sieben anderen Musen mit genähten glatten Kleidern, mit Atlasballschuhen, mit offenem Haar oder Lösschen waren neben ihnen kläglich zu sehen. Um so mehr sprachen sie sich über Frau Lecogs Schultern aus und beobachteten sie scharf, wenn sie die Arme hob. An jenem Abend wurde zuerst manches halblaute Wort ausgesprochen und es begann das Geflüster. Sie selbst saß ahnungslos mit Herrn Künzli bei Tisch und lachte zu seinen unbarmherzigen Witzen über die Frauen und Töchter der Stadt.

Nach dem Essen sagte sie zu ihm: „Sie müssen auch mit andern tanzen, Bändeli!“ So nannten ihre Kinder ihn seit dem ersten Tag.

„Warum?“ fragte er, „mich interessieren die andern nicht.“

„Bitte, tun Sie es!“

Er zuckte die Achseln und sagte später zu Frau Seiffart: „Ihre Freundin wünscht, daß ich auch mit andern tanze.“

„Warum?“ fragte Antonie zerstreut.

„Ja, warum? Ich will nur mit Ihnen beiden tanzen, weil ich nur Sie beide liebe.“

„Beide?“ fragte sie mit halbem Lachen und doch nicht ohne ein bitteres Gefühl. „Übrigens sollten Sie solche Dinge auch nicht im Scherz sagen!“

Da drückte er sie plötzlich an sich und ließ sie tief verwirrt stehen. Er suchte Frau Lecocq und blieb sehr lange in eifrigem Gespräch mit ihr auf der Galerie. Antonie wurde unruhig, und nicht nur ihr fiel dies lange Gespräch auf, bei dem sie bald sehr ernst waren und bald innig lachten.

Irgendwie verbreitete es sich plötzlich, daß Herr Künzli die beiden schönen Musen angezogen hätte.

„Immer noch besser, als wenn er das Gegenteil getan hätte“, sagte der Justizrat Brodhahn, der, sowie er ein paar Gläser getrunken, keinen unerlaubten Wiß unterdrücken konnte.

Das Geflüster begann an jenem Fest.

Die Augen aus den Fenstern der Bürgerhäuser wie aus den Barbierläden wurden zahlreicher und erpichter, zu sehen. Niemand wußte, niemand redete noch etwas Bestimmtes; dennoch war eine ungewohnte Spannung in den guten Kreisen der Stadt. Und wie immer, wick das Geflüster den Betroffenen aus und hüpfte um sie herum, und sie ahnten von nichts, — bis die verletzenden Scherze, die Künzli sich auf dem Ballfest über die verschiedenen Damen erlaubt hatte, durch Frau Lecocqs unvorsichtige Munterkeit verbreitet wurden. Eine entrüstete Mutter sagte ihr sehr spitze Worte; die junge Frau antwortete aus eifriger Höhe; ihre sieghafte Anmut gestattete ihr, noch tiefer zu beleidigen; die geröteten Wangen, als sie auf ihren Gatten zuschritt, standen ihr wohl; sein ironisches Gelehrtengezicht unter dem schlichten Haar tat die „Weiberworte“ mit einem Scherz ab, er lachte der alten Geheimrätin ins Gesicht und flüsterte mit seiner Frau. Aufreizenderes hätte er nicht tun können.

Da der Winter vorschritt und der Verkehr sich nicht änderte, fand der Verdacht neue Nahrung. Man wußte und sprach jetzt von Blumen, von spätem Licht in Wohnungen, von Begegnungen, von Spuren im Schnee. Denn unweit von beiden Landhäusern war ein Tannenwäldchen, das auch im Winter heimliche Wege bot. Eine Zeitlang war man im Zweifel, welcher Muse die Liebe

des Schweizers gelten mochte, dann senkte sich die Schale. Es gab eine sprachbegabte junge Frau in der Stadt, und auf die „Spuren im Schnee“ wurde ein Gedicht gemacht.

Dieses Gedicht fand Professor Seiffart eines Nachmittags in seinem Briefkasten. Es war von boshafter Deutlichkeit. Er stieß ein kurzes höhnisches Lachen aus: eine Frau, die mit bloßen Achseln auf ein Fest ging, war schon so gut wie eine Gefallene. Im Grunde lachte er nicht: er war zu sehr geärgert. Die Freundschaft seiner Frau mit der Dame und der nachbarliche Verkehr stellten auch sein Haus bloß.

Er ging zornig auf und ab, zornig auf den Esel Lecoq, auf die Kollegen Grävert in Bonn und Hartmeyer in Zürich, die ihm den Herrn Künzli empfohlen hatten, zornig auf seine Frau und ihre Intimität mit dem Nachbarhause. Antonie war eben fortgegangen, so daß er ihr seine Meinung vorläufig nur im Geiste sagen konnte. Durch eine unwillkürliche Armbewegung, die er dabei machte, warf er einen großen Stoß von Büchern vom Tisch und ward noch böser, da er sich bücken und sie wieder auflesen mußte, wobei ihm überdies der Kneifer von der Nase zur Erde fiel. Der Zufall wollte, daß das letzte der Bücher eine Abhandlung Künzlis aus seinem eigenen Seminar war mit einer ehrerbietigen Widmung an ihn. Er warf das Heft fort und stieß es mit dem Fuße beiseite. Nach einigem Besinnen aber hob er es wieder auf und stellte es an seinen Platz zur „Romanistischen Vierteljahrszeitschrift“, zu der es einmal gehörte.

Draußen klingelte es und das Mädchen brachte eine Karte. Es war die des Dr. Anton Brudermann, Professors der Pastoraltheologie. Seiffart ging dem geistlichen Kollegen entgegen, der ihm herzlich beide Hände schüttelte, dann den breiten Hut von den dichten silbergrauen Locken nahm und ihn aus großen Augen feierlich ansah. Dann griff er in die Brusttasche und legte mit ebenso feierlicher Bewegung den gleichen Brief vor ihn, der ihn selbst so erregt hatte.

Seiffart schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Ich habe das widerliche Schriftstück auch bekommen.“

„Also auch Sie!“ sagte Brudermann. Er setzte sich und legte beide Hände auf die Krücke seines Stockes. „Es muß etwas geschehen,“ fuhr er fort, „denn wir können dem Argerniß

nicht weiter zusehen, um unserer Frauen und Töchter willen." Professor Seiffart nickte. „Der arme Lecocq ahnt natürlich nichts?"

Seiffarts Blick fiel auf den Brief.

„Ja, ja," sagte Dr. Brudermann, „den habe Professor Lecocq wahrscheinlich auch bekommen, aber seiner Meinung nach würde die pflichtvergeßene Frau Wege finden ihn aufzufangen; einen geheimen Briefwechsel und allerlei Zeichen und Vorsichten müsse sie ja gewohnt sein." Hierauf erörterten sie die Frage, wer der Absender der Briefe sein könnte, kamen aber zu keiner ganz glaublichen Vermutung. Das Schlimmste schien beiden, daß der Fall sich in einem Professorenhause und an ihrer Universität ereignet hatte, und daß es ein Hörer der Universität war, mit dem die Gattin eines akademischen Lehrers sich vergangen hatte. „Wissen Sie, daß der junge Mann in Leyden in unerlaubten Beziehungen mit einer Heidin gelebt hat," sagte Brudermann, „einem halbnackten Geschöpf, — ich habe die Bilder gesehen! — bis er sich einmal öffentlich mit ihr zeigte und das Consilium abeundi erhielt."

Seiffart dachte der Kostüme. „Ich bin mit der ganzen Sippe fertig, — mit allen!" sagte er heftig, „und das Consilium abeundi werde ich dem jungen Mann ganz persönlich erteilen, — ich fühle mich ihm gewachsen."

„Ja, es ist besser, wenn er in aller Stille abgeht," sagte Professor Brudermann, „um unserer Alma mater willen."

„Und Lecocq hat ja einen Ruf nach München erhalten; den muß er annehmen!"

„Den muß er annehmen", wiederholte Brudermann erleichtert.

„Er ist ja so herabgewürdigt, so lächerlich gemacht vor der ganzen Stadt, daß er gar nicht bleiben kann," sagte Seiffart, „aber es ist seine eigene Schuld!"

Sie wurden sich über alle Schritte einig, auch jene, die Professor Seiffart aus „Nachbars- und Christenpflicht" auf sich nehmen sollte; dann stand der Besucher auf, legte erst den Stock neben den Hut, schüttelte mit beiden behandschuhten Händen herzlich und feierlich beide Hände seines Kollegen, dann drückte er den Hut auf die ein wenig fettglänzenden silbergrauen

Haare, nahm den Stock zur Hand und schritt, von dem andern bis zur Haustüre begleitet, wieder hinaus.

Seiffart war allein. Er hatte einst einen Studenten aus dem Dekanat gewiesen, weil er ohne anzuklopfen eingetreten war. Er wiederholte jetzt seine Worte und Handbewegungen von damals; er wünschte, Künzli stünde bereits vor ihm. Da ging die Haustüre.

Es war seine Frau, die zurückkam und den Schnee von ihren Schuhen schüttelte. Sie sah sehr frisch und hübsch aus; aber sie sah den Zorn hinter den goldgefaßten Gläsern ihres Mannes, sah ihn an den Bewegungen seiner Lippen, mit denen der Bart sich senkte und hob. Da er sich nur für Künzli vorbereitet hatte, brach der Ärger gegen sie in natürlicherer Heftigkeit aus.

„Du wirst die Güte haben, den Umgang mit Emma Lecocq von heute ab aufzugeben, wirst keinen Schritt mehr in das Haus setzen, noch sie hierher! Auch der Herr Künzli kommt mir nicht wieder über die Schwelle...!“

Sie starrte ihn an.

„Die beiden haben ein Verhältnis, jawohl, ein Verhältnis,“ schrie er, „ein Liebesverhältnis haben sie miteinander!“

Noch immer blickte sie aus weitaufgerissenen Augen auf ihn; dann wurde sie blutrot, gleich darauf tödlich blaß und brach in fassungsloses Weinen aus, während er ihr in steigender Wut ihre Freundschaft mit Frau Lecocq, ihre Ungeschicklichkeit, mit der sie auch ihn bloßstelle, ihr Kostüm vom Fest, ihren eigenen Verkehr mit Künzli und viel anderes, was er sonst gegen sie auf dem Herzen hatte, mit harten Worten vorwarf.

Plötzlich lief sie ins Vorzimmer, riß ihre Jacke und Pelzkappe vom Haken, zog beides eilig an und rannte aus der Türe, die Treppe hinab in den beschneiten Garten.

Er hatte sie erst nur zornig zurückgerufen, dann war er ihr nachgestürzt; bei der kleinen Pforte, die zum Nachbargarten führte, erreichte er sie und hielt sie fest. „Wohin denn?“ rief er.

„Zu ihr!“ keuchte sie. Er stellte sich ihr in den Weg und zwang sie, umzukehren. Aber wieder in ihrer Wohnung, weinte sie so völlig hemmungslos, so erschreckend, daß Befehl und Zureden gleich vergeblich blieb und er zuletzt schweigend und ratlos vor ihr stand.

Dann aber kam es aus ihrem Munde: „Ich bin es ja! Emma Lecocq ist ganz unschuldig! Ich bin seine Geliebte!“

Er faßte sie am Arm, er schrie ihr etwas zu, er wollte schlagen, aber er vermochte es nicht; er wurde selbst kreidebleich.

„Sie hat ja doch etwas vom Leben,“ schluchzte die Frau, „sie hat ja Kinder, und ihr Mann ist so gut! Sie hat auch mich retten wollen und immer gesagt, Künzli sollte fortgehen und mich lassen!“ In unaufhaltsamem hysterischem Geständnis brach die ganze Empörung der Sklavin aus ihrer Seele: „Ja, er habe ein Recht, böse zu sein, aber sie auch, sie sei schon lange unglücklich, sie wolle zu ihren Eltern zurück; morgen schon wolle sie aus dem Hause...!“

Die Karte Professor Brudermanns lag noch auf dem Tisch. Er sah die Karte, hörte noch einmal das Gespräch, seine eigenen letzten Worte, er sah den morgigen Tag voraus, — und nun mußte er sie beruhigen, mußte sie bitten zu bleiben.

„Ja, wie wirst du mich behandeln?! wie deinen Schuh-lappen!“ rief sie, „wie hast du mich bisher behandelt?! Nein, nein, morgen gehe ich! — du kannst den Leuten sagen, was du willst!“

Unter vielem Zureden und Bitten und Verhandlungen, mit denen die Nacht verging, erreichte er, daß sie vorläufig zu schweigen und bei ihm zu bleiben versprach; aber auch er mußte eine Reihe von Bedingungen annehmen, selbst den Verkehr mit Emma Lecocq ihr freigegeben.

Am andern Tag blieb sie zu Bett, und er verließ das Haus nicht, kam aber nicht in ihr Zimmer. Gegen Abend erhielt er ein Schreiben Professor Brudermanns: er habe erfahren, daß Lecocq ganz entschlossen sei, zu Ostern nach München zu gehen; bis dahin sei er für „quieta non movere!“

Seiffart atmete auf. Im Nebenzimmer hörte er Emma Lecocq, die am Bett seiner Frau saß, mit ihr sprechen. Aber sie ging sehr bald wieder fort. Sie mußte noch heute mit Künzli reden; die Leute mochten denken und sagen, was sie wollten.

Am nächsten Vormittag ging Seiffart nach der Universität hinab, — mit dem ernstesten Gesicht, dem goldenen Kneifer, dem rötlichen Bart, im Pelz und hohen Hut, ein Bild unnahbarer Würde. Ein offener Wagen kam langsam die Bergstraße heraufgefahren, dem Bahnhof zu; elegante Reisekoffer lagen auf

dem Kutschbock; in dem Wagen saß, gleichfalls im Pelz, eine Zigarre rauchend, Herr Künzli.

Da sie einander entgegenkamen, mußten sie sich eine gute Weile sehen. Künzli, der bequem zurückgelehnt in der frischen Winterluft saß, wollte grüßen, ließ aber die Hand wieder sinken; seine klaren Augen und die zum Genuß geformten Lippen lächelten ein wenig. Ein kurzbeiniger graugelber Bullenbeißer, der am Stachelhalsband zu seinen Füßen lag, fletschte knurrend gegen Seiffart die Zähne.

Der Professor blieb stehen. „Unglaublich! Unerhört!“ sagte er und blickte dem Wagen nach. Aber der fuhr langsam und geräuschlos im Schnee weiter, und Künzli sah sich nicht um.

Lecoq kam unmittelbar nach ihm in die Fakultätsitzung. Als er eintrat, entstand eine kaum merkliche Bewegung, die ihm selbst völlig entging. Als er bald wieder ausbrach, — er entschuldigte sich heiter mit irgendeinem Vorhaben, — folgte ihm das Achselzucken einiger Kollegen; viele schwiegen; andere flüsterten. Ein Mediziner in Seiffarts Nähe machte leise einen bösen Witz. Matthias Seiffart sprach kein Wort. Aber er war beruhigt. Er fühlte, daß er besser dran war als Lecoq.

Das Gesicht des Herrn von Brion

Vom Tarn zur Aude über die schwarzen Berge führten zwei Straßen in das heiße Thal des Fresquel hinab. An der einen lag ein Dorf; weiße Steingehöfte zwischen Kastanien und Buchen, Granaten und Olbäumen. Spät im August 1632 schollen Hufschläge und Waffenklirren vom Berge her; dann ritten sechzehn Herren in Koller und Spitzenkragen, mit Federhüten und Vandalieren vor, hielten am größten Hofe, sprangen ab und fragten, ob die Unterkunft bestellt sei. Schon kam ein anderer Herr ihresgleichen lachend und grüßend aus dem Hause, der breite Wirt folgte, Knechte fahsten die schöngeschirrten und schweißbedeckten Kasse an den Zäumen und zogen sie den Ställen zu, und mit tiefften Verbeugungen führte der Wirt den vornehmsten der Herren, der noch jung war, aber mit müden Augen, und, wie alle, Locken und Spitzbart trug, in sein bestes Zimmer; fröhlich plaudernd folgten die anderen: eine lange Tafel war gedeckt, Wein und Essen aufgetragen; eine schöne alte Frau trat knirschend ein und wünschte Willkommen; junge Gesichter spähten neugierig durch Gänge und Türen.

Draußen dunkelte es rasch; die Herren tafelten noch, als der jüngste und schönste unter ihnen, — jung waren die meisten, — eintrat: „Mädchen, Frauen sind hier,“ berichtete er, „schlanke und hochgewachsen, mit herrlichem Gang, eine schöner als die andere; die Grazien müssen den Ort gegründet haben! — Eure Königliche Hoheit . . .!“ begann er, wollte offenbar Besonderes sagen, aber der mit den müden Augen wehrte ab. „Morgen, übermorgen wird vielleicht mit all unseren Sünden abgerechnet,“ sagte er, „wir wollen heute keine neuen auf uns laden. — Gute Nacht, meine Herren! Wir wollen alle zu Bett und morgen mit dem frühesten weiter!“ Damit ging er, und die anderen folgten. Männer mit Fackeln leuchteten ihnen über den Hof voran, die steinernen Treppen hinauf in die weiten Zimmer mit

den mächtigen zweischläfrigen Himmelbetten, während andere sich im Dorf verteilten.

Drei Stunden später traten zwei der Männer, die noch über ihren Papieren gefessen, in die Steinloggia vor ihrer Zimmertüre; der eine alt und weißbärtig, der andere jung, aber blaß und ernst. Der heiße Atem der südlichen Nacht wogte ihnen entgegen. In der Ferne jenseits des Tales bewegten sich Lichter die Berge entlang.

„Das sind die Unseren!“ sagte der Jüngere. Der andere nickte.

Gedämpfte Musik von Geigen drang an ihr Ohr, die plötzlich lauter wurde, sich in Gesang und Stampfen mischte; dann schlug eine Türe zu, und der Schall war wieder gedämpft. Durch den Garten unter den Bäumen bewegten sich eine helle und eine dunkle Gestalt.

„Entschuldigen Sie mich, Monsieur“, sagte der Jüngere plötzlich und schritt der Treppe zu.

„Gehen Sie, Graf“, erwiderte der Ältere lächelnd.

Aber der andere blieb ernst. Er schritt über den Hof ins Vorderhaus, tappte sich durch die Gänge, der Musik nach, öffnete eine Türe, sah die schwitzenden Musikanten, sah die Tische mit den Weinkrügen, sah in der Mitte wohl zehn der Herren, die heimlich ihre Zimmer wieder verlassen, mit den Mädchen tanzen und scherzen. Durch die Fenster sah er von draußen finstere Gesichter hereinstarren. Bei seinem Eintreten entstand eine Pause.

„Wo ist Herr von Conigh?“ fragte er.

„Oh, Conigh? — Conigh! Herr von Conigh!“ riefen die anderen laut, „Herr von Conigh!! Herr von Brion verlangt nach Ihnen!“

Es dauerte eine Weile, bis der Gerufene, der jüngste der Herren, erschien. Zerstreut lachend strich er sich die blonden Locken aus der Stirn.

„Sind die Pferde besorgt? Ist das meine verbunden?“ fragte Brion.

„Ich weiß es nicht, ich denke“, erwiderte der andere.

„Sie wissen es nicht...? Sind Sie unter mir Stallmeister oder nicht?“

„Ich habe Ihnen den Dienst aufgesagt!“ erwiderte der Junge trozig.

„Ihre Zeit ist noch nicht um!“ sagte der andere, immer gleich ernst.

„Schön. Aber jetzt habe ich anderes zu tun. Sie vergeben!“ erwiderte Conigh lachend, drehte sich auf den Fersen um und ging.

Die anderen schwiegen. Brion stand still und sagte kein Wort. Einer, der reichstgekleidete unter den Tänzern, trat begütigend auf ihn zu. Brion fragte nach den Pferdeknechten, hieß sie wecken, eine Laterne bringen und ging mit ihnen nach den Ställen. Die Musik fiel wieder ein. Als er über den Hof schritt, sah er im Garten zwei Schatten aufeinander zueilen.

Als am frühen Morgen ein Trommler durch die steilen steinigen Straßen zum Aufsitzen blies und der Herzog mit den älteren Herren die Treppe herunterkam, klang noch immer die Musik, standen oder saßen die bleichen Männer und Frauen mit wüsten Haaren noch im Tanzsaal. Mit Entschuldigungen eilten sie nach ihren Pferden; der Herzog war sichtlich unzufrieden. Der Wirt, mit dem der Weißbärtige abrechnete, verbeugte sich unzählige Male.

In dem Augenblick, da sie abreiten wollten, warf sich eine grauhaarige Frau ihnen in den Weg. „Gnädiger Herr! meine Tochter!“ jammerte sie, „ihr ist heute nacht Unheil geschehen!“

„Eine so alte Glücke sollte ihre Küchlein wohl hüten können!“ antwortete der Herzog lachend.

„Vornehmere Enkel könntest du dir nicht wünschen!“ rief ein anderer und warf ihr ein Geldstück zu.

Finstere Gesichter sahen den Abreitenden nach. Plötzlich flog ein Stein und ein zweiter. Zwei der Herren wendeten ihre Pferde, und alles floh.

Übernächtigt, übellaunig ritten sie ins Thal. Am Fluß, wo die andere Straße mündete, stießen sie auf ihre Schar. In der Ferne stiegen Staubwolken auf. Jenseits des Flusses waren die Wiesen von Reitern voll. „Montmorency!“ schrien die von drüben; „Orléans!“ schrien die Angekommenen zurück.

Ein wunderschöner Reiter trieb sein Pferd durch den Fluß und sprang ab. Der Herzog von Orléans tat das gleiche, und beide umarmten einander. Andere traten zu ihnen, wechselten Briefe, breiteten Karten aus und hielten Kriegsrat.

„Bei Castelnaudary steht Schomberg mit wenig Leuten; dort greifen wir ihn morgen an und schlagen ihn,“ sagte der Herr von Montmorency, „und jetzt reiten wir, daß wir zum Essen kommen.“

Am Abend in seinem Quartier im Schloß von Beaucaire schrieb der Graf von Brion eine Herausforderung an Herrn von Conigh; dann hieß er einen Diener nachsehen, ob die Herren von Jouy und von La Mothe-Goulas noch wach wären; sie sollten seine Forderung überbringen. Da sie schliefen, legte er den Brief auf den Tisch, warf sich auf sein Bett und sank selbst übermüdet in Schlaf.

Ein Pochen an seiner Thür weckte ihn: durch die Fenster schien der helle Morgen. Dennoch glaubte er noch im Traum zu liegen. Zwischen dem Tisch und ihm stand ein langer, blasser Mönch und sah ihn mit ernstesten, durchdringenden Augen an. Jetzt öffnete er den Mund zu einem kalten traurigen Gruß: „Memento mori!“ sagte er. Bestürzt richtete Brion sich halb im Bette auf, aber der Mönch hob abwehrend die Hand und sprach mild und traurig: „Ich weiß, daß ihr heute in ein schweres Gefecht reitet: drum komme ich, euch zu mahnen, das ihr in dieser Stunde eurer Sünden gedenket, nicht neue auf euch ladet. Der Tod wartet überall, hinter jedem Stein; aber es ist nur der zeitliche Tod, nicht der zweite, ewige. In den Kämpfen ihrer Herren zu fechten und zu töten ist der Edelleute Pflicht; aber Unbesonnene begehen tödliche Sünde, um nichtiger Ursache willen in Zweikämpfen den eigenen Bruder mordend, wie Kain . . .“ Er verstummte, faltete die Hände und schien zu beten. „Wohl dem, der einen gnädigen Richter findet!“ sagte er noch, machte das Zeichen des Kreuzes über den Liegenden und schritt langsam aus der Thür.

Betroffen, ohne sich zu rühren, sah Brion ihm nach. Auf dem Tisch lag weiß der Brief an Conigh. Leichte Flammen schienen um ihn zu lodern, wurden größer, stiegen steil aus dem Tisch und dem Fußboden empor, loderten durchsichtig und hoch, und in ihrer Mitte lag etwas Schweres, was er nicht erkennen konnte; jetzt sah er, daß es ein Mensch war, der hingestreckt lag, aber nicht auf dem Tisch, sondern tiefer, wenngleich über dem Fußboden. Unter dem Kürass sah die bunte Seide des Waffens.

rocks hervor; blonde Haare fielen von der Schläfe; das Gesicht vermochte er nicht deutlich zu sehen. Dennoch erkannte er Conigh; die eine Hand hing herab; unter dem Küras über den Waffenschrock und die goldenen Fransen der blauseidenen Schärpe tropfte dunkles Blut, rann immer mehr und stärker und sammelte sich, während die Flammen lautlos um den Toten züngelten.

In dem Augenblick ward das Pochen an seiner Thür, das er plötzlich die ganze Zeit gehört zu haben meinte, stärker; die Thür öffnete sich, und die Herren von Jouy und La Mothe-Goulas traten fröhlich ein.

Brion, der noch immer, beide Hände hinter sich aufgestützt, halb erhoben im Bett lag, sah sie verstört an. Sie baten ihn, sie wissen zu lassen, was er von ihnen wünsche, da sie wie stets völlig zu seinen Diensten stünden; aber er schüttelte nur den Kopf und fragte, ob sie einen Mönch gesehen hätten. Sie verneinten es. Er fragte später die anderen im Hause: bei keinem war ein Mönch gewesen. So schwieg er und entschuldigte sich, da er ihrer nicht mehr bedürfte, und sie gingen verwundert. Den Brief, den er geschrieben, verbrannte er an der Kerze, die neben seinem Bette stand, dann fragte er, wo er einen Geistlichen finden mochte. Man sagte ihm, daß eine Wegstunde weit in der Richtung ihres Zuges ein kleines Kloster läge. Als sie vorüberkamen, stieg er ab, beehrte zu beichten und empfing das Abendmahl. Da er fragte, ob ein Mönch des Klosters am Morgen im Schloß von Beaucaire gewesen, schüttelte man den Kopf.

Wie im Traum ritt er weiter, dem kleinen Heere nach. Da schlug ein Lachen an sein Ohr, und er sah Conigh, der einen Scherz erzählte. Er konnte nicht anders und ritt auf ihn zu. Der junge Mensch schloß die Lippen, richtete sich im Sattel auf und sah ihm entgegen. Beide grüßten steif. Aber als Brion nur fragte: „Haben Sie gebeichtet, Conigh?“, da mußte der andere wieder lachen. „Nicht nur um das Heil unserer Pferde, auch um das unserer Seelen sind Sie besorgt, Graf?“ fragte er.

Brion erwiderte nichts mehr und ritt weiter. Wie im Traum sah er den Hügel mit den weißen Mauern und Häusern von Castelnau-dary aufsteigen, sah in den Aekern und Weinbergen Helme und Spieße leuchten und das Wasser des Flusses, der den Weg sperrte, in der heißen Sonne glitzern. Schon setzten die ersten vorne über die lange und enge Steinbrücke; er hörte

die ersten Schüsse fallen, sah Herrn von Montmorency mit drei oder vier anderen über das Brücklein reiten, über einen Graben setzen und vom Pferd sinken, sah den Grafen von Moret, der durch einen Hohlweg emporzudringen versucht hatte, mit zerschmetterter Schulter sterbend zurückgebracht werden, sah die ganze Vorhut in Unordnung über die Brücke zurückweichen. Vom Castel herab donnerten die Kanonen, daß blaue Rauchwolken über den Mauern standen. Er sah die fröhlichen Herren, die in der vergangenen Nacht getanzt, ihre Rosse wenden und fliehen, und da zum Rückzug geblasen wurde, und die dichte schreckerregte Masse im wirbelnden Staub auf ihn zuströmte, bog er nach den Wiesen aus. Da scheute sein Pferd und sprang seitwärts: vor ihm lag Conigh auf der Erde; der eine Arm hing herab, die blonden Locken fielen wirr über das blasse Gesicht, unter dem Küris über den seidenen Waffenrock und die goldenen Fransen der blauen Schärpe lief dunkles Blut, das sich auf der Erde sammelte

Erst viele Tage später erzählte der Graf von Brion den Herren von Jouy-Sardini und von La Mothe-Goulas, was er erlebt hatte, und der von Goulas hat es im vierundzwanzigsten Kapitel seiner Memoiren aufgezeichnet.

Schloß Grand-Carré

Wer vor hundert und mehr Jahren in Sommerzeiten durch die Eichenwälder um Grand-Carré schritt, konnte die Fenster des Schlosses Abend für Abend hell erleuchtet sehen; Wagen rollten vor, schöne Frauen in Seidenkleidern, Herren in farbigen Fräcken, Offiziere in französischen, russischen, österreichischen Uniformen füllten die Säle. Auch unter dem Grafen Henri hörten die Feste nicht auf; dafür lichteteten sich die Eichenwälder, und die Felder und Weinberge wurden verpfändet und verkauft. Dann kam Unglück und Tod über Grand-Carré. Graf Marcisse starb, nachdem er seine Frau, Sohn und Tochter verloren hatte, ein einsamer Mann und der letzte seiner Linie. Das Schloß kam an einen Seitenverwandten, einen Baron St. Julien; aber ein volles Jahr standen beide Flügel mit geschlossenen Läden und versperrten Türen, ehe der neue Besitzer einzog.

Von den Höhen sieht man Grand-Carré im Thal als ein mächtiges graues Viereck liegen; die eine Hälfte des Vierecks bilden die hohen Steinmauern des Parks, in der Mitte der vorderen Mauer steht schweigend das große Gittertor mit den goldenen Traubengewinden. Die andere Hälfte bilden die beiden Gebäude, die rückwärts durch eine Galerie verbunden sind, an der jahrhundertealter Efeu emporsteigt. Hohe vierteilige Fenster blicken in den gepflasterten Hof und auf den Park. Nach außen in den Wald sehen starre blinde Wände mit runden vergitterten Lüken unter den Voluten des Dachs.

Nur der eine Flügel wurde geöffnet, als der neue Besitzer kam, der niemanden mitbrachte, als einen Sekretär und einen Kammerdiener. Die Läden des andern und seine Tore blieben verschlossen. Durch das Gittertor sahen die Leute auf den Wegen des Parks einen kleinen alten Herrn mit weißem Spitzbart und Schnurrbart spazieren gehen, der stets Zigarren in einem feinen und sorgsam gebräunten Meerschaumkopf rauchte; häufig ging er mit seinem stillen Sekretär, der jung und hoch-

gewachsen war und nur selten sprach. Meist aber saßen beide an einem von außen nicht sichtbaren Gartentisch, mit Schriften und Büchern beschäftigt. Der Baron arbeitete an einem historischen Werk.

„Ernest, Sie werden blaß,“ sagte der kleine alte Herr eines Tages zu seinem Sekretär, „Sie müssen spazieren gehen.“

„Wenn Sie meinen, Herr Baron“, erwiderte der Sekretär.

„Junge Männer können nicht so leben; ich werde Sie nach Paris schicken.“

„Ich habe kein Verlangen danach“, sagte der junge Mann und stützte den Kopf auf die Hand. Sie nahmen die Arbeit wieder auf.

Ernest begann Spaziergänge durch die Eichenwälder zu machen. Er ging mit großen lässigen Schritten und betrachtete die Blumen und Bäume und die Menschen, die ihm begegneten, mit den Blicken eines in Träume Verirrten. Eines Tages stieß er im weglosen Wald an ein Gitter: jenseits des Gitters lag eine weite grüne Wiese; dann kamen kiesbestreute Wege und die Rückseite eines weitläufigen Gebäudes. Auf der Wiese sah, nicht weit von ihm entfernt, ein weißgekleidetes junges Mädchen; sie wendete ihm den Rücken zu, in den ihr tiefschwarzes Haar herabfiel; womit sie beschäftigt war, vermochte er nicht zu sehen: vielleicht las sie. Ihr Sonnenschirm lag neben ihr auf der Erde. Plötzlich wandte sie sich und sprang erschrocken auf, ließ etwas fallen und sah ihn mit großen kindlichen Augen an. Auch er schaute nach ihr und grüßte ein wenig verlegen; mit langsamem, fast feierlichem Nicken erwiderte sie seinen Gruß. Dann bückte sie sich, und er sah, daß das, was sie aufheben wollte, kleine farbige Bälle waren; da die Wiese stark abfiel, entrollten sie ihr wieder und führten sie in seine Nähe. Nun ergriff er das Wort und bedauerte sehr höflich, daß er sie gestört oder gar erschreckt hätte. „Oh, wie liebenswürdig Sie sind,“ erwiderte das Mädchen mit leichtem Lachen, „aber es macht nichts, sie rollen immer davon“, und dann fügte sie hinzu: „Ich bedauere es gleichfalls.“ Ernest grüßte nun nochmals und empfahl sich, aber es war ihm, als ob der Blick, mit dem sie seine Verbeugung erwiderte, ein trauriger gewesen wäre.

Dieser Ausdruck ihres Blicks zog ihn in den nächsten Tagen unwiderstehlich durch die selben Büsche an das gleiche Gitter; aber

die Wiese war leer, kein Mensch war zu sehen; dahinter lag das gelbe Gebäude, in dem alle Fenster geschlossen, alle Vorhänge herabgelassen waren. Er kam wieder; aber auf der Wiese war niemand; nur in der Ferne vor dem Hause ging ein großer breiter Mann, den er nicht genau sehen konnte, in einem sehr hellen Anzug, auf und ab; ein Diener folgte ihm, der einen breiten Sonnenschirm trug und über ihn hielt. Er selbst konnte keinesfalls gesehen werden; aber ein Hündchen kam bellend über die Wiese gelaufen, bis es zurückgerufen ward.

Er wußte bereits, wessen Haus es war, das er von der dem Walde zugekehrten Seite gesehen hatte, und wunderte sich daher nicht, als er das selbe Mädchen an der Seite des Grafen Eray in der Kirche wiedersah. Während des Gottesdienstes tauschten sie verstohlene Blicke; aber als er nach der Messe am Kircheneingang an ihr vorüberkommend grüßte, da erwiderte sie den Gruß nicht, und warf nur einen scheuen Blick auf ihren Begleiter, der groß und breit mit einem kalten, um die Lippen glattrasierten Gesicht den jungen Mann einen Augenblick scharf ansah, wie in hochmütiger Empörung über die unerbetene Vertraulichkeit.

Das nächstemal kam nur der Graf allein zur Kirche, die Tochter nicht.

Aber immer wieder kam der Sekretär durch die Büsche an die hohen dunkeln Stäbe mit den vergoldeten Kugelspitzen, hinter denen die weite, sammetene, gepflegte Wiese lag: einmal sah er auch das junge Mädchen fern über die Wiese laufen, das Hündchen hinter ihr; einmal hörte er aus dem Hause lautes, gellendes Schreien, so daß er erschrocken lauschte und, von unbestimmter Angst verfolgt, sich entfernte.

„Sie träumen, Ernest“, sagte der Baron bei den Mahlzeiten.

Eines Tages sah er das Mädchen wieder auf der Wiese, ganz in der Nähe des Gitters, mit den kleinen farbigen Bällen spielen, die sie in die Luft warf und wieder aufzufangen suchte. In ihrer Nähe saß eine blaugelkleidete Nonne mit einer weißen Flügelhaube. Das Mädchen sah ihn am Gitter und machte ihm hinter dem Rücken der Nonne deutliche Zeichen. Dann sagte sie ein paar leise Worte zu ihr, worauf die Nonne sich erhob und dem Hause zuging; hierbei sah sie sich öfters um, und

das Mädchen warf ihr Kufshände nach. Kaum aber war jene ins Haus getreten, als sie ans Gitter geeilt kam. „Gut, daß Sie da sind,“ sagte sie, „aber warum kommen Sie erst heute? Ich habe Sie erwartet!“ Verwirrt, fast bestürzt sah er sie an, ihm versagten die Worte. „Ich war oft da . . . ich habe Sie gesucht“, stammelte er endlich. — „Ich glaube es, ich fühlte es,“ erwiderte sie und Tränen traten ihr in die Augen, „Sie sind gut! Sie werden gut sein?!“

Die Nonne erschien in der Glastüre, die ins Haus führte, und rief laut über die Wiese: „Madame!“

„Kommen Sie heute abend, wenn es ganz dunkel ist, um zehn Uhr“, sagte das Mädchen ohne ihn anzusehen, und bückte sich nach ihren Bällen. Die Schwester kam rasch näher und Ernest verschwand.

Der Mond war noch nicht aufgegangen als er wiederkam, nur die Sterne warfen ein schwaches Licht über das Haus und die Wiese. Die Bäume standen wie dunkle Massen. Er wartete. Dann war es ihm, als ob sich etwas am Rande der Wiese bewegte. Etwas Weißes stand vor ihm, und ein halb erschrecktes, halb lachendes Kindergesicht blickte in das seine.

„Sehen Sie mich nicht an!“ sagte sie. „Wenn ich im Bett liege und die Schwester glaubt, ich schlafe, dann geht sie aus dem Zimmer mit der Köchin schwätzen und sperrt mich ein. Da bin ich durchs Fenster gestiegen und über das Dach der Veranda geklettert.“ Sie lachte leise.

Er sah sie verzückt an.

„Wollen Sie mir helfen?“ fuhr sie fort.

„Ja, ja! — Was soll ich tun?“

„Kommen Sie . . . Freitag wieder hierher, wenn es finster ist, und warten Sie. Dann fliehe ich mit Ihnen.“

„Ich komme!“

Sie reichte ihm ihre Hand durchs Gitter und er küßte sie.

„Und dann fahren wir fort?“

„Ja!“

Sie jubelte.

„Ich habe Sie lieb!“ stammelte er.

„Ja, und wir fahren weit fort?“

„Ja, ja!“

„Und meine Kugeln nehme ich mit. Aber jetzt muß ich zurück“, sagte sie ängstlich.

„Bleiben Sie noch!“ bat er.

„Nein, nein. Sonst vergittern sie die Fenster, wenn sie sehen, daß ich herauskann. Oh, sie sind schlecht gegen mich!“

„Sie müssen mir dann alles erzählen!“

Sie war schon in der Dunkelheit verschwunden. Er hatte das alles wie im Traum gesehen, wie im Traum gesprochen. Fiebernden Blutes ging er nach Hause und lag schlaflos über seinen Plänen.

Am folgenden Abend hatte der Baron Besuch. Der Pfarrer des Ortes und ein verabschiedeter Offizier speisten mit ihm. Der Sekretär schwieg und hing seinen Träumen nach. Da hörte er den Namen des Grafen Eray aussprechen: Freitag Abend sollte eine Sitzung der Gemeinde sein, zu der man ihn erwartete.

„Der Graf hat eine schöne Tochter“, sagte Ernest unwillkürlich; er dachte laut.

„Ja, — Madame van den Hove“, sagte der Pfarrer.

„Hört den Jungen,“ rief der Baron, „er hat doch Augen! Woher wissen Sie es, Ernest?“

Dieser, schon verzweifelt über seine unbeherrschte Rede, errötete stark. „Ich habe sie in der Kirche gesehen“, sagte er endlich.

„In der Kirche, dann ist nichts Schlimmes daran!“ sagte lachend der Kapitän.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. „Das muß an dem Sonntag gewesen sein, an dem der Abbé Cloche die Messe las. Ich wußte gar nicht, daß Madame van den Hove hier ist.“

„Ist sie wirklich so unglücklich in ihrer Ehe?“ fragte der Kapitän.

Der Pfarrer machte eine abwehrende Miene, wie jemand, der von einer Sache nicht zu reden wünscht, weil er zuviel davon weiß, und das Gespräch verlor sich zu andern Dingen. Nur Ernests Gedanken blieben bei dem Gegenstand und machten ihn schwindlig. Er hatte nicht geahnt, daß er eine verheiratete Frau entführen sollte. Sein seltsames Abenteuer bekam dadurch etwas Bedrückendes und zugleich noch süßer Aufregendes als zuvor.

Der folgende Tag war Mittwoch. Ernest war zerstreuter als je. „Liegt Ihnen Madame van den Hove im Kopf?“ neckte

der Baron. Ernest erzitterte. „Das Leben hier taugt nicht für Sie,“ fuhr der Baron freundlich fort, „ich muß Sie nach Paris schicken.“

„Ich würde ganz gerne eine kleine Reise machen“, erwiderte Ernest. Der Baron sah ihn überrascht an, und sie sprachen zunächst nicht wieder darüber.

Am folgenden Morgen wanderte Ernest nach einer Ortschaft jenseits der Hügel und bestellte einen Wagen, der in der nächsten Nacht am Eingang der Waldstraße warten sollte. Es fiel ihm nicht ein, dem Besitzer des Fuhrwerks, der ihn mißtrauisch ansah, einen einleuchtenden Grund zu sagen, und daß dieser eine unverschämte Forderung stellte, merkte er nicht.

Der nächste Tag kam und verging endlich, und Ernest schlich durch den Wald und das dichte Buschwerk, das ungewohnter Geräusche voll war, an die wohlbekannte Stelle. Er wartete in der warmen Nacht, bis die Flüchtige innerhalb des Gitters stand; in der einen Hand trug sie ein Säckchen, wie auch er eine Handtasche mit dem Nötigsten mitgebracht hatte. Nun aber wußte er keinen Rat; er hatte gedacht, sie wüßte schon, wie sie aus dem Park kommen würde. Da verschwand sie wieder und kam mit einem Gartensessel zurück und stellte ihn unter einen Baum, der seine Zweige ans Gitter streckte; über die Eisenspitzen breitete Ernest seinen Mantel, und sie klonn wie eine Kaze darüber. „Schnell, schnell,“ flüsterte sie ängstlich, „sonst entdecken sie uns.“ Sie schmiegte sich an ihn, aber als er sie küssen wollte, wick sie zurück: „Bitte, nein, nein,“ sagte sie leise, „ich bin ja kaum angekleidet.“ In schüchterner Glückseligkeit zog er sie nun mit sich, die sich willig führen ließ. „Wir fahren zur Bahn“, sagte er. „Weit fort“, flüsterte sie. „Ja, nach Paris.“

Aber als sie aus dem Wald auf das dunkle Feld kamen, war kein Licht und kein Wagen da. Der Mann mußte die Stelle verfehlt haben oder war nicht gekommen. Verzweifelt eilte er mit ihr die Straße entlang und suchte, aber es rührte sich nichts, und nirgends war durch die Nacht ein Rollen von Rädern oder Hufschlag zu hören.

Indessen begann es zu regnen; der Bahnhof lag drei Wegstunden entfernt, und wenn sie selbst noch irgendwo einen Wagen hätten bekommen können, wäre es dennoch zu spät gewesen, da von Mitternacht bis zum Morgen kein Zug mehr durchkam,

der gehalten hätte. Sie begann zu frieren; sie trug ganz dünne Schuhe. In der Nähe stand ein elendes kleines Wirtshaus, aber er fürchtete das Aussehen und das Reden der Leute. Er legte seinen Mantel um sie, seine Verzweiflung wuchs, und am meisten belästigte ihn seine Handtasche.

Da kam ihm ein Gedanke, und er führte sie über den Hügel auf wohlbekannten Wegen zum Schloß hinab. Fernes Hundegebell erscholl; ein Wagenrollen ließ ihn stehen bleiben, aber dann besorgte er, man könnte sie verfolgen, und er bat sie, rascher zu gehen, wenn sie könnte. Sie gehorchte vertrauensvoll; und glücklich und besorgt zugleich fühlte er ihren warmen schlanken Körper, wenn er sie im Dunkeln streifte oder ihr über eine steilere Wegstelle half.

In der hohen Steinmauer war ein Pfortchen, zu dem er den Schlüssel besaß. Im dunkeln Park hieß er sie warten; dann klopfte er den Pfortner wach, und während dieser ihm die Laterne, die er unter einem Vorwand begehrte, zurecht machte, bemächtigte er sich des schweren Schlüsselbundes, das in der Wohnung des Pfortners hing. Dann holte er die Wartende und öffnete die in den Angeln freischendenden Tore des verschlossenen Flügels.

Ein dumpfer Geruch drang aus nie geöffneten Räumen. In den Zimmern waren die Bilder an den Wänden, die Möbel, die Kronleuchter mit Leinwandhüllen bedeckt: eine verummte Welt umgab sie, unbestimmbare Dinge, die seltsame Schatten warfen und zum Gehen oft keinen Raum ließen; es war, als drängten sie sich zwischen Ungetümen. Die Schritte hallten auf teppichlosen Fußböden, unendlicher Staub lag überall, und die Luft war nicht zu atmen. Er suchte nach einem Schlafzimmer, öffnete, nachdem er das Licht verborgen hatte, die Läden und mit schwerer Mühe eines der mächtigen Fenster, und erschrak jäh, als es mit einem Klirren aufsprang, das durch die Nacht und den Regen hallte.

Indessen plauderte sie leise, fragte und erzählte durcheinander, aber er konnte noch wenig auf sie hören und beruhigte sie nur, während er die alten schweren Vorhänge von einer mächtigen Bettstatt und, als er da nur Bretter fand, die Bezüge von einem Divan riß, einen Tisch und Stühle frei machte.

Ermattet warf sie sich hin und sagte, sie hätte Hunger.

Er eilte in den andern Flügel hinüber, nachdem er ihr eingeschärft, sich lautlos zu verhalten. Als er auf dem Gange am Schlafgemach des Barons vorüberkam, rief dieser aus dem Bette heraus, was denn so spät los wäre. Ernest antwortete durch die Thüre, daß er sich auf dem Spaziergang verirrt hätte, und daß er Bücher im Garten vergessen, die er nun im Regen suchen und holen müßte. Der Baron schalt ein wenig und schien wieder einzuschlafen.

Als Ernest mit allem, was er in der Eile hatte finden können, beladen zurückkam, war auch die Fremde auf dem Sofa eingeschlafen. Er wagte nicht, sie zu wecken, sondern stellte die Laterne auf den Tisch, setzte sich neben sie und betrachtete sie entzückt. Sie schlief sehr unruhig; an den Fältchen der Lider hätte er, wäre er erfahrener gewesen, erkennen können, daß sie älter war, als er bisher gedacht. Plötzlich wachte sie auf und sah erschrocken um sich: er beruhigte sie und bot ihr Essen und Wein.

Sie aß und trank und begann zu lachen und zu plaudern.

Er unterbrach sie mit einer Frage, die er seit Stunden überlegte: er bat sie, ihm ihren Namen zu sagen.

Sie sah ihn erstaunt an. „Liane — Liane de Cray. Ist das nicht ein schöner Name?“

Entzückt und zärtlich wiederholte er: „Liane!“

Sie begann nun zu erzählen, hastig und verworren: „Mein Mann behandelt mich schlecht,“ sagte sie, „oh ja! er sagt, ich bin krank, damit er mich einsperren kann und ich niemanden sehen soll. Aber Unsinn! Unsinn! Er ist nicht ganz klug, wissen Sie!“

Der Wein machte sie aufgeregter; sie sagte Schlimmes über ihren Mann, zuletzt murmelte sie leise Worte, als redete sie nur mehr für sich selber.

Er griff nach ihrer Hand, die sie ihm ließ.

„Wir gehen nach Paris, mein Herz, nicht wahr?“ fragte sie, „hast du Geld?“

„Etwas, nicht viel“, gestand Ernest.

„Das macht nichts. Ich lasse mir vieles schicken. Ich habe genug. Sie wollen es mir nur nicht geben. Aber sie müssen. Der Advokat, du weißt den Advokaten, der Name fällt mir nie ein, zu dem müssen wir gehen. Nur vor dem Kapitän müssen wir uns hüten, der hat uns ins Unglück gebracht. Und Henri

will ich nicht begegnen. Aber freilich, den Kapitän hat er erschossen . . ."

"Du hast Fieber," sagte Ernest, "du hast dich erkältet!"

"O nein, ich bin nicht krank," sagte sie, "ich bin nur aufgereggt."

Nun sprach er ihr still und beruhigend zu und setzte ihr auseinander, was er vorhatte. Sie lauschte auf seine Worte und sah ihn an, dann zog sie lächelnd seinen Kopf an sich und küßte ihn. Auf seine Bitte streckte sie sich wieder auf dem Sofa aus; da er eine Decke über sie breitete, fühlte er, wie durchnäßt sie war. Glückliche und zitternd löste er ihr die Schuhe, hieß sie die Strümpfe abstreifen und deckte sie warm und sorglich zu. Ihr kleiner Mund öffnete sich zu behaglichem Lächeln, und dann entschlief sie schnell.

Lange saß er neben ihr am Tische und betrachtete sie unverwandt mit immer gleichem Entzücken. Er saß, bis das Licht plötzlich hell zu flackern begann; dann sank es zusammen, zuckte ein paarmal mühsam auf, während jähe seltsame Schatten über die Wände huschten, und verlösch. Er saß im Dunkeln neben der Schlafenden, wunderliche Bilder in der Seele und eine süße seltsame Qual. Während er saß und dachte, überkam ihn eine schwere Müdigkeit, immer wieder sank sein Kopf herab und einmal wäre er beinahe vom Stuhle gestürzt. Er gedachte eine kurze Weile zu ruhen und streckte sich auf den Boden hin.

Aus tiefstem Schlafe erwachend, sah er einen hellen Lichtstrahl zwischen den zugelehnten Fensterläden. Erschrocken sprang er auf. Die Fremde lag noch immer auf dem Sofa und schlief fest. Aber das Sonnenlicht blühte herein und im Park sangen die Vögel. Jetzt ging unten eine Türe, und jemand schritt über den Hof. Da ergriff ihn Verzweiflung. Er hatte die Dämmerung verschlafen, in der er das Haus noch ungesehen mit ihr hätte verlassen können. Nun hieß es, den ganzen Tag in den dunklen Zimmern versteckt bleiben. Er bedachte, daß man ihn vermissen und suchen, sein Verschwinden mit dem der jungen Frau in Verbindung bringen würde, und es schien ihm das Richtige, unbemerkt durch die Galerie in den andern Flügel und in sein Zimmer zurückzukehren. Er schrieb mit Bleistift ein paar Worte auf ein Stück Papier und ließ es neben der Schlafenden liegen. Die Schlüssel fand er an dem gleichen

Bund; er öffnete lang verschlossene Türen und verdunkelte Räume, und sah sich zuletzt verwundert vor dem unberührten Bett in seinem hellen Zimmer, das er schon für immer verlassen hatte.

Es war halb neun. Er stand vor seinem Toilettenspiegel, neben dem offenen Fenster; da hörte er erregte Stimmen auf dem Hof und Hundegebell. Er beugte sich aus dem Fenster. Unten stand der Graf Crah mit seinem Hunde, der an der Leine zerrte; der Pförtner und andere Leute aus dem Hause vor ihm. Eine Zeit verging, Ernest wußte nicht, wie lange; die Töne unten hallten in seinem Ohr und verstummten, dann schollen Schritte auf dem Gange vor seinem Zimmer, der alte Kammerdiener des Barons klopfte an seine Türe: „Der gnädige Herr lasse Herrn Ernest bitten, hinunterzukommen.“ Ernest versprach es, sowie er sich zu Ende rasiert hätte, aber er konnte seine Wange nicht finden und bewegte das Messer nur mechanisch in der Luft hin und her.

Jrgendwo rief der Baron: „Ernest!“

„Gleich!“ rief dieser zurück.

Er wusch sich den Seifenschäum vom Gesicht, schritt aus der Türe und kehrte wieder um, seine Jacke anzulegen, in ungeheuerster Verwirrung, betäubt von dem, was geschehen war. Dann ging er mit der Entschlossenheit eines Nachtwandlers in den Gartensaal hinab.

Es war ein heller freundlicher Saal mit lichten geblühten Fenstervorhängen, die mit grauen Seidenschürren aufgebunden waren. Die Sommer Sonne fiel auf den gedeckten Frühstückstisch. Der alte Herr stand im Schlafrock, mit dem Rücken gegen den Eintretenden, und sprach mit aufgeregten Gebärden. Der Graf stand vor ihm; seine kalten Augen richteten sich auf Ernest; der kleine alte Herr sah sich gleichfalls um, und als er den Träumer kommen sah, mußte er lächeln: „Ernest,“ rief er ihm entgegen, „was höre ich Sie haben eine Dame entführt und im Hause versteckt?“

Ernest schwieg; er hatte den starren Ausdruck derer, die ein Wissen leugnen wollen, das ihnen im Gesicht geschrieben steht.

„Sie ist dort“, sagte der Graf und wies durch das Fenster nach dem andern Flügel des Schlosses hinüber, zu dem sein Hund draußen im Hofe heftig emporbellte; und wie auch die andern

unwillkürlich seiner Bewegung folgten, begegneten die Blicke des Sekretärs und des Barons sich in jähem Wissen: in dem unbewohnten Flügel stand ein Fenster offen.

In diesem Augenblick trat der Pförtner ein und meldete, daß die Schlüssel fehlten; auch er sah Ernest an, der wortlos da stand, weiß und starr, die ungeheure Verlegenheit und Verzweiflung in seiner Seele mit irgendeinem wilden Entschluß und einer wahnwitzigen Hoffnung niederkämpfend.

Auch in den andern wuchs die Erregung. Mit einer Stimme, durch die der mühsam verbissene Zorn klang, sagte der Graf: „Ich möchte größeren Skandal vermeiden . . . in meinem eigenen Interesse, nicht in dem Ihren . . . wollen Sie meine Frau herausgeben?“

Ernest starrte ihn an. „Ihre Frau?“ fragte er verwirrt.

„Auf die Eroberung braucht dieser Herr sich nichts zugute zu tun, sie wäre mit jedem Lakaien davongelaufen: meine Frau ist geisteskrank.“

„Lüge!“ schrie Ernest plötzlich, „das ist Ihre Lüge, aber ich weiß . . .“ er verstummte: in der Türe, die der Pförtner offen gelassen, sah er wie einen Spuk die weiße Flügelhaube der Nonne schweben. Nur seine über die Zähne gepreßten Lippen bewegten sich.

Aber alles Zureden blieb vergeblich. Er leugnete und weigerte die Schlüssel, bis der Graf aufsprang und mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Nun hab ich genug!“ schrie. Der Baron wendete sich zu ihm. Die plötzliche Wut des Mannes hatte etwas Erschreckendes. Gleichzeitig griff Ernest in seine Tasche.

Sie folgten der drohenden Bewegung und sahen ihn die Waffe hervorziehen; jeder wollte nach seinem Arm greifen, um ihn unschädlich zu machen; allein er hatte sich bereits umgewendet und stürzte aus dem Saal.

Sie hörten ihn mehrere Türen zuschlagen, dann wurde es still. Die Männer folgten in einem sonderbaren Zug, voran der aufgeregte alte Herr im fliegenden seidenen Schlafrock, den Meerschamkopf, aus dem die Zigarre herausgefallen war, in der Hand, hinter ihm der Graf, dann der alte Kammerdiener, der Pförtner, der Jäger des Grafen und die Nonne. Die Türe am Ende der Galerie war verschlossen. Auf ihr heftiges Pochen

antwortete Ernest von drinnen: er werde jeden niederschießen, der hereinkommen würde. Vergeblich redete der Baron ihm zu und beschwor ihn durch die geschlossene Türe: „Lassen Sie nur mich hinein, Ernest! Wenn die Dame dann nicht gehen will, soll sie niemand mit Gewalt fortführen!“

Von drinnen kam eine Antwort, die niemand verstand. „Lassen Sie die Türe aufbrechen“, sagte der Graf. Und der alte Herr, heftig erregt, rief nach einer Art. Plötzlich gab die Türe nach. „Wollen Sie auf mich schießen, mein Junge?“ schrie der Baron.

„Monsieur, Monsieur, Monsieur!“ rief Ernest beschwörend.

Den Revolver immer in der Hand, eilte er jetzt den andern voran durch die leeren Zimmer und Gänge, bis sie an das kamen, in dem die Geliebte wartete; er riß die Türe auf: zwischen den verummten Möbelgespenstern saß das seltsame schöne Geschöpf auf der Erde und spielte mit den farbigen Glasbällen, die sie in dem Säckchen mitgebracht hatte, in dem Ernest ihre Reisefachen vermutet. Sie lächelte ihm zu, dann stieß sie plötzlich einen Angstschrei aus, als sie den Grafen und die weiße Haube der Nonne erblickte

Aber Ernest hatte begriffen.

Einige Stunden später stand der alte Herr bekümmert neben dem jungen Mann, der auf der Gartenbank saß, den Kopf auf den Tisch gelehnt.

„Wollen wir eine Reise machen, Ernest?“ fragte er, „oder wollen wir zu unserer Arbeit zurückkehren?“

Jessie

Es war noch völlig dunkel, als er aus einem unangenehmen Traum erwachte: vier häßliche Affen waren in seinem Salon beim Kartenspiel gefessen, und als er ihnen wehren wollte, hatten sie ihm in unanständiger Weise die Gefäße zugekehrt: er wollte mit seinem Spazierstock nach ihnen schlagen, jedoch der Stock in seiner Hand bewegte sich gewichtslos und langsam durch die Luft, die Affen aber stoben auseinander und der größte unter ihnen kletterte an einem Schrank empor, erfaßte eine Flasche Chartreuse, schwang sie in die Luft, trank daraus und schrie dabei: „Hoch die Anarchie!“

Da er nicht wieder einschlafen konnte, drehte er den Knopf der elektrischen Lampe und schrieb einige Worte auf eines der beinernen Täfelchen, die auf dem Tische neben ihm lagen, so daß er dem Diener Befehle erteilen konnte, ohne durch seine Gegenwart belästigt zu werden; die beschriebene Tafel ließ er in den kleinen Spalt in der Wand am Kopfende seines Bettes fallen. Dann warf er einen Blick auf die Uhr; erstaunt sah er, daß sie auf elf wies. Gleichzeitig pochte es an seine Türe: geräuschlos trat der Diener ein, das Zeebrett, auf dem auch die Post lag, in der Hand. Dann verschwand er, klopfte aber sogleich wieder und meldete:

„Herr von Kall.“

„Ich lasse bitten!“

Der Besucher war mittelgroß und schmal und hatte ein langes blasses Gesicht mit eingesunkenen Augen, die unter farblosen Brauen lagen; auch seine Arme und Hände waren lang; er war sehr elegant gekleidet, eine dunkle Krawatte umhüllte den dünnen Hals mit vielen Falten.

„Guten Morgen, Felix, wie geht es?“ begann er; und sie sprachen lässig von gleichgültigen neuen Ereignissen unter ihren Bekannten. Herr von Kall zündete sich eine Zigarette an; als er sah, daß Felix halb unbewußt nach der Post griff, wobei seine

Blicke an einer Traueranzeige haften blieben, sagte er: „Weißt du schon? Jessie ist gestorben!“

„Jessie!“

Felix hatte sich im Bett aufgesetzt. „Wann ist sie gestorben? Woher weißt du's?“

„Heute früh hat mir's der Ferdi gesagt. Freitag ist sie noch ausgeritten; am selben Abend hat sie ein Fieber bekommen, und war in drei Tagen tot.“

„Das ist ja furchtbar!“ sagte Felix.

„Der Ferdi ist heute früh zurückgekommen. Ich bin ihm begegnet . . .“

„Wie hat er ausgesehen?“

„Ein bißchen blaß von der Fahrt . . .“

„Ja, natürlich; sie war doch seine Schwester . . .“ Er hatte das schwarzumrandete Papier entfaltet. „Im vierunddreißigsten Jahre ihres Lebens . . .“ sagte er. Er war sichtlich bemüht, sich zu beherrschen.

Immer noch hielt er die Traueranzeige in der Hand; der zierliche Kopf war gesenkt; der braune spitze Bart hob sich von dem zartgestickten russischen Nachthemd ab.

„Hat dir der Ferdi sonst etwas gesagt?“

„Was ich dir erzählt hab', sonst nichts.“

Beide schwiegen. „Du hast sie lange nicht gesehen?“ fragte Herr von Kall.

„Lange nicht. Seitdem sie von Wien fort ist, nicht mehr.“

„So.“ Kall schritt zum Bücherschrank in der Ecke und las, rauchend, die Titel, die er kannte. Hier und da warf er einen raschen Blick auf den Mann im Bett.

Dieser klingelte. „Machen Sie das Fenster auf!“ sagte er zu dem eintretenden Diener. Neblige Winterluft drang von der Straße herein. Kall hüstelte.

„Lieber Max, sei mir nicht böse, aber . . . laß mich jetzt allein . . .“

Kall nickte. Seine halb geschlossenen Augen sahen aufmerksam nach dem Freunde. Dann drückte er ihm die Hand und ging mit schläfrigen Schritten. Als die Türe sich hinter ihm geschlossen hatte, legte Felix sich im Bett zurück und blickte nach der Decke des Zimmers. Aber sofort richtete er sich nervös auf

und läutete dem Diener. „Bitte, machen Sie das Fenster zu! Ich will aufstehen!“

Hastig angekleidet, schritt er Zigaretten rauchend auf und ab. Immer heftiger wurden seine Schritte, immer gespannter der Ausdruck seiner Züge. Schließlich blieb er vor dem Spiegel stehen und entfernte ein Stäubchen von dem umgelegten grauen Tuch seiner Jacke. Im Spiegel fiel sein Blick auf eine dunkle Truhe, die wie ein langer Schatten an der Wand stand. Er suchte einen altertümlich geformten Schlüssel, öffnete die Truhe und stellte eine verschlossene Kassette auf den Tisch, der er Briefe und Bilder, kleine Kämme, Bänder und andere Fetische der Liebe entnahm. Lange las er und starrte die Bilder an. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und begann einen Brief, begann ihn nochmals und schrieb lange daran, aber als er fertig war, zerriss er ihn in ganz kleine Stücke, die er in den Ofen warf. Dann klingelte er.

„Ich will ausgehen.“

Der Diener stand im Vorzimmer, mit dem langen Überrock, mit Hut und Stock bereit.

Jenseits seiner Straße war die Mauer eines uralten Parks; die Bäume waren laublos; nur ihre feinsten Spitzen hatten zu blühen begonnen, aber der feuchte kalte Nebel wich nicht von der Erde und der Himmel blieb grau.

Er kehrte bald nach Hause zurück, ging noch im Überrock ins Zimmer, legte Hut und Stock neben sich auf den Schreibtisch, nahm das Hörrohr auf und rief seinen Freund an. „Willst du mit mir frühstücken, Max? Ja! um zwei Uhr! ich bitte dich sehr darum!“ „Herr von Kall kommt zum Frühstück“, wendete er sich zu dem eintretenden Diener. —

Er saß, den Kopf aufgestützt, nervös, nachdenklich in seinem Zimmer, als Kall eintrat.

„Du erlaubst . . . auch vorher . . .“ sagte dieser und zündete eine Zigarette an.

„Ich brauche deinen Rat . . .“ begann Felix, aber er schwieg wieder und redete dann nicht von dem, was beide erwarteten.

Kall kam ihm zu Hilfe: „Du wolltest von . . . Jessie reden . . .“

„Ja . . .“ er sah auf und fuhr fort: „Es wird mir schwer, denn es rührt an heilige Dinge!“

den seltsamen Schimmer in ihren Augen beim Sprechen werde ich nie vergessen. Diese metallischen Augen waren immer das Merkwürdigste an ihr. Ich glaube, wir haben uns beide gut gehalten."

Von Kall machte eine ungeduldige Bewegung.

"Heute denke ich: sie war mir überlegen. Ich habe weiter gelebt, sie nicht. Sie hat diese eine große Liebe in die Mitte gestellt und eine Leere darum gezogen. Für sie war alles zu Ende."

"Ja, wir haben uns alle gewundert," sagte Kall, "die Jessie nicht mehr bei den Rennen, nicht mehr auf den Bällen . . . die Jessie nicht mehr in Wien . . .!"

"Ein halbes Jahr hat sie vielleicht noch gehofft; dann hat sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen. Sie hat wirklich ein Ende gemacht."

Er schwieg und trank hastig ein Glas Chartreuse. Dabei fiel ihm der Traum von heute Nacht ein. Einen Augenblick fühlte er die Versuchung, ihn zu erzählen, dann wies er das Bild von sich.

"Und du hast die kleine Schönhoff nicht geheiratet", sagte Herr von Kall.

Felix machte eine Bewegung. "Das ist jetzt so gleichgültig," erwiderte er, "verschiedene Frauen treten in unser Leben und spielen eine ganz verschiedene Rolle darin. Und wenn ich die Kitty Schönhoff geheiratet hätte . . . Jessie wäre doch das Erlebnis der Erlebnisse, die Frau der Frauen für mich geblieben. Und das ist es, was mich jetzt quält. Es war nicht zu Ende zwischen uns. Das Glas war nicht leergetrunken. Es mußte noch einmal an meine Lippen, es war mir heilig bestimmt. Und — heute trittst du ein und sagst mir, daß sie tot ist!" Kall schwieg; Felix sprach erregt weiter. "Bisher wußte ich sie lebend, an mich denkend in der Ferne. Es war eine geheime Verbindung zwischen uns, all die Zeit her, obwohl wir uns nicht geschrieben, nicht gesehen haben. Du kennst das nicht, Max, — du bist vielleicht nie so geliebt worden!"

"Wahrscheinlich nicht", erwiderte Herr von Kall und steckte eine neue Zigarette an.

"Lieber Kall, du lebst ein anderes Leben als ich. Du kennst diese tiefe Lust nicht. Du kennst Frauen wie Jessie nicht; so rein

und stark und glühend; . . . sie war wie ein wundervolles edles Pferd! Hast du sie je reiten sehen oder tanzen?"

Kall nickte. „Sie hat Kasse gehabt“, sagte er.

„Und ihr Wiß! Dieser feine Geist!“

„Hatte sie Geist?“

„Du solltest ihre Briefe lesen!“

„Was soll bei einer Frau Geist?“

Felix schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Ich werde dir etwas zeigen!“

Er führte den Freund in sein Schlafzimmer und öffnete die Kassette: „Sieh dies an!“

Kall betrachtete die Photographie und nickte. Felix aber beugte sich über die Truhe und entnahm ihr einen kleinen Ebenholzkasten, der aufsprang: das Bild zeigte die schlanke Frau an die Lehne eines Empirelagers geschmiegt, ein paar gelbe Rosen in dem tiefen Ausschnitt des langen schwarzen Seidenkleides, dessen schleppende Falten unten wogten.

„Ja, das ist sie,“ sagte Kall, „das ist sehr gut.“

„Nein, das ist nichts“, erwiderte Felix zitternd; der Ebenholzkasten hatte ein zweites Fach. „Sieh das an! Du bist diskret . . . du schweigst . . . sagst dir das genug?“

„Kandaules!“ sagte Kall langsam, während er das Bild mit zugekniffenen Augen lange betrachtete. Als er es zuletzt aus der Hand legte und sich umwandte, sah er den Triumph in den Augen des Liebhabers und mußte lächeln.

Eine sonderbare Spannung war jetzt zwischen ihnen und ein Unbehagen, ein heimliches Schuldgefühl, als Felix das Bild wieder verschloß. Ein langes Schweigen folgte.

„Es ist gleich fünf“, sagte Felix endlich, nach der Uhr sehend. „Ich muß zur Wilewska, es ist höchste Zeit.“

Er kleidete sich um und sie gingen zusammen fort. Eine müde Schwermut und Feierlichkeit lag auf Felix' Zügen und in seinen Bewegungen. Als er und Kall sich trennten, sah er ihm verstimmt und ärgerlich nach. Dann stieg er die Treppen empor und trat in die freundliche Wohnung. Die alte Dame entlockte dem Erregten ein Bekenntnis.

„Sie haben ganz recht: der Tod ist kein Ende,“ sagte sie, „Sie können mit Ihrer Freundin auch weiter in Verbindung

bleiben, wenn Sie nur wollen, Felix. Die Fäden brauchen nicht abzureißen."

Beide sahen in das Feuer im Kamin; Dämmerung war im Zimmer; von einem glimmenden chinesischen Stäbchen stieg ein feines Wölkchen eines fremd duftenden zarten Weihrauchs empor.

Felix horchte auf. Die lebhafteste Frau sprach, während die magern, sehr weißen Hände an ihrem Kleide hinabstrichen, mit überzeugendem Ernst fort: „Sie müssen nur mit allen Kräften Ihrer Seele wollen. Sie müssen sich Ihre tote Freundin vorstellen, bis Ihr Bild vor Ihnen steht: es wird aber nicht nur ihr Bild sein..."

Felix sah ein Bild vor seinen Augen. Er sprach kein Wort. Die kleine Rauchwolke verschwebte um den Teekessel.

„In Träumen wird sie zuerst kommen. Sie träumen ja immer so lebhaft und interessant..."

Irgendeine unbestimmte unangenehme Empfindung streifte Felix gleichsam, er wußte nicht warum. Frau von Wilewska sprach still fort: „Sie werden um so leichter in Verbindung kommen, als sie doch sicherlich mit dem Gedanken an Sie gestorben ist. Es ist, als ob sie aus dem Unsichtbaren eine Hand nach Ihnen ausstreckte, die Sie nur zu ergreifen brauchen..."

„Ja," sagte Felix lebhaft, „es müssen Tagebücher, vielleicht Briefe vorhanden sein, oder Worte, die für mich bestimmt waren; und ich kann doch ihren Bruder nicht fragen. Ist das nicht zum Verzweifeln? Wie soll ich es erfahren?"

„Durch sie selbst!" sagte die schöne weißhaarige Frau mit blinkenden Augen, „wir haben jetzt ein außerordentliches Medium, Miß Elga, Sie kennen sie..."

Aber Felix schüttelte den Kopf.

„Sie wollen das Geheimnis nicht preisgeben. Sie sind ritterlich, Felix. Dann müssen Sie forschen. Ihre Freundin wird doch irgend jemand um sich gehabt haben, dem sie Vertrauen schenkte. Suchen Sie: Sie werden finden. Glauben Sie mir, Felix, Sie sind beneidenswert: nachdem Sie im Leben so geliebt wurden, wird die Tote für Sie eine unsichtbare, eine heilige Helferin sein!"

Die Worte drangen wie eine Melodie an sein Ohr.

Sie sprachen noch lange von Reinheit und von der Stimmung und von den andern Bedingungen des geheimnisvollsten

Verkehrs; zuletzt küßte er ihr dankbar die Hand und ging eigentümlich bewegt und beglückt nach Hause.

Am andern Morgen ritt er in den Prater. Aber die nebligen Wiesen und laublosen Alleen stimmten ihn trüb, noch mehr die Erinnerung. Sie hatte Pferde so geliebt und jeden Ritt so genossen, so wild genossen, daß ihm schwere und traurige Gedanken kamen.

Stundenlang ging er in seinen Zimmern auf und nieder. Kalls Besuch lehnte er ab. Dann schrieb er eilig einige Karten, und um vier Uhr saß er in der Bahn. Es war nur fünf Stunden Fahrt; und er hatte seine Zigarren, Lektüre und den Speisewagen. Er las in einem Buch, das Frau von Wilewska ihm mitgegeben hatte, und das ihn in die gespannteste Stimmung, auf die sonderbarste Erwartung brachte.

Er kam in ein kleines Städtchen in einer Gegend, in der er nie gewesen, und stieg in einem lächerlichen kleinen Hotel ab. Er saß ganz allein, von den Kellnern bestaunt, im Speisesaal, las, und fragte wie von ungefähr nach dem Schloßchen, nach dem es ihn trieb. Es lag im Wald, nicht weit von der Stadt; aber es war, wie man ihm sagte, verschlossen; die Frau Baronin war ja so plötzlich gestorben.

Man schien sie gut gekannt zu haben. Mühsam beherrscht, fragte er nach dem Friedhof. Aber man sagte ihm, hier sei nur eine kleine Feier im Schloß gewesen; der Graf Ferdinand hätte die Leiche der Schwester nach Ungarn ins Erbbegräbnis überführen lassen. Das hatte in der Todesanzeige gestanden und er hatte es völlig vergessen.

Traurig, enttäuscht und ärgerlich über sich selber ging er zur Ruhe, und schlief unruhig und schlecht.

Am andern Morgen ging ein trüber, rieselnder Regen nieder. Dennoch brach er auf und ging zu Fuß über die nassen Straßen: er hatte das grauweiße, nicht gar alte Gebäude schon von der Bahn aus gesehen; es lag jetzt stumm und unheimlich mit geschlossenen Fenstern und Läden hinter einem steilen alten schwarzen Gitter. Er ging rings um das Gitter und sah die triefenden Pflanzen, das Gewinde, das sich an den nassen Mauern zwischen den dunklen Fenstern emporzog. Nie hatte er etwas Trostloseres gesehen.

Hinter dem Hause lag ein Stallgebäude; aber kein Laut, kein Hufschlag tönte; es war offenbar leer.

Nach langem Zögern zog er die alte Klingel an der Gartentür und fuhr zusammen, als er die Glocke tönen hörte, als irgendwo eine Pforte ging und er Schritte vernahm. Ein alter verfallener Mann kam heraus, der ihn mit rotumränderten kranken Augen ansah und ihm unwirsch sagte, es sei niemand im Hause, die gnädige Frau sei tot, die Dienerschaft fort, er sei der Wächter, aber er könne niemanden einlassen, er habe die Schlüssel gar nicht, sie seien beim Notar in der Stadt.

Er ging zurück. Während er auf dem Wege war, heiterte sich der Himmel auf, und eine helle Frühlingsstimmung war über den Straßen, als er die Stadt wieder betrat.

Er ging geradewegs zum Notar und sagte ihm, obschon ein leichter Schauer ihn bei seinen eigenen Worten beschlich, daß er das Schloßchen mieten wollte.

Der Notar, ein dicker kleiner Mann, erwiderte, er habe keinen Auftrag in dieser Richtung und müsse erst bei dem Herrn Grafen anfragen.

Darauf beehrte Felix, das Haus wenigstens zu sehen, es seien ihm noch andere Wohnungen angetragen und er könne nicht warten, bis die Antwort aus Wien eingetroffen wäre.

Nach einigem Überlegen erklärte der Notar, das auf sich zu nehmen. Gegen Abend könne er mit dem Herrn hinausfahren: „Es ist schon alles desinfiziert worden“, fügte er, wie um sich selber zu beruhigen, hinzu.

Felix zuckte zusammen.

„Ja, es war eine schreckliche, eine schauerliche Krankheit, ein Zerfall in vier Tagen.“

Felix wand sich auf seinem Stuhl. Er sagte, daß er die Verstorbene flüchtig gekannt, und erkundigte sich, was mit ihren Leuten, ihren Sachen geschehen sei.

Die Kammerfrau und die andern weiblichen Dienstboten seien alle schon fort, sagte der Notar, nur der Kammerdiener der Frau Baronin sei noch in der Stadt.

„Der Friß?“ fragte Felix unwillkürlich.

„Mein, Franz.“

Felix merkte, daß der Notar aus irgendeinem Grunde ungern Rede stand und auf sein Fortgehen wartete. Er ging denn

auch, nachdem sie die Stunde der Fahrt nach der Villa für den Abend vereinbart hatten.

Er fand gesprächigere Menschen in seinem Gasthof und erfuhr, daß die entlassenen Leute Schwierigkeiten gemacht und sich darüber beklagt hatten, daß der Graf ihnen viel weniger gegeben, als ihnen die verstorbene Herrin versprochen hätte; der Kammerdiener wolle sogar ans Gericht gehen.

Erst war es ihm, als könnte er den häßlichen und gemeinen Dingen nicht entkommen, die ihm das Bild der Toten und die Stimmung zerstörten, dann begriff er, daß dieser Gefränkte am ehesten gesprächig sein würde, erkundigte sich und fand nach kurzem Suchen die kleine Gastwirtschaft, in der der Mann wohnen sollte. —

„Franz, bring dem Herrn ein Bier!“ sagte der Wirt zu dem blassen blonden Kellner, der mit einer schmutzigen Schürze in der Türe erschien.

„Sind Sie der Franz, der bei der Frau Baronin in Diensten war?“ fragte Felix, indem er die Plakate an den Wänden betrachtete.

„Nein“, sagte der Kellner. „Sie meinen den Herrn Eichinger: da kommt er!“

Ein statlicher Mensch mit militärischem Schnurrbart stand vor Felix. Scharfe stahlblaue Augen musterten den Fragenden. Irgendwie war die Sache Felix unangenehm. Aber er hatte recht gehabt: der Mann sprach unumwunden: Vier Jahre sei er in den Diensten der Verstorbenen gestanden, und sie habe ihm eine Pension und ein Kapital versprochen, damit er, wie sein Wunsch war, eine kleine Reitschule in der Stadt eröffnen könnte, und der Herr Graf Ferdinand wolle das nicht anerkennen; aber er könne es beschwören.

Felix hörte seine Klagen an und gab ihm recht, dann begann er vorsichtig zu fragen, wie die Tote gelebt, ob sie Besuche empfangen...

Aber der andere war ganz mit sich beschäftigt. „Die Baronin ist täglich ausgeritten“, sagte er, „oh, sie ist gut geritten, und weil ich auch gut reite, hat sie mich immer mitgenommen. Ich hab’ ihr noch manches gezeigt.“

Felix erkannte Jessie.

„Was sie sonst getan? gelesen? ja, auch! Briefe habe sie geschrieben und bekommen, natürlich. Besuche selten.“

„War sie sehr traurig?“

„Nein, nein, gar nicht. Und mit allen Leuten war sie freundlich. Lieb war die Frau Baronin, wie sie schön war.“

Die Schwärmerei des Dieners für seine Herrin wurde Felix unangenehm. Aber es war immer so gewesen. Wer ihr nahekam . . . Der Mann hatte Tränen in den Augen. Felix ward gerührt.

„Sie hat mir Bücher zum Lesen gegeben, damit ich mich bilden soll,“ sagte er, „so hat sie sich für mich interessiert, und da will der Herr Graf mir nicht glauben . . .!“

Wieder kam er auf seine Ansprüche zu reden, und um sie ganz zu begründen, sagte er zu Felix herübergebeugt, mit leiserer Stimme: „Ich . . . ja, wie soll ich mich ausdrücken? Man hat die Ehre gehabt . . . der Herr interessieren sich ja für alles von der Frau Baronin . . . um offen zu reden . . . der Herr werden mich ja nicht weiter verraten . . . man hat die Ehre gehabt, der Frau Baronin zu gefallen . . . als Mann . . .“

Ein glückliches Lachen kam in die Augen des Menschen; er sah nicht, daß Felix ihn erst fassungslos blöde, dann entsetzt anstarrte.

„. . . Man hat ja schon mancher Herrschaft gefallen . . . aber so wie die Baronin war keine Dame . . . keine! Die vergift man nie!“

Das Lächeln glücklicher Erinnerungen wich aus seinen Augen, als er Felix' Gesicht weiß sah vor besinnungslosem Zorn. Und jetzt sprang Felix auf und schlug mit seinem Stoch nach dem andern: „Was erlauben Sie sich . . .“ begann er. Aber der parierte sicher. „Vielleicht ein Herr Rivale?“ fragte er höhnisch, und „Vor dem ewig Weiblichen sind wir alle gleich!“ fuhr er frech fort.

Ein paar Sekunden sahen sie einander in die Augen, dann besann Felix sich und ging.

Um elf Uhr nachts fuhr sein Zug unter strömendem Regen in Wien ein. Todmüde, durchfrozen und elend kam er in seine Wohnung; er hatte nicht telegraphiert, und seine Zimmer waren ungeheizt. Im Salon stand noch die Flasche Chartreuse; er leerte rasch ein paar Gläser. Dann sah er sein fahles Gesicht im Spiegel. Hinter ihm auf den Stühlen schienen die grinsenden Affen zu hocken.

Schlimme Festnacht

Bu Weihnachten war noch kein Schnee gefallen; dafür schlug der Sturmwind ohne Ende an die Dächer, zerrte an Fenstern und Türen und ließ die Furchtsamen in der Nacht nicht schlafen. Gelbgrün und trostlos mit braunen Flecken und Pfützen lagen die Wiesen.

Als Hanfried Brogner gegen zehn Uhr über seinen Hof schritt, lag Nebel über der Erde; in den Fenstern hinter ihm und in dem hohen Bau über ihm brannten die Lichter. Der Wind war heute still. Durch die offene Türe konnte er die Schaffnerin mit den Knechten die Halle mit Zweigen schmücken sehen. Sein wohlgezogener Hund schnupperte an dem erlegten Wildschwein, das mit Tannenreisig bedeckt auf der Bank an der Hofmauer lag. Die Kirchenglocken, die vom Städtchen herüber geklungen hatten, waren verstummt. Brogner sah sich fröhlich um. Die Türe zur Halle, die schräg gestanden, schob sich ganz auf: eine kleine Hand erschien zuerst, dann kam sein Bübchen in rotem Wams und Mützchen, dem die Locken, die dunkler waren als die des Vaters, über die Schultern fielen, auf ihn zu und faßte seine Hand an. Zusammen gingen sie nach dem Hofstor. Plötzlich blieb Brogner stehen. Ein langgezogenes fernes Trompetensignal schlug an sein Ohr; ein zweimaliges langes Pfeifen in der Nähe gab Antwort. Im Augenblick schlug der Hund an, und über ihm sprang ein Fenster auf; die in der Halle hielten in der Arbeit inne.

Brogner trat durch das offene Hofstor an die Bohlenbrücke, die über den schmalen Fluß führte. Er sah nichts, schon wollte er ins Haus zurück, da schrie das Kind, und er wendete sich nochmals um.

In dem Hohlweg jenseits der Brücke stand, wie aus der Unterwelt aufgestiegen, riesengroß im Nebel, auf einem ungeheuren schwarzen Roß, das Kopf und Mähne schüttelte, ein ganz in dunkeln Stahl gekleideter Reiter. Unwillkürlich griff Han-

fried nach der leichten Waffe an seinem Gurt und suchte sich von dem Büblein, das furchtsam seinen Fuß umklammerte, freizumachen; er wartete, zu hören, was jener suchte, wollte selbst den ersten Ruf tun, da hatte der Reiter sein Pferd bereits mit kurzen Zügelrucken von der Brücke rückwärts treten lassen, dann gewendet und war im Nebel wieder verschwunden.

Hansfried nahm das erschreckte Kind auf den Arm und trat in den Hof zurück. Sein Weib, das jetzt erst das Bett verlassen hatte, kam ihm entgegen. Sie ging mit starken schönen Schritten, obwohl man ihr ansah, daß sie schwer in Hoffnung ging. Ihr Blick fragte ihn, aber er kam nicht zur Antwort: so gellend und langgezogen, fast ohne Unterbrechung wiederholt, tönten von nah und weither jenseits des Flusses die Trompeten. Alle Hunde heulten auf dem Hof, alle Männer und auch die Weiber, die im Hause arbeiteten oder vor Truhen und Spiegeln standen und sich zum Fest pükten, kamen an die Fenster oder ins Freie. Jetzt schwangen auch die Glocken wieder, nicht mehr feierlich, sondern schnell und angstvoll, wie bei Feuernot; aus nächster Nähe, aus dem Nebelgewölk über ihnen kam der schreckhafte Ton; die Kinder begannen zu weinen, die Weiber beteten, und immer wieder gellten draußen die Hörner und schmetterten die Trompeten.

Vom obersten Stockwerk, das sich wie ein Turmanbau über dem Hause erhob, aus den schmalen vergitterten Lufen konnten sie das Städtchen ansteigen sehen, erst wie trübe Streifen und Striche im Nebel; dann sahen sie das Schloß deutlich hoch über den schmalen dichtgedrängten Häusern kleben. Tiefer unten war alles noch verdeckt. Die Glocken dröhnten unaufhörlich.

Als auf einen Augenblick die Sonne den Nebel zerriß, wie ein greifbarer Lichtstreif, der auf die Häuser fiel, die farbig unter ihm aufleuchteten, während das Schloß graugelb und alt noch im Gewölk stand, holte Hansfried Brogner tief Atem. Wie überall die weißglänzenden zerrissenen Schleier wichen und schwanden, sahen sie von den Hügeln und dem öden durchsichtigen Gehölz Menschenwogen strömen, von Spießern starrend, von Fahnen überweht. Reiter mit farbigen Büschen waren voran, und von Zeit zu Zeit kam furchtbar drohendes Geschrei herauf.

Die Frau neben ihm ward so bleich, daß sie sich an einen Pfosten lehnte. Er wollte etwas sagen; aber ein Schatten fiel mit eigentümlich klappendem Laut vor die Fenster; es war das

weiße Tuch der brandenburgischen Fahne, die der Thürmer aufgezogen hatte. Hansfried wies darauf: „Mit unserm Herrn binden sie nicht an!“ sagte er. „Komm!“

Sie folgte ihn bekümmert, da er herabstieg. Unten standen die Männer bereits in Waffen. Fast alle waren größer gewachsen als ihr Herr, der ihnen rasche Weisung gab. „Ich kann den Vogt nicht im Stich lassen“, sagte er.

„Heute ist Christfest, Hansfried,“ klagte die Frau, „und du willst von mir gehen!“

„Eine Viertelstunde Galopp bringt mich hin, eine Stunde zurück.“

Sie wurde noch bleicher. Unschlüssig standen sie da und sahen einander an. Er war feingebaut und schwächig; die blonden Haare hingen, glänzend wie Rehfell, zu beiden Seiten des zarten Gesichts.

Der Knecht führte ihm bereits das Pferd vor, das von der Kälte erregt nicht stillstehen wollte, mit dem Kopf schlug und die Stangen klirren ließ, während es Dampf aus den Nüstern schnob. Hansfried hatte das Schwert umgebunden, die Leute machten seinen zusammengerollten Pelzmantel hinter dem Sattel fest. Der Mann, der mit ihm sollte, saß bereits, er ließ sein unruhig drängendes Tier ein paar Schritte gehen und hielt es dann wieder zurück. Hansfried stieg auf; er beugte sich noch einmal aus dem Sattel, und die Frau umschlang ihn verzweifelt. „Komm wieder!“ schluchzte sie.

Am Tor hielt er noch eine Weile und sprach leise zu den Männern.

Während das Büblein die Mutter mit Fragen bestürmte, wohin der Vater ritt und was er mitbringen würde, jagten die angefeuerten ausgreifenden Tiere um den Hügel herum dem rückwärtigen Tor des Städtchens zu.

Sie ritten durch das Tor, das dem wohlbekannten Herrn sogleich geöffnet wurde. Der Himmel war gelb und in den engen Straßen vor den Haustüren drängten sich ängstlich Frauen und Kinder; alte weißbärtige Männer auf Stöcken redeten verstört und heftig mit zahnlosem Mund. Da und dort eilte ein Jüngerer, Gewaffneter, durch, ohne sich aufhalten zu lassen. Der Brogner führte sein Pferd die steilen Gassen aufwärts; vor dem Torbogen, der in den Schlosshof führte, drängte das Volk

so, daß er nicht weiter konnte; sie standen ganz still ohne Laut, aber jemand hinter ihnen, den Hanfried nicht sehen konnte, sprach; und auch als er aufhörte zu sprechen, schwiegen die andern weiter; jetzt tauchten Pferdeköpfe über ihnen auf und sie wichen auseinander; alle Gesichter waren aufgereggt und bleich. Eine Anzahl lediger Rosse wurde vorübergeführt, die Gasse hinunter. Hinter ihnen kam ein Mann in Harnisch und Helm, mit offenem Visier; sein Gesicht war sehr ernst. Er nickte dem Brogner im Vorübergehen zu, ohne stehen zu bleiben. „Wo ist der Vogt?“ fragte dieser.

„Oben“, sagte der andere und ging weiter.

Zwei Männer, die am Torgitter Spieße vorhielten, ließen Hanfried vorbei.

Durch den dunkeln Torweg kam er in den engen Schloßhof, dort hieß er seinen Knecht mit den beiden Gäulen warten.

Über die Treppen hinauf und hinab stiegen Bürger und Kriegsleute. Im Saal sah er den Vogt im Harnisch, ein offenes Kleid darüber, barhaupt; ein paar Männer, völlig gewaffnet, mit wehenden Büschen um ihn; vor ihm lagen Weiber auf den Knien; ein Mann gleichfalls in Waffen schloß mit Gewalt und Mühe eine Türe, hinter der andere Frauen hereindrängen wollten. Auf den Seitenfliesen stand ein langer Tisch, vor den hohen Fenstern fetteten Männer hastig die Sehnen ihrer Armbrüste ein.

Der Vogt, der zu den Knienden gesprochen hatte, machte noch eine Handbewegung, indem er sich abwandte. „Alle Weiber, die nicht zu Hause kochen oder sich sonst nütze machen können, oder an den Mauern selbst helfen wollen, in die Kirche . . .“ gebot er.

Eine stand jetzt vor ihm, der alle Platz gemacht hatten; keine ganz junge Frau mehr, aber mit einem heißen innig besorgten Gesicht unter schwerem goldenen Haar. „Nimm mir diese ab!“ sagte er.

Sie redete zu den Frauen und führte sie mit sich fort. Um den Vogt war Kommen und Gehen, Befehlen, Hören und Bitten; er sprach ruhig und entschieden, doch sein Gesicht schien ein wenig müde und er sah älter aus als sonst. Die Frau trat wieder ein und setzte einen Napf mit heißer Suppe und ein

Brot vor ihn; er brach es ein und trank, ohne sich zu setzen. Jetzt trat Hanfried auf ihn zu.

„Was bringt Ihr?“ fragte der Vogt.

„Mich!“

Der Vogt warf ihm einen Blick zu. Hanfried wurde plötzlich rot und bleich. Aber zu einem Gespräch war nicht Zeit noch Möglichkeit, denn von draußen stieg wieder das furchtbare Geschrei herauf. Jämmerliches Frauengekreisch gab in der Nähe Antwort; und vor der Saaltüre scholl lautes Weinen. Die Männer waren an die Fenster geeilt. Aber eine vollkommene Stille trat ein, und dann kamen wie aus nächster Nähe drei lange Trompetenstöße. Alle stiegen mit dem Vogt die Treppe hinab auf eine ummauerte kahle Warte, die über Wall und Häuser hinwegsaß. Da und dort stand ein Gehöft am Hügelrand in Flammen, die matt funkelnd im Tageslicht aufleuchteten oder aus Rauchwolken zuckten. Weit im Halbkreis um die Stadt sahen sie die Rotten unter ihren Fahnen aufziehen und sich bewegen, sahen Berittene ansprengen, und zwischen den Belagerungsmaschinen, von sechzehn und zwanzig gespannten schwer arbeitender, von Kriegern und Fuhrleuten angetriebener Rosse mühselig über den unebenen Boden gezogen, zwei ungeheure Geschütze. Hoch in der Mitte hing still in der unbewegten Winterluft das weiße Banner mit dem gekrönten blauen Löwen. Deutlich konnten sie in der Stille unten am Stadttor sprechen hören, wenn sie gleich die Worte nicht verstehen konnten.

„Was werdet Ihr tun, Wieland?“ fragte Hanfried.

„Mich wehren.“

„Könnt Ihr auf Entsatz hoffen?“

„Nein.“

Wieder tönten die Trompeten. Drüben setzten sich einzelne Reiter in Bewegung.

Von unten schrie jemand herauf. Der Vogt beugte sich über die Warte, um zu hören; dann rief er selbst hinab. Hanfried hörte ihn die Übergabe weigern; und ihm brauste es in den Ohren. Er trat von der Zinne zurück, preßte beide Hände auf den Schwertknauf und sah zu Boden. Eine Weile war vergangen; indessen war noch geredet worden; der Vogt kam an

ihm vorbei; alle stiegen den schmalen Treppenweg hinab, der sie dicht ans Thor brachte; Hanfried als letzter.

Ihrer zwanzig ritten sie aus dem Thor. Keine hundert Schritt davon lag ein Einkehrgasthaus. Von drüben ritt ein gleicher Zug an.

Auf der Stadtmauer lauerten die Armbrustschützen.

Wagen, mit Bettzeug und Schränken beladen, aber ohne Gäule, standen im Hof. Der Wirt warf sich auf die Knie, als die Herren einritten.

Rasselnd, lärmend, unter dem Klirren der Sporen und Schwerter, dem Stampfen eisenumschienter Füße traten sie in die Stube, die sogleich von gepanzerten Männern so angefüllt war, daß sie zunächst in dem trüben Dunst, da das spärliche Licht durch kleine angelaufene Scheiben fiel, einander weder recht sahen noch kannten. Ein kurzer breiter Mann, der über der Rüstung einen rot und weiß gemusterten wollenen Waffenrock trug, ließ sich zuerst auf einen Holzstuhl am Tische nieder, nahm den Helm ab und hob den Weinkrug an die Lippen. Über seinem mächtigen Gesicht stieg gewellt das dunkle Haar empor; ein rotbrauner Bart hing breit über die Brust; mit seinen kleinen wilden Auglein sah er gutgelaunt herüber. Neben ihm stand ein magerer Riese mit bartlosem Angesicht, in dem ein immer lächelnder großer Mund die faltigen Lippen über einem gelben Pferdegebiß bald vorschob, bald hochzog, bald verschlagen und höhnisch schloß.

Der Vogt in Helm und Kettenkragen setzte sich dem Rotbärtigen gegenüber, stellte das lange Schwert mit dem Kreuzgriff vor sich und legte die gefalteten Hände darüber. Sein Gesicht blieb ernst; schweigend standen die Männer um ihn. Hanfried, der einzige ungepanzerte unter allen, im lichtgestreiften Anzug, stützte den Ellenbogen auf die Stuhllehne hinter dem Vogt; hier in der Dämmerung sah er mit dem langen blonden Haar, den zarten geröteten Wangen, wie ein Jüngling aus. Drüben setzten bereits alle die Humpen an den Mund, und die erste Frage des Vogts verhallte im Lärm und Gelächter.

„Wollt Ihr uns das Städtel übergeben?“ schrie der Rotbärtige.

„Nein!“ sagte der Vogt.

„Denkt nach!“

„Dazu braucht es keiner Gedanken . . .!“

Er konnte im Geschrei nicht weiter reden; endlich sagte der Feldhauptmann, der sich den triefenden Bart wischte: „Keine drei Stunden könnt Ihr's halten gegen unsere Geschützmeister . . .!“

„Und wenn's nur eine halbe wäre, würd' ich doch nicht an meinem gnädigen Herrn zum Verräter werden, weil er mir jetzt nicht helfen kann. Ich bin Landshutisch und laß mich nicht mit Gewalt Ingolstädtsch machen.“ Eine Stille entstand. „Darum zu reden bin ich auch nicht hergekommen,“ fuhr der Vogt fort, „auch nicht, um euch zu fragen, warum ihr friedensbrecherisch am Christtag unsere Stadt überfällt.“

„Ist uns auch an Eurer Meinung nicht gelegen!“ rief der Lunge dazwischen.

„Es sind aber schwangere Weiber und arme Kindlein auf dem Hügel, die ihr abziehen lassen sollt . . .!“

„Nach der Übergabe, sonst nicht!“

„Wollt ihr am heiligen Abend mordbrennen? Kirchenbann und Höllenstrafen wagen?“

„Der Crailsheimer Abt hat unsern Herrn bereits in Bann getan. Kann ihm also nichts mehr verschlagen, Vogt!“

Brüllendes Gelächter erscholl.

Hansfried war alles Blut zu Kopf gestiegen; er wollte sprechen, aber er war noch nicht so weit gekommen, daß man ihn im Lärm verstanden hätte, als der Vogt sich umwendend die Hand auf seinen Arm legte, um ihn zurückzuhalten. Gleichzeitig war er aufgestanden; er tat einen Seufzer, dann biß er die Lippen zusammen.

In dem Augenblick dröhnte draußen ein Schuß. Durch die angelaufenen trüben Scheiben war nichts zu sehen. Aber die haßerfüllten Gesichter sahen einander so voll drohenden Argwohn in die Augen und so viel Fäuste führen nach den Schwertgriffen, daß der dicke rotbärtige Feldhauptmann, der sitzen geblieben war und weiter trank, die Hand erhob, wie um zu schlichten, und zu weisen, daß nichts von Bedeutung geschehen war. Er lächelte. „Wir müssen Euer Schloß und Stadt haben, Vogt, schon damit der Brandenburger es nicht nimmt; wir sind als Vettern die näheren dazu. Es ist uns aber nicht so eilig, daß wir Euch nicht Zeit lassen sollten, die Sache zu

bedenken. Wir warten mit dem Sturm, bis drei Stunden um sind. Überlegt's indes und fragt Eure Weiber. . ."

Der Vogt nickte nur. Seine Leute standen in einer Reihe bis zur Türe und gingen jetzt langsam hinaus; er selbst aber wendete sich nochmal um und verlangte freies Geleit für Herrn Hanfried Brogner, seinen Gast und des Markgrafen von Brandenburg Lehensmann. Alle Blicke fielen auf Hanfried. Das Geleit wurde von einem Schreiber ausgefertigt, den die andern mitgeführt hatten, daß er die Übergabe aufnehme, und der Feldhauptmann machte ein Kreuz darunter.

Die Stadt lag vor ihnen. Das steile Schloß und die gelben Türme stiegen in eine dunkle Wolkenwand. Langsam ritten sie zurück. Hanfrieds Pferd konnte den Kopf fast bis zur Erde senken, wo es nach dem kärglichen braunen Grase schnupperte, so traurig ritt sein Herr. Über die Zugbrücke, durch das Tor und die Straßen; einige sprachen leise miteinander, der Vogt kein Wort.

Al denen, die sich vom Stadttor an die kleine Reiterschar gedrängt hatten, gebot er mit einer Bewegung zu folgen; auf dem schmalen Marktplatz hielt er an. Er sagte den Leuten, daß sie eine Frist bekommen hätten, es wäre Zeit und nichts entschieden, und dann, während seine Stimme eine seltsame Feierlichkeit bekam, hieß er sie zum Fest rüsten.

Ein schiefes trauriges verlassenes Gäßchen führte vom Markt zum rückwärtigen Tor; an der Ecke bot der Vogt seinem Freund die Hand, aber Brogner schüttelte den Kopf und ritt mit ihm weiter, der Mauer entlang; mit Spießen und Armbrüsten, mit großen Töpfen, in denen Pech und Bleistücke harrten, standen die Männer bereit.

Im winterlichen Zwielicht machte der Vogt eine Runde.

Es dunkelte rasch. In den Häusern brannten die Lichter; aus den Fenstern der Kirche fiel gelber Schein. Im Schloß war Treiben und Schaffen. Eine leichte Glocke klang, als Brogner eintrat, und er glaubte zu träumen: die Halle war zu einer großen grünen Laube geworden, in der eine weißgedeckte Tafel stand; Braten, Kuchen und Wein darauf und große Körbe mit Äpfeln, Winterbirnen und gedörrten Pflaumen; Lichter brannten in hohen Silberleuchtern; die Gattin des Vogts stand im Seidenkleid und in kostbarer Haube da, im Gürtel den

Schlüsselbund und das goldene Täschlein, neben ihr wartend die Kinder mit blonden Zöpfen und gesunden wintergeröteten Wangen. Puppen, Holzpferdchen standen da und blinkende kleine Waffen. Jetzt trat auch der Vogt ein; er hatte den Helm abgelegt; Freunde und Gesinde folgten ihm. Vom Kirchturm, der hoch vor ihnen in der Finsternis ragte, klangen die Glocken durch die stillen Winterlüfte. Die Töne füllten die Halle, und als sie stumm wurden, hoben sich die Kinderstimmen und sangen ein helles Weihnachtslied. Hanfried träumte; er sah seinen eigenen Hof, seine Frau und sein Bübchen, Träne auf Träne lief über seine Wangen; er sah, wie auch die Vogtin, die jetzt die Gaben an Kinder und Mägde verteilte, sich die Tränen aus den Augen wischte. Gleich den anderen nahm er an der Tafel Platz; rasch gingen die Schüsseln hin und her, das Brot ward gebrochen, die Speisen geteilt. Wenig ward beim Mahl gesprochen, nur die Kinder plapperten halblaut, sie freuten sich der Geschenke zu sehr.

Da kam aus weiter Ferne ein Schrei, der Vogt aß unbewegt weiter; der kleine Knabe fragte, aber man hieß ihn schweigen.

Nur der Brogner war, während alle Blicke ihm folgten und wieder von ihm wichen, ans Fenster getreten. Im weiten Umkreis sah er die Feuer in der Ebene und düster funkelnd die brennenden Gehöfte, zwischen denen viel Schatten sich hin und her bewegten; und plötzlich sah er in einem hochaufzuckenden Flammenschein vorn ein ungeheures todbrohendes Geschütz gerade auf das Schloß und die Halle gerichtet.

Er sah sich um. Der Vogt war aufgestanden und sprach ein Gebet; metallern kam das Amen aus aller Mund, hell klang es aus dem der Kinder nach, dann hielten Eltern und Kinder einander umschlungen. Jetzt trat der Vogt zu ihm und öffnete das Fenster, von fernen Dörfern und Kirchtürmen klangen die Glocken; ein leichter Schnee begann in dem windlosen Dunkel zu fallen. Wortlos wies Hanfried auf die finstere Masse, die er vorhin im Lichtschein erblickt hatte. Der Vogt nickte nur.

Von der Kirche her kam Orgelton und schmerzlicher Gesang.

„Wir wollen hinübergehen!“ sagte der Vogt.

Aber sie hielten in der Bewegung inne und blieben stehen,

denn hell und schmetternd tuteten plötzlich die Kriegshörner in langgezogenen drohenden ununterbrochenen gellen Tönen.

Klirrend trat ein Geharnischter ein. Hanfried sprang vor. „Vogt,“ schrie er, „gebt mir Harnisch und Haube! Ich bleibe bei Euch, — es wäre mir sonst ewiger Schimpf!“

Aber der Vogt schüttelte den Kopf. „Ein Mann muß nach Sinn und Pflicht handeln,“ sagte er, „das kann kein Schimpf sein.“

Die Halle füllte sich mit Männern, die kurze Weisungen nahmen. Der Brogner wartete schwer atmend. Auf einmal stand der Vogt vor ihm. „Was kann ich für Euch tun, Wieland?“ rief Hanfried.

„Kommt!“ sagte der Vogt und führte ihn über den Steingang nach der großen weißgetünchten Stube, in der sein mächtiges Ehebett stand, auf dem die Vogtin jetzt saß und die Kinder umschlungen hielt; an der Wand standen Truhen und zwei offene Bettchen unter Heiligenbildern. Das unruhig flackernde Licht warf lange Schatten über die weißen Wände zur Decke empor. Die Blicke der beiden Männer trafen sich.

„Geht mit Ihm Hanfried, Kinder!“

„Wieland!“ schrie die Frau.

Vertrauensvoll faßten die Kinder die Hände, die der Brogner ihnen entgegenstreckte. Die Mutter küßte sie verzweifelnd.

„Kommt auch Ihr, Frau!“ sagte er, „ich bringe Euch hindurch!“

Die Wangen der todblassen Frau röteten sich ein wenig: „Eine glückliche Frau läßt nicht von ihrem Mann in der Not!“ erwiderte sie. Der Vogt zog sie in seine Arme. Er setzte den Helm auf und schloß die Spangen. „Es ist Zeit, Brogner!“ sagte er.

Sie stiegen in den Hof hinab, wo der Knecht die Gänge bereits aufzäumte. Wieder und wieder preßte Hanfried dem Vogt die Hände. Dann ging er, an jeder Hand ein Kind, die steile Gasse hinab. Ein Mann mit einem Windlicht ging voran, der Knecht folgte mit den schnaubenden Tieren. Die Eisen glitten und klirrten auf dem von den zerfließenden Flocken genähten Pflaster.

Am Fuß des Hügels machte Brogner den Pelzmantel vom Rücken seines Pferdes los und zog ihn an, dann stiegen sie auf und jeder nahm eins der Kinder vor sich in den Sattel. Duster

und stumm lag die Straße unter dem schwarzen Himmel. Kreischend öffnete sich die Pforte in der Mauer; draußen die Hecken wurden schon weiß. Die Kinder, die erst gefragt hatten, schwiegen verängstigt; jedes hielt ein Stück neuen Spielzeugs an den Leib gepreßt.

Die beiden Männer ritten langsam unter fortgesetzten lauten Rufen durch den tiefergelegenen Weg. Keine fünfzig Schritt von der Mauer wurden sie angehalten, und eine Fackel leuchtete ihnen ins Gesicht. So still war die Luft, daß sie kaum flackerte. Der Brogner wies sein Geleitschreiben vor. Rechts und links vor ihnen war Stampfen und Schreiten auf den Feldern und verhaltenes Rufen. Sie ritten wieder, während die großen Flocken auf sie niederfielen und auf dem warmen Fell der Tiere zerflossen.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als die Hörner und Kriegspfeifen von allen Seiten, nah und fern durch die Nacht brausten. Des Brogners rechte Hand streichelte ein zitterndes weinendes Gesichtchen. Ein dumpfer Schlag fuhr durch die Lüste, ein Krachen von brechendem fallendem Gestein folgte, dann ein wildes Geschrei und langer Donner von allen Seiten. Des Brogners Pferd stieg hoch, mühsam hielt er das Kind fest, und beruhigte das Tier, das ausbrechen wollte. Während hinter ihnen die Hölle losbrauste, ritten sie angestrengt und angstvoll zügelnd im Schritt weiter. Endlich waren sie am Fluß, dumpf fielen die Hufschläge auf die Holzbrücke, und dann standen die Pferde still.

Ein wilder Angstruf, der in schreckhaften schluchzenden Jubel überging, empfing den Brogner, als sein Weib ihn immer wieder in die Arme schloß. Mit bebenden Lippen und zornbewegten Müstern erzählte er. Dann brachte die Frau mitleidsvoll die Kinder zu Bett in der geborgenen Stube, in der ihr erwachendes Bublein lag, und wies dem Fragenden, welches Christgeschenk der Vater zum Feste mitgebracht hatte.

Sie selbst gingen nicht zur Ruhe. Die ganze Nacht hindurch hörten sie schlaflos mit weher Seele das Tosen und Rasseln, das Donnern und Krachen, das Schreien, Hufstampfen und Hörnerschallen aus der wogenden Finsternis, bis gegen Morgen dort, wo das Städtchen gewesen, ungeheure Flammen in die Lüste stiegen, während düsterer Rauch und Brandgeruch zu ihnen herüberdrang.

Bürger Tassendieu

Die Marquise von Bretonvilliers saß allein in ihrem Salon. Im Erker lag auf dem Fensterbrett ihr winziges Hündchen, das sich zwischen das Glas und die Lehne eines Stuhls gedrängt hatte.

Ein letztes Leuchten fiel auf die Seine, die belebten Brücken, die Hügel von Saint Cloud und all den Dunst von Paris, in dem die Sonne sank.

Im Zimmer war Dämmerung. Die Marquise war eingenickt; sie erwachte, als der Diener lautlos eintrat und mit leiser ehrerbietiger Stimme meldete: „Maitre Tassendieu fragt, ob die Frau Marquise ihn zu empfangen geruht?“

Sie nickte. Der Diener zündete die Kerzen in den Wandleuchtern neben einem der hohen Spiegel an, während der Advokat eintrat; in dem halben Licht glitt er mit seinen schweren Schuhen auf dem spiegelnden Parkett aus. Das Hündchen kläffte wie rasend. Mit einer ärgerlichen, fast zornigen Bewegung erhielt der Advokat sich aufrecht, schritt auf die Marquise zu und verbeugte sich.

Beim Licht der Kerzen sah sie die Verbeugung und sah den Mann: er war mittelgroß, breitschultrig, er trug einen braunen Frack, keine Perücke; langes schwarzes Haar fiel um den großen Kopf, die starken Züge.

Die Marquise machte dem Diener ein Zeichen, der das noch immer kläffende kleine Tier faßte und ihr brachte; sie legte es in den Schoß und schob es in ihren weiten Armel, so daß nur das grollende kleine Köpfchen hervor sah.

„Ich habe die Ehre, die Frau Marquise von Bretonvilliers zu sprechen? Mein Freund von Tursan hat mich der Frau Marquise empfohlen . . .“

Die Kerzen flammten auf der anderen Seite auf, und der Advokat sah die Marquise. Sie mochte über fünfzig Jahre alt sein; aber die Haut ihres Gesichtes war rosig unter dem ge-

puberten Haar, nur vom Alter ein wenig verzogen; Mund und Augen bildeten gegen die Wangen scharfe Ecken. Auf dem Schemel ruhte ein winziger Fuß, und unter dem weiten grauseidenen Kleid war das schlanke, wohlgeformte Bein sichtbar.

„Herr von Tursan hat mir von Ihnen gesprochen“, begann sie mit einer Stimme, in der er deutlich den Tadel für die Vertraulichkeit fühlte, mit der er seinen Ausdruck gewählt hatte, — während eine Handbewegung ihn zum Sitzen einlud.

„Er wollte selbst zur gleichen Stunde kommen“, sagte der Advokat und sah sich herausfordernd gegen die Spiegel, die seidenen Tapeten, die Parketten des weiten Zimmers um, die ihn wider seinen Willen aus der Fassung brachten.

„Er ist jedenfalls noch nicht hier. Aber das tut nichts. Ich wollte Sie kennenlernen. Das Nähere über den Prozeß wird Ihnen Bonnet, mein Sekretär, sagen. Herr von Alligre hält meine Sache für verloren, aber Herr von Tursan sagte mir, Sie wären der Mann, schon verlorene Prozesse zu gewinnen.“

Sie sprach die letzten Worte mit liebenswürdigem Lächeln, aber das Gesicht des Advokaten bekam einen bitteren Ausdruck.

„Das hängt von den Richtern ab, Frau Marquise,“ sagte er, „und die müssen wir vorläufig nehmen, wie . . . Gott sie uns gibt. Sie werden meine Worte begreifen, gnädige Frau: ich habe Didier verteidigt.“

„Didier . . . ? ist das der Mann, der das Buch geschrieben hat?“

„Derselbe, gnädige Frau.“

Die Marquise schwieg einen Augenblick, dann fragte sie: „Wozu ist er verurteilt worden?“

„Zur Auspeitschung, zum Pranger und zur Deportation!“ Die Stimme des Advokaten zitterte vor Leid und Zorn.

In diesem Augenblick meldete der Diener Herrn von Tursan. Er trat auch sogleich ein, schlank, jung, mit gepudertem Haar, in einem Anzug aus silbergrauer Seide mit mattgoldenen Fäden, den leichten Degen an der Seite, den Hut unterm Arm; rasch und lächelnd trat er ein, mit anmutigen Schritten ging er auf die Marquise zu und küßte ihre schlanken, ringgeschmückten Finger. Das Hündchen richtete sich auf ihrem Schoß empor, um seine Hand zu lecken.

„Sie sind schon da, Tassendieu?“ sagte er dann, „Sie haben schon gesprochen?“

Er sah die Marquise fragend an.

Sie antwortete: „Maitre Tassendieu unterhält mich von einem Prozeß, den er geführt hat.“

„Ich sprach von Didier“, sagte Tassendieu finster.

Herr von Tursan zog die Brauen hoch, dann lächelte er wieder. „Ja, mein armer Freund, wenn Beredsamkeit Didier retten konnte, du hättest es getan!“ sagte er leichthin. „Glauben Sie mir, meine Tante, ich rate Ihnen gut . . . in der Kunst, wie für Ihren Prozeß . . .“

„Für den Prozeß ohne Zweifel,“ erwiderte die Marquise, „aber was haben Sie mir für ein Ungetüm von einem Maler geschickt! Er ist in seinem Schlafrock zu mir gekommen, mit einer Pelzmütze und offenem Kragen, — es war indezent! Nein, nein, nein, meiner Tante, nein, ich werde den Salon von La Bresse malen lassen.“

„Das sind seine Absonderlichkeiten!“ sagte der junge Mann lachend, „er ist ein Narr, gnädige Frau, und seine Manieren sind abscheulich, aber er kann malen, und La Bresse kann es nicht!“

„La Bresse hat die Deckengemälde für Herrn von Beaumanoir gemalt . . .“

„Herr von Beaumanoir hat die Göttinnen, die er verdient.“

Da unterbrach Tassendieu das Gespräch. „Sie kennen den Präsidenten von Aligre, Frau Marquise?“ fragte er.

Sie hatten ihn eine Minute lang fast vergessen; die Marquise hob den Kopf.

„Man unterbricht nicht, Maitre Tassendieu“, sagte sie milde. „Herr von Aligre und ich sind sehr gute Freunde.“

Wenn der Mann ihr nicht so welkenfern erschienen wäre, so hätten seine finsternen Augen sie beklommen gemacht, als er mit mühsam verhaltener Leidenschaft sagte: „Frau Marquise . . . ich will an Ihrem Prozeß arbeiten, als ob mein Leben von seinem Ausgang abhinge, wenn Sie dafür mit dem Herrn Präsidenten ein Wort für meinen Freund Didier sprechen wollen!“

Wieder zog Herr von Tursan die Brauen hoch, dann lächelte er wieder und nickte. „Sie sind die Güte selbst, liebe Tante und

Sie werden diese Bitte Maitre Tassendieu gewiß gerne erfüllen."

Die Marquise schwieg. Endlich sagte sie: „Ich will Ihnen etwas sagen, Monsieur: ich liebe die Bücherschreiber nicht; ich liebe die Leute nicht, die sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen. Wie konnte der Mensch sich herausnehmen, gegen den Statthalter zu schreiben?"

„Weil der Statthalter die Provinz zur Verzweiflung trieb und ein Ehrenmann wie Auguste Didier dies nicht länger mit ansehen konnte. Die armen Leute waren zum König gegangen, der König hat es . . . vorgezogen, sie nicht zu empfangen . . ."

„Man kritisiert nicht, was Seine Majestät tut."

Tassendieu war in einen düsteren Eifer geraten: „Daß die Könige nicht kritisiert werden, ist ihr Unglück und das ihrer Untertanen", sagte er mit einer großen Handbewegung. „So spricht der Chevalier von Méhégan, einer unserer besten Autoren!"

„Ich würde Ihren Autor in die Bastille sperren."

„Es geht leider nicht, liebe Tante; er ist tot," bemerkte Herr von Tursan lässig, „aber er gehörte zur besten Gesellschaft."

„Um so schlimmer für die Gesellschaft. Darum gehe ich nirgends mehr hin und will niemanden sehen, den ich nicht kenne."

„Sie haben, von Ihrem Standpunkt, vermutlich vollkommen recht, Tante", und zu Tassendieu gewandt, sagte er: „Mein Lieber, du bist im Begriff, dein Plaidoyer für Auguste Didier zu wiederholen. Das wäre nicht am Platz. Die Frau Marquise glaubt an deine Beredsamkeit und sie wird dir ihren Prozeß, von dem wirklich sehr viel abhängt, auch ohne diese Probe anvertrauen."

„In der That, mein Herr," sagte die Marquise wieder verbindlich, „und ich sage auch nicht, daß ich für Ihren Mann nicht sprechen will, obgleich es, wie ich fürchte, kaum etwas nützen wird."

„Dieser arme Didier hat eine Frau und vier Kinder", sagte Herr von Tursan.

„Und ich nehme an jedem Unglücklichen Anteil," fuhr die Marquise fort, „wiewohl die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Unglücklichen auch immer irgendwie an ihrem Unglück Schuld

tragen. Der Mann hätte an Frau und Kinder denken und schweigen sollen! Du auch, Dodo!" Das Hündchen, das geschlummert hatte, war erwacht und kläffte wieder. „Es ist vollkommen lächerlich, wie heute jeder über alles mißsprechen will, die Staatsgeschäfte, die Literatur, die Religion selbst. Jede Sache muß den Berufenen überlassen bleiben, und sehr viele Dinge dürfen überhaupt nicht erörtert werden.“

Tassendieu saß schwer auf seinem Stuhl und sah vor sich hin. Das Licht der Kerzen strahlte aus allen Spiegeln. Er nickte, scheinbar zustimmend, und erwiderte nichts. Herr von Tursan war aufgestanden. „Die Frage ist immer nur, wer die Berufenen sind, — nicht wahr?“ sagte er leichthin. „Zun Sie es, gnädige Frau, sprechen Sie mit dem Herrn Präsidenten. Und wir sprechen morgen mit Bonnet.“

Auch Tassendieu stand auf. Das Hündchen kläffte ihn boshaft an. Ein Diener trat ein, der das kleine Tier der Marquise abnahm und hinaustrug. Ein anderer öffnete die Türen. Tassendieu verbeugte sich und ging; wieder wäre er auf dem Parkett beinahe gefallen. Tursan erfaßte ihn am Arm. „Ich nehme dich mit“, sagte er. Aber in der Tür kehrte er um, ging ins Zimmer zurück und sah die Marquise mit einem resigniert fragenden Lächeln an.

„Sie bringen mir die unmöglichsten Menschen“, sagte sie. „Zu gutem Zweck, gnädige Frau.“

„Sie wollen sagen: man muß bissige Hunde verwenden, um gefährdetes Gut zu schützen?“ Tursan nickte. „Aber wie können Sie solch einem Menschen gestatten, sich ‚Ihren Freund‘ zu nennen? Sie setzen sich zur Kanaille herab, mein Lieber.“

„Verzeihen Sie, Tante . . .“

„Sie werden sehen, wohin das führt!“

„Ihren Prozeß zu gewinnen.“

„Gut, gut. Er soll ihn übernehmen. Aber ich will ihn nicht sehen. Ich würde ihm keine Rosen an den Kopf werfen.“

„Darin haben Sie recht, Tante.“

Er küßte ihr nochmals die Hand, ging lächelnd durch die spiegelnden Zimmer und stieg die Treppe hinab.

Ein Bogengang mit zierlichen Säulen umgab den von zwei Laternen trüb erleuchteten Hof. Tursans mit vier Pferden bespannte Kutsche hielt vor der Treppe. Der Diener öffnete den

Schlag. Tassendieu, der auf ihn gewartet hatte, stieg mit ihm ein, und die Kasse, die der Kutscher mit Mühe zurückhielt, stampften durch den Torweg in die dunkle Straße hinaus.

„Wirst du den Prozeß übernehmen?“ fragte Tursan, während sie durch das abendlich belebte Paris flogen.

„Ja“, sagte Tassendieu.

„Ich danke dir. — Teufel!“ fuhr er fort, „welchen Maler sie nimmt, kann mir gleichgültig sein; ich kann die Decke neu malen lassen. Aber von dem Prozeß hängt zuviel ab.“

„Ich werde ihn führen. Ob ich ihn gewinne, werden wir sehen!“

Sie schwiegen eine Zeit. Der Wagen rastete über eine Brücke. „Und was denkst du sonst?“ fragte Tursan.

„Sonst? Was ich denke? Ich kenne sie ja. Sie haben keinen Begriff vom Recht und diktieren das Recht. Sie kennen die Menschen und ihr blutiges Elend nicht, sie ahnen nicht, was nützlich und schädlich ist, und sie haben die höchsten Stellungen im Staat und in der Verwaltung. Sie verstehen nichts gründlich, und sie entscheiden über die Schicksale und die Arbeiten von Künstlern und Gelehrten. Sie verwenden das Geld auf die eitelsten Dinge, und sie haben allen Reichtum. Was können sie, als sich gut kleiden und bewegen? Sie sind das Ballett der Menschheit, und anstatt sie zu beklatschen und zu verachten, läßt man sie gebieten. Sie sind überflüssig; man kann sie nicht ändern; man kann nicht einmal mit ihnen diskutieren: man kann ihnen nur den Kopf abhauen.“

Herr von Tursan, der tief in den Rissen des Wagens lag, lächelte. Den Kopf abhauen . . . ist das nicht ein etwas starkes Mittel, mein Freund?“

Aber Tassendieu lächelte nicht.

Bonnet, der Sekretär der Marquise, ein uralter kleiner Mann, sprach ihr anfangs mit Mißtrauen und Abneigung von dem Advokaten, den Herr von Tursan zu ihm gebracht hatte, und zuletzt mit heller Bewunderung. Aber in den vier Jahren, in denen er den Prozeß führte und gewann, sah er die Marquise nicht ein einziges Mal. Seine Rechnungen wurden stets ohne Bemängelung bezahlt.

Dann waren die Unruhen in Paris ausgebrochen, und eines Tages, da die Marquise von Versailles zurückkam, hatten Leute in die Fenster des Wagens geschrien und Steine nach ihrem Kutscher geworfen. Da verließ sie entrüstet die Stadt und zog sich aufs Land zurück.

Sie erlaubte nicht, daß eine Zeitung in ihr Haus kam, und verbot ihren Leuten strenge, von den ungehörigen Vorgängen in Frankreich zu ihr zu sprechen. Als ihr Kammerdiener einmal zitternd, während er ihr die Schokolade servierte, eine Warnung versuchte, von schrecklichen Dingen erzählten wollte, wurde er auf der Stelle entlassen. Sie wollte nichts hören, bis die Ordnung wieder hergestellt war.

Eines Morgens wurde sie durch Glockenläuten geweckt, wildes, anhaltendes Läuten von den Kirchtürmen, während der zarte Laut des silbernen Glöckchens auf ihrem Nachttisch unbeachtet in den weiten Zimmern des Schlosses verhallte. Dann hörte sie Schüsse fallen, irgendwo in der nächsten Nähe prasselten Kalk und Steine nieder. Es konnte kein Traum sein . . . Charles, ihr neuer Kammerdiener, kam, ohne anzuklopfen, in ihr Schlafzimmer! Aber das war nicht Charles, sondern fremde wilde Gesichter, und üble Fäuste, die die alte Dame aus dem Bette zerrten, wäre nicht einer in schäbiger Uniform, aber mit entschlossenen Zügen eingetreten, der den Leuten wehrte und sie aufstehen und sich ankleiden hieß.

Zwischen den Bajonetten zerlumpter Soldaten war sie ins Dorf, und in einem schlechten Wagen bis Paris gekommen. An jeder Station hatten ihr Betrunkene Schimpfreden und Drohungen in den Wagen gerufen. Erst im Gefängnis fand sie wohlgekleidete Menschen und gesittete Manieren wieder. Aber sie saß mit vom Alter verzogenem Gesicht da und sprach nicht. Den größten Teil der Zeit war sie damit beschäftigt, vor dem schlechten Spiegel mit zitternden Händen ihr graues Haar zur hohen Frisur zu ordnen, die nie gelingen wollte, die graugewordenen Wangen zu schminken und die Kleider auf dem schlotternden Korsett recht sitzen zu machen. Ohne Kammerfrau war alles so schwer.

Aber sie zitterte nicht, als sie von einer wüsten johlenden Menge umgeben, vor den schlechtgekleideten Richtern stand. Rings um sie rote Mützen, Piken, Schmutz, Branntweindunst,

blutbefleckte Kleider, gierige, haßerfüllte Gesichter. Es wurden nur wenige Fragen an sie gestellt, und ihren Antworten folgte Brüllen und höhnisches Lachen. In der Nähe des Vorsitzenden stand ein Mann in langem, braunem Rock und Röhrenstiefeln, einen Degen umgeschnallt und eine blau-weiß-rote Schärpe um den Leib. Aus der um den Hals gewickelten schwarzen Binde stieg zwischen zwei zerknitterten weißen Kragenecken ein breites, finsternes Gesicht; unter dem riesigen Kofardenhut hingen schwarze Haarsträhnen herab. Die dunkeln Augen waren unverwandt auf die Marquise gerichtet. Als eine kurze Pause eintrat, weil ein Beweisstück in den Akten nicht zur Stelle war, sah sie ihn an: sie wußte nicht, woher sie das Gesicht kannte. Er sprach jetzt mit dem Vorsitzenden. Die Menge wurde unruhig. Der Vorsitzende klingelte. „Der Zeuge, Bürger Tassendieu!“ sagte er laut.

Da erkannte sie den Advokaten, der vor acht Jahren in ihrem Salon gegessen und ihren Prozeß gewonnen hatte. Sie erkannte auch die tiefe, eindringliche Rednerstimme wieder, als er sagte, daß er sie persönlich gekannt, daß sie eine verstockte, unheilbare Aristokratin sei. „Sie hat den Prozeß gegen Didier gutgeheißen“, rief er, mit der Faust auf den Gerichtstisch schlagend. „Auguste Didier, der ausgepeitscht und deportiert wurde, weil er sich eures Elends angenommen. Erinnert ihr euch? Einfältig, kennntnislos, vom Dünkel eines gutgekleideten Weibes aufgeblasen, sagte sie, daß Leute, die die Regierung kritisierten, in die Bastille gehörten: nicht einmal das Sprechen wollte sie uns Republikanern gestatten. Genügt das?“

Die Menge tobte. Die Jury erkannte ohne Beratung und einstimmig auf den Tod. Die Marquise zuckte einmal zusammen, dann stand sie wieder aufrecht. Die Wachen wollten sie abführen, aber eine Handbewegung Tassendieus, der indessen seinen Sitz auf der Geschworenenbank eingenommen hatte, hielt sie zurück.

Ein junger, einfach und gut gekleideter Mann mit blondem Haar wurde vorgeführt. Die Hände waren ihm auf dem Rücken gebunden. Da er sich erregt umsah, fiel sein Blick auf die Marquise und er verbeugte sich. Sie erkannte ihren Neffen. Er lächelte jetzt nicht; er sprach sehr heftig. Er stellte jede Schuld in Abrede. Er sei immer für das Recht und die Freiheit ge-

wesen. „Hier, dieser Mann kann es bezeugen“, rief er, auf Tassendieu weisend.

„Der Bürger Tassendieu ist Geschworener und kann in deinem Prozeß nicht Zeuge sein, Bürger Tursan“, sagte der Vorsitzende. „Wenn er deinen Fall kennt, um so besser für dich.“

Der Prozeß ging schnell vorwärts. Der Angeklagte hatte Anordnungen des Nationalkonvents getadelt. Tassendieu gab als erster unter den Geschworenen seine Stimme ab. „Schuldig“, sagte er.

Tursan sah ihn starr und bleich an. Als das gleiche Wort von allen Lippen gefallen war, stand Tassendieu auf und schloß ihn in seine Arme.

„Ich liebe dich,“ sagte er, „und ich werde dich immer lieben. Aber die Republik geht vor. Du kannst die Republik und die Gleichheit nicht verstehen. Ich opfere dich ihr, lebe wohl!“

Wilder Jubel brach aus der Menge.

Die Marquise und ihr Neffe wurden nach der Conciergerie gebracht.

„Sie haben es gewollt, mein Neffe,“ sagte sie zu ihm, „aber Sie werden nun wenigstens einsehen, daß ich recht hatte.“

Dann sprach sie kein Wort mehr.

Die Fahrten des Sanitätsrats Kluge

Der Wagen des Sanitätsrats Kluge stand vor seinem Hause, die blankgeputzten Braunen schüttelten die Köpfe und ließen das neue Ledergeschirr klirren; die schwarzgelb lackierte Kutsche glänzte; der Kutscher trug den Sonntagsrock, und der Sanitätsrat, der noch sehr jung war für seinen Titel, kam im grünen Frack, weißen Hosen und Stulpstiefeln aus dem Hause, er trug den braunen Havelock über dem linken Arm und seinen Stock in der rechten Hand. Alles war in peinlicher Ordnung, blank und reinlich, wie alles bei ihm und an ihm sein mußte; in seinem glattrasierten, schönen, strengen Gesicht lag ein versonnener Ausdruck.

Indessen hatte der Diener den Instrumentenkasten und ein längliches schwarzes Etui in den Wagen gelegt und die Decken zurückgeschlagen, der Sanitätsrat stieg ein, der Kutscher nahm die Zügel auf, tat einen Zungenschlag, berührte das Handpferd leicht mit der Peitsche, und die Braunen gingen, nicht zu schnell, nicht zu langsam; gut ausgreifend liefen sie durch die Straßen, und so glitten Wagen und Gespann auch durch den schwarzgerahmten Spionspiegel, der im Fenster der Frau Bürgermeister Pohl hing, und die Bürgermeisterin hob den Kopf mit den grauen Locken und sagte: „Der Sanitätsrat fährt zu Frau Sommer!“

Ihr gegenüber saß Annette am Sticrahmen und beugte ihren Kopf mit den vielen braunen Locken tiefer auf ihre Arbeit.

„Hans Christian!“ rief die Bürgermeisterin.

„Ei gewiß!“ sagte ihr Mann ärgerlich und legte die Zeitung weg.

„Ist es nicht eine Schande?“

„Und den Kopf trägt er so hoch! . . . Als ich damals, da Othmar die Sache mit der . . .“ Ein Blick seiner Frau auf die Tochter ließ ihn abbrechen. Im Geist sah er den starren

Ausdruck noch, mit dem der Sanitätsrat damals sein Ansinnen zurückgewiesen hatte.

„Beim Babettschen hat er drei Nächte gewacht“, sagte Annette leise. Sie dachte daran, wie er sie selbst als Kind, vor wenigen Jahren, gesund gemacht hatte, und manches kleine Ereignis fiel ihr ein.

„Ja, er hat Pflichtgefühl,“ meinte der Vater, „aber es fehlt ihm an Wohlwollen.“

„Es ist eine Schande“, wiederholte seine Frau. Sie sah ihre hübsche Tochter an, die kein Wort mehr sagte. Aber alle drei saßen in Gedanken über den Sanitätsrat, dessen Wagen schon lange vorüber war und bereits durch das Stadttor rollte und dann in den grünen Talweg einbog. Und die Leute, die in der Abendsonne vor ihren Häusern oder an den Gartenzäunen standen und grüßten, oder die aus den Fenstern sahen, wendeten sich zu ihren Frauen oder Angehörigen und machten eine rasche Bemerkung darüber.

Und dies wiederholte sich an jedem Sonnabend seit mehr als einem halben Jahr, denn an jedem Sonnabend, und wenn er einmal verhindert war, an einem andern Abend der Woche fuhr der Sanitätsrat nach dem kleinen Landhause mit den blühenden Rosenstöcken davor, in dem Frau Sommer an ihren guten Tagen, — denn ihre erste Jugend war vorbei, — selbst wie eine Rose durch den Garten ging.

Drei Herren kamen jeden Sonnabend zu ihr, der Vermesser Antonius, der Hauptmann Scherer und der Sanitätsrat, und in der schönen Zeit sah man sie mit ihr im Garten sitzen und plaudern, Tee trinken oder Boston spielen, oder hörte sie aus den offenen Fenstern miteinander musizieren. Sonst aber kam so gut wie niemand zu ihr, und die Frauen blieben alle fern. Sie hatte auch niemanden aufgesucht oder eingeladen, und wie die drei Herren eigentlich zu ihr gekommen waren, wußte man nicht recht. Über die beiden andern wunderte man sich weniger, denn vom Hauptmann erwartete man manches und von dem Vermesser gar nichts, über den Sanitätsrat wunderte man sich. Aber niemand hatte den Mut, ihm etwas zu sagen, und als eine Dame es dennoch wagte, da hatte der Sanitätsrat nur den Kopf ein wenig gehoben und etwas steif gesagt: „Ich glaubte,

Madame, Sie hätten mich zu einer ärztlichen Visite gebeten?“, und die Fragerin war erschrocken und errötend verstummt.

Und so fuhr der Wagen auch diesen Sonnabend durch den grünen Talweg, und der Sanitätsrat saß, beide Hände auf den rotweißen Porzellanknopf seines Stockes gestützt, sehr gerade darin, bis sie vor der Gartentür angekommen waren, wo er ausstieg, während der Kutscher zum nahen Gasthaus zur schönen Hirtin zurückfuhr, Decken über die Pferde warf, sich in den Garten setzte und wartete, um bereit zu sein, falls nach seinem Herrn geschickt wurde.

Der Sanitätsrat aber ging, den schmalen schwarzen Kasten unterm Arm, an den Rosenstöcken vorüber ins Haus, trat in das dämmernde Blumenzimmer mit den großen offenen Fenstern und dem kühlen Goldfischglas unter dem Blattwerk; er machte noch in der Tür eine tiefe Verbeugung; Frau Sommer schritt ihm entgegen und reichte ihm erfreut und vielleicht ein wenig errötend die Hand; er setzte sich und fragte nach ihrem Befinden, nach den Rosen und anderem, und sie erzählte die kleinen Vorfälle der Woche oder auch von einem Buch, das sie gelesen, oder fragte nach seinen Patienten. Dabei arbeitete sie an einer Häkelei oder nekte, und nur wenn sie lebhafter sprach, hörte das Spiel ihrer Finger auf, und manchmal auch, wenn sie zuhörte und die Lippen öffnete und ihre Augen gespannt auf den Redenden richtete. Immer waren Blumen im Zimmer, aber es fiel ihm auf, daß heute deren mehr als sonst auf einem kleinen Tische standen und auch zwei große Bonbonnieren, auf denen buntgekleidete Schäferinnen in Stroh Hüten mit flatternden Bändern und Hirtenstäben in glänzenden Farben zwischen schimmernden Goldrändern leuchteten.

Er ging sogleich darauf zu, sah alles auf seinen Stock gestützt an und wendete sich bestürzt nach Frau Sommer um: „Ist heute Ihr Geburtstag?“ fragte er.

„Mein Namenstag!“ verbesserte sie. Sie hatte ihn lächelnd beobachtet, aber nun wich das Lächeln aus ihren Zügen.

„Daran hätte ich auch denken können!“ Er biß sich auf die Lippen, denn andere hatten offenbar gedacht. Und in der Verwirrung sagte er: „Gestatten Sie, daß ich wenigstens meine Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage darbringe!“

„Danke, aber es ist mein Namenstag. — Meinen Geburtstag feiere ich nicht“, sagte sie hart. Eine Wolke war über ihr, und da sie eine Frage in seinem Gesicht las, fügte sie zögernd und mit einem leichten Beben in der Stimme hinzu: „An meinem Geburtstag ward ich verheiratet und an meinem Geburtstag ward ich geschieden.“

Es war ganz still im Zimmer. Der Sanitätsrat schwieg, dann hustete er, dann stand er auf und schien die Möbel und Bilder im Zimmer zu betrachten, bis er wieder vor den Geschenken stehen blieb. Auf dem gleichen Tischchen stand eine kleine Miniatur, die sie selbst vorstellte. Frau Sommer folgte ihm mit den Blicken, aber als er sich wieder umwendete, fielen ihre Augen auf ihre Arbeit, und die Finger spielten rasch und zierlich wie vordem.

Da sprach er von den Raupen, die den Waldbestand bedrohten.

Und dann klingelte es; ein leichtes Stirnrunzeln des Sanitätsrats war in der Dämmerung nicht sichtbar. Der Hauptmann Scherer trat ein, rot und kräftig unter weißen Haaren, mit einem lauten Scherz, und küßte Frau Sommer die Hand, und mit ihm kam Antonius, lang, mager, und mit unzähligen kleinen Falten in dem immer lächelnden, weder jung noch alt aussehenden, rasierten Gesicht, und Frau Sommer dankte den beiden Herren für ihre Geschenke und das Gespräch wurde laut. Nur der Sanitätsrat saß still da und redete kaum mit.

Das Mädchen brachte den Tee, Frau Sommer füllte die gelben Tassen aus dünnem Porzellan, auf denen kleine blaue oder lilafarbene Chinesen standen oder liefen. Dann setzte Frau Sommer sich ans Klavier, Herr Antonius zog seine Flöte aus dem seidengefütterten Kästchen und der Sanitätsrat entnahm die seine dem schwarzen Behälter, den er mitgebracht hatte. Das Trio begann mit großem Ernst. Als es beendet war, sang Frau Sommer zu ihrem eigenen Spiel, und gelegentlich fiel der Hauptmann mit seiner tiefen Männerstimme ein. In den Pausen, wenn gesprochen wurde, ging der Sanitätsrat im Zimmer auf und ab. Jetzt blieb er im dunkleren Teil des Zimmers vor einem Glasschränkchen stehen, in dem zierliche kleine Gegenstände, Andenken und Geschenke schön geordnet lagen; eines der Tüchchen stand offen, und er nahm das eine oder andere Stück

heraus und betrachtete es. Er hatte eben eine Dose geöffnet und auf der Innenseite des Deckels ein Porträt entdeckt.

„Wer ist das?“ fragte er, ins Licht zurücktretend.

Alle drei Männer sahen, wie Frau Sommer blutrot wurde, als sie antwortete: „Der Erbprinz Franz Ludwig . . .“

Alle drei schwiegen. Eben schlug es zehn Uhr und wie jedesmal standen die Herren auf und empfahlen sich; sie erneuten zum Abschied ihre Glückwünsche, aber irgendwie gingen alle drei nachdenklich fort, und auf dem Wege zur Schönen Hirtin sprachen sie kaum ein Wort miteinander. Der Sanitätsrat nahm die beiden andern eine Strecke in seinem Wagen mit, bis ihre Wege sich trennten. Auf seinem Zimmer angekommen, trug er die ärztlichen Besuche des Tages in sein Buch ein, dann ging er in unruhigen Gedanken auf und ab, seufzte einige Male tief; dann löschte er die Lampe aus, setzte sich ans Fenster, vor dem die laue dunkle Nacht über den Gärten lag, und sah lange hinaus, ehe er zur Ruhe ging.

Drei Tage später saß er in der Ressource neben der Gattin des Bürgermeisters und sprach mit ihr. Er war spät gekommen und er beteiligte sich nicht am Tanz, noch am Kartenspiel der älteren Herren. Die Blicke der Bürgermeisterin folgten ihrer Tochter, die im weißen Ballkleid mit kurzen Puffärmeln, einen Kranz von kleinen Rosen im Haar, so reizend aussah, daß selbst ihr Vetter Othmar ihr seine Anerkennung nicht versagte, als er sie zur Contredanse aufforderte. Und obwohl er es in herablassender Weise tat, und sie spöttisch antwortete, war sie darüber erfreut. Kein anderer hatte so hübsch gelocktes Haar; trotz der Hitze trug er zwei Westen, die obere aus zartem Wildleder, die untere aus pfaublauer Seide, und unter der engen Hose über den Schuhen mit den großen Schleifen waren die gestreiften Seidenstrümpfe sichtbar. Beide kamen jetzt heran; die Mutter steckte Annettens Frisur fest; Othmar verbeugte sich vor dem Sanitätsrat, der steif dankte und dem Paar stirnrunzelnd nachsah.

Beim nächsten Tanz hatten die Damen zu wählen, und Annette knirzte vor dem Sanitätsrat. Im schwarzen Frack und Seidenstrümpfen sah er sehr gut aus; er tanzte mit gemessener Anmut, dann promenierte er auf Annettens Bitte in dem kühleren offenen Gang mit ihr auf und ab und führte sie zuletzt an

den Tisch ihrer Eltern zurück, die schon zu speisen begonnen hatten.

Das hübsche Mädchen saß gedankenvoll. „Ich habe Ihre Manöver beobachtet, Annette,“ hatte der Sanitätsrat gesagt, „junge Mädchen sollten nicht so kokett sein!“

„Wer soll dann kokett sein?“ hatte sie lächelnd geantwortet; sie hatte nicht anders können.

Er lächelte auch, wurde aber wieder ernst. An einem Pfeiler lehnte Othmar Pohl, den Hut an der Hüfte, das eine Bein vorgelegt, und zeigte seine tadellose Figur, sein hübsches Gesicht, das gelangweilt aus der hohen Halsbinde sah.

„Das ist ein platter und dennoch ein gefährlicher Bursche“, hatte der Sanitätsrat im Vorübergehen gesagt.

Annette wußte, warum der Sanitätsrat ihren schönen Vetter so hart beurteilte, wenn sie es gleich nicht wissen durfte. Sie hatte das Mädchen gekannt und wußte genau, wie sie abgefunden worden war. In diesem Punkte kannte der Sanitätsrat keine Gnade.

All dies ging ihr jetzt durch den Kopf, und sie sprach kaum ein Wort.

Als der Sanitätsrat sie in den Speisesaal geführt hatte, waren sie an dem Tische vorübergekommen, an dem der Hauptmann Scherer mit andern Herren beim Burgunder saß. „Sapristi!“ hatte der Hauptmann gerufen; der Sanitätsrat hatte ihn gar nicht bemerkt. Sie sahen neugierig nach dem Tische des Bürgermeisters hinüber, wo Annette jetzt dem Sanitätsrat Geflügel vorlegte und sein Glas mit Rheinwein füllte. Er mußte irgendeine Bemerkung gemacht haben, denn sie sahen das Kind bis zu den vielen braunen Löckchen an den Schläfen erröten.

„Das sieht nach Freierei aus“, sagte der Domänendirektor.

„Das wäre ja Fahnenflucht!“ rief der Hauptmann. „Ein so süperbes Weib!“ Der dunkelrote Wein schaukelte im Glas, und die Flaschen klirrten leise aneinander.

Der Forstmeister, der auf der andern Seite neben ihm saß, stopfte seine Pfeife. „Mancher zieht eben das Kälberne vor“, sagte er passend, während er sie anzündete.

So kam es, daß in den nächsten Tagen ein Gerücht sich in der Stadt verbreitete, rasch wie mit scharfen Glöckchen und

Schellengeklengel von Weiberzungen, das bis in das kleine Haus in der Waldstraße drang.

Frau Sommer, die einen Turban um die Stirn gewickelt, ihre Blumen begoß, als das Mädchen es, vom Markt kommend, ihr erzählte, hob den Kopf ein wenig; dann suchte sie die Achseln, aber ein guter Teil des stäubenden Strahles hatte den grünseidenen Stuhl getroffen, der beim Blumentisch stand.

Die Magd, die nichts weiter zu sagen wagte, hatte das Zimmer verlassen; Frau Sommer blieb regungslos mitten in der Stube im Sonnenschein stehen; vergeblich nahm sie eine Arbeit zur Hand, sie erinnerte sich, daß sie in der Stadt Besorgungen hatte, kleidete sich an und ging.

Sie war noch nicht weit gekommen, als der Wagen des Sanitätsrats sie überholte; er saß mit einem andern Herrn; obwohl sie mit dem Sonnenschirm ihr Gesicht schützte, erkannte er sie doch und grüßte ehrerbietig.

In dem großen Kaufmannsladen auf dem Markt, in den sie trat, stand Annette Pohl und wählte seidenes Band aus. Andere Damen standen vor dem Kundentisch; eine Stille trat ein, in der man die Meßstäbe und die großen Scheren klirren hörte. Frau Sommer mußte ziemlich lange warten. Als sie wieder aus dem Laden trat, bog sie in eine Seitengasse ein und lehnte sich tief atmend an einen Zaun; die Glocke schlug vom Turm, ein kleiner Hund bellte; sie kaufte noch Baldriantropfen in der Apotheke, dann eilte sie nach Hause.

Vor der Stadt begegnete sie Herrn Antonius. Er trug ein länglich rundes hölzernes Gefäß und erzählte ihr, daß es besonders schöne Forellen enthielt, die er heute gefangen, und bot ihr an, sie bis zu ihrem Hause zu tragen, falls sie sie annehmen wollte. „Sie wolle ihn nicht berauben“, sagte sie; aber er bat sie darum und ging mit ihr zurück und erklärte ihr eifrig, wie man Forellen fangen müsse, und merkte ihre Unaufmerksamkeit nicht.

Als sie vor dem Gartentor ankamen, trat der Postbote aus dem Hause; er hatte einen Brief, den er ihr persönlich übergeben mußte. Wie Frau Sommer die Handschrift sah, wurde sie blaß und rot; so sichtlich war ihre Verwirrung, daß Herr Antonius mit verwirrt wurde, und bei ihrem eiligen Abschied, denn sie lief fast ins Haus, der Forellen völlig vergaß, und erst

als er bereits eine Strecke Weges gegangen war, sich ihrer erinnerte. Mehrmals schwankte er, ob er umkehren und sie der Magd übergeben sollte, wagte es aber nicht. Auch war es indessen spät geworden, und er hatte in einer Vermessungssache beim Bürgermeister zu tun.

Als dieser ihn eine halbe Stunde später, noch redend, hinausbegleitete, sah er den Behälter mit den Fischlein liegen und bat Herrn Antonius, sie ihm zu verkaufen, da er den Sanitätsrat zu Tisch gebeten und seine Frau damit überraschen wolle; und so kam es, daß der Sanitätsrat mit Annette Pohl die Forellen verspeiste, die schon für Frau Commer bestimmt gewesen waren.

Am Nachmittag hatte der Vermesser beim Hofrat Högerlein zu tun und trank den Kaffee bei ihm. Die Hofrätin ersah die Gelegenheit und erzählte mit ihrer hohen schrillen Stimme, daß Frau Commer heute bei Bahlmann grünseidenes Band und Rüschen gekauft habe und so aufgereggt gewesen sei, daß sie des Zahlens vergessen und fortgehen gewollt, so daß der Kaufmann sie zurückrufen und daran erinnern mußte. Annette Pohl aber sei blutrot geworden.

„Warum das?“ fragte Antonius, der an die Aufregung Frau Commer bei Empfang des Briefes dachte.

„Nun, weil sie doch den Sanitätsrat heiratet“, sagte die Hofrätin.

Herr Antonius war so erstaunt, daß er zunächst gar nicht antwortete. Er dachte der Forellen, die der Bürgermeister gekauft hatte. Die Hofrätin aber erzählte weiter, daß mehrere Damen am Ladentische bei Bahlmann deutlich um einen Schritt weitergerückt seien, weil sie nicht mit einer geschiedenen Frau zusammenstehen wollten.

„Das sieht den Gänsen ähnlich“, sagte der Vermesser ruhig mit seiner klanglosen Stimme, und der Hofrat lachte laut.

„Ich würde nicht so weit gehen“, rief die Hofrätin giftig.

„Gott behüte, Frau Hofrätin!“ erwiderte Antonius mit seinem höflichsten Lächeln.

„Die Herren müßten einmal auf Schloß Wiswold nachfragen,“ fuhr die Dame fort; „ihr Vater war ja dort Musikmeister und . . . anderes. Das sind dunkle Gewässer mit unsauberem Grund.“

Herr Antonius kombinierte nicht schnell; aber da die Hofrätin den Namen des Erbprinzen nannte, fiel ihm unwillkürlich die Dose ein; er hütete sich etwas zu sagen, aber als er nach Hause kam, hatte er sehr viel zu denken. Und am nächsten Morgen stand er zeitig auf, ging nach dem Felsbach, der am Bergabhang zwischen den Tannen niederschoss, und angelte nach Forellen, die er Frau Sommer schicken wollte, aber er hatte kein Glück und fing nur eine einzige, und das lohnte nicht.

Das war Freitag gewesen. Des Sonnabends erschienen nur der Hauptmann und er bei Frau Sommer; der Sanitätsrat blieb aus. Das war schon öfter geschehen, wenn ein später Krankenbesuch ihn abgehalten hatte; trotzdem wollte diesmal das Gespräch nicht recht in Gang kommen, das musikalische Zusammenspiel zwischen dem Klavier und der einen Flöte glückte nicht, und zum Singen hatte Frau Sommer keine Lust. Als sie es zuletzt dennoch tat, versagte ihr die Stimme. Die Lichter brannten trüb, am Himmel standen Wolken, und der Mond hatte einen Hof. Schweigend saßen alle drei auf der Veranda; wenn hie und da ein Wagenrollen näherkam, warteten sie gespannt, aber jeder Wagen rollte vorüber. Als die beiden Herren gingen, veranlaßte der Hauptmann den Vermesser, mit ihm noch bei der Schönen Hirtin einzukehren. Herr Antonius, der nie trank, mußte an einer Flasche Leistenwein teilnehmen; infolgedessen erzählte er, was er an dem Tage erlebt hatte. Der Hauptmann hörte mit vielen „Hm“ und „Ha“ zu. Da er von dem Benehmen der Damen bei Bahlmann hörte, sagte er, wenn es Männer gewesen, hätte er sie vor seinen Degen gefordert, gegen Damen könne ein Cavalier nichts machen. „Aber ich will Ihnen etwas sagen, Antonius,“ fügte er plötzlich hinzu, „auf Schloß Wiswold ist ein Luderleben geführt worden.“

„Wenn ich über Land gehe,“ sagte der Vermesser, „sehe ich manche reine schöne Blume aus einem Sumpf erwachsen.“

„Das haben Sie sehr gut gesagt, Antonius. Aber das männliche Empfinden ist etwas sehr eigenes, etwas . . . intolerautes, besonders wenn die Erfahrung fehlt. Ich habe selber ein wildes Leben geführt . . . Ein so süperbes Weib! Nun, — tu l’as voulu, George Dandin!“ Er lachte kurz auf. Dann gingen sie.

Herr Antonius, der sonst nie träumte, träumte diese Nacht von zahllosen Forellen, die blaugesotten sich aus dem Wasser in Schüsseln und Teller warfen, während in der Ferne die Hofrätin Högerlein Frau Sommer mit grünseidenem Band verfolgte; zuletzt sah er alle, den Hauptmann und den Sanitätsrat und Bahlmann und die Damen am Tische des Bürgermeisters sitzen, sehr dicht gedrängt vor lauter verschlossenen Schüsseln, die niemand aufdeckte, bis der Hauptmann donnernd rief: „Antonius, wo sind die Forellen?“ und er erwachte.

Draußen ging ein stiller, langwieriger Regen nieder. Die Straßen und Plätze waren leer. Es regnete auch an den folgenden Tagen.

Am Montag abend hielt der Wagen des Sanitätsrats, aus dem oberen Waldtal kommend, vor Frau Sommers Haus; der Kutscher schlug die Regendecke zurück, der Sanitätsrat im Havelock stieg aus, ging durch den Garten und klingelte. Frau Sommer selbst öffnete ihm die Türe und bat ihn einzutreten.

Er sei am vergangenen Sonnabend zu kommen verhindert gewesen, sagte er beklommen. Frau Sommer erwiderte nichts. Er legte den Havelock ab und folgte ihr ins Haus. Es war ein regentrüber Abend; in der Stube, der die Pflanzen auf dem Blumentisch das karge Licht nahmen, war es nicht hell. Frau Sommer setzte sich auf das kleine Sopha und wies ihm einen Stuhl. Er zog sein seidenes Tüchlein aus der Tasche und fuhr damit mehrere Male über die Stirn und sein blondes Haar. Er saß sehr gerade; seine stahlblauen Augen wurden groß, und die Worte kamen schwer aus seinem Munde. „Er habe ihr etwas zu sagen“, begann er und verstummte wieder.

Sie wartete, daß er weiterspräche, und kam ihm nicht zu Hilfe.

„Sie habe ihm an ihrem Geburtstage gesagt,“ fuhr er endlich fort, „daß sie einst am gleichen Tage von ihrem Manne geschieden worden . . . Würde sie sich ihm soweit anvertrauen, daß sie ihm erzählte, warum sie sich damals geschieden?“

Frau Sommer machte eine Bewegung; über ihr Gesicht ging eine jähe Röte; dann wurde sie bleich.

„Ich weiß, ich habe kein Recht zu dieser Frage“, sagte der Sanitätsrat.

„Warum stellen Sie sie dann?“ rief sie. Sie war auf-

gesprungen und auch er erhob sich. „Was wollen Sie von mir?“ fragte sie heftig.

Der Sanitätsrat sah ins Leere; er verschränkte die Finger. „Ich will Klarheit“, sagte er endlich. Sie sah ihn entrüstet an.

Wie mit schwerstem Widerstande kam es von seinen Lippen: „Ich möchte schon lange sprechen . . . Sie haben mir ein außerordentliches Gefühl eingeflößt . . . und ich möchte Sie bitten, mein Leben zu teilen . . . Sie sind sehr schön und sehr gut . . .“

Jetzt lächelte sie, ja, sie lachte beinahe, da fuhr er fort: „Aber dann habe ich ein Recht zu wissen und muß erst wissen . . .“

Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht; er war ihr so nahe gekommen, daß er ein Zucken darin wahrnahm; da eilte sie ans Fenster und stand abgewandt, so daß er nichts mehr sehen konnte. Er folgte ihr und wartete eine ganze Weile, ehe sie sich wieder umkehrte; hier im letzten Licht sah er, daß ihr Gesicht hart und böse geworden war.

„Sie müssen also erst wissen . . .“ sagte sie heftig. „Wie es scheint, wollen Sie mir die Ehre erweisen, sich um meine Hand zu bemühen, und ich muß für diese Ehre tief dankbar sein. aber . . . Sie müssen erst wissen, ob ich dieser Ehre auch würdig bin, weil ich . . . weil ich . . . weil ich . . .“ sie sprach nicht zu Ende, sondern brach in ein so fassungsloses Weinen und Schluchzen aus, daß sie sich zuletzt über den Tisch warf. Nicht minder fassungslos blieb der Mann vor ihr stehen und sprach unzusammenhängende Worte, auf die sie nicht achtete, sondern immerzu in ihre Hände und dann in ihr Taschentüchlein, das sie aus ihrem Kleide hervorgesucht, weinte.

„Aber liebe Freundin, Verehrte, was ist es denn?“ sagte er und berührte mit halb schüchterner Bewegung ihre Schulter. Da zuckte sie zusammen und sprang auf. „Gehen Sie fort! Ich brauche Ihr Mitleid nicht, noch Ihre Werbung. Gehen Sie! Gehen Sie!“ wiederholte sie immer heftiger und griff nach ihrem Herzen. Und was immer er sagte und bat, sie antwortete mit der gleichen Aufforderung, so daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als betroffen und verzweifelt sich zurückziehen.

Da er im Vorzimmer den Mantel vom Kleiderständler nahm, kam die Magd eben zurück, schüttelte das Regenwasser

von ihren Überkleidern und Schuhen und sah dem an ihr vorübereilenden Herrn ganz erstaunt nach.

Völlig bestürzt schritt er über die Kieswege nach seinem Wagen, rief dem Kutscher, der darin gesessen und jetzt herausgesprungen war, in ungewöhnlich heftigem Ton „Nach Hause!“ zu und stieg schnell ein. Der Kutscher zog den Pferden die Decken ab, legte die eine unter und breitete die andere über sich, die Tiere zogen an, und der Wagen rollte über die nassen Straßen, deren Wasserlachen das letzte Tageslicht widerspiegelten, zwischen den dunkelnden Wiesen und Waldhängen der Stadt zu unter trostlosem Regen.

Am Wochenende erschienen Herr Antonius und der Hauptmann wie sonst in Frau Sommers Garten, aber sie wurden nicht empfangen. „Madame sei unpäßlich“, sagte die Magd. Auch die nächsten Abende glichen den früheren nicht mehr. Der Sanitätsrat fehlte, Frau Sommer war bleich und still oder sprach mit einer heftigen Heiterkeit, die nicht natürlich war. Wenn sie kamen, fanden sie sie oft über Briefen und Rechnungen sitzen, die sie sogleich beiseite legte und einschloß.

„Die guten Menschen sind noch schlimmer als die bösen“, sagte sie einmal, als Herr Antonius von guten Menschen sprach.

„Die Menschen sind weder gut, noch böse, sondern Narren sind sie“, meinte der Hauptmann. Antonius hatte indessen die Karten verteilt; alle drei betrachteten und ordneten ihre Blätter: „Hier ist der Erbprinz!“ sagte der Hauptmann und spielte den Buben aus. Im nächsten Augenblick biß er sich auf die Lippen. Frau Sommer hatte ihr Blatt gesenkt und starrte ihn an: „Die guten Menschen sind noch schlimmer als die bösen“, wiederholte sie. Antonius stach mit seiner Karte und forderte sie auf zu spielen, als ob nichts geschehen wäre. Das Spiel kam wieder in Gang, aber nicht das Gespräch, und noch ehe es zehn schlug, gingen sie in gedrückter Stimmung auseinander.

„Ich muß ein Glas Wein trinken“, sagte der Hauptmann und zog den Vermesser durchs Gartentor der „Schönen Hirtin“. „Ich begreife nicht, Antonius, wie mir das entschlüpfen konnte; ich wollte das Wort nicht gebrauchen; Gedanken in mir müssen sich gekreuzt haben. Was muß sie von mir glauben?“

„Haben Sie den Sanitätsrat in letzter Zeit gesehen?“ lenkte Antonius ab.

„Nein“, erwiderte der Hauptmann unwirsch.

„Er besucht auch das Haus des Bürgermeisters nicht mehr,“ sagte der Vermesser, „die Högerlein hat Annetten gefragt, was mit ihrer Verlobung wäre; sie antwortete, sie wisse nicht, wovon die andere spräche. Annette, sagte die Högerlein, werde sich mit ihrem Vetter Othmar verloben, mit dem sie ständig zusammen sei.“

Es kam dem stillen Mann seltsam vor, daß er all diese Kunde auskramte. Sie waren die einzigen Gäste in der Wirtschaft; über ihnen breitete eine Linde ihre Zweige; auf ihrem Tische stand ein Windlicht; der Hauptmann hatte den weißen Kopf in die Hand gestützt und sah in sein Weinglas. Herr Antonius, der diesmal vorsichtig ein Dünnbier bestellt hatte, zog seine Flöte hervor und pukte das Mundstück mit seinem Taschentuch.

„Es ist nichts mit dem Zivil“, sagte der Hauptmann, der ihm zusah.

Die Nachtfalter flogen um ihr Windlicht; rings um sie war völliges Dunkel. Herr Antonius fing an, die Flöte zu blasen, und die sanften wehmütigen Töne zogen zu den Fenstern des nahen Hauses, hinter denen Frau Sommer schlaflos lag.

In der oberen Stadt saß der Sanitätsrat mit starrem Gesicht vor der Studierlampe und versuchte in einem medizinischen Werk zu lesen, das auf dem alten Schreibtisch vor ihm aufgeschlagen war.

Unten auf dem Markt ging ein verspäteter Bürger nach seinem Hause; der Nachtwächter blies auf seinem Horn und rief die Stunden aus. Im Kaffee Hahn beim alten Schloß saß Othmar Pohl und schäkerte mit der Kellnerin, während er die letzten Modenzeutungen durchsah. Ein Bild des jungen Lord Duncannon ließ ihn erkennen, daß seiner Garderobe etwas mangelte, und er beschloß am nächsten Tag nach der Residenz zu fahren, um sie zu ergänzen.

Acht Tage später erschien er auf der Promenade nach der Kirche in einem kurzen auf Taille geschnittenen drapfarbenen Rock mit ganz schmalem Umlegekragen und an den Schultern feulenförmig geweiteten Ärmeln, einer gelben, mit schmalem, bräunlichem Ornament gleichsam punktierten Nankinghose; über der weit ausgeschnittenen Weste und der kunstreich geschlungenen

hellen Kravatte sah sein Gesicht genau so frisiert und genau so unbeweglich wie das Lord Duncannons unter dem geschweiften grauen Zylinderhut hervor. Die linke Hand stak in der Seitentasche des Rocks, die rechte hielt ein Stöckchen mit dem gebogenen Griff nach vorn und abwärts. So schritt er über das Pflaster, als ahnte er das Aufsehen nicht, das er erregte. Die Bürgermeisterin sah ihn nicht ohne Wohlgefallen und Annette hing sich in den ihr gebotenen Arm.

Dann trat er ins Kaffeehaus, um die Stunde bis zum Mittagessen beim Billard zu verbringen, und noch im Hochgefühl des Eindrucks, den er gemacht hatte, schlug er den Hauptmann Scherer in zwei Partien, was ihm sonst nicht leicht gelang. Mißmutig setzte der Hauptmann sich an einen Tisch und bestellte ein Glas Kirschwasser, während Pohl mit einem jungen Mann eine neue Partie begann. Da er, während der andere spielte, auf seinen Billardstoch gestützt, durchs Fenster sah, ging Frau Sommer im lichten Kleid, das runde Hütchen ums Gesicht, ihr Strickbeutelchen am Arm, draußen vorüber, und da Othmar, obwohl er schon wieder an der Reihe war, immer noch auf die Straße hinaussah, und die andern lachend fragten, nach wem er sähe, antwortete er, wie man bisweilen völlig vergift, vor wem man spricht: „Nach der Sommer, der Hetäre aus der Waldstraße.“

Des Hauptmanns rotes Gesicht wurde dunkelbraun, und während Othmar ahnungslos an dem kleinen Tischchen, an dem er saß, vorüber um die Ecke des Billardtisches ging und sich zum Stoß anschickte, griff er nach ihm, bekam aber nur den Rockschos zu fassen, und wie Othmar sich weit hinüberbeugte, um dem elfenbeinernen Ball einen kräftigen verkürzten Stoß von oben zu geben, riß unter der Bewegung das kostbare drapfarbene Tuch erst in der Naht, dann im Stoff, so daß alle es reißen hörten; der Hauptmann aber, da er die üppige nankinggelbe Rundung, die er enthüllt hatte, vor sich sah, schlug klatschend zu, während der Stoß vom Ball abglitt und in das Billardtuch fuhr, das gleichfalls einen Riß bekam.

Nasend kehrte Othmar sich um. „Herr!“ schrie er, den herunterhängenden Rockschos mit der linken Hand aufnehmend.

„Bubel!“ rief der Hauptmann, „knie nieder und widerrufe!“

Schon waren Leute zwischen sie getreten; die meisten hielten

es für einen Streit über das Spiel, und während die hübsche Kellnerin Nadel und Faden brachte, um den Schaden notdürftig gutzumachen, während die einen lachten und andere schrien, wurde rasch von den nächsten eine Begegnung verabredet und allen tiefstes Stillschweigen auferlegt.

Sie trafen sich noch am selben Tag in einer Lichtung im Walde, und da kein Teil den Sanitätsrat angehen wollte, so hatten sie nur den Bader aus der Rosengasse mitgenommen, den sie schon ziemlich angeheitert in einer Wirtshaft gefunden hatten.

Der Hauptmann war trotz seiner fünfundfünfzig Jahre ein gefährlicher Fechter, während Othmars schöne Bewegungen etwas langsam waren. Anspringend kam der wilde kleine Herr ihm so nahe, daß er ihm den Säbel über den Magen schlug, und wenn auch nur die flache Klinge, so hatte es doch peinliche und lächerliche Folgen. Der Bader, der dem jungen Mann den Kopf hielt, sagte grinsend, auf Blessuren solcher Art sei er nicht gefaßt gewesen. Mit blassem Gesicht trat Othmar wieder an; er kam kaum mehr zur Parade, der Hauptmann schlug sie glatt durch, und blutüberströmt brach er zusammen.

Bestürzt standen die unerfahrenen Sekundanten; der Bader begann unsicher an ihm herumzupfuschen, schließlich stieß der Hauptmann ihn beiseite und machte selbst einen Notverband; dann trugen sie den Ohnmächtigen vorsichtig vom Platz. Kaum auf der Straße angekommen, sahen sie die Braunen des Sanitätsrats herantraben, der mit Verwunderung ihren Zug sah und halten ließ. Scherer rief ihn an, der Sanitätsrat stieg aus, und Othmar, der nur wirr um sich blickte, wurde in den Wagen gelegt und nach dem nahen Forsthause gebracht, wo der Sanitätsrat, nachdem er alles Nötige gefordert, sich mit ihm und dem Feldscher einschloß.

Der Hauptmann saß indessen mit dem Forstmeister bei dessen berühmtem und sonst sorgfältig verschlossenen Kirsch und leerte ein Glas nach dem andern. Endlich öffnete der Sanitätsrat die Thür; der Verwundete lag mit entblößtem Oberkörper, den Kopf verbunden und die Haare von Blut gereinigt, auf dem Bette und schlief. Er sah wie eine antike Statue aus.

„Wie schade, daß in dieser schönen Hülle so gar keine Seele lebt,“ sagte der Sanitätsrat, „aber Gefahr scheint zunächst nicht vorhanden.“

Er wünschte nun auch den Anlaß zu kennen und bemerkte, daß er grundsätzlich gegen das Duellwesen sei, aber sein Gesicht wurde noch starrer, als es sonst werden konnte, da der Hauptmann ihn auf diese Frage scharf ansah, das Glas, das er eben zum Munde erhoben hatte, hinstellte und „Es handelte sich um eine Dame!“ sagte. Danach stand er auf, trank sein Glas aus, setzte es heftig auf den Tisch und ging.

Der Sanitätsrat aber blieb stehen und sah vor sich hin.

Als Frau Sommer zwei Tage später in die Apotheke kam, hörte sie den Provisor zu einem andern Kunden sagen: „Er wird sterben. — So jung!“ Als die Männer sie bemerkten, verstummten beide und starrten sie an, dann gab ihr der Provisor die verlangten Tropfen mit frostiger Unhöflichkeit. Sie trat wieder auf die Straße, da sah sie in einem Fenster einen alten Mann, der seine Pfeife rauchte und sie jetzt aus dem Munde nahm und damit nach ihr wies. Eine Frau kam ans Fenster, sagte etwas und sah ihr nach. Aus den Läden traten Frauen und blieben stehen, da sie vorüberkam. Zu Hause erfuhr sie von ihrer Magd, wovon die ganze Stadt sprach. Als sie wieder allein war, lachte sie auf, mußte aber sogleich Tränen abtrocknen; dann schrieb sie mehrere Briefe an den Hauptmann, die sie alle wieder zerriß. Es schien ihr richtiger, auf seine Erklärungen zu warten.

Indessen fuhr der Sanitätsrat täglich nach dem Forsthaus und täglich schickte der Hauptmann seinen Diener, sich nach Othmars Befinden zu erkundigen. Wenn er in den Barbierladen oder ins Kaffeehaus trat, öffnete und schloß man die Türe für ihn, nahm ihm Hut und Stock mit doppelt beflissener Höflichkeit ab; die jungen Leute machten ihm nicht ohne Ehrfurcht Platz.

Für Mittwoch Abend war er vom Domänendirektor eingeladen. Durch ein leeres halbdunkles Zimmer kommend, während im zweiten die Gesellschaft versammelt war, hörte er eine hohe, schrille Frauenstimme Worte sprechen, die ihm das Blut wieder zu Kopf steigen ließen.

„Ihr Vater, der Kapellmeister,“ sagte die Stimme, „hat sie an den Erbprinzen verkauft; der hat sie an den alten Sommer verheiratet, und dem ist sie wieder davongelaufen . . .“ Sie verstummte, als er eintrat; es wurde so still im Zimmer, daß man die große Standuhr auf dem Spiegelisch ticken hörte;

und der Hauptmann sah unwillkürlich auf die Uhr und die Porzellangruppe an ihrem Fuß, eine Nymphe, die einem Flötenspieler lauschte. Dann erst bemerkte er auf dem geblümten Sofa die Bürgermeisterin, die ihn mit großen kampfbereiten Augen ansah. Neben ihr die Högerlein hielt die ihren gesenkt; ihre Nadel ging stechend weiter, während ihre Zunge schwieg. Der Domänendirektor schob, den Hauptmann mit beiden Händen begrüßend, seine mächtige Gestalt wie eine Mauer dazwischen und suchte ihn nach einem der Tische im Nebenzimmer zu leiten, auf dem Flaschen und Gläser bereitstanden. Aber der Hauptmann in seinem Grolle sträubte sich, dabei stieß er an den Spiegeltisch, und da er seine Hand heftig befreite, schlug er mit dem Ellenbogen gegen die Uhr, die herabstürzte und in Stücke brach.

Eben trat der Sanitätsrat ein und sah alle um die Scherben versammelt. Das rosig überhauchte Köpfchen der Nymphe lag auf dem Tisch und erinnerte beide Männer irgendwie an ein anderes, das sie kannten; der Flötenspieler war unverletzt geblieben; er saß allein und spielte ins Leere.

Dann kam das Dienstmädchen mit Schaufel und Besen und trug die Stücke fort.

Vergeblich suchten alle nach einem Gespräch. Der Sanitätsrat begrüßte die Bürgermeisterin: „Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihr Nefte außer Gefahr ist“, aber ihm selbst schien die Mitteilung jezt und hier nicht am Platze zu sein. Sie wurde ihm auch nicht warm gedankt, und er ging weiter. In einem winzigen Eckzimmer standen drei junge Mädchen unter der Lampe; von kleinen Töpfen und Brettern fiel zartes Grün in Rankengewinde und Blättchen herab und umrahmte Annetens hübsches Gesicht. Sie redete.

„Das hat sie schon vor vielen Jahren auf dem Schloß gelernt,“ erklärte sie, „sie ist eine alte Schauspielerin; überhaupt, wenn man so alt ist . . .“ Sie wand sich wie ein Schlanglein, das gestochen hat und gefaßt wird; denn in der Züre sah sie das Gesicht des Sanitätsrats, der schöner und strenger ausah als je; ihre Wangen wurden blutrot; dennoch mußte sie lächeln.

Aber der Sanitätsrat sah sie mit funkelnden Augen an: „Sie scheint ein böses Kind geworden, Annette!“ sagte er und wandte sich ab. Da traten Tränen in ihre Augen.

Das Gespräch kam nicht in Gang, bis der Hauptmann und der Sanitätsrat wieder verschwanden, jeder für sich, wie sie gekommen waren. Dann ward es um so lebhafter. Nie hatte man die Bürgermeisterin so zornig gesehen. Noch auf dem Heimweg in den dunkeln Gassen, ohne des zu achten, daß sowohl Annette als der Bediente, der mit der Laterne vorausging, sie hören mußten, rief sie: „Ich habe dir's immer gesagt, Pohl! Kluge ist ein Narr!“

„Er fährt ja schon lange nicht mehr zu ihr . . .“, erwiderte ihr Gatte. Aber er kam nicht zu Ende.

„Sie haben nie ein wahreres Wort gesprochen, Frau Bürgermeisterin!“ sprach eine tiefe Stimme aus der Dunkelheit, „Sie sind eine böse Zunge, aber eine gescheite Person!“ Und da der Diener die Laterne hob, beleuchtete er das rote Gesicht und die weißen Haare des Hauptmanns, der mit höflich gezogenem Hut vorbeischritt, während die Bürgermeisterin ihm mit großen zornigen Augen nachsah und Mann und Tochter und Diener ausschalt, die sie solchen Insulten aussetzten.

Am andern Tage bestellte der Diener des Hauptmanns für seinen Herrn einen Platz auf der Post, und zwei Stunden später sah man ihn hinter dem Postillon sitzend und seine Pfeife rauchend zum oberen Thor hinausfahren. Er kam erst Sonnabends spät zurück, und so war Herr Antonius der einzige, der an diesem Abend bei Frau Sommer erschien, und er wußte ihr wenig zu sagen, denn er hatte die ganze Woche außerhalb der Stadt zu tun gehabt und weder den Hauptmann noch den Sanitätsrat gesprochen. Ein wenig verloren sah er ihr gegenüber und wollte zuletzt seine Flöte hervornehmen, aber sie wehrte ihm. „Sie sind der letzte, der zu mir kommt, Antonius,“ sagte Frau Sommer, „und Ihnen will ich darum etwas sagen. Ich gehe von hier fort.“ Er machte eine Bewegung. „Ich muß von hier fort. Ich kann hier nicht länger leben.“

Beide schwiegen; der stille Mann sah sich in dem Zimmer um, in dem er im letzten Jahr die wohllichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Da blieb sein Blick auf dem Tischchen haften, auf dem die Miniatur Frau Sommers stand: neben ihr lag die silberne Dose, die der Sanitätsrat an jenem Abend in der Hand gehabt; das Porträt war herausgenommen und stand an ein Kästchen gelehnt im vollen Licht; in den zarten und

glänzenden Farben auf dem Porzellan sah das Gesicht des verstorbenen Erbprinzen mit einem spöttisch überlegenen Lächeln herüber.

Frau Sommer folgte den Blicken ihres Besuchers.

„In der Hölle, in der ich aufwuchs,“ sagte sie langsam, „war ein Mann, der sonst vielleicht nicht der beste war, gut zu mir. Und darum bleibt sein Bild bei meinen Erinnerungen. — An meinem zwanzigsten Geburtstag ward ich dann verheiratet und kam in eine andere Hölle, aus der ich Jahre später wieder an meinem Geburtstag entfloh. Dann kam ich hierher. Nun ist auch das vorüber. Ich sagte es Ihnen: die guten Menschen sind schlimmer als die bösen!“

Viele Gedanken waren in Herrn Antonius' Kopf und seine Seele war bewegt, aber er saß hilflos. In dieser verwirrten Welt konnte man gerade noch den eignen Weg mit einiger Sicherheit gehen.

„Wenn ich Ihnen irgendeinen Dienst erweisen kann . . .“, sagte er endlich. Aber es lag viel mehr in diesen Worten.

„Ja, Antonius,“ sagte sie, ihn freundlich ansehend, „wenn Sie mir für Dienstag Plätze auf der Post bestellen, und wenn Sie mich dann zum Wagen begleiten wollen . . . wenn Sie wollen, Sie müssen keineswegs . . .“, er machte eine beteuernde Bewegung, „und dem Hauptmann nachher diesen Brief übergeben . . .“

Er versprach alles.

„So, und jetzt müssen Sie gehen,“ sagte sie, „ich habe noch viel zu tun.“

Als er fort war, setzte sie sich an den Schreibtisch und rechnete und schrieb. Aber oft ging sie ans Fenster und stand dort lange und lauschte auf Schritte, die nicht kamen, und von denen sie wußte, daß sie nicht kommen würden. Die Nacht wurde einsamer und stiller, und ihre Gedanken erregter; mit sich selber sprechend und klagend, ging sie auf und nieder, bis das Mädchen, das schon geschlafen hatte, aufstand und sie bewog ihre Tropfen zu nehmen, und sie zu Bett brachte. Sie schlief aber nicht, und am nächsten Morgen begann sie, obwohl übernächtigt und müde, ihre Schränke auszuräumen und ihre Kleider durchzusehen, und hieß den Gärtner ihre Koffer vom Boden bringen und abstauben.

Es war ein strahlender Morgen. Hoch oben im Wald stand Antonius seit Stunden am Bergbach mit der Wurfangel und löste eine schöne rotgefleckte Forelle nach der andern vorsichtig vom Haken und tat sie in das hölzerne wassergefüllte Gefäß neben ihm. Die Gräser leuchteten noch vom Tau; jetzt trat er über weiches Moos durch das Dickicht auf den Weg hinaus und sah den weißen Glast in der Ferne auf Feldern und Hügeln liegen. Die alte Stadt lag mit ihren engen krummen Straßen gerade unter ihm; rings um sie blühte der Fluß; spiegelnd warfen die Fenster des Schlosses oben den Sonnenglanz zurück; zwischen den Häusern im Schatten der Gassen sah er kleine Wagen und noch kleinere Menschen gleichsam kriechen; aus der Domkirche hallte der ferne Orgelton zu ihm herauf, und jetzt rollte Glockenläuten von allen Türmen.

Unten auf dem Platz strömte die Menge aus der Kirche, noch beeindruckt und beschäftigt von den Worten des Propstes, der alle zur Sittenreinheit und zu friedfertigem Wesen gemahnt hatte. Hinter dem Bürgermeister und seiner Frau kam Othmar, einen schwarzen Streif auf der blassen Stirn, von seiner Cousine Annette liebevoll gestützt. Da sahen alle ein neues Schauspiel: vor dem Gasthof „Zur Sonne“ stand die offene gelbe Kalesche des Wirts angeschirrt, aus dem Tor trat der Hauptmann in Uniform, im dunkelgrünen Rock mit roten Aufschlägen und silbernen Litzen, seine Orden an der Brust, den Degen an der Seite, eine Rose im Knopfloch; man sah ihn einsteigen, seinen Diener neben dem Kutscher Platz nehmen, und die Nächsten hörten ihn laut das Haus in der Waldstraße nennen. Eine Ahnung ergriff die Leute; der kleine Herr sah entschlossen vor sich hin, die beiden Schimmel zogen an . . . Von der andern Seite fuhr der Wagen des Sanitätsrats über den Platz; der eine Schimmel wieherte den Braunen zu; die beiden Herren grüßten einander überrascht und höflich, dann waren beide Wagen in verschiedenen Straßen verschwunden.

Ganz unwillkürlich setzten die Leute, die ihren Vormittags-spaziergang sonst auf Markt und Graben beschränkten, ihn heute fast alle durch das Tor fort auf die grüne Waldstraße hinaus, und einige kamen so weit, daß sie den Wagen vor Frau Sommers Haus stehen sahen; aber sie und der Kutscher warteten

lange, und da die Mittagszeit kam, gingen sie mit ungestillter Neugier nach Hause.

Als der Hauptmann endlich zurückfuhr, war ein merkwürdiges Leuchten in seinen Augen; er fuhr zum Sonnenhof, wo die Zimmer schon leer standen, und speiste allein; seinen Diener aber schickte er mit einem großen Blumenstrauß, den der Sonnenwirt auf seine Bitte im Garten für ihn hatte schneiden lassen, zu Frau Sommer.

Schon um vier Uhr hörte der Sanitätsrat, der auf einem Besuch weit draußen gewesen war und dessen Pferde staubbedeckt und müde durch die leeren Straßen trotteten, aus dem Garten eines Patienten, an dem er vorüberkam, von den eifrig darin Sprechenden angerufen, daß Frau Sommer dem Hauptmann ihr Jawort gegeben.

Er hob den strengen schönen Kopf einmal und senkte ihn wieder, sagte langsam: „Das ist ja recht schön und erfreulich“, und fuhr grüßend weiter, während alle ihm schweigend nachsahen.

Er aß nicht, er blieb auch nicht in seinem Hause; er ging in schweigender Qual durch die Waldwege; seine Gedanken jagten ohne Klarheit, aber bitter war ein jeder.

Er wußte nicht, wie lange, noch welche Wege er gegangen war; wo er Menschen kommen gesehen, war er ausgewichen, — als er sich plötzlich vor einem kleinen grünen Zaun befand, an dem der Weg endete; jenseits waren Büsche und Blumen; er erkannte, daß er unbewußt Flötentönen gefolgt war, die so leise und sanft erklangen, daß sie zur Stille des Sommernachmittags zu gehören schienen, dessen Ruhe überall war, nur nicht in ihm.

Er blieb gebannt stehen; die Töne fluteten voller; ihm war, er träumte; obwohl er genau wußte, daß er vor dem Häuschen des Vermessers stand. Oben im Rahmen des schmalen Holzfensters unter dem Weinlaub, das die Mauer bedeckte, saß Herr Antonius und blies; ihm gegenüber im Fenster saß seine alte Mutter, die mit ihm wohnte, und hörte zu; unten aber in dem kleinen Gärtchen saß an einem weißgedeckten Tisch im Grünen der Hauptmann auf seinen Arm gestützt und hörte zu; auf dem Tisch vor ihm stand eine Flasche und ein Glas und ein kleines elfenbeinernes Miniaturbild, das der Sanitätsrat kannte, und neben dem eine Rose lag.

Im gleichen Augenblick sahen ihn die andern; Antonius verstummte; der Hauptmann stand langsam auf.

Da streckte der Sanitätsrat ihm über den Zaun die Hände entgegen und sagte: „Lieber Freund, ich beglückwünsche Sie. Sie haben tapfer getan, wozu ich zu kleinlich und zu vorurteilsvoll war.“

„Das ist alles recht schön und gut,“ sagte der Hauptmann, „aber ich heirate Frau Sommer nicht.“

„Wie? . . . warum? . . .“ stotterte der Sanitätsrat.

„Weil sie mir einen Korb gegeben hat.“

Der andere konnte ihn nur verwirrt ansehen.

„Weil sie nicht noch einmal ohne Liebe heiraten will. Ich habe ihr gesagt, daß bei dem Altersunterschied sie das Opfer bringt, und daß ich ihr's schuldig bin, weil ich sie neuerlich ins Gerede gebracht, und daß sie mir die Ehre erweist . . . aber sie will nicht. Ihr Mann war ein wüster Schurke . . . Er schreibt ihr jetzt noch Drohbriefe. Und nun zieht sie von hier fort . . . Wenn ich Sie wäre . . . aber die Bürgermeisterin hat recht: Sie sind ein Narr!“

Der Sanitätsrat war so blaß geworden, daß der Hauptmann das kleine Glas von seinem Tisch holte: „Der Forstmeister hat mir da eine Flasche von seinem Kirsch geschenkt. Wollen Sie?“

Aber Kluge dankte. Er drückte dem Hauptmann die Hand, und sie sahen nur seinen Rücken, wie er sich eilig entfernte.

„Anspannen, Emmerich!“ rief er seinem feiertäglich vor der Stalltür rauchenden Kutscher zu.

„Die Braunen sind heute schon viel gegangen, Herr!“ sagte der Kutscher.

„Heut müssen sie nochmals gehen.“

Der Wagen fuhr durch die dunkelnden Straßen, unbeachtet. Die Pferde trabten schnaubend und die Köpfe schüttelnd durch die Waldstraße. Auch der Kutscher schüttelte den Kopf.

Sie hielten. Der Sanitätsrat öffnete das Gartenpförtchen, als Frau Sommer eben aus dem Hause trat. Die späten Sommerrosen standen blaß in der Dämmerung. Er ging gerade auf sie zu: „Liebe Freundin,“ sagte er, „wollen Sie meine Ungeschicklichkeit verzeihen?“

Sie stieß ein leises „Ach“ aus, dann lächelte sie, und er folgte ihr ins Haus.

Eine Stunde später standen sie auf dem Balkon. Sie standen schweigend und glücklich.

Im Zimmer hinter ihnen wurde die Thür geöffnet. „Madame Semmer!“ rief das Mädchen, „soll ich die Forellen blau kochen?“

„Ja, ja“, sagte sie sich unmerkend. „Ich hatte es ganz vergessen. Antonius hat mir Forellen geschickt. Wir wollen sie zusammen essen.“

Unten stampften die Pferde. „Fahr zur ‚Schönen Hirtin‘, Emmerich“, rief der Sanitätsrat zur Stiege hinunter, „und hole mich dann ab, wie immer. — Kommen Sie, Tüchle“, sagte er, „es wird kühl. Und sie müssen so müde sein.“

Die Sünderin

Ich habe den Umgang mit Tom Hallett aufgegeben, obwohl er mir in vergangenen Jahren ein guter Freund gewesen ist, und auch Sir Robert Whittle werde ich nicht wieder aufsuchen, mein Haus zu betreten; und meinen jungen Schwager Lucas Rose habe ich nochmals mit Tränen in den Augen gebeten, er möge von seinem leichtsinnigen Wandel lassen, denn er trägt französische Seiden und Schnallenschuhe und einen vergoldeten Zierdegen, und man sieht ihn mit Weibern und Mägden, und oft ist große Küsserei an den Gartengittern und anderes Argernis. Darum habe ich ihn der Worte Petri 2, 1 gemahnt, wo geschrieben steht, daß „ihr theilhaft werdet der göttlichen Natur, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt“; habe ihm auch gesagt, der Sieg der guten Sache und all das Blut, das für sie vergossen, sei umsonst, wenn die Saat in den Herzen verdorrt. Dies alles habe ich ihm ernst und eindringlich zu bedenken gegeben, und alles vergeblich: er lachte nur dazu und nannte mich seinen „lieben Prediger“, aber er versprach nichts. Und soll ich dem Bruder meines Weibes mein Haus verbieten müssen?

Und so muß ich sehen, daß mein Wort allenthalben Gutes wirkt, und nur bei denen nicht, die mir nahestehen; und ach, am wenigsten bei der, die mir die nächste sein sollte.

Wie oft habe ich sie gebeten, von dem sinnlosen Puz zu lassen, den Bändern und Spitzen, mit denen sie ihre Kleider behängt, und immer wieder muß ich solchen Firlefanz sehen! Und ihr Haar, das Gott schön geschaffen hat, und daß sie schlicht ums Haupt gewunden tragen sollte, bringt sie in modisch künstliche Formen; und wie sehr ich sie beschworen, die französischen Bücher nicht zu lesen, die nur zu eitlem Zeitvertreib geschrieben sind, läßt sie es dennoch nicht. Und mit dem Kinde spielt sie närrische Spiele und küßt es ohne Ende, was nicht Sinn hat, und kennt keine Strenge für seine Unart.

Ich habe sie gefragt, wenn sie es nicht schon um Gottes und ihrer selbst willen täte, ob sie mir ein so geringes Opfer nicht

bringen könnte, sie, die weiß, daß ich mein Blut für sie geben würde; und sie antwortet, daß sie mein Blut nicht begehre, nur ein bißchen Freude und Lachen; sie sagt, sie könne nicht glauben, daß ihre Eltern und Großeltern, die gut und rechtschaffen gewesen und ein fröhliches Leben gelebt, darum verdammt seien, sie könne nicht glauben, daß Gott den Menschen Lust und Freudigkeit gegeben und dann dennoch verboten hätte. Und so will das Weib, das die heiligen Bücher kaum kennt, mich darüber belehren, was Gottes Wille ist!

Es ist aber nicht nur das: ich sehe es wohl, daß, wenn Männer ihr bewundernde Blicke zuwerfen, oder wenn dort, wo wir Personen unseres Standes treffen, die Herren ihr schöne Worte sagen, sie dies gerne hört, und ihr Gesicht vor Freude sich rötet. Und da ich sie darum tadelte, gestand sie es unumwunden, ja sie sagte, daß ihr das Leben verdrießlich sein würde, — trotz meiner großen Liebe! — wenn sie niemand mehr schön finden sollte.

O Eva, o Sünde, die nicht endet, o Wurm, der niemals stirbt!

Und da ich mit Recht zürne, geht sie mit Tränen in den Augen durch das Haus, verschüchtert wie ein Vogel, dem man das Bauer verhängt.

Gestern geschah es, daß wir unter den Leuten auf der Wiese saßen, die Mylord Beauffrey erwarteten, um ihn zu begrüßen, der uns ein gutgesinnter Freund und auch ein wenig unser Verwandter ist. Vor uns standen mehrere eitel gepuhte Herren in Federhüten, die ich flüchtig kannte und genauer nicht kennen will, und unter ihnen Mr. Thomas Beauffrey. Sie hatten sich, da es heiß war und Mylords Ankunft sich verzögerte, Wein bringen lassen und tranken auf der Wiese. Mr. Thomas füllte sein Glas, hob es hoch und sagte: „Auf das Wohl meiner schönen und tugendreichen Base, Mrs. Lucy Wycombe!“ Ich bedachte, wer er sei, und da mir nicht entgangen war, daß sie mit einem lieblichen Neigen des Kopfes seinen leeren und verführerischen Worten gedankt hatte, so lüftete ich den Hut und sagte: „Mr. Thomas, mein Verwandter, ich danke Euch für Eure höfliche Absicht, aber die Tugend bedarf keines Lobes und die Schönheit ist des Lobes nicht wert.“ Da lachten die Männer und Mr. Thomas erwiderte: „Doch! beide verdienen das Lob

und bedürfen seiner.“ Über das Gesicht meines Weibes aber flog ein Lächeln: sie pflichtete dem Fremden bei und nicht ihrem Gatten!

Mr. Thomas lehnte sich auf das Holzgeländer, das zwischen uns und den jungen Leuten war, und begann mit mir über die Kriegsaussichten und die neuen Steuern zu reden; aber ich merkte wohl, daß es ihm nicht darum zu tun war, und in der That entschuldigte er sich alsbald bei Mrs. Lucy wegen seiner Rede, die eine schöne Frau nicht ansprechen könnte, und flocht noch mehr der Schmeichelworte ein, was mir so mißfiel, daß ich zuletzt kurz grüßte und mich mit meinem Weibe von der Stelle entfernte.

... Solches hatte ich geschrieben, als Mylord Beauffrey, unser Freund und Verwandter, uns zu einem Feste einlud, da er seine Nachbarn bei seiner Heimkehr bewirten wollte. Es wäre nicht schicklich gewesen, fernzubleiben, obwohl mein Herz wahrhaftig nicht nach solchen Dingen steht, sondern sie eher meidet und fürchtet. Denn all dies zieht mich von dem wahren Lichte ab, das ich Tag und Nacht über mir schaue und dem ich inbrünstig nachringe, wie Gott weiß.

Ich durfte auch nichts dawider sagen, daß mein Weib ihr grauseidenes Kleid anlegte: dennoch führte es zu bitteren Worten, da ich nicht leiden mag, daß was in Liebe und ohne Sünde mein ist, von den unzüchtigen Blicken anderer Männer betastet werde, aber Mrs. Lucy erklärte, kein Tuch um ihre Schultern legen zu wollen, weil keine andere Frau ein solches trüge und sie sich nicht zum Spott der Leute zu machen gedächte. Lucas, der gerade zugegen war, gab seiner Schwester recht, und lachend, wie er pflegt, sagte der Tor zu mir: „er könne mich verstehen, aber ich irrte mich wohl über meine eigenen Gefühle“, und er warf mir Neid vor, „da ich an dem, was so schön sei und mir allein gehöre, den andern nicht einmal die geringe Lust des Schauens gönnen wollte“, sagte, „daß des Weibes Schönheit geschaffen sei, die Welt mit Freude zu füllen“, bis ich, um so heidnische und zuchtlose Reden nicht weiter zu hören und um nicht gegen einen nahen Verwandten heftig werden zu müssen, aus dem Zimmer ging.

So daß, als wir im Wagen saßen, beide schwiegen und mein Weib zuletzt leise sagte, sie wäre am liebsten gar nicht gegangen, da doch nichts mehr mit Freuden geschehen könnte; ich antwortete nicht darauf, da ich wußte, daß dem nicht so war und daß sie

nichts heißer begehrte, als zum Feste zu gehen, und nur wollte, daß ich gutheißen sollte, was ich doch nicht gutheißen darf.

Mylord und Mylady Beaufrey erwiesen uns viel Höflichkeit und bestanden darauf, daß wir an ihrem Tische saßen, denn es waren mehrere Tische im Saal aufgestellt. Als das Mahl geendet war, setzten viele sich an die Spieltische und andere zum Gespräch zusammen, und die jungen Leute traten zum Tanz an. Ich sah, obgleich ich eben von meinem Weibe entfernt im Gespräch mit Mylady stand, die mich über die Erziehung ihres kleinen Sohnes zu Rate zog, wie Mr. Thomas Beaufrey sie zum Tanz aufforderte. Ich sah es und konnte nicht dazwischen treten, und sie, die wohl wußte, wie wenig erwünscht dies mir sein konnte, warf nur einen raschen Blick nach mir herüber, dann aber legte sie, entschlossen wie einer, der das Tau löst und in Gottes Namen ins Verderben fährt, ihre Hand in die seine und tanzte mit ihm. Denn Mr. Thomas, der für alle leichtfertigen Künste eine Gabe hat und keine für das, was dem Menschen ernst sein soll, gilt für einen trefflichen Tänzer. Und immer wieder sah ich sie mit ihm umherwirbeln, ein Höllenreigen für mich, und als sie zum elften Male vorüberkam, mit geschlossenen Augen, das Haupt zurückgelehnt, da schloß ich gleichsam in mir ein Buch ab und warf es hin.

Dann führte Mr. Thomas, den Hut gesenkt, daß die Feder daran die Erde berührte, während er sich mit einem seidenen Tüchlein die blonden Locken trocknete, mein Weib, Mrs. Lucy Wycombe, zu einer Ruhebank, die weit von dem Platze entfernt war, an dem ich saß; dort verblieben sie nebeneinander und redeten. Und so blieb auch ich an meinem Platze, ohne mich zu rühren; ich sah, wie sie ihr Tüchlein in ihren Händen drehte und presste und es um ihr Handgelenk wand und wie sie plötzlich aufstand und durch den Saal auf mich zukam, und ich sah auch, wie Mr. Thomas ihr lächelnd nachschaute, und da ich ihn fest ansah, begegnete er meinen Blicken, stand, die Schultern zuckend und die Lippen spitzend, auf und trat lächelnd an einen der Tische.

Als sie vor mir stand, vermochte ich nicht anders als den Abscheu, den ich fühlte, in meinem Angesichte zu zeigen; da warf sie mir einen troßigen und widerspenstigen Blick zu, zuckte die Schultern, genau wie Mr. Thomas getan, und ging davon.

Ich wollte ihr folgen, aber ich that es nicht: da sie ihren Weg abseits von meinem ging, mochte sie . . .! Ich sah sie Wein trinken, mehrmals und schnell, einer der Herren schenkte ihr ein.

Das junge gedankenlose Volk wollte nun ein seltsames Spiel spielen: ihrer vier ließen sich auf ein Knie nieder und sangen folgendes Lied:

„Voicy un corps mort,
Royde comme un baston,
Froid comme un marbre,
Leger comme un esprit,
Levons-le au nom de Jésus Christ!“

Und zwar sang die erste flüsternd die erste Zeile ihrer Nachbarin ins Ohr, diese die zweite der nächsten und so weiter, bis die fünfte zur ersten zurückkam; in ihrer Mitte aber lag Lucas Rose, meines Weibes Bruder, der bei allen leichtfertigen Dingen ist, auf dem Boden, und sie schoben jede einen Finger unter ihn und hoben ihn mit diesem einen Finger bis hoch über ihre Häupter empor, daß es ein Wunder und ein Greuel zu schauen war.

Ich wendete mich ab, da es mir ein vermessenes und schauerliches Spiel schien; indessen die andern lachten und staunten, und einige riefen, nun müsse eine Frau die Tote spielen. Dann hörte ich es stille werden und hörte wie im Traume mein Weib sagen: „Die Tote will ich sein“, und da ich mich wieder umwendete, lag sie auch schon in ihrem grauseidenen Kleid auf dem Teppich, steif, mit geschlossenen Augen, und vier junge Männer, darunter Thomas Beauffrey, legten ihre unreinen Hände unter sie und hoben sie hoch empor, so daß sie steif in der Luft schwebte und ihr Haar sich löste und herabhing und die Kämme und der Schmuck daraus zur Erde fielen.

Als sie wieder auf den Füßen stand, nahm ich sie bei der Hand, ohne ein Wort zu sprechen, und sie folgte mir schweigend. Ohne mich bei Mylord Beauffrey zu beurlauben, hieß ich einen Knecht unsern Wagen und unsere Leute rufen, und wir fuhren durch die Nacht nach Hause, ohne daß eines sprach, und gingen auch so zu Bette; nur daß sie mir zuletzt leise Gute Nacht bot; ich aber sah sie nur an und antwortete nicht. Da breitete sie die Arme aus und schlug sie an ihren Leib, wie jemand, der nichts

mehr zu thun weiß, und als wir beide im Bette lagen, und ich das Licht ausgetan hatte, hörte ich sie lange und heftig weinen.

... Zwei Tage später, wir hatten noch nicht mit einander gesprochen, tönt Hufschlag von der Gasse; mein Weib eilt mit dem Kinde ans Fenster, um ihm den Reiter zu zeigen, und da ich unwillkürlich einen Blick nach ihm werfe, sehe ich, daß es Mr. Thomas ist, der vorüberreitet, und mit gezogenem Hute heraufgrüßt, Eitelkeit im Antlitze und ungesprochene süße Worte auf den Lippen.

Wie oft klirrten in den nächsten Tagen die Eisen auf dem Pflaster vor unserem Hause, und wenn sie auch nicht jedesmal ans Fenster lief, dem Gruße zu danken, so stand sie dafür einmal an der Türe und verschmähte es nicht, mit dem Laffen auf der Schwelle ihres Hauses ein Gespräch zu führen, Mrs. Wycombe, meine Hausfrau! Und jedesmal kam sie zurück mit einem Gesicht zwischen Lachen und Weinen, wenn sie mein finstres Antlitz sah. Luch, dachte ich, Luch Wycombe, du weißt nicht, was du tust! Denn Gott verzeihe mir, auch in meiner Kammer klirrte das Eisen, als ich mein Schwert herausuchte, das ich in Irland geführt, da wir den schändlichen König Jacob aus dem Lande trieben, und seine Schneide prüfte, Gott verzeihe mir! Denn was sollte ich tun? Ich konnte ihn nicht niederstechen, weil er durch unsere Straßen ritt und zu unsern Fenstern grüßte, da er doch unser Sippe ist, und konnte ihn auch nicht bitten: „Mr. Thomas, mein Vetter, seid so gut, reitet nicht mehr an meinem Hause vorbei, denn Ihr störet den Frieden darinnen!“ Ich biß meine Zähne zusammen und rang auf den Knien zu Gott um Geduld und Demut.

... So sind manche Tage vergangen, und wir haben immer nur geredet, was nötig ist, und kein Wort in Liebe. Denn ihr Troß ist groß. Lucas Rose aber, mein Schwager, kommt lachend ins Haus und schwast mit ihr, und dann sehe ich ihn mit Mr. Thomas gehen oder vor dem Weinhause sitzen, der ihn zu seinem Kumpan erwählt hat, und ich weiß auch warum, wenn der Tor es nicht weiß.

Sie selbst ist blaß und lacht nicht, außer mit dem Kinde, und geht wie in großen Kämpfen, spricht aber nicht.

... Der Tag kam, an dem wir vor vier Jahren getraut worden sind, und der auch der Tag ist, an dem sie geboren wurde;

und ich wartete, daß sie zu mir kommen würde; nach dem Morgen-
gebet sah ich sie die Hände ringen und oft nach mir blicken, aber
sie kam nicht; und so ging ich hinweg. Und ich dachte all des
Glücks dieser Jahre und wie ich sie geliebt hatte.

Das Herz war mir so schwer gewesen, daß ich nicht hätte
reden können, wenn ich gewollt hätte. In diesem Augenblick
begann ich mich zum erstenmal für töricht zu halten, daß ich an
ein Weib geglaubt hatte, da ich die Eitelkeit und die Schwäche
des Geschlechts bedachte. Und noch ein Gedanke kam mir zum
erstenmal: daß sie ja gleichen Blutes wie ihr Bruder Lucas war,
dessen Sinnlichkeit und unzuchtiges Leben ich kannte!

Eine Weile später pochte es an der Haustüre; als ich aus
dem Fenster blickte, sah ich einen Jungen forthüpfen, der bunte
Bänder trug. Ich trat in die Wohnstube und eben trat auch die
Magd ein: „Rosen für Mistreß Wycombe!“ sagte sie. Erst tat
sie ganz erstannt, dann aber nahm sie den Strauß und sagte,
„Blumen sind immer gut und schön und unschuldig“ und stellte
sie in einem großen hellen Glase in die Mitte des Tisches. Dann
mit einem Blick nach mir: „Ja, wer wie ein Scharfrichter im
Hause umhergeht an seinem Hochzeitstag, der mag auch Blumen
nicht.“ Ich bezwang mich und schwieg. Plötzlich aber faßte
mich ein Zorn und ich wollte die Blumen aus dem Fenster
werfen, als ich sah, daß zwischen den Rosen ein Briefchen lag,
das sie nicht bemerkt hatte. Da erkannte ich, daß Gott mir ein
Zeichen geben wollte, durch das ich sie erproben konnte, und
schritt aus der Stube, als hätte ich nichts gesehen.

Eine volle Stunde saß ich vor meiner Uhr und hörte das
Pendel gehen und zählte jede Minute, — kein Mann auf der
Folter hat eine schlimmere Stunde durchlebt, — während ich
drinnen mein Weib umhergehen und dies und jenes verrichten
hörte, bis es stille ward. Als die Uhr schlug und ich eintrat,
war die Stube leer und die Stelle in den Blumen auch.

Gerade kam die Magd und trug das Essen auf; mein Weib
trat herein und setzte sich an den Speisetisch, während ich, die
Hand auf meinem Stuhle, stehen blieb. Sie hatte die Suppe
bereits in ihren Teller geschöpft, als sie sah, daß ich immer noch
aufrecht stand, und sie fragte, ob ich mich nicht setzen würde. Ich
gab Antwort:

„Ich sitze nur mit ehrbaren Frauen zu Tisch.“

Da wurde sie weiß im Gesicht und sagte: „So bin ich in deinen Augen keine ehrbare Frau?“

„Eine ehrbare Frau tut nicht wie du!“

„So bin ich, so ist deines Kindes Mutter keine ehrbare Frau!“ sagte sie.

Ich sagte: „Eine ehrbare Frau empfängt nicht Blumen und Briefe von fremden Männern.“

Da sah sie mich betroffen an und sagte: „John . . .“

Ich wartete, aber es war, als besänne sie sich, und sie rief heftig: „Ein Mann, der mich verdächtigt, ist meiner Treue nicht wert, und wer verdächtigt, der verdient, daß ihn treffe, was er erwartet!“ und eilte hinaus.

Ich aber, da ich solche Worte gehört, nahm mein Kind und ging mit ihm aus dem Hause, und wir aßen beide bei meinem Schwager Breames, der Pfarrer in Tirlaby ist und ein frommer Mann, und ich ließ das Kind bei ihm. Erst Abends kehrte ich nach Hause zurück, und die Magd kam mir entgegen und sagte, die Frau wäre den ganzen Tag klagend und händeringend umhergegangen und hätte nach dem Kinde gefragt. Ich hatte aber niemanden wissen lassen, wohin ich ginge.

Als ich in die Stube trat, lag sie mit ausgebreiteten Armen auf der Erde und sah nicht auf. Ich fragte: „Hast du endlich Buße getan, Lucy, mein Weib, und ist dein Troß gebrochen? Bete, dies wird dir wohl tun!“

Da sprang sie auf und rief: „Bete du, denn ich habe nichts zu büßen.“

Da ich sah, daß sie in ihrer Selbstgerechtigkeit verharrte, so sagte ich nur: „Ich weiß nicht, wie weit du auf dem Weg der Sünde gegangen bist . . .“

Sie unterbrach mich: „Ja, ja, ich vergaß, ich bin ja keine ehrbare Frau, und auch das Kind hast du heute von mir fortgetragen . . .“

„Ja,“ sagte ich, „ich will es John Breames in Tirlaby lassen; ich habe mit ihm gesprochen . . .“

„Das wirst du nicht tun!“ rief sie.

„Ich habe es schon getan,“ erwiderte ich, „bete zum Herrn, Lucy . . .!“

Sie aber stand starr da, und ihre Wangen waren grau von den Spuren der Tränen. Dreimal sagte sie nur: „Mein Kind,

mein Kind, mein Kind!" und warf sich über das Bett und lag ganz steif, so wie damals, als sie die Tote spielte im Saal.

Nach einer Weile sagte sie wieder: „So bin ich keine ehrbare Frau mehr und keine Mutter!"

Ich war an den Tisch getreten und hatte das heilige Buch geöffnet, denn auch mir war weh und bitter zumut. Da hörte ich ein Geräusch hinter mir und sah, wie sie sich halb aufgerichtet hatte und mit beiden Armen aufs Bett sich stützend, mich seltsam und wild ansah und sagte: „Du sollst deinen Willen haben, John Wycombe . . . ich werde büßen . . . o ja, ich muß büßen! Aber dir verzeihe Gott, daß du mich dazu getrieben! . . . ich werden büßen, John Wycombe!"

Und damit sprang sie auf und stürzte davon. Ich aber blieb sitzen und dachte: Nun kann vielleicht alles gut werden.

Dennoch war eine große Angst und Betrübniß in mir, und ich saß bis tief in die Nacht und las in der Schrift.

In jener Nacht war sie nicht wiedergekommen.

Ich saß einen Tag und suchte Erleuchtung im Gebet. Dann dachte ich, sie müsse nach Tirlaby zu dem Kinde gegangen sein, und ließ mein Pferd satteln und ritt hinüber, aber sie war nicht dort gewesen.

Als noch ein Tag verging und zwei, ohne daß sie wiedergekehrt wäre, da wurde mir Angst. Am dritten Tag klorrte es wieder unten auf der Gasse; aber ich sah nur mehr seinen Rücken, und mir kam eine schreckliche Ahnung. Ich vergaß des Wetens, und wieder klorrte das Eisen auch in meinem Haus; denn ich nahm mein Schwert von der Wand herab und schliff es.

Dann saß ich auf und ritt die Straße hinab, bis ich seiner ansichtig wurde; und als ich mein Pferd neben dem seinen hatte, und sah, wie er stuchte, da sprang ich rasch aus dem Sattel und faßte sein Pferd am Zügel; und er sprang ebenso rasch zur Erde und hatte die Hand am Degengriff.

Wir standen vor einander, und ich sagte: „Wo hast du mein Weib?"

Da sah er mich verwundert an und schüttelte den Kopf und antwortete: „Ich weiß nicht, wo Euer Weib ist, Mr. Wycombe!"

Darauf zog ich den Degen blank und sagte: „Thomas Beauffrey, du lügst, und nun ficht mit mir, bis du tot liegst!“

Er hatte schon gezogen und wollte sich en garde stellen, als er die Klinge wieder sinken ließ.

„Mann,“ rief er, „Mann, du bist außer dir und zitterst. Ich will nicht mit dir fechten!“

Ich aber sagte: „Ficht, Thomas Beauffrey! Es steht geschrieben: wer die Ehe bricht mit eines andern Weib, soll des Todes sterben!“

Er hielt die Degenspitze noch immer zur Erde und sagte: „Ich schwöre dir, daß ich dein Weib seit zehn Tagen nicht gesprochen und kaum gesehen habe!“

In diesem Augenblick hörten wir Schritte: Lucas Rose war bei uns. Er hatte schon von ferne begrüßt und war dann eiligst herangekommen, gerade als ich rief: „Du hast ihr einen Brief geschrieben, Mr. Beauffrey . . .!“

„Das war ein Scherz!“

Lucas aber, der bleich geworden war, als er unsere Anstalten sah, sagte sehr ernst: „Den Brief hat sie vor meinen Augen zerrissen.“

Da stand ich beschämt vor den Zweien wie ein Tor, und dann wieder zornig, wegen ihres unziemlichen Scherzes. Dann aber dachte ich an mein Weib, und Angst befiel mich, so daß ich mich hinsetzen mußte. Und ich muß sagen, sie waren beide nicht unlieblich mit mir, und faßten mich an der Hand, und da ich ihnen erzählte, daß Mrs. Wycombe seit drei Tagen verschwunden sei, da erschrafen sie, und wir saßen alle drei auf und ritten denselben Abend überallhin, wo wir denken konnten, daß sie wäre, und fragten nach ihr und hörten doch nichts.

Wir suchten die ganze Nacht und fanden endlich eine Spur, die nach Lynnesdale wies.

In Lynnesdale aber, wo wir um zehn Uhr vormittags einritten, war ein großer Auflauf auf dem Markt und Lärm, und als wir fragten, hörten wir, daß eine Ehebrecherin auf Befehl des Sheriffs öffentlich ausgepeitscht würde.

„O Gott,“ dachte ich, „das sollte sie hören, die so mit Feuer gespielt hat!“

Wir mußten wohl oder übel vorbei. Da stieß Lucas neben mir einen wüsten Schrei aus und Mr. Thomas einen zweiten,

und ich riß mein Pferd so heftig zurück, daß es sich hoch aufbäumte.

Das Weib, das halbnackt und blutig, stöhnend am Pfahl stand . . . das waren meines Weibes Schultern, das war meines Weibes Leib!

Sie hielten mich, da ich herabsank; und da wir drei mit gezogenen Schwertern hindringen wollten, hielten uns die Leute des Sheriffs zurück; und ich schrie und schrie, und es half doch nichts mehr.

Sie haben sie mir gebracht, entstellt und geschändet. Und als sie auf der Bank vor dem Richthause lag und sie Wasser an ihre Lippen setzten, da sah ich sie nur schauernd an, und schauernd standen Lucas und Mr. Beauffrey neben mir.

„So bist du dennoch schuldig gewesen?“ Anderes konnte ich nicht sagen.

„Du hast es ja selbst gesagt,“ stöhnte sie, „du hast mich schuldig gesprochen, John Wycombe: ich wollte die Strafe der Sünde empfangen, deren du mich ziehen.“

Sie selbst war zum Sheriff gegangen und hatte sich angeklagt! Sie hat es mir antun wollen, daß ich mehr leiden sollte als sie, wenn sie vor allem Volk ihren Leib entblößten und sie geißelten!

Sie hat es getan, und mich gestraft durch sich, weil ich blind war und blödsinnig wie ein Tier!

O barmherziger Gott! Wehe mir! wehe mir!

Sommernächte

Friedrich von Kalinowski saß in dem weißen Gartensalon bei der Lampe und schrieb. Die Mullgardinen vor dem niederen breiten Fenster, das vielgeteilt von einer Wand zur andern reichte, waren nicht zugezogen; über den dunklen abendlichen Büschen lag noch ein matter Tageschein.

Er sah auf; seine Frau war eingetreten. „Bist du noch nicht fertig?“ fragte sie.

Er unterschrieb eben. „Verzeihung, sagtest du etwas?“

Sie trug ein cremefarbenes Abendkleid und richtete ihr Spitzentuch vor dem Spiegel. Er war im Frack und in weißer Weste. Ihr Blick fiel auf sein gesundes rotwangiges Gesicht mit dem dunklen Spitzbart, die hübschen Züge, in denen Heiterkeit und Verstimmung so schnell wechselten.

Ihre Finger spielten an der Ecke des Tischchens, vor dem sie sich ungeduldig niedergesetzt hatte. Kalinowski nahm die Papiere und trat ins Vorzimmer. Sie folgte ihm.

„Stringe!“ rief er.

Der Wachtmeister meldete sich. Er kam aus der Küche. Mädchengelächter tönte ihm nach. Im Gesicht der Dame zeigte sich Verdruß.

Ihr Mann gab ihm vor dem Fenster die Papiere und Weisungen. „Und sowie das Geringste vorfällt, verständigen Sie mich sofort!“

„Jawohl, Herr Amtsvorsteher!“ erwiderte der Gendarm.

Kalinowski legte seiner Frau den Abendmantel um die Schultern; das Mädchen kam, noch verstohlen lachend, aus der Küche und half ihm in den Überrock. Hinter ihnen schritt der Wachtmeister die Stufen hinab ins Freie und stand salutierend, als sie fortfuhren.

Nur der eilige Hufschlag ihrer Pferde scholl in der duffenden stillen Waldstraße. Sein Blick ruhte auf dem feinen Kinn seiner Frau, während sie verstimmt zum Fenster sah. „Es ist so unangenehm, zu spät zu kommen“, sagte sie.

Er zog die Uhr und schwieg. „Hedwig,“ sagte er nach einer Weile, „ich habe eine Bitte an dich.“

„Ja?“

„Mißverstehe mich nicht, aber aus Rücksicht auf mich sei vorsichtig. Wenn du dich wieder den ganzen Abend mit Maurer und nur mit Maurer unterhältst, so fällt das hier unangenehm auf.“

Mit einer gewissen Heftigkeit wendete sie sich zu ihm und: „Fris, ich bitte dich,“ antwortete sie erregt, „ich bin doch kein Kind mehr, das erzogen werden muß. Bitte, lasse mir meine Unbefangenheit!“

Er zuckte die Achseln.

Die kurze Fahrt war zu Ende und der Wagen hielt vor dem Portal; im Hof und auf der Wiese standen die Equipagen.

Sie schritten die Freitreppe hinauf; das Diner hatte schon begonnen. —

Drei Stunden später waren die Gäste in Sälen und Spielzimmern zerstreut. Die hohen Fenster standen überall offen; einzelne Paare waren auf die Schloßterrasse hinausgetreten, um die Sprosser im Park schlagen zu hören. Ein Diener ging unauffällig durch, der Herrn von Kalinowski suchte und ihm einen Zettel reichte; ein Radfahrer hatte ihn gebracht.

Kalinowski suchte seine Frau: sie saß in einem kleinen blauen Zimmer, mit zwei Herren eifrig plaudernd; und der eine mit dem blonden Bart und dem lächelnden Gesicht war der, dessen beständige Nähe ihn nervös machte.

Er sagte ihr, daß er ausbrechen müsse: alle bedauerten es, seine Frau sah ihn forschend an. Indessen war Herr von Dewendt, der Gastgeber, hinzugekommen und protestierte: zum mindesten seine Gattin dürfe er nicht entführen, Freunde, die sie in ihren Wagen gerne würden nach Hause bringen, fänden sich wohl; übrigens könne er auch den eigenen Wagen für sie hierlassen, da man ihm einen Jagdwagen anspannen könne, der ihn rascher an den Ort brächte.

„Aber ich muß nach Lawitten“, sagte er.

„So weit Sie wollen, lieber Freund!“ war die Antwort. „Wollen Sie Schmuggler abfassen?“

Kalinowski legte einen Finger auf den Mund. Man wunderte sich über den nächtlichen Dienst, doch ohne weitere

Fragen zu stellen; während ihm viele Gedanken durch den Kopf wirbelten. Aber er wollte sich nicht preisgeben. Er sah nun seine Frau ebenso forschend an, wie sie vorher ihn. Sie merkte es wohl, aber sie wollte lieber bleiben, und er ging.

Der kleine Jagdwagen stand bereits im Hof, und das Pferd wurde eben an die Stange geführt. Es war munter; aber der Kutscher war es nicht. Er gab auf alle Fragen verstörte und sonderbare Antworten. Die Bedienten oder anderen Kutscher lachten oder redeten ihm zu; Kalinowski überzeugte sich, daß er angetrunken war. Er bedachte die nächtlichen Wege und das muntere Pferd; die Zeit verstrich und ein anderer Mann war nicht zur Hand. Kalinowski stieg auf und ließ sich die Zügel reichen. Das Pferd sei brav, versicherten die Leute.

Die Nacht war warm und dunkel. Aber seine Gedanken waren noch in den hellen Räumen im Schloß. Seine Frau hatte ihm die Hand im weißen Handschuh gereicht und ihm einen Blick zugeworfen, den er auszulegen suchte. Er war verstimmt, beinahe erbittert. Dann flogen seine Gedanken voraus zu dem Abenteuer, das ihn erwartete und das keinen guten Anfang zu nehmen schien. Allmählich aber nahm die Nacht ihn auf; er dachte nicht mehr, oder nur an den Weg und das Tier; hier und da rief er es leise an, um es zu ermuntern oder zurückzuhalten. Wie große Schmetterlingsflügel glitt rechts und links der Lichtschein aus seinen Laternen über Wegrand und Büsche. Er fuhr langsamer durch den steinigen Hohlweg, dennoch wurde das Pferd hier unruhig. Zweimal blieb es stehen und wollte nicht weiter.

Er war froh, als er die Wiese erreichte. Der Mond war eben aufgegangen. Das einsame Haus, das der Gendarm ihm bezeichnet hatte, lag im tiefsten Schweigen. Fensterläden und Türe waren geschlossen: nichts rührte sich. Von seinen Leuten war niemand da. Allein, wie er war, das Haus aufzustören, schien sinnlos. Er hielt etwa dreißig Schritt vom Hause entfernt auf dem nur durch Gleisspuren angedeuteten Wege und überlegte, während das Pferd argwöhnisch die Ohren zurücklegte und wieder hob. Da dröhnte ein Schuß durch den Wald. Das junge Tier sprang vorwärts und riß den Wagen weiter, ward aber bald wieder ruhig. Der Schuß kam von drüben, von der Grenze her, wo der Fluß lag. Eine Minute später war er am andern Ende der Wiese wieder im Wald auf glattem Weg; die

Tannen waren hier hoch und die Straße in tiefstem Schatten. Ungeduldig erregt ließ er das Pferd laufen und trieb es noch an. Sie flogen durch den Wald der Grenze zu. Auf einmal gab es einen heftigen Ruck; das Pferd brach in die Knie, sprang wieder auf und vorwärts. Alles nahm eine sonderbar veränderte Lage an: Dinge, die unter ihm waren, kamen an ihm vorbei und über ihn, seine Hand stieß das Hinterteil des Pferdes von sich; er schlug irgendwo schmerzlich auf und verlor die Besinnung.

Eine unangenehme Berührung an Kopf und Gesicht brachte ihn zum Bewußtsein. Der Mond stand tief; um ihn war es feucht und klebrig. Das eine Auge sah nicht gut. Endlich erkannte er die Stimme und schließlich auch den Mann: Wachtmeister Stringe stand über ihn gebeugt, ein blutiges Tuch in der Hand.

„Das hat mir gegolten, Herr Baron“, sagte er und wies ihm einen zerrissenen Strich auf der Erde. „Das haben sie über den Weg gespannt.“

Er fühlte heftige Schmerzen am Kopf, an Schulter und Arm, und war vom Sturz betäubt. Das Pferd war mit dem leeren Wagen an einen Baumstamm gerannt; die Stange war zerbrochen, schief ragte er in einiger Entfernung im Mondschein, schwarzglänzend und unförmlich; das Pferd hatte der Wachtmeister aus den Strängen gelöst. Mit großer Mühe und Schmerzen kam Kalinowski, mehr von ihm gehoben als gestützt, auf des Wachtmeisters eigenem Reitpferd in den Sattel, und dieser führte, in der Mitte vor ihnen gehend, beide Tiere am Zügel.

„Er wüßte wohl ein Haus, in das er ihn bringen könnte“, sagte der Gendarm zögernd, mit einer gewissen Verlegenheit, zu dem Stöhnenden, denn im Dorf war keine mögliche Unterkunft. „Ja, ja,“ sagte Kalinowski, „nur zu!“

Sie hielten vor einem reinlichen kleinen Hause, vor dem im Garten die Rosenstöcke im stillen Mondlicht standen. Stringe half dem Herrn vom Pferde und brachte ihn zu einer Bank am Gartenzaun, dann trat er an die bestrahlte Haustüre und klingelte, und pochte, da das nichts half, an die Fenster. Aber nur das Kläffen eines kleinen Hundes erscholl. Kalinowski, der matt am Zaune lehnte, fragte, wer denn da wohne. In diesem Augenblick antwortete eine weibliche Stimme aus dem

Hause, und der Gendarm sprach auf polnisch zurück. Sie verhandelten eine ganze Weile, dann ward die Haustüre geöffnet. In einem kleinen Zimmer wurde von zwei stattlichen, halbwegs bekleideten Frauenzimmern für den verwundeten Herrn ein Lager bereitet. Er wurde zu Bett gebracht, das Blut ihm vom Gesicht gewaschen, auf die wunde Stelle am Kopf und auf die schmerzende Schulter kalte feuchte Tücher gelegt: eine verständige und wohlthuende Hand besorgte dies.

„Ich danke, ich danke,“ sagte er wiederholt, und dann mit erschöpfter Stimme: „Sie, Stringe . . . reiten Sie morgen nach dem Amt und sagen Sie meiner Frau, ich käme erst abends zurück, — aber nichts von dem Unfall, verstanden! Das Pferd und der Wagen gehören Herrn von Dewendt, aber der Wagen muß repariert werden . . . und Stringe, wer hat denn geschossen?“

Das fiel ihm erst jetzt ein.

„Ich weiß nicht, Herr Amtsvorsteher,“ sagte der Wachtmeister, „vielleicht ein Zollwächter . . .“ und er begann eine gewundene Erzählung, all seine Vermutungen über die Schmuggler, und warum sie nicht an der Stelle zu treffen gewesen, die er Kalinowski bezeichnet hatte . . . da merkte er, daß dieser bereits schlief. Leise und befriedigt zog er sich zurück.

Kalinowski lag in verworrenen Träumen. In seinem weißen Gartenzimmer saß seine Frau mit dem blonden Mann, der ihm unangenehm war, dem Assessor Maurer; sie redeten vertraut miteinander und über ihn; er selbst aber lag unterm Tisch und der eine Fuß des Tischchens stand auf seiner Schulter. Die beiden sahen es wohl; auf dem Tischchen über ihm saß Stringe, der Gendarm, zwerghaft klein und doch furchtbar schwer und drückte ihm den Tischfuß in die Schulter; während er sich vergeblich mühte, unter dem Wagen hervorzukommen, — denn es war ein Wagen, der über ihn wegrollte und immer wieder dröhnend gegen seinen Kopf stieß.

Es war wirkliches Wagenrollen und Pochen gewesen, von dem er erwachte: er sah das wohlbekannte Gesicht des Kreisarztes, der mit der schlanken Person eintrat, die ihn gebettet und verbunden hatte. Erst war Sorge in dem Gesicht, dann, da er ihn nirgends ernstlich verletzt fand, ein verwundertes Lächeln, das Kalinowski sich nicht deuten konnte. Bei dem wechselnden

Schein der Lampe sah er ein hübsches Frauengesicht in einem schwarzen, unter dem Kinn zugebundenen Tuch. Aber der breite Kopf des Arztes beugte sich immer wieder vor, und seine Finger tasteten an den verletzten Stellen. Nicht einmal eine Nadel für die Kopfwunde war nötig; dagegen schüttete er Tropfen in ein Glas Wasser, das Kalinowski trinken sollte, und empfahl sich dann höflich, lächelnd und kopfschüttelnd.

Von da an schlief Herr von Kalinowski tief und ruhig.

Als er erwachte, fiel die Mittagssonne durch die Vorhänge und zwischen den Blumentöpfen am Fenster in die Stube. Aber noch ehe er die Augen geöffnet und das grelle Licht gesehen, hatte er die linde Hand wieder gefühlt, die den Umschlag auf seiner Schulter erneuerte. Die Wangen der über ihn Gebeugten färbten sich ein wenig rot, als sie seine Augen in solcher Nähe ihren Bewegungen folgen sah. Gleichzeitig ward die Türe geöffnet, die Schwester sah herein und rief leise „Lina!“

„Kommen Sie nur herein, ich bin wach!“ rief er zurück.

Das sah er sogleich, daß es zwei Schwestern waren, einander so ähnlich, als Frau und Mädchen es sein können. Die eine war voller, die andere schlanker, das Haar der einen etwas dunkler; aber je mehr er beide beobachtete, desto mehr fiel ihm die Ähnlichkeit und zugleich der Unterschied in allen ihren Linien und Zügen auf . . . Beide waren hochgewachsen, beide hatten weiche, volle Gesichter mit großen dunklen Augen und üppiges Haar; und beide hatten etwas Lockendes in ihrem wohlgeformten Leibe, ihren weichen Bewegungen und in der verschleierten Stimme.

Denn es hatte sogleich ein freundliches Gespräch begonnen, mit einer gewissen Vertrautheit infolge der intimen Hilfe, die sie ihm in der Nacht gewährt hatten, und mehr noch ihrer sichtlichen Freude, ihm helfen zu können; und höflich, wie er es überall war, fragte er endlich, wer ihn so gastfreundlich aufgenommen.

„Ich bin Frau Dwelitsch,“ sagte die ältere, „und das ist meine Schwester Lina.“

Er bemühte sich, seine Züge zu beherrschen; aber er schwieg eine ganze Weile, bis er endlich seinen Dank erneuerte. Über den Ruf der Schwestern war ihm irgendwas zu Ohren gekommen, wenn er gleich nicht genau wußte, was es war. Nun

besann er sich auf Stringes verlegenes Reden in der vergangenen Nacht. Es kamen ihm allerlei Gedanken, und als die Frauen ihn allein ließen, wechselten Lachen und Ärger in seinem Gesicht.

Er fühlte nur noch geringen Schmerz und wollte aufstehen. Der dienstfertig bedachte Stringe hatte bereits einen andern Anzug für ihn vom Hause gebracht. Um elf Uhr war er dagewesen und wieder fortgeritten.

In der schattigen Stube nebenan war ein freundlicher Mittagstisch bereitet. Ein gewaltiger Hunger hieß ihn zugreifen; seine Wirtinnen bedienten ihn still und mit gutem Anstand; ihre Kleidung war einfach, aber doch feiner als die der Frauen der Gegend; er konnte, mußte Kavalier bleiben. Sie redeten so vernünftig; sie sprachen von ihren Schicksalen: die Mutter war Polin gewesen, der Vater ein deutscher Beamter; nach manchem Unglück waren sie hierhergekommen. „Und von Unglücklichen hat man selten eine gute Meinung“, sagte Frau Dwelitsch gelassen.

So nahm Herr von Kalinowski mit Frau Anna Dwelitsch und ihrer Schwester unter verständigen Gesprächen das Mittagsbrot. Auch ein Buchfink im Käfig und ein kleiner Hund wurden gefüttert, und von beiden war viel zu erzählen. Dann wäre er am liebsten aufgebrochen, wenn er eine Gelegenheit gehabt hätte; aber die Frauen hatten niemanden um einen Wagen zu schicken. Zwar erbot sich die jüngere Schwester, selbst den stundenweiten Weg zu gehen; doch das wollte er nicht annehmen. Vielleicht kam Stringe; er hatte gesagt, er würde wiederkommen.

Aber die Stunden vergingen, ohne daß Stringe wiederkam. Draußen wurde der Tag grauer, es fielen leichte Tropfen, dann ein leise strömender Sommerregen. Kalinowski saß in der kleinbürgerlichen Stube und ihm gegenüber am offenen Fenster die jüngere Schwester mit einer Näharbeit. Die andere war ins Dorf gegangen. Anfangs beobachtete er sie schweigend, und kaum ein anderes Geräusch war im Zimmer als das Rauschen des Regens vor dem Fenster, und das gelegentliche Klippen der Schere und der kurze Klang, wenn die Nähende sie wieder aufs Fensterbrett legte. Er begann, sie dies und jenes zu fragen, über ihr Leben und die Wirtschaft im Hause und an der Grenze. Sie schien es nicht anders erwartet zu haben und stand ihm be-

scheiden und heiter Rede. Allmählich ward das Geplauder scherzhafter; sie ließ die Schere fallen und er hob sie ihr auf; als er ihr ein leichtes Kompliment machte, sah sie ihm lachend ins Gesicht. Er fühlte eine wohlige Wärme, eine ein wenig derbe Behaglichkeit, die durch die Gegenwart des Weibes entstand, und dabei ein Parfüm von Dingen, die nicht zum Kleinbürgerlichen Leben und Aussehen der beiden Frauen und des Hauses stimmten. Unschuld sah er nicht; diese Glieder kannten die Lust; das war gewiß, und er begann es gefährlich zu fühlen. Und doch war keine Spur von der Häßlichkeit des Lasters.

Draußen klorrte ein Reitzzeug; Wachtmeister Stringe stieg aus den Bügeln.

Er entschuldigte seine Verspätung: er habe ein paar Stunden geschlafen. Kalinowski wußte, daß der Gendarm den Tag dienstfrei hatte und nur feinewegen kam.

Amtlich meldete er, daß nichts vorgefallen war: der Gendarm Tobias habe das einsame Haus auf der Wiese durchsucht, kurz nachdem der Amtsvorsteher vorbeigefahren, und nichts gefunden. Von den Schmugglern keine Spur. Man würde sie ein andermal fassen. Kalinowski schob die Unterlippe vor; dann fragte er nach seinem Hause. Stringe beteuerte, sein Ausbleiben der gnädigen Frau so erklärt zu haben, daß sie nur an eine amtliche Behinderung denken konnte: „Die gnädige Frau lasse auch niemals grüßen und wolle sich gewiß nicht ängstigen.“

„Und wo bleibt der Wagen, Stringe?“

„Der Wagen?“ An einen Wagen hatte er nicht gedacht, weil er auch gar nicht erwartet hatte, den Herrn Amtsvorsteher schon so weit hergestellt zu finden! Er sah Kalinowskis Arger und schalt seine eigene Gedankenlosigkeit. „Aber, Herr Baron,“ fügte er hinzu, „das Pferd kommt mir nicht mehr hin, es kann nicht mehr!“ Er müsse es in der Zollstation einstellen. Übrigens, sagte er dienstfertig, sei er bereit, zu Fuß um einen Wagen zu gehen . . .

„Nein, nein — Sie müssen ohnedies müde genug sein!“ sagte Kalinowski.

„Nun, vielleicht findet sich auf der Grenzstation jemand, der gehen kann“, meinte Stringe, es werde nur spät werden. Der Jagdwagen, meldete er eifrig, sei bereits beim Wagen-

schmied in Reparatur und das Pferd auf dem Schloß. Es sei am Knie, an der Brust und an den Fesseln verletzt.

„O verflucht!“ sagte Kalinowski, „das ist mir aber sehr unangenehm.“

„Es sind aber nur Hautabschürfungen“, sagte Stringe.

Kalinowski ging mißmutig auf und ab. Der Gendarm stand wartend.

„Stringe, wer sind denn die Leute, bei denen ich bin?“ fragte Kalinowski zuletzt harmlos.

Aber der Wachtmeister antwortete ihm mit einer amtlichen Auskunft, mit Zahlen und Namen, woher und wann die Frauen gekommen seien, daß die eine von ihnen eine kleine Rente bezöge und daß sie Näharbeiten machten.

Das Mädchen hatte sofort bei Stringes Eintritt die Stube verlassen. Als der Gendarm gegangen war, saß Kalinowski allein; er fühlte, daß er trotz mancher Ungeduld nicht wirklich ungehalten war, noch bleiben zu müssen. Er setzte sich ans Fenster, zündete sich eine Zigarre an, machte ein paar Notizen und schlief endlich ein.

Als er erwachte, hatte der Regen aufgehört; dunkel, am Rande rosig beleuchtet, schwebten die Wolken; eine milde Stille lag über dem Wald; die Luft war wonnig, die feuchte Erde roch stark; die Rosenstöcke im Garten standen schwer von Tropfen, und überall im Laub flöteten die Vögel.

Es pochte an die Türe; das Mädchen brachte ein Abendbrot, das es offenbar eben für ihn bereitet hatte. Mit freundlicher Einladung öffnete sie die Flasche, und da er es wünschte, setzte sie sich ohne Zieren zu ihm an den Tisch. Er fragte, wo die Schwester bliebe.

„Die Schwester . . . ? oh, die Schwester . . . ist nicht da!“ Er war nicht böse darüber.

Kalinowski wußte, wie hübsch er war und wie gut er den Frauen gefiel. Er scherzte mit ihr und lobte sie sehr, die er bereits Lina nannte, und sie zierte sich auch jetzt nicht. War es der Wein und die Sommernacht oder nur ihr offenes, ihr wollendes Entgegenkommen, das dennoch anmutig und ohne Frechheit war; er fühlte sich bald mehr gefangen als er gedacht, und als sie die Speisen abtrug und nicht sogleich wiederkam, ward er ungeduldig.

Eine geraume Zeit verging. Dann kam sie noch einmal, in einem groben blauen Hauskleid, das schwer an ihr herniederhing, die bloßen Füße in Hausschuhen, und ging von der Türe geradewegs ans Büfett, das dicht daneben an der Wand stand, als hätte sie nur dort zu tun.

Da stand Kalinowski hinter ihr und bog ihren Kopf zurück. Sie ließ sich willig küssen.

Schon vorher war eine Türe gegangen und Kalinowski hatte im Hause leise Schritte gehört. Wieder tönte ein Geräusch von oben . . . er lauschte. Sie machte sich los, stand, die Hände hinter sich auf den Tisch gestützt, und sah ihn lachend an.

„Here!“ rief er.

„O bitte!“ erwiderte sie, und dann höflich knirend: „Befehlen Sie noch etwas?“

Er lachte hell: „Das gibst du gut!“ sagte er.

„Nichts? Dann wünsche ich dem Herrn Baron eine gute Nacht!“ Und ehe er sich's versah, war sie draußen. Er hörte sie die Treppe hinaufgehen.

Er fühlte, daß sie geblieben wäre, wenn er sie nur gehalten hätte. Der Wein und die Sommernacht waren in ihm. Einen Augenblick dachte er seiner Frau, aber mit dem Arger vom Abend vorher und vom Traum der vergangenen Nacht. So schritt er auf die Türe zu, klinkte sie auf und stieg die schmale Holztreppe empor. Oben lief quer zur Treppe ein Gang. „Lina, Lina!“ rief er leise. Es kam keine Antwort. Am Ende des Ganges war ein Lichtschein; er eilte hin, stolperte über etwas, das waren Stiefel, hielt sich an etwas aufrecht, das an der Wand hing, sah schärfer hin: da hingen Mantel, Helm und Seitengewehr des Wachtmeisters, und seine Sporenstiefel, die er umgerannt, standen vor einer Türe.

Er erriet sogleich, daß da die ältere Schwester schlief. Dennoch goß ihm diese Gemeinschaft der Liebeswege einen Strom jäher Scham ins Blut. Mit sich und allen Dingen der Welt zerfallen, kehrte er in die untere Stube zurück.

Eine der schlimmsten Stunden seines Lebens verging. Er sah das Unternehmen, das er um Mitternacht, aus dem festlichen Schlosse fortfahrend, mit solchem Aufsehen begonnen, in jeder Weise schmähtlich fehlgeschlagen. Die Schmuggler und seine eigenen Leute hatten ihn zum besten gehabt. Wagen, Pferd und

sich selbst hatte er zuschanden kutschiert, und sich durch das Haus, in dem er untergebracht und aufgenommen worden, vor aller Welt, durch dies letzte Abenteuer vor sich selbst mit vollendeter Lächerlichkeit gekrönt.

Im Dunkel vor den Fenstern, in das er starrte, sah er seine Frau in ihrem hellen Kleide, den Arm im weißen Handschuh gegen ihn ausgestreckt, mit jenem merkwürdig fragenden und abwehrenden Blick, mit dem sie ihn angesehen, als er fortsuhr. Er war nun die zweite Nacht vom Hause fort. Er sah den verfluchten lächelnden blonden Menschen, der immer neben ihr war, so oft sie zusammentrafen, und um dessentwillen sie geblieben war, obschon er wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß sie ihn meiden möge . . . er stampfte auf . . . Wenn sie allein mit dem Wagen heimgefahren war . . .

Das war Wagenrollen. Der Wagen hielt vor dem Hause. Er eilte ans Fenster: in der Finsternis draußen konnte er nur das Licht der Laternen wahrnehmen. „Jochen!“ rief er hinaus.

Aber es war nicht die Stimme seines Kutschers, die antwortete und „Kalinowski!“ rief.

„Ja! Hier! — Wer ist denn da?“

„Dewendt!“

Kalinowski eilte, die Haustüre zu öffnen und sah erstaunt den Sohn seines Wirtes vom Abend vorher eintreten. Der Kutscher in der weißbetretenen Livree saß steif auf dem Boß, ein Bedienter war abgesprungen.

„Wir haben ein verwundetes Pferd heimbekommen und hundert abenteuerliche Gerüchte“, sagte Dewendt auf Kalinowskis Fragen. Sie standen in der Stube. „Nun, umgebracht haben die Schmuggler dich offenbar nicht! Das eine Pflaster da! — Aber daß sie dich gerade hierher brachten, das ist ja gottvoll!“ Otto von Dewendt hielt sich nicht vor Lachen.

Über ihnen tönten Schritte, und während sie leise fortsprachen, erschien mit unschuldigem Gesicht Lina im blauen Hauskleide und knixte vor dem Herrn, der sie neugierig betrachtete. Sie entschuldigte sich, daß sie ihn warten lassen: sie sei nicht bereit gewesen und ihre Schwester schon zu Bette. Kalinowski betrachtete sie kalt. Indessen brachte der Bediente einen Korb aus dem Wagen, der eine Flasche Portwein und andere stärkende und wohlschmeckende Dinge für den Patienten enthielt;

und Herr von Dewendt, der sich die Stube und das Mädchen angesehen, hätte, da er den Freund gesund fand, nicht ungern ein kleines Gelage veranstaltet, aber Kalinowski hatte keine Lust mehr. Er bat ihn, den Korb seinen Samariterinnen zu überlassen, und stattete nicht ohne Verlegenheit dem Fräulein Dwelitsch seinen Dank ab.

„Wenn Sie irgendeinen Wunsch haben, Fräulein, den ich erfüllen kann . . .“ sagte er.

Sie lächelte nicht ganz ohne Spott, wie ihm schien, und er, der vergangenen Stunden und der heimlichen Einquartierung gedenkend, die er im Hause wußte, ward rot und biß sich auf die Lippen.

„Wachtmeister Stringe, der den Weg hierher so gut kennt,“ fuhr er fort, „wird mir dabei helfen!“ Aber er ärgerte sich über seine eigenen Worte.

„Es ist reizend von dir, daß du mich geholt hast“, sagte er, als sie bereits im Wagen saßen und den Hügel hinab dem Wald zu fuhren.

„Man konnte dich doch nicht hier lassen,“ erwiderte der andere, „und um deine Frau haben wir einen Schußkordon gezogen, daß sie nichts erfährt. Der Stringe ist ein geschickter Geschichten-erfinder . . .“

Kalinowski erzählte sehr kurz, was wirklich geschehen war. Dewendt fand es nicht so schlimm und das Ende gottvoll. Er wußte dies und jenes über die zwei Schwestern: „Man sagt es wenigstens: — du mußt ja jetzt au fait sein . . . ihr seid vor-einander dagestanden, als ob . . .“

„Ich danke,“ sagte Kalinowski, „es gibt gemischte Gefühle.“

Um abzulenken und aus mancher Wißbegier fragte er nach dem Ausgang des Festes vom Abend vorher; es schien ihm so fern vergangen, daß er sich besinnen mußte, wie nur ein einziger Tag ihn davon trennte. Und Dewendt erzählte, es wäre dann so heller Mondschein gewesen, daß eine nächtliche Garden-party daraus geworden: „eine wundervolle Sommernacht, die uns geradezu berauschte!“

„Wie ist denn meine Frau nach Hause gekommen?“ fragte Kalinowski.

„Die ging sogar zu Fuß durch die Wiesen zurück.“

„Allein?“

„Nein; Doktor Maurer begleitete sie. Der Wagen fuhr auf der Straße nach.“

Von da ab redete Kalinowski fast nichts mehr; er entschuldigte sich mit plötzlicher Mattigkeit und lehnte sich in dem dunklen Wagen zurück. Auch Dwendt verlor sich in nächtlichen Gedanken. Die heimverlangenden Pferde griffen aus.

Dennoch war es lange nach Mitternacht, ehe sie heimkamen. Das weiße Haus mit den breiten Stufen vor der dreifachen Eingangstüre lag still und dunkel in dem offenen schwacherleuchteten Garten. Alles darin schien im tiefsten Schlafe zu liegen, so daß niemand die knirschenden Räder, den Hufschlag, die leisen Zurufe an die Pferde vernahm.

Kalinowski verabschiedete sich dankend von dem Freunde, der in die laue Nacht hinausfuhr. Er selbst öffnete leise mit dem Schlüssel die Tür seines Hauses. Er schritt durch den weißen Gartensalon, in den eben der erste zitternde Mondschimmer fiel. Wieder war ihm, als wäre er eine unendliche Zeit fern gewesen.

Seine Frau lag in tiefem Schlaf; aber sie erwachte bald; mit einem frohen Ruf schlang sie die Arme um seinen Hals und sah mit Schrecken den dunklen Streif des Pflasters über der Kopfwunde. Aber er entzog sich ihr kühl und auf ihre erregten Fragen gab er kurze sachliche Antworten von den Schmugglern, dem Seil, dem Sturz . . .

Sie sah weiß und aufrecht im Bette, und die dunklen Augen in dem zierlichen entschlossenen Gesicht sahen bestürzt sein fremdes Gebaren. Sie wollte mehr wissen, drängte sich an ihn . . . er schob sie von sich.

„Ich danke, ich danke,“ sagte er, „du hast dich ja indessen gut unterhalten!“

Aber die eigenen Worte fanden einen sonderbaren Widerklang in seinem Innern, und die Angst klang zu echt aus ihren immer wiederholten Fragen, sie schluchzte beinahe. Das erregte ihn; seine Stimmungen waren unverkennbar in seinem Gesicht zu lesen. Da drang sie in ihn, und mit ein paar raschen Wechselreden entlockte sie ihm den Keim der Wut in seinen Gedanken.

„Maurer?!“ sagte sie, „o Friß! — Er unterhält mich gut, und ich will frei sein. Übrigens kann ich dir's sagen: vielleicht war's der Mondschein, vielleicht die Sommernacht: er war zum erstenmal zudringlich und da habe ich ihn fortgeschickt. — Aber

ich kann nicht böse sein nach deinen Leiden. Nur solltest du mehr Selbstbewußtsein haben. Und der Gedanke an eine Untreue ist vor allen Dingen so unappetitlich, daß ich nicht verstehe, wie deine Phantasie damit spielen kann. Ich würde so etwas doch überhaupt nie von dir vermuten!"

Durch den Gedanken an die ungeheure Gefahr, ihn zu verlieren, die vorübergegangen war, wurde sie plötzlich gerührt, was sonst nicht in ihrem Wesen lag, und sie fiel ihm wieder um den Hals.

Aber er selbst war tiefer ergriffen und küßte sie inbrünstig und lange.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Sie kamen von einem Spaziergang zurück, Hedwig nachdenklich und froh, ohne Hut, den Sonnenschirm auf der Schulter, und ihr Weg führte sie an einem niedrigen Hause vorbei, dessen amtliche Strenge durch grelle rote Topfblumen in den Fenstern gemildert war. Vor der Türe saß auf einer Bank Wachtmeister Stringe in der Litewka und hielt seinen blonden und blauäugigen, hübschen Knaben auf den Knien und scherzte mit ihm; seine junge Frau sah beglückt zu. Ihre Hand stak in dem einen Sporenstiefel ihres Gatten, der andere stand bereits blankgeputzt auf der Erde. Daneben in der offenen Tür stand Stringes Schwager und Untergebener, der Gendarm Tobias, und rauchte seine Pfeife.

„Ein Idyll am Posten!“ sagte Kalinowski, als er die Blicke seiner Frau den seinen folgen sah.

„Ja, ja,“ sagte Hedwig, „das sieht ganz gut aus; wenn er nur nicht immer in der Küche bei meinen Mädchen stecken würde!“

Kalinowski erwiderte nichts.

Zwei Tage später stand der Wachtmeister vor ihm.

„Sie, Stringe,“ sagte Kalinowski, „es liegt eine Eingabe des Pfarramts Lawitten gegen die Schwestern Dwelitsch vor: die beiden Frauen sollen einen unsittlichen Lebenswandel führen. Wissen Sie etwas darüber?“

Der blonde Gendarm blickte ihn unschuldig an. „Mir ist nichts bekannt, Herr Amtsvorsteher“, antwortete er. „Es war ja kein anderes Haus als dieses in der Nähe; und der Herr Amtsvorsteher haben sich ja selbst überzeugt, wie die Frauenzimmer sind. Aber ich werde nachforschen.“

Kalinowski biß sich auf die Lippen.

„Forschen Sie nach, Stringe“, sagte er. „Und warnen Sie sie; die zwei Frauen haben mich freundlich aufgenommen, und ich möchte nicht gegen sie vorgehen müssen.“

„Zu Befehl, Herr Amtsvorsteher!“

Die beiden Edelleute

Die Herren von Schranken und von Hasselthal waren Nachbarskinder, wurden zusammen im Kadettenhaus erzogen und waren leidlich befreundet gewesen, bis eines Tages im Mannschafszimmer, von Hasselthal, der rittlings auf der Bank saß und, die Arme auf den Holztisch gestützt, zusah, wie Seckendorf mit den andern Karten spielte, den Rauch seiner Pfeife von Schranken ins Gesicht paffte. Schranken bat ihn, dies zu vermeiden; als von Hasselthal sich nicht darum kümmerte, und der Rauch ihm wieder in die Augen stieg, rückte er etwas weiter ab; und da Hasselthal ihm den Rauch geschickt nachblies, blinzelte er ein wenig und schlug dann mit einer ganz leichten Handbewegung gegen die Pfeife des andern, daß sie ihm aus dem Munde flog und auf den Steinfliesen in Stücke brach. Darauf gab ihm Hasselthal eine Ohrfeige. Schranken wurde freidebleich und faßte ihn mit seinen weißen gepflegten Fingern an der Kehle; man brachte sie auseinander, sie rissen die Jacken ab, eilten, über dem Gürtel nur mit dem Hemde bekleidet, die dreispitzigen Hüte auf dem Kopf, die langen Gamaschen an den Beinen, in den eisigen Hof hinaus, und während zwei Kameraden Kerzen hielten, und das geringe Licht gegen den dunkeln Himmel schwälte, rannten sie, ohne viel sehen zu können, mit ihren Degen auseinander los. Die Klinge von Schrankens fuhr Hasselthal durchs Hemd und riß ihm ein ganzes Stück Haut aus der Seite; aber es war nur ein Rißer: Schranken erhielt einen Stich ins Handgelenk, der so gering schien, daß er weiter focht und Hasselthal die Klinge durch die Schulter stieß. Der mußte den Kampf aufgeben, aber die Wunde, obschon sie stark geblutet hatte, war nicht schwer und heilte in einer Woche, während der kleine Stoß ins Handgelenk, den Schranken erhalten hatte, sich als eine sehr schlimme Sache erwies, so daß er ein ganzes Jahr dienstuntauglich ward und die Heilung

große Summen für Ärzte und Badereisen verschlang, ja eine leichte Steifheit im Gelenk für immer zurücließ.

Seither sprachen die beiden nie wieder ein Wort miteinander außer im Dienste. Sie waren Leutnants geworden und standen in der selben Garnison, in der jedermann wissen konnte, daß der Leutnant von Hasselthal in die kleine Ramin verliebt war; er tanzte mit ihr, so oft er konnte, ritt neben ihrem Wagen; wenn ihr Name genannt wurde, machte er ein verbissenes Gesicht, und die andern hatten es heraus, daß er ihr Blumen schickte und von ihr heimlich Konfitüren erhielt. Auf einem Balle tanzte auch von Schranken mit Fräulein von Ramin. Schranken war der eleganteste Offizier der Stadt und hatte sie bis dahin nicht gesehen: die kleine Ramin wurde blutrot, als er sie aufforderte. Er sprach nun öfter mit ihr und schien sie auszuzeichnen. Als er bei einem Karussell den Preis davontrug und alle Damen warteten, was er damit beginnen würde, ritt er an Fräulein von Ramins Loge vorüber und grüßte, gab aber den Preis niemandem. Dann schien er sie einen ganzen Abend vergessen zu haben und merkte es nicht einmal, als sie absichtlich ihren Fächer fallen ließ, sondern ging, eine andere Dame am Arm, gelassen plaudernd vorüber. Um Mitternacht fühlte sie seine Augen auf sich gerichtet, während er an der Saaltüre stand und lange nach ihr sah. Die kleine Ramin war wie im Fieber und wartete auf etwas, was nicht kam. Manchmal sprach Herr von Schranken von ihrem „Anbeter“, dem Leutnant Hasselthal, obschon sie ihm dies unwillig bestritt, und immer mit höchstem Lob: so ungeschickt er sei, sagte von Schranken, und ohne alle Distinktion, so sei er doch treu und tapfer und gut. An einem Ballabend, dem letzten des Winters, saß Hasselthal neben Fräulein von Ramin, die unruhig schien; von Schranken kam hinzu, setzte sich, den Arm auf ein kleines Wandtischchen gestützt, dem Fräulein gegenüber und plauderte und spielte dabei mit ihrem Fächer. Als er ihn einen Augenblick auf das Tischchen legte, um ein Glas Wasser zu trinken, nahm Hasselthal, der bis dahin finster geschwiegen hatte, ihn an sich. Fräulein von Ramin wurde rot und nahm Hasselthal den Fächer fort; Schranken streckte die Hand aus, um ihn wieder zu nehmen und sagte: „Das ist ja ein Spiel.“ — „An dem ich nicht teilnehmen muß“, sagte Hasselthal aufstehend. „Es ist ja kein Jeu d’Esprit,

Bester", meinte von Schranken begütigend. Dabei fiel der Fächer zur Erde; Hasselthal bückte sich, Schranken auch, und, war es Zufall, indem er sich bückte, verschob er das Tischchen, das zwischen ihnen stand, so daß, als Hasselthal sich wieder aufrichtete, sein Schädel heftig daran stieß und alle Gläser darauf umfielen, während die Limonade auf den Reifrock einer zur Seite sitzenden Dame und Hasselthal zwischen Zopf und Uniformkragen in den Hals floss, und alle Blicke sich nach dieser Ecke richteten. Von Schranken entschuldigte sich in höflichster Weise, Fräulein von Ramin erstickte ihr Lachen in ihrem Taschentuch. Hasselthal, der erst vom Rücken dunkelrot geworden war, wurde weiß vor Wut. Er wollte von Schranken fordern. Aber die Kameraden sagten, er könne sich nicht ein zweites Mal mit ihm schlagen ohne greifbaren Anlaß; sie würden ihn jedoch zur Rede stellen. Tatsächlich suchten zwei ältere Offiziere von Schranken auf, der ihnen erklärte, er könne gar nicht begreifen, worin der Leutnant von Hasselthal eine Beleidigung sehen wollte: Fräulein von Ramin werde bestätigen, mit welcher Achtung er stets von ihm gesprochen hätte.

Bald darauf nahm Herr von Schranken, dessen Handgelenk sich beim Karussellreiten abermals entzündet hatte, seinen Abschied, um ein Amt bei Hof anzutreten. Die kleine Ramin weinte einsame Tränen; auch der Leutnant von Hasselthal war in eine andere Stadt versetzt worden.

Von da an sahen sich die beiden Männer nicht wieder, bis Herr von Hasselthal, der als Rittmeister seinen Abschied genommen hatte und seit manchem Jahr auf seinem Gute lebte, in der Kirche einen Fluch ausstieß, weil er, beim sonntäglichen Gottesdienst, auf der herrschaftlichen Bank an der andern Seite des Altars Herrn von Schranken sitzen sah. Fein und schlank, wenn auch merklich verändert, sah er, ein Bein über das andere geschlagen, das schöne hochmütige Antlitz horchend auf den Prediger gerichtet. Eine ältere und eine jüngere Dame und ein Knabe, nicht minder schön und vornehm in Kleidung und Haltung, saßen neben ihm.

Der Gottesdienst war kaum zu Ende, als Herr von Hasselthal dröhnenden Schritts die Kirche verließ. Draußen kam er an einer Karosse vorbei; der Kutscher in grün und roter Livree saß, die Peitsche mit der glänzend weißen Lederschnur steif und

schräg vor sich haltend, auf dem Boock und wartete; während Hasselthal mit seinen schweren Stiefeln zu Fuß durchs Dorf heimschritt und von Zeit zu Zeit mit seinem Stoock auf den Erdboden schlug.

Als er nach Tische in seinem gedielten Zimmer saß, wo ein großer Nußbaum zu den Fenstern hereinsah, fluchte er noch immer und stampfte mit dem Fuß auf den Boden; grimmig schlug er den Stahl an den Feuerstein, um sich eine frische Pfeife anzustecken und schenkte sich manches Glas starken Getränkes voll und ärgerte sich, daß sein Freund, der Freiherr von Grottau, nicht kam, mit dem er seinen Ärger hätte bereden können.

Drei Wochen später stieß er im Wald, mitten in seinem schönen Wald auf einen Zaun, wo nie einer gewesen war; er empfand die ganze Insolenz dieses Zaunes, der mitging, soweit er ihn zu umgehen suchte, und das Schrankensche Gebiet von dem seinen abschloß.

Am Nachmittag schritt er so finster und grimmig durch das Dorf, daß er beinahe eine schreiende Henne tottrat, die vor ihm flüchtete, und die Frau noch heftig anschnauzte, die sich ihres Vogels annahm. Aber der Amtshauptmann Weber, den er aufsuchte und mit dem er bisher jeden Sonnabend beim Kartenspiel gefessen, wollte ihm beweisen, daß Herr von Schranken in seinem Rechte war, und riet ihm dringend vom Prozessieren ab. Halb lächelnd, halb ärgerlich sah der Amtshauptmann dem erbitterten Edelmann nach, als dieser, die Türe ins Schloß werfend, hinausschritt.

Aber noch am selben Abend lächelte auch Herr von Hasselthal über einen guten Gedanken, der ihm gekommen war, und am nächsten Sonntag wollte er sich halbtot lachen: denn die Karosse des Herrn von Schranken stand vor einem gewaltigen Verhau still, das die Straße zur Kirche sperrte, wo sie über von Hasselthalschen Grund zu laufen begann. An ein Wegräumen der ungefügen Hindernisse in Eile war nicht zu denken: auch stand Hasselthals Knecht, Seumers, mit seinen vier langen Söhnen bereit, jeden, der es versuchen sollte, in den Graben zu schmeißen. Kein Bauer hätte eine Handreichung gewagt. Der Regen fiel in Strömen. Der Freiherr mußte in seinen feinen Schnallenschuhen, die Damen von Schranken mit hochgehobenen Köcken, in zierlichen Schühlein auf hohen Pariser Absäßen,

durch den tiefen unwegsamen Kot waten, wenn sie zur Kirche wollten. Sie versuchten es, aber sie gaben es auf und fuhren, die feinen Strümpfe bis zu den Knien hinauf durchnäßt und kotbespritzt, nach dem Schloß zurück und hatten die ganze Woche einen Schnupfen zu bekämpfen. Einunddreißig Wagen standen mit fluchenden Kutschern und Insassen am Montag vor dem Verhau still, und vertranken ihren Zorn bei dem Schankwirt an der Heerstraße, der über das Verhau und den Umweg, den die Leute machen mußten, nicht weniger erfreut war als Herr von Hasselthal.

Leider erhielt dieser schon Montag Abend ein eiliges Mandat der Amtshauptmannschaft, in dem ihm bei hoher Buße aufgetragen wurde, das Hindernis ohne Verzug zu beseitigen. Beigefügt war, das allen Geschädigten vorbehalten bliebe, ihre Ansprüche im Wege Rechts bei dem zuständigen Gerichte geltend zu machen.

Am folgenden Nachmittag trat der Amtshauptmann in sein Zimmer: „Hochzuverehrender und lieber Freund“, begann er . . .

„Freund, was Freund! ich bin nicht Ihr Freund, Monsieur!“

„Herr Rittmeister,“ sagte der Amtshauptmann sofort gemessen, „ich tue nur meine Pflicht; übrigens komme ich in Dero Interesse . . .“

„Also darf einer seinen Wald absperren, aber ich nicht meine Straße?“

„Das Recht auf die Straße ist eine öffentliche Servitut. . .“

„Servitut, Servitut! bei mir gibt es keine Servitut!“

Der Amtshauptmann erklärte.

„Recht schön! dann habe ich im Walde die Servitut; ich promenierte und jage dort seit nun dreißig Jahren . . .“

Der Amtshauptmann versuchte zu erklären, daß eine freundschaftliche Konnivenz oder gar Einladung der freiherrlichen Verwaltung keine Servitut begründe, aber Hasselthal unterbrach ihn:

„Kurz, ich merke schon, es gibt hier zweierlei Recht!“

Die Herren schieden mit bösen Worten und Hasselthal hatte einen Freund weniger. Und dabei blieb es nicht. Herr von Schranken war lebenswürdig und gastfrei; man vergaß nicht, daß er ein hohes Staatsamt bekleidet hatte, daß seine nicht

minder liebenswürdige Gattin die Tochter einer Exzellenz war. Ein Strahl vom Glanze der großen Welt fiel in einen ländlichen Winkel: man gab Dinners auf Schranken und Dejeuners dinatoires, bei denen die Gäste sich trefflich unterhielten und treffliche Weine tranken, bei denen man gelegentlich mit berühmten Fremden zu Tische saß und einmal sogar mit einem englischen Prinzen. Alle verkehrten auf Schranken, nur Herr von Hasselthal nicht. Der ging nicht einmal mehr zur Kirche, weil er nicht jedesmal die freiherrliche Familie gegenüber sitzen und lächeln sehen wollte. Jeden Sonntag morgen schritt er nach dem Wald, um die verhasste Kutsche nicht über seinen Grund fahren zu sehen. Des heiligen Tages wegen jagte er nicht, wenn er gleich aus Gewohnheit die Büchse übergeworfen trug. Aber da er einmal, seinen Zorn nährend, dem verhassten Zaun entlang schritt, der nur durch eine kleine Schonung von ihm getrennt war, sah er etwas Langes, Braunglänziges mit einem vorne beständig pendelnden Köpfchen hinüberlaufen: es mußte ein Fasan aus der Schrankenschen Fasanerie sein, der auf seinem Grund war. In einiger Entfernung bäumte der Vogel auf. Auf den Strümpfen schlich er sich an und schoß: laut zippend flog der Fasan nieder, sprang mit hängendem Flügel auf und verschwand unter dem Zaune; als Hasselthal herankam, sah er ihn in geringer Entfernung verendet liegen. Eine Weile sah er sich um, dann verbrach er die Spur und die Stelle, schritt vergnügt nach Hause zurück und schickte Seumers nach der Schrankenschen Försterei hinüber, den Anschuß anzuzeigen. Aber der brachte die Antwort, daß ihm die Folge nicht verstattet werden könne, da der Vogel ein zahmes Tier aus der freiherrlichen Fasanerie und kein jagdbares Wild gewesen sei.

Hasselthal hatte damals junge Hunde, die noch nicht ferm waren und die er darum auf das fremde Gebiet nicht lassen wollte, und so kehrte er in der sonntäglichen Stille mit Seumers Jüngstem, der vierzehnjährig und schlank war wie eine Gerte, zur gleichen Stelle zurück und hieß ihn durch den Zaun schlüpfen. Gerade, als der Junge den toten Fasan beim Kragen hatte und hinter sich herzog, kam ein freiherrlicher Jäger, der bereits nach dem Fasan suchte, durch das Revier, machte ihn vor den Augen seines Herrn zum Gefangenen und schleppte ihn auf die Försterei, wo ihm kraft patrimonialer Gerichtsbarkeit der Rücken zer-

drofschen wurde. Herr von Hasselthal hatte in dem Augenblick, in dem jener Hand an den Jungen gelegt, die Büchse von der Schulter gerissen, aber sei es, daß er fürchtete, den Knaben zu treffen, sei es, daß sein guter Engel ihn zurückhielt, er that den Schuß nicht.

Als er am andern Tage ausging, trat Seumers an ihn: „Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister,“ sagte er, „und sehen, wie der Jung zugericht ist!“

Hasselthal trat ein und Seumers zog dem Jungen das Hemde vom Rücken. Herr von Hasselthal pfiff und legte schweigend zwei Taler auf den Tisch. Seumers dankte und kehrte zu seiner Arbeit zurück; er schnitzte sich einen ungeheuren Stock zurecht. Hasselthal sah es und sagte kein Wort.

Aber er erinnerte sich daran, als er unten auf der Brücke dem Jäger begegnete, der tags zuvor den Jungen abgefangen hatte. Es war ein großer, wohlgebauter Bursch mit einem feisten Lakaiengesicht; als er Herrn von Hasselthal sah, rückte er den Hut, ohne ihn recht zu ziehen, und über sein Gesicht flog ein freches und schadenfrohes Lächeln. Mit zwei Schritten stand Herr von Hasselthal neben ihm und schlug ihm den Hut vom Kopf, und zwar so, daß der ganze Mensch in den Graben fiel. Dann setzte er die Hände an den Mund und rief: „Seumers! Seumers!“

Es war dies ein ganz mit Efeu bewachsener Graben, der nur etwa dreißig Schritte vom Hause entfernt zum alten Park führte und noch zu seinem Grunde gehörte. Herr von Hasselthal hütete sich wohl, Seumers einen Befehl zu geben; er sah im Gegenteil nach der andern Seite, so daß er nicht einmal als Zeuge darüber hätte aussagen können, wie Seumers die Leiden seines Jungen rächte.

Im Laufe der Woche wurden von beiden Seiten insgesamt vier neue Klagen eingereicht, und des Sonnabends erschienen zwei Landjäger, um Seumers abzuholen. Herr von Hasselthal drohte sie niederzuschießen; Seumers, der unter ihm gedient hatte, stellte sich stramm und wartete auf seinen Befehl. In des alten Edelmanns Gesicht arbeitete es, aber er besann sich. Seumers salutirte, machte kehrt und ließ sich abführen, während sein Herr schwerfällig die Treppen hinaufstieg und einen Brief an seinen Anwalt Reismeyer in Dresden aufsetzte.

Reismeyer antwortete nach einiger Zeit, die Prozesse stünden so und so; auch der Appellhof hätte seine Beschwerden verworfen, und was Seumers betreffe, so sei er wegen seiner unnützen und boshaften Gewalttat zu zwei Monaten Haft verurteilt worden.

Die zwei Monate gingen herum, aber Herr von Hasselthal war seither ein veränderter Mann, und ein scheinbar geringfügiger Umstand verstörte ihn vollends.

Beim Grafen von der Lenke auf Döbeln war ein großes Saujagen abgehalten worden, und als man nach der Jagd bei einem gemeinsamen Mahle saß, hielt Hasselthal, den der Wein ein wenig erhitzt hatte, eine dringliche Rede gegen das Verzäunen der Wälder und forderte die anwesenden Herren als „Knechte der Dianae und Verehrer des heiligen Huberti“ auf, mit ihm bei der kurfürstlichen Regierung dagegen vorstellig zu werden. Nun waren aber die Zaun- und Prügelprozesse des Herrn von Hasselthal infolge verschiedener witziger Bemerkungen, die auf Schranken darüber gemacht worden waren, ohnedies in aller Mund, so daß bei seiner Rede ein großes Gelächter entstand, das immer lauter ward, je heftiger er wurde, und er gar nicht zu Ende sprechen konnte, da ein anderer jüngerer Herr gleichzeitig eine Rede an die anwesenden „Knechte der Dianae und Verehrer des heiligen Huberti“ begann, die die seine parodierte, und seine Worte in dem brüllenden Gelächter überhaupt nicht mehr angehört wurden. Vergeblich suchten die Nächstsitzenden Hasselthal zu begütigen, der das Mahl verließ und von der Stelle weg nach Hause fuhr.

Da er mit unheilverkündender Miene und der tiefsten Erbitterung im Herzen ankam, fand er einen Brief Reismeyers vor, dem eine Anzahl Blätter mit vielen Ziffern in feinsten Schrift beigelegt waren. Er war kaum imstande zu lesen, noch weniger sich darin zurechtzufinden, und schickte um einen Schreiber des Amtshauptmanns, der ihm gelegentlich als Aktuaris diente. Mit ihm ging er hiernach die Blätter durch und ließ sich die Ausdrücke erklären, aber jeden Augenblick schob er sie von sich oder sprang auf und schritt durchs Gemach, ließ sich die Erklärungen fünfmal wiederholen, die er nicht verstand, und schrieb den Schreiber an, dem der Schweiß auf der Stirne stand, und der selten so schlimme Stunden, wie jetzt mit dem erbitterten Edelmann, erlebt zu haben glaubte.

Die ganze Nacht saß er über alten und neuen Büchern, mit Rechnungen und Papieren über die Beträge, die auf seinem Gut bereits lasteten. Den Brief, in dem Reismeyer ihn warnte, nicht bis ans Reichskammergericht zu gehen, warf er ins Feuer; aber gleichzeitig war ihm, als ob der Boden unter seinen Füßen und das Dach über seinem Haupte langsam weggezogen würden.

Am andern Morgen, als er in seinem Zimmer saß, sprang sein Hund, der vor ihm in der Sonne gelegen hatte, plötzlich auf und begann zu bellen: Hasselthal hatte mit sich selber gesprochen. Wie beschämt vor seinem Hunde, — denn nur den Klöth Ulrich, den Dorfidioten, hatte er dies bisher tun gesehen, — schritt er vor den Spiegel, um sich zu überzeugen, was mit ihm wäre, kehrte an den Tisch zurück, trank ein Glas leer und setzte sich wieder. Dann stellte er die Flasche mitten auf den Tisch, nahm eine Pistole von der Wand, ging in dem großen Zimmer so weit, als er nur konnte, zurück und schoss den Flaschenhals entzwei. Darauf wurde er wieder vergnügter, aber nicht auf lange.

Des Abends kam der Herr von Grottau zu ihm und fluchte: auf allen Schlössern lernten die Damen englisch parlieren, um mit dem Prinzen scherzen zu können, wenn er wiederkäme und sie ihm vorgestellt würden; und er spuckte wiederholt aus. Dann sah er die zerschossene Flasche: „Ei“, sagte er und sie begannen von guten Schüssen zu reden; darüber gerieten sie in Hise, und Hasselthal gewann eine Wette, indem er den Kork nochmals von der Flasche schoss; als aber Herr von Grottau vorschlug, er möge die wedelnde Schwanzspitze seines Hundes wegschießen, wenn er könnte, wurde er böse; zur Versöhnung hörte der Freund seine ganzen Prozeßgeschichten an, und dann schrien sie furchtbar.

„Ja, wenn du reichsunmittelbar wärest,“ sagte Grottau zuletzt, „dann könntest du ihm simplement Fehde ansagen und bei ihm einreiten. Das wäre ein Hauptjokus.“

Hasselthal glühte bei dem Gedanken, daß Seumers und seine Söhne und seine anderen Leute auf Reit- und Ackergäulen aufsitzen und er mit ihnen gegen Schranken brandreiten könnte. Sie begannen sich die Sache auszumalen mit den verschiedenen Greueln, die sie dort verüben würden. „Das Mädclen, das

Mädelchen, das Baroneschen ist ein feines Mädelchen", sagte Grottau und grinste. Grimmige Kriegserinnerungen kamen beiden in der friedlichen Nacht. Dann schossen sie die Gläser entzwei und hierauf nach den Gehörnen und Tabakspfeifen an der Wand. Unten saßen die Mägde und zitterten. Seumers' Frau betete laut, während ihr Mann sie eine Heulliese schalt und an seinem Gewehr puzte. Von oben wurde nach neuen Gläsern gerufen. Als es lange nach Mitternacht still wurde, und Seumers mit einer verschlafenen Magd nachsehen kam, lag Herr von Grottau schnarchend auf dem Sofa; Herr von Hasselthal saß mit glasigen Augen und offener Brust, auf der die zottigen grauen Haare unter dem Hemde hervorsahen, das eine Bein auf einem Stuhl gestreckt, da und rauchte Pfeife und sagte kein Wort.

Als er am nächsten Morgen mit schief geknöpfter Jacke, die Hände auf dem Rücken, hinter dem Hause auf und ab ging, trat Seumers auf ihn zu, sah sich nach allen Seiten um und sagte: „Mit Verlaub, Herr Rittmeister, ich habe gestern einen Wiedehopf geschossen . . .“

„Was solls?“ fragte Hasselthal.

Seumers, der erst kürzlich zurückgekommen war und etwas blasser ausah als sonst, sah sich nochmals um und gab an, durch genaue Kundschaft zu wissen, wo Herr von Schranken allein spazieren gehe oder reite und auch wo er des Abends in seinem Garten einsam zu sitzen pflege, wo hinter einer Hecke ein Abhang emporsteige bis zu einem Hohlweg, durch den aus gewissen Gründen nie ein Mensch gehe; wer ihm in dem Hohlweg aufpasse, sei ganz sicher, niemandem zu begegnen, noch entdeckt zu werden. Dem Wiedehopf habe er das Herz ausgerissen und es mit dem Ladestock dreimal durchs Rohr gestossen, es auch mit einem Lappen, so er mit Zwiebel bestrichen und neun Tage im Schornstein aufgehängt, ordentlich ausgewischt, dann beides des Nachts in fließendes Wasser geworfen: mit dem Gewehr fehle er kein Ding.

„Wird auch der Scharfrichter zu Dresden dich mit dem Beil nicht fehlen“, sagte Herr von Hasselthal ruhig, „und keine kurfürstliche Clemenzen dir durchhelfen. Daß ich dergleichen nicht wieder höre!“

Seumers wollte noch einwenden: „Und wer will Nachweis führen wider mich?“, aber Hasselthal gebot ihm Schweigen und ging, während der Mann ihm kopfschüttelnd nachsah.

Am selben Abend machte Herr von Hasselthal sein Testament, und am folgenden Tage ging er, nachdem er seine beiden Pistolen zu sich gesteckt, durch den Hohlweg, den Seumers ihm bezeichnet hatte.

Es war der lieblichste Sommernachmittag. Auf den Wiesen waren die Leute mit Mähen beschäftigt und gelegentlich klang von fern das Dengeln einer Sense herüber; dann war er im Gebüsch verschwunden. Er schritt so leise, als pirschte er sich an ein scheues Wild an; er wollte plötzlich vor seinem Feinde stehen, wo niemand zwischen sie treten konnte.

Seumers hatte ihm gewissenhaft berichtet. In einem abgelegenen Theile des Gartens saß Herr von Schranken allein an einem Tische unter einem breiten Ahornbaum und las.

Hasselthal zitterte plötzlich; eine so ungeheure Wutwelle kam über ihn, daß er seinen eigentlichen Vorsatz vergessend, die Pistole hob; aber die Hände zitterten ihm, er mußte warten. Seine Augen schlossen sich und er sah viele Dinge.

Als er wieder aufsaß, wußte er nicht, wie ihm war: hatte er sie nicht kommen gesehen? Schranken war nicht mehr allein; ein Mädchen und ein Knabe saßen am Tisch. Die Tochter war feingliedrig, zierlich, mit blondem Haar; mit lieblicher Bewegung drängte sie sich zärtlich an den Vater; der Knabe lachte: beide mußten etwas Scherzhaftes dringend zu erzählen haben, denn auch der Vater lachte und beglückwünschte sie, während Sohn und Tochter über eine seiner Hände strichen.

Dem Mann im Busch versagte der Atem; ein ganz fernes Bild stieg vor ihm auf und dann ein Leben, das anders hätte sein können; damit aber kam auch sein Grimm wieder.

„Petit père! petit père!“ sagte das Mädchen. Und jetzt erklärte ihnen Schranken ernste große Dinge, die das Heil eines Landes, den Fortschritt der Menschen betrafen; er wies auf das Buch, das er in Händen hatte. Wer hatte Hasselthal nur einreden wollen, damals auf der Jagd, daß wenige Männer soviel für ihr Land geleistet hätten wie der, der ihn verdarb?

„Petit père!“ kam es zärtlich von den Lippen des Knaben und dann ein enttäuschter Ruf: „Da kommt Kriehahn!“

Es war ein junger Sekretarius, der über die Wiese kam und dem der Freiherr freundlich zulächelte. Er brachte Papiere zum Unterschreiben.

„Oh, was er langweilig ist, Kriehahn,“ sagte der Knabe, „kommt jetzt mit seinen ennuyanten Papieren!“

„Ihro Gnaden,“ sagte der Sekretarius, „werden ein schärferes Einschreiten nötig finden; es ist wieder grober Schaden geschehen, unserm Vieh und den Zäunen, und man kann es den Hasselthalschen Leuten nachweisen.“

„Wenn möglich, soll man es passieren lassen,“ sagte Herr von Schranken, „seitdem ich hier bin, möchte ich mit dem Manne Frieden halten und kann es nicht erreichen, weil er, Kriehahn, mein Recht mehr wahrnehmen will, als ich selbst; vielleicht geht es ihm gerade so, und sind nur seine Leute, die ihn aufheken.“

Fast wäre Herrn von Hasselthal die Pistole aus der Hand gefallen; und jetzt sah er etwas, was ihn jäh betroffen machte: der Mann am Tisch unterschrieb einige der Papiere, die der Sekretarius ihm vorgelegt hatte: er unterschrieb mit der linken Hand, und der Knabe küßte und streichelte die Rechte, die ungeschickt auf dem Tische lag.

Der Sekretarius ging, und die Kinder hingen an des Vaters Halse und küßten ihn. Dann rief eine Stimme vom Schlosse und sie eilten fort. Herr von Schranken saß wieder allein.

Aber Herr von Hasselthal war lautlos wieder in den Hohlweg verschwunden.

Am andern Tage kam ein Brief an den Freiherrn, auf dem zwar außen alle Titulaturen angebracht waren; innen aber stand:

„Ewald von Schranken!

Sie haben mir manches angetan, was mir das Leben vergället hat, oder ich glaubte es doch. Bin ein einsamer alter Mann geworden und vertrags nicht mehr. Gestern hatte ich Sie vor der Mündung meiner Pistole; hätte mir mit der zweiten Kugel selbst das Gehirn ausgeblasen; habe aber Ihre Kinder gesehen und ihr „petit père“ gehört. Habe selbst keine. Und ich hatte damals Unrecht, als ich Ihnen den Rauch ins Gesicht blies, und tut es mir leid.

Dero ergebenster
Hasselthal.“

Sabach-Gülü

Margit Uhlop war die Tochter eines österreichischen Obersten, der Kommandant einer Festung in der Karlstadter Grenze war. Nach dreijähriger Abwesenheit, die sie um ihrer Ausbildung willen bei einer Base in Wien verbracht hatte, sollte sie eben wieder dort eintreffen, als der Krieg aufs neue ausbrach. Ein Bote, den ihr der Vater entgeschickte, um ihr schleunigst die Umkehr aufzutragen, erreichte sie nicht, und als sie ankam, war es zu spät. Die Baschibosuks streiften schon durch das Land; wenige Tage später war die Festung von den Türken belagert und am dritten darauf erstürmt. In den Straßen wurde noch wütend gekämpft; die ganze Besatzung ward niedergemacht. Als die plündernden Türken in das Haus des Kommandanten drangen, sah sich Margit, mit den Frauen von Zimmer zu Zimmer flüchtend, plötzlich allein mehreren Janitscharen gegenüber. Sie schoss einen nieder und schlug einem andern, der nach ihr griff, die entladene Pistole so heftig übers Gesicht, daß er taumelte. Wohl wissend, welches Schicksal ihrer wartete, sprang sie auf das offene Fenster zu: aber einer der Männer war ihr zuvorgekommen; an Kleidern und Armen gefaßt, mußte sie sich fortschleppen lassen. Entkleidet ward sie vor den Pascha geführt, der, ohne ihrer Schönheit mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken, sie mit anderen Kostbarkeiten als versprochene Gabe einem seiner Freunde zu überbringen befahl. Als die wilden Krieger lachend erzählten, wie heftig die Christin sich verteidigt, schwur er, daß er sie, ihren Mut bewundernd, freigegeben hätte; nun könne er sein Wort und Geschenk nicht rückgängig machen. Sie wußte von alledem, da sie nur ganz wenige türkische Wort verstand, nichts; sie sah nur, daß man ihr kostbare Kleidung brachte und sie mit unerwarteter Rücksicht behandelte.

Nach einer langen und wunderbaren Reise, die sie theils zu Pferde, theils in einer Sänfte und zuletzt zu Schiff zurücklegte,

wobei sie von demütigen braunen Frauen bedient ward, die sie nicht verstand, und selbst der Führer, der über ihr Tun und ihren Weg gebot, ihr mit Ehrfurcht nahte, erwachte sie an einem strahlenden Morgen in dem blauen, von weißen Häusern umgebenen Hafen einer unbekannten Stadt. Auf einer Barke fuhr sie auf einem gelben trägen Strom zwischen Palmen und Feigenbäumen hin, um zuletzt in einem stillen duftenden Garten mit nie gesehenen brennenden großen Blumen zu stehen, zwischen Höfen mit schlanken gedoppelten Säulen unter spitz gewölbten Bogen aus buntem, weiß und grün, rot, blau und golden gemaltem Gestein.

Schritte tönten auf dem Kies . . . vor ihr stand ein Mann, schlank, spitzbärtig, das Gesicht unter dem grünen, reicherbuschgeschmückten Turban kaum dunkler als das eines sonngebräunten Europäers, der sie aus großen ernsten Augen lange ansah. Mit den Blicken folgte er jeder ihrer Bewegungen, ohne Neugier und doch tief gespannt, daß ihr in der wunderlichen Stille bange und doch bei der Schönheit des schweigenden Orientalen unwillkürlich froh zumute ward. Nun verbeugte er sich tief: und „Mademoiselle,“ sagte er, „da das Schicksal Sie in mein Haus geführt, mögen Sie mit meiner bescheidenen Gastfreundschaft zufrieden sein!“

Voll Erstaunen über die französisch gesprochenen Worte folgte sie ihm ins Haus; die bunten Gestalten in Mantel und Fes und Turban, die sie schon vorher im Schatten des Steinganges gesehen, schlossen sich ihnen an, bis zu einer metallenen Türe, vor der ein Bärtiger mit dunklem Gesicht und breiten Lippen, ein bloßes Schwert in Händen, Wache stand, an der sie zurückblieben. In den teppichbelegenen Zimmern neigten sich buntgekleidete braune und weiße Mädchen, mit langen, unter einem Kopfsuß aus silbergesticktem Schleiertuch in vielen Zöpfen herabhängenden schwarzen Haaren, vor ihr.

In dem Märchen, in das sie einging, schien selbstverständlich, was ihr das Verwunderlichste gewesen wäre. Ein bezaubernder Liebhaber warb um sie. Und so vornehm waren seine Bewegungen, so leidenschaftlich ergeben seine Worte und eine so feine berückende Männlichkeit strahlte von ihm aus, daß sie sein war, ehe sie es nur für möglich gehalten hätte.

Dann lebte sie ihren heißen Traum in den weiten Zimmern

mit Marmorbecken und Brunnen, den blumeneingelegten Wänden und Decken, wo viele Kissen aus flammendem Brokat die auf der Erde spielenden Verliebten weich aufnahmen, während Töpfchen mit Essenzen zwischen den rundbogigen Gitterfenstern in den Gemächern seltsame Wohlgerüche verbreiteten.

Zehn Monate mochten vergangen sein; sie kehrten von einer Jagd am Gebirgssaum zurück, wo sie die Falken wie kleine Schatten in die Höhe steigen und dann wie weiße Blitze auf geduckte Gazellen hatten niederschließen sehen, die selbst wie braune bewegte Flecken pfeilschnell über die gelbbraune Erde glitten, und sie ritten langsam durch die steigende Glut, als sie in der Ferne zwischen den windgeschaffenen Sandhügeln einen schweigenden Zug von Reitern der weißleuchtenden Stadt sich nähern sahen. Achmed Seyid, der neben ihr ritt, hielt sein Pferd an, und sie sah, daß sein Gesicht verändert war. Aber zu ihren Fragen lächelte er nur.

Er stand noch in ihrem Zimmer, einen der zahmen Falken, der schneeweiß war bis auf die braungewellten Schwingen, auf dem Arm; und sein Blick war nicht auf ihr. Dann ließ er den Vogel frei, der mit einem lauten Schwingenschlag zu einem silbernen Reifen unter der Decke aufflog, und ging mit einem Scherz.

Am andern Tage stand er über sie gebeugt, als sie aus ihrem Mittagsschlaf erwachte.

„Ich muß nun gehen, Sabach-Gülü“, sagte er. So nannte er sie seit jener strahlenden Frühe, die sie ihm gebracht hatte: „Rose des Morgens.“

Sie verstand ihn nicht gleich; erst als er fortfuhr: „Warte meiner und bleibe treu!“ richtete sie sich erschrocken auf. „Kein Pfeil des Schicksals trifft mich, ehe meine Lebenszeit abgelaufen ist“, sagte er. „Willst du meiner warten?“

Sie sah ihn noch immer wie erstarrt an. Der Falke saß wie am Tage zuvor in seinem Ring unter der Decke. Er pfiff ihm, aber der Vogel kreischte nur und kam nicht. Da lächelte er und sagte: „Auch er kommt nicht mehr, wenn ich ihn rufe.“

Sie sprang aus dem Bett und sank vor ihm hin, fragend, flehend, wohin er gehe und daß er sie mitnähme. Er hob sie auf und küßte sie, blieb aber stumm. Verzweifelt und trohig kehrte sie sich zur Wand; als sie auffah, war niemand mehr im

Zimmer. Da sie ihre Kleider umgetan und ihm folgte, kam sie an verschlossene Türen, und in ihren Schmerz mischte sich ein plötzlicher Zorn über eine Liebe, die sie gefangen hielt.

Am andern Tage hörte sie, daß er mit wenigen Begleitern in der Nacht fortgeritten war. Da sie durch die leeren Zimmer schritt, sah sie den Falken tot auf der Erde liegen. Er war erwürgt worden.

Zu stolz, andere zu befragen, nachdem er ihr nichts vertraut hatte, hörte sie doch mit Befremden Wehklagen aus einem Teil des Hauses, den sie nie betreten hatte. Nun erst erfuhr sie, daß dort Mutter und Schwester Achmed Sejjids wohnten, und sie fühlte ein noch größeres Befremden darüber, daß sie von dieser Nähe nie etwas gewußt hatte, während ihre Angst vermehrt ward. Aber eines Tages war auch das Wehklagen verstummt, und nun ward das Haus vernachlässigt und verfiel; der Sklaven waren weit weniger geworden; auf den perlmutterglänzenden Stühlen lag der Staub, der Garten verwilderte, die Gold- und Silberfische starben in den Brunnenbecken, und die Pfauen und all das andere schillernde Geflügel verschwand aus den Höfen. Sie selbst saß müde harrend in den Zimmern, in die das schweigende Grün der Gärten unter einem glühenden Streifen Blau sah. Die Eunuchen wurden immer frecher, und da sie ihnen mit Strafen bei Achmed Sejjids Heimkehr drohte, antwortete ihr Gelächter und die Nachricht, daß er nicht wiederkehren werde. Eines Tages sah sie fremde Männer im Hause, die unter lebhaften Gebärden mit dem einen Eunuchen verhandelten und wiederholt nach ihrem Fenster wiesen.

Da raffte sie sich aus ihrer Schwermut und Mattheit auf und dachte an ihre eigene Gefahr. Rasch entschlossen gewann sie durch ein kostbares Geschenk einen der Einkäufer, und dieser setzte sie mit einem griechischen Händler in Verbindung. Sie ließ sich nach dem Bazar bringen, wie sie oft getan, und scheinbar feilschend, besprach sie mit den Männern ihren Plan. An dem bestimmten Tage führte der Einkäufer in der Dämmerung sie, verschleiert und gering gekleidet, durch einen der Küchenausgänge in eine finstere Gasse zwischen Mauern, die nur hie und da ein vergittertes Fenster wiesen. Schon nach wenigen Schritten bogen sie in einen noch schmaleren Weg und dann durch eine schattenhafte Türe in einen fremden kleinen Hof ein und kamen

durch ein menschenleeres Haus nach einer anderen Straße. Dort stand ein Mann, der wie ein Jude aussah, mit zwei Maultieren. Er sei der Schwager des Griechen, sagte er, und da er ohnehin aus dem Lande reise, nähme er die freigebige Dame gerne mit. Lärmend trieb er die Maultiere, und auf das Weib, das auf dem einen Tiere saß, scheltend, die Straße hinab ans Wasser, wo neben einem Palmenwäldchen, halb im Mondlicht, halb im Schatten der Bäume eine gedeckte Barke lag. In dieser Barke, die schmutzig war und mit allerlei Kram beladen und nach fauligem Wasser und Abfällen roch, fuhren sie drei Tage lang dem Meere zu. Dort aber wurde sie nicht, wie man ihr versprochen, auf ein französisches oder englisches Schiff gebracht, obgleich sie sich durch einen Blick aus der Luke überzeugte, daß europäische Schiffe im Hafen lagen, sondern auf ein griechisches Fahrzeug. Er habe es nicht anders machen können, sagte der Schwager des Händlers. Aber auch dieses Schiff brachte sie nach vieltägiger stürmischer Fahrt, während der sie seefrank und gequält in der Kajüte lag, zuletzt glücklich nach einer europäischen Stadt.

In einem kleinen Ledersack hatte sie unter dem Schleier Juwelen, Geschenke Achmed Sengids, mitgenommen; jetzt entdeckte sie, daß der Sack Holz- und Bleistücke enthielt. Grinsend standen die Schiffsleute, als sie es dem Führer klagte; der nahm sie beiseite: sie täte am besten zu schweigen, das Schiffsvolk sei wüsth und gefährlich, und man wisse wohl, was sie sei; er selbst habe im Hafen keine Gewalt mehr über die Mannschaft; aber er wolle, aus Mitleid und ohne für die Überfahrt eine Bezahlung zu fordern, sie zu ehrlichen Leuten bringen und ihr auch einiges Geld zur Weiterreise vorstrecken.

In der That brachte er sie in einem stattlichen Hause bei einem gutmütigen und beleibten Ehepaar unter. Sehr verlockend und sauber sah es zwar nicht aus: aus einem kleinen Zimmer mit alt und dumpf riechenden Möbeln sah sie durch ein vergittertes Fenster in einen engen Hof; über sich hörte sie einen Papagei kreischen und zankende Frauenstimmen; die Wand gegenüber war fensterlos, und an einer Leine hingen bunte Röcke und Strümpfe. Noch ermattet von der Fahrt, wartete sie dort auf eine Gelegenheit zur Abreise und staunte nur, daß gerade sie so seltsame Schicksale erleben mußte. Am dritten Tag bat

ihr Wirt sie, hinaufzukommen, er habe Besuch. Sie wollte nicht, gab aber schließlich, um den weißhaarigen Mann nicht zu kränken, nach. In der oberen Stube saßen zwei Männer: der eine hatte ein bläulichrotes Gesicht, von einer grünen Mütze fiel ihm eine Troddel in den breiten Nacken; der andere sah blaß und ölig aus, doch war er würdig in Schwarz gekleidet mit schmutzig weißen Manschetten und Jabot; hinter dem Tisch saß ihre Hauswirtin in einem gelben Kleid, mit grünem Umhängetuch und hoher violetter Haube und goß Wein ein; aus dem Nebenzimmer tönte eine blecherne Musik zu einer schlechten Violine und Stimmengeräusch.

Sie blieb erstaunt stehen; während der Mann mit der Mütze sie angrinste, stand der Schwarzgekleidete höflich auf und machte ihr Platz; zaudernd setzte sie sich zur Wirtin aufs Sofa, die sie „mein Schützling, mein Herzchen!“ nannte und ihr Wein ins Glas goß. Sie dankte; in der Thür erschien für einen Augenblick ein Mann, der ihr der Kapitän ihres Schiffes zu sein schien, aber er war wieder verschwunden, ehe sie dessen gewiß war. „Also dreihundert Säcke!“ sagte der blasse Mann am Tisch. „Ohne Weiber!“ erwiderte der andere; die Wirtin warf ihm einen Blick zu.

Müde und verwirrt saß sie vor der schwälenden Lampe und den üblen Leuten, ihre Seele war wie gedückt und wehrlos in ihrem Schicksal und ihrer Armut. Da fühlte sie, daß sich ein Arm um ihre Hüfte legte. Sie sprang auf und schrie um Hilfe; aber man drängte sie zurück und eine Hand hielt ihr den Mund zu; Gestalten erschienen in der Thür; der schwarzgekleidete Mann beugte sich über sie und flüsterte, sie möge sich nicht fürchten und nur an ihn halten, es dürfe ihr nichts geschehen. Schon wieder geistesgegenwärtig gab sie nach und saß eine Weile still da. Wie die anderen sahen, daß sie sich ergab, tranken sie weiter; plötzlich wollte der Rotgesichtige sie küssen; sie stieß ihn mit solcher Kraft von sich, daß er vom Stuhl gegen den Ofen fiel und das Blut sogleich von seiner Schläfe quoll. Jetzt stürzten von allen Seiten Männer und geschminkte Weiber ins Zimmer. Laut rief sie, ob denn kein Ehrenmann da wäre, der die Tochter eines kaiserlichen Offiziers, die man hierher gelockt, befreien hülfe; dabei hatte sie ein Tischmesser ergriffen. Es hätte ihr kaum genügt, wenn nicht ein kriegerisch aussehender

langer junger Mensch, der lässig zwischen zwei Weibern an der Thür gelehnt hatte, jetzt vorgetreten wäre und die anderen von ihr zurückgedrängt hätte. Da standen auch schon der Hauswirt, der Seemann und zu ihrem Staunen auch der Schwager des Griechen da, den sie während der ganzen Überfahrt nie bemerkt hatte, und zeternten: sie hätten sie gekauft und von Aegypten hierher gebracht; mehrere drohten; der Blutende und Verschwoffene erhob sich vom Boden und kam erbozt mit türkischen Augen auf sie zu; aber der junge Mensch nahm seinen Degen aus der Ecke des Zimmers, faßte den Wirt bei seinem weißen Schopf und rief: ob sie nicht wüßten, wer er sei und daß er morgen das ganze Haus würde sperren lassen, wenn sie nur muickten?! Damit pfiff er einem Manne, der aus den Vorzimmern kam, und beide führten die Erregte unter dem Murren des Gesindels hinaus und die Treppe hinab auf die Straße. An der nächsten Ecke fanden sie einen Wagen und fuhren mit ihr davon.

Der andere Morgen fand sie aus tiefstem Schlaf erwachend in der Kammer des Offiziers; ein einziges hohes Fenster öffnete sich auf die sonnige Straße, sie konnte die Schritte der unten Gehenden hören. Im Zimmer lagen Waffen, Stöcke, Stulphandschuhe und Sporenstiefel, Karten und Bücher in Unordnung auf der Erde wie auf Tischen und Stühlen, Mäntel und Kleidungsstücke hingen übereinander an der Wand und in den Ecken und alles roch nach Tabak- und Pfeifenrauch. In der Mitte des Wustes saß sie, noch immer in ihrer türkischen Kleidung, auf dem Bett, bleich, mit gelösten Haaren.

Es pochte an der Thüre; ein alter Mann mit vorgebundener weißer Schürze trat ein, der ihr auf silberner Tasse eine Schokolade brachte und fragte, ob der „Signor Tenente“ ihr seine Aufwartung machen dürfe. Sie machte sich, so gut sie konnte, zurecht.

Nun erst sah sie den jungen Mann von gestern genauer. Er hatte ein angenehmes langes Gesicht, das nur ganz wenig blatternarbig war; eine lässige Kraft in den Bewegungen, ungelenke Höflichkeit in den Worten. Er fragte, wie sie geruht, bedauerte, daß er ihr kein besseres Zimmer als das seine bieten können, das freilich schlecht genug sei. Ihre Rettung war ihr noch so wunderbar, seine Bescheidenheit so rührend und

sie selbst so erregt, daß sie bitterlich zu weinen anfang. Das machte ihn unruhig.

Sie erzählte ihm dann das Allernötigste von ihren Schicksalen. Er sagte ihr, daß er Hans von Schöneck heiße, erst seit vier Wochen hier in Garnison und Adjutant des Kommandeurs sei. „Der Name des Obersten Uhlop sei ihm wohlbekannt, er sei glücklich, seiner Tochter . . .“ hier brach er ab und bemerkte, „zunächst werde sie europäische Kleidung haben müssen.“

Er brachte sie sicher unter und sorgte mit Zartheit für sie. Die zur Reise nötigen Papiere und die Gelegenheit waren nicht so leicht zu beschaffen, schon wegen des noch immer währenden Kriegs und der Pest in den südlichen Ländern, gegen die scharfe Absperrung war. Doch schien ihr, als bemühe er sich nicht eben eifrig darum. Er sagte ihr indessen selbst, es geschehe aus Vorsicht, ihr Dasein geheim zu halten; sie würde sonst ein Spektakel für die ganze Stadt werden, und das wolle er nicht. Dann fragte er, was sie denn in Wien erwarte? Sie erwiderte, als brotlose Offizierswaise werde sie wohl irgendeine bescheidene Stellung suchen, sie vielleicht bei Verwandten finden . . . und ihr selbst ward bange bei diesem Ausblick. Er aber ging im Zimmer auf und ab und stieß zuletzt einen Fluch aus; er bat sie aber sogleich um Verzeihung: er habe in den Jahren etwas wüßt gelebt, was ihm jetzt leid tue. Zugleich wurde er feuerrot.

Sie sah, wie es um ihn stand, und schüttelte den Kopf. Er sprach nicht mehr viel und ging dann rasch fort.

Tags darauf kam er in Paradeuniform gekleidet wieder und fragte sie feierlich, ob sie seine Frau werden wolle?

„Nein,“ sagte sie, „niemals!“

Er blickte nach der Wand, stand endlich auf, sagte mit veränderter Stimme: er werde ihr die Papiere zur Reise schon schaffen, und ging.

Aber sie hatte sich wohl auf dem Schiff ein Fieber geholt, das jetzt gefährlich ausbrach; in den irren Träumen, die sie quälten, redete sie viel in türkischer Sprache, und die sie pflegten, verstanden sie nicht. Eines Tages wachte sie ganz klar auf und sagte zu dem ihrem Bette gegenüberstehenden Schöneck „Guten Morgen!“ Ein Leuchten flog über sein Gesicht, aber sie war noch zu schwach und schloß die Augen wieder, und nach einer Weile fragte sie: wo man den Vogel hingetan? Sie wußte

genau, daß sie in all der wirren Traumzeit den toten Falken gesehen hatte. Einmal, als sie schon viel wohler aus ruhigem Schlaf erwachte, sah sie Schöneck am Feuer stehen und die Kohlen schüren; dann ging er auf den Zehenspitzen durch das Zimmer, ein Glas mit Gewürzwein holen, das er mit ungeschickten Fingern am Feuer für sie zu wärmen suchte; und da er sich immer wieder dabei verbrannte und die Finger zurückzog, mußte sie lachen; dann aber rief sie ihn heran und küßte in plötzlicher Rührung seine Hand; er sank vor ihrem Bette nieder, dankte ihr für ihre Genesung und sprach leidenschaftliche Worte. Sie schwieg und hob schwach abwehrend ihre Hand, aber in den nächsten Tagen lag sie sinnend und fragte ihn viel nach seiner Kindheit und seinem Leben.

Sie war schon aufgestanden und fuhr zum erstenmal in einem Wagen aus, den er für sie besorgt hatte: da fragte er sie, als sie schweigend dem Meer entlangfuhren, wieder, ob sie seine Frau werden wolle.

Wiederum sagte sie „nein“, aber gleichzeitig küßte sie seinen Mund; und als sie allein in ihrem Zimmer war, sagte sie laut zu sich selbst: „Der Falke ist tot“, und es war ihr nach ihrer Krankheit, als wäre Afrika und alles, was sie dort erlebt, ein Traum gewesen.

Sie sah, wie er sich verzehrte, und da es nicht in ihrer Natur lag, Flammen zu schüren, so ließ sie ihn nicht lange dürsten, sondern gab sich ihm ohne Tränen und Zieren.

Mit ihm aber ging sogleich eine Veränderung vor: er war glücklich und aufmerksam, aber sie fühlte, daß sie ein Abenteuer für ihn geworden war. Er war, als er sie einmal besaß, den Gedanken und Blicken der Leute unterworfen; und während seine Meinung von ihr litt, quälte ihn auch, da sie und sein Verhältnis zu ihr nicht unbemerkt bleiben konnten, Sorge und Eifersucht. Als er für einige Wochen verreisen mußte und sie nicht mitnehmen konnte, da es dienstlich in Begleitung des Kommandeurs geschah, ließ er sich so viele Versprechungen von ihr geben und schrieb ihr so vieles für ihr Verhalten vor, daß sie belustigt zugleich und gekränkt war. Liebedürstend und forgerfüllt kam er wieder. Sie sagte ihm, er brauche nicht eifersüchtig zu sein, und sprach beruhigend zu ihm, wie zu einem unwilligen Knaben. Er aber, der wußte, daß mehrere Offiziere und Edelleute der

Stadt ihr nachstellten, fragte sogleich, ob sie dem Grafen Porzia nie begegnet sei und ihn nie gesprochen hätte. Sie verneinte es, und da er weitere Fragen stellte, sagte sie, sich erinnernd, vor zwei Tagen seien Blumen für sie gekommen, die noch im Fenster stünden. Sie habe die schönen Blumen genommen und weiter nicht darauf geachtet; von wem sie kämen, wäre nicht gesagt worden. Sie sah, daß er weiß im Gesicht wurde vor Wut. Er stieß die Blumen mitsamt dem Glase zum Fenster hinab und schritt drohend auf sie zu. Sie aber stand empört auf und sagte, wer immer der Spender der Blumen gewesen, jedenfalls sei er ein artigerer Mann als er: er möge nur wieder abreisen, wenn er in dieser Laune gekommen sei. Damit drehte sie ihm den Rücken zu. Schöneck wurde bedrückt und begann sich zu entschuldigen. Sie stellte ihm vor, wie sehr sie ihm vertraut und ihr Schicksal ihm anheimgegeben hätte, wie schändlich es von ihm sei, dies mit ebenso kränkendem als unsinnigem Verdacht zu lohnen . . . und der große starke Mann lag bald zu ihren Füßen und hielt ihren Leib umschlungen, während sie, das Kinn auf die Hand gestützt, unmutig zum Fenster hinausblickte. Er entschuldigte sich mit seiner übergroßen Liebe, und zuletzt küßte sie ihn auf Stirn und Mund und dachte dabei, wie lange sie sich nicht daran hatte gewöhnen können, ein bartloses Gesicht zu küssen. Wieder sagte sie ihm, er möge ohne Furcht sein, sie habe ihn lieb und keinen andern; nur ein einziger Mann auf Erden hätte ihm je gefährlich werden können, der aber sei, wie sie nicht zweifeln könne, ein Toter.

Dies genügte, ihn aufs neue zu erregen. Er sprang auf, machte heftig ein paar Schritte durch das Gemach und fragte dann gereizt, wer dieser Mann gewesen sei?

Sie hatte ihm einmal gesagt, sie wäre in der Gefangenschaft gut behandelt worden, möge aber nicht davon sprechen. Und aus Gehorsam oder aus Angst, zu viel zu hören, hatte er nicht weiter geforscht. Jetzt verlangte er mehr zu wissen, und ob sie um dieses Toten willen nicht seine Frau habe werden wollen?

„Nein“, erwiderte sie, sie hätte es nicht für recht und erlaubt gehalten . . . und da er sie fragend ansah, wurde sie ein wenig rot und sagte: er müsse doch wissen, daß sie nicht wie . . . ein junges Mädchen gewesen . . . als sie die Seine geworden . . .

Er stieß seinen bespornten Fuß so heftig auf den Stein-

boden, daß die kleinen Mosaikplättchen heraussprangen. „Ja, ja!“ sagte er durch die Zähne. Er forderte, daß sie ihm nun alles erzählte.

Sie schüttelte den Kopf und sagte: er möge begraben lassen, was tot und kaum mehr wahr sei. Sie sei ganz fein, so gut, als ob sie sein angetrautes Eheweib wäre; aber sie habe es nicht für recht gehalten, ihn an sie zu fesseln; wenn er sie verlassen wollte, er sei frei!

Das sei ein Beweis, daß sie ihn nicht liebe! rief er.

Sie sah gequält auf und erwiderte: er wisse gut, wie unglücklich sie sein würde, ihn zu verlieren, da sie sonst nichts auf der Welt hätte . . . und sie stand auf und, ihre Arme mit seinen verschränkend, bat sie ihn, vernünftig zu sein und seiner und ihrer zu schonen.

Er schwieg; sie setzte sich und nahm eine Näharbeit auf, die sie bei seinem Kommen unterbrochen hatte. Draußen war hell und im Zimmer Dämmerung; es war lange still; auch er hatte sich in einen niederen Stuhl gesetzt, die Beine weit vor sich gestreckt, den Rücken gekrümmt, mit dem vorgebeugten Antlitz auf seine Schuhspitzen starrend, an denen er mit seiner Reitgerte herumspielte. „Und wenn jener Mann wiederkäme?“ fragte er endlich.

Da sprang sie erschrocken auf. Sie hatte das Gefühl, daß sie sich, daß sie ihn nicht kannte; aber sie sagte nur langsam: „Die Toten kommen nicht wieder!“ Dann begann sie zu weinen und bat ihn, fortzugehen.

Wütend über sich und sie, ging er in der Tat. Er ließ sein Pferd satteln und ritt ins Freie, um vor der Stadt dem Grafen Porzia zu begegnen, der, ohne auf sein unheil kündendes Gesicht zu achten, sich ihm anschloß. Schöneck ritt schweigend und gab dem Grafen nur sehr einsilbige Antworten, bis dieser sein prachtvolles Pferd bewunderte und sagte: er habe eben immer Chance, beim Kommandeur, in der Reitkunst und in seinen Amours.

Er möge gefälligst seine Amours, und so es ihm recht sei, auch alles andere, was ihn angehe, ungeschoren lassen, antwortete Schöneck grob; und da Porzia ihn „einen deutschen Bären“ nannte, schrie er: nun, wenn er ein Bär sei, dann möchten welsche Raketen sich vor ihm hüten, die allerdings nie so viel Mut

als Tücke hätten! Der Graf wurde ein wenig blasser, grüßte flüchtig und ritt davon.

Sie schlugen sich am anderen Tage. Obgleich nicht viel Schaden dabei geschah, weil beide vortrefflich fochten, so hatte es doch, schon weil auch zwischen anderen Offizieren und Schöneck eine offenkundige Spannung bestand, die Folge, daß er verseht wurde.

Er war darüber erfreut und sie folgte ihm zu kurzem Aufenthalt nach Wien und dann nach Peterwardein, wo er zum Rittmeister ernannt wurde. Wieder begehrte er, da sie nun in eine Stadt kämen, in der niemand etwas von ihnen wüßte, sie möge seine Frau werden.

Sie weigerte sich. Wenn er gut zu ihr wäre, sagte sie, mache ihr das Verhalten der Menschen nichts aus. Übrigens begegne man ihr überall freundlich. Und so war es auch. Selten geschah ihr etwas Mißfälliges. Und Schöneck gestand sich, daß keine Edelfrau so ging und solche Haltung hatte wie sie. Man gewöhnte sich daran, sie als seine Frau anzusehen. So, wie sie sich an sein bald raubes, bald zärtliches Wesen gewöhnt hatte. Daß er manchmal bis zum Übermaß trank und immer rauchte, das verzieh sie ihm gern; schließlich taten das die Offiziere alle. Sie führte sein Haus liebevoll und gut, und wenn sie hoch und schlank neben ihm ausritt, folgte ihm der Neid der Männer.

Einmal aber faßte sie ein junger Offizier ins Auge, der eben erst in die Garnison gekommen war, und rief: „Das ist die Margit Uhlop!“ Er hatte sie einst in Wien gekannt. Sie hatte sich, als sie jetzt wieder dort gewesen, völlig verborgen gehalten und war nur manchmal des Abends an Schönecks Arm, nicht ohne eigentümliche Empfindungen, an dem Ursulinenstift vorübergegangen, wo sie als Mädchen mit anderen Fräuleins Unterricht empfangen, an den Häusern, in denen sie Bekannte vermuten konnte. Nun war ihr einer hierher nachgekommen. Sie sah an ihm vorbei und ritt weiter.

In der Folge aber begann auch hier ein Geflüster, das sich mehr noch gegen Schöneck als gegen seine Geliebte richtete, bis er in besonderer Unterredung dem Kommandanten darlegte, daß nicht an ihm die Schuld lag, wenn er mit der Tochter des

Obersten Uhlop in einem so unregelmäßigen Verhältnis lebte. Als aber einer der Offiziere sich gegen sie vergaß, schlug er ihn nieder und schoss ihm dann im Duell den Arm entzwei. Man begann seinen Zorn zu fürchten, und da er zudem ein ausgezeichnete Offizier war, ließ man beide in Ruhe.

Es war schon seit längerer Zeit Friede geschlossen worden, kam aber noch immer vor, daß die Bergstämme oder türkische Räuber die Grenze überschritten, und Verhandlungen mit dem Wali des Wilajets oder irgendeinem Pascha an der Grenze nötig wurden. Da aus solchem Grunde eine Abordnung in die Festung kam, geschah es, daß Margit in der stillen Straße, die aus der unteren Stadt zur Festung hinaufführte, einer Schar türkischer Reiter begegnete. Ihr Herz hörte auf zu schlagen, als sie die herrlichen buntgeäumten, langmähnigen und langschweifigen Rosse, die breiten bunten Bügel, die Turbane und Büsche der Männer sah. Während sie regungslos dastand, ritten jene vorüber, die einen unbekümmert mit unbeweglichen Mienen, andere über die schöne Christin lächelnd. Erst, als alle vorbei waren, erwachte sie aus ihrer Erstarrung und sah ihnen nach wie einem Gesicht. Da ritt ein Letzter, Versprengter die Straße herauf, und nun kam es über sie: sie rief ihn auf türkisch an, und alle Sehnsucht ihrer Seele war in dem Gruß, den sie ihm bot.

Der Reiter hielt; es war ein noch junger Mann, mit einem kühlen Kriegergesicht unter dem weißen Turban. Sie hieß ihn willkommen, fragte nach seiner Heimat, fragte Dinge, die ein Landsfremder nicht fragen konnte, und da er ihr gelassen Rede stand, fragte sie zuletzt mit bebender Zunge nach Achmed Seyfid Pascha, und vernahm, daß er nach einiger Zeit der Ungnade und Gefangenschaft beim Großherrsnn wieder zu Ehren gekommen und im Augenblick nicht allzuweit von ihr entfernt in irgendeinem Auftrage sich zu Skodra befände.

Zitternd, weinend kam sie nach Hause. Sie dankte Gott, daß sie nicht Schönecks Frau geworden, dankte Gott, daß sie kein Kind hatte. So abgetan war die Gegenwart für sie, so deutlich sah sie den Garten mit den stillen Höfen und den brennenden Blumen um sich, so brannte jenes erste süße Fieber in ihrem Blut, daß sie Schöneck, als er sie fragte, was ihr sei,

sosfort und unbedenklich antwortete, daß alles zu Ende, daß der andere Mann am Leben sei und sie zu ihm zurück müsse.

Der Rittmeister brüllte auf. Dann faßte er sie am Arm und fragte, ob sie wahnsinnig wäre. Sie sprach in begütigendem Ton; er ward ganz weiß und wollte mehr wissen, aber sie wollte mehr nicht sagen. Er drohte und bat; sie sah, daß er die Tränen verbiß; dann geriet er in rasenden Zorn. Ob sie eine Christin sei, fragte er, ob sie denke, daß die Türken ihren Vater umgebracht, ob sie denn Scham und Zucht und Treue gar nicht kenne? Als sie wiederholte, daß sie nur wisse, daß sie fort müsse, nannte er sie eine Hure, die er aus dem Bordell nicht hätte holen sollen, in das sie gehörte. Und da sie diesen Schimpf mit verächtlicher Miene und Handbewegung abtat, schlug er sie mit seinem Reitstock und dann mit den Fäusten. Sie wich ein wenig zurück und hielt die Hand vors Gesicht; sie fühlte den Schmerz und fühlte ihn nicht; sie suchte sich seiner Mißhandlung nicht zu entziehen, sondern sah ihn nur, den Arm senkend, mit heißen, fremden Augen an, bis er sie plötzlich wieder umarmte und zu küssen versuchte und beschwor, bei ihm zu bleiben.

„Ich kann nicht“, sagte sie.

Da trat er zurück und fluchte; er werde sie den Hunden von Türken, den verdamnten Schweinen nicht ausliefern, er habe schon zu lange geflennt, nun werde er ihr den Mann zeigen. Damit schloß er sie ein und ging.

In dieser Stimmung kam er auf den Platz und goß, vor dem Caféhaus sitzend, ein paar Gläser hinab, dann starrte er auf die sonnenbeschienenen Steine und den Turm, der sich vor ihm in die blaue Luft hob. Indessen waren einige der türkischen Abgesandten auf den Platz getreten, und einer kam an Schöneck vorbei, der kaum, daß er ihn sah, ihm mit verzerrtem Gesicht einige ungarische Schimpfworte nachschrie. Der Moslem wandte sich um und spie vor dem trunkenen Christen verächtlich aus; da warf ihm dieser das Glas an den Kopf. Der Türke hatte schon den Säbel gezogen, aber andere Offiziere, die Schönecks wahnsinniges Gebaren mit angesehen hatten, sprangen dazwischen; Lärm entstand, der Kommandeur erschien und ließ, den Gesandten Genugthuung zu geben, Schöneck den Säbel abnehmen und ihn vorläufig in Arrest abführen.

Das kam Margit zugute. Unter dem Vorwand, sich einer Wallfahrt nach Mariafchnee anzuschließen, die eben die Stadt verließ, gelang es ihr, zu entkommen und mit irgendwelchen Schiffsleuten die Donau hinabzufahren. Nach hundert Schwierigkeiten und Gefahren, über die nur ihr unbezwinglicher Frauenwille sie wie eine geheime Macht hinwegführte, fand sie dann einen jüdischen Kaufmann, der einen Geleitbrief hatte und der auf ihre Versicherung, sie gehöre Ahmed Seyjid Pascha und er werde sich in hohe Gunst setzen, wenn er sie zu ihm bringe, ihr auf einem seiner Wagen einen Platz schaffte. Da die Jahreszeit günstig war, kam sie ohne weitere Anfechtung ziemlich rasch nach der Stadt, in der jener war.

Am Fuß steiler schneebedeckter Berge sah sie einen See, über dem Vögel kreisten, und eine Stadt in bläulichem Schatten liegen. Ein flaches Boot führte sie über das dunkle Wasser. Dann sah und wußte sie nicht mehr viel; man sagte ihr, der Pascha wäre auf der Jagd; wie eine Muselmännin verschleiert, wartete sie bewegungslos vor seinem Hause und hörte dann nur seine Stimme „Sabach-Gülü!“ sagen, als sie ihn anrief.

Dann folgte sie ihm ins Haus.

Zu seinen Füßen liegend, zog sie seine Hände zu sich herab und strich mit ihnen über ihre Wangen, preßte sie an ihre Brüste. Als die ersten gestammelten Zärtlichkeiten vorüber waren, begannen sie, einander unterbrechend und verwirrend, zu erzählen, er, was ihm widerfahren, sie, wie sie auf ihn gewartet hatte und zuletzt entflohen war. Und liebevoll fragte er: „Warst du treu?“

Sie fühlte eine leichte Verwirrung. „Ja!“ antwortete sie, „und doch auch nein! Nicht treu und doch treu!“ Aber sie sah, wie sein Gesicht sich veränderte und in die großen Augen etwas Kalt Drohendes trat.

Bis ins Herz drang ihr diese Kälte und schien sie zu lähmen, sie bewegte ein paarmal ihr Haupt und strich mit der Hand ihr Gewand zurecht, dann all ihre Seelenkraft in ihre Worte drängend, versuchte sie zu erzählen. Aber sie hatte noch nicht viel gesprochen, als er mit Abscheu aufsprang und sie finster von sich wies. Sie wollte ihn festhalten und fühlte doch, daß sie sich dem Manne nie begreiflich machen würde, der sie mit dem Fuße wegstieß, sein Gewand aus ihren Händen riß und ging.

Aber sie sah auch, daß er sich noch einmal leidenschaftlich nach ihr umwendete; und sie rief: „Herr, nimm mich zu dir, und dann magst du mich töten wie den Falken!“

Und er nahm sie mit sich, und am anderen Morgen tötete er sie wie den Falken.



Von Karl Federn sind folgende Werke erschienen:

im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin:

Zwei Novellen. 1899

Neun Essays. 1900 (3. Z. vergriffen)

Rosa Maria. Roman. 1901. 2. Aufl. 1925

Jahre der Jugend. Roman. 1904

in Vorbereitung: Heinrich von Kleists Lebensgeschichte

im Verlag von Georg Müller in München:

Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte. 1904
(3. Z. vergriffen)

Der Chevalier von Gramont. 2 Bände. 1910 (3. Z.
vergriffen)

Schriften und Briefe des Herrn von St. Evremond.
2 Bände. 1912 (3. Z. vergriffen)

Mazarin. 1922

im Verlag von S. Fischer in Berlin:

Die Flamme des Lebens. Roman. 2. Aufl. 1906
(3. Z. vergriffen)

im Euphorion-Verlag in Berlin:

Das Neue Leben des Dante Alighieri. 1921

im Verlag „Die Schmiede“ in Berlin:

Ein Justizverbrechen in Italien. Der Prozeß Murri-
Bonmartini. 1925 (neue Ausgabe)

im Wegweiser-Verlag in Berlin:

Das Zeitalter Dantes. 4. Ausgabe 1925 (mit dem
Strindbergpreis gekrönt)

im Verlag von Karl König in Wien:

in Vorbereitung: Richelieu

Die Verbannten

Es war an einem Sommerabend im Jahre 1808. Auf der Terrasse eines österreichischen Schlosses saßen Menschen, die, von den Stürmen jener Zeit entwurzelt und fortgerissen, durch manche Zufälle hier zusammengetroffen waren. Neben dem schlanken hochgewachsenen Hausherrn mit dem schmalen feinen Kopfe saß schwergebaut, mit breitem rotem Gesicht, ein deutscher Fürst, der seinen Thron verloren hatte. Zu seiner Rechten saß, noch dunkelhaarig, im langen weißen Kleide die Hausfrau, neben ihr auf der anderen Seite ein französischer Bischof, der mit Lächeln und mit geistlicher Zurückhaltung ihrer jugendlichen Tochter Liebenswürdigkeiten sagte. Etwas abseits am Steingeländer stand der Adjutant des Fürsten mit einem preussischen Offizier, der in die österreichische Armee überzutreten beabsichtigte, im Gespräch über die letzten Nachrichten aus Madrid. Der Generalvikar des Bischofs saß zurückgelehnt und nachdenklich in seinem Stuhl und hörte seinem Landsmann, dem Marquis von Faverolles, zu, der mit einiger Erregung davon sprach, wieviele ihresgleichen heute an den verschiedensten Stätten im Norden und Osten Europas geflüchtet säßen, und wie gemein das Schicksal gefallener Macht geworden, das einst unerhört erschienen wäre.

„Und ist doch auch vorgekommen,“ sagte der Abbé, „und ich könnte Ihnen davon erzählen. Seltener und seltsamer noch war es freilich.“

„Sie sollten es erzählen“, erwiderte der Marquis aus Höflichkeit. Aber die Hausfrau, die herübergehört hatte, da der Fürst neben ihr sich in seiner trüben Stimmung mit dem Wein allein zu erheitern suchte, bat ihn ernstlich darum. Und da auch die andern, deren Gespräch sich eben nur hingeschleppt hatte, einstimmt, und der Bischof selbst ihm zunichte, begann er zu erzählen.

„Ich führe Sie“, sagte der Abbé Chazin, „in eine untergegangene Welt zurück. Und doch liegt sie kaum hinter uns, und wenn wir nicht solch eine Sündflut der Ereignisse erlebt hätten, wäre sie beinahe noch die unsere. Aber wo sind die Hügel und Wiesen unserer Kindertage? Damals schien eine andere wärmere Sonne, und ruhigere gelassenere Menschen wandelten unter ihr.“

Ich verbrachte den Sommer bei meinem Oheim, dem Pfarrer von Saint-Eloi. Seine Güte und die Empfehlung des Herrn Marquis von Saint-Eloi hatten mir einen halben Freiplatz im Seminar von Sens verschafft; aber die Ferien auf dem Lande waren lang und angenehm. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends vom Feld nach Hause kam, — die schrägen Sonnenstrahlen fielen auf den stillen Marktplatz, und nur der große gefleckte Hund des Wirts zur Glocke lag träge am Gartenzaun, als mit schwerem Rasseln ein Wagen, von der Landstraße einbiegend, über das schlechte Pflaster fuhr und vor dem Tore der Wirtschaft hielt. Es war ein großer brauner Reisewagen, von drei mageren Gäulen gezogen, auf knirschenden, wackeligen, schiefgefahrenen Rädern, um die brüchige rostige Eisenreifen gelegt waren. Lackierung und Farbe waren an vielen Stellen abgesprungen, so daß der Wagen krank und fleckig ausah, und abgebrochen waren die einst vergoldeten Knäufe an den Ecken des Daches. Neben dem barfüßigen Kutscher, der die Tiere zu einer letzten Anstrengung getrieben hatte, saß ein Diener in einer uralten, abgetragenen und verfärbten Livree, der jetzt mühsam herabkletterte und den verklemmten Schlag zu öffnen suchte. Gleichzeitig kam ein zweiter Wagen von der Landstraße, mit einem Pferd und einem Ochsen bespannt, auf dem unter einer vielfach geflickten grauen Leinwanddecke einige alte Truhen, Koffer und Bündel lagen. Der Hund hatte einmal kurz gebellt, der Wirt war, hemdärmelig, die kurze Schürze vorgebunden, auf die Türstufen getreten, und eine Anzahl barfüßiger und holzschuhtragender Jungen hatte sich angesammelt. Ich stand unter ihnen. Mein Onkel, der Abbé Chazin, war, vom plötzlichen Lärm gestört, einen Augenblick am Fenster des Pfarrhauses erschienen und sah herüber, aber ich glaube, er kehrte bald wieder zu seinen Büchern zurück. Nach mehrmaligem Zerren und mit Nachhilfe von innen hatte der Diener den Schlag, an dem noch

die Reste eines Wappens sichtbar waren, aufbekommen, und ein Mann in einer schäbigen, fremdartig geschnittenen Soutane, unter dessen Hut glänzende weiße Haare auf tiefgefurchte, aber noch immer schöne Züge fielen, stieg aus dem Wagen, sah sich nach dem Wirt um, der mit verzogenem Munde steif und dick da stand und auch nicht die Kappe zum Gruße lüftete, wendete sich dann zum Wagen zurück und redete laut in fremder Sprache durch das Fenster. Erst kam keine Antwort, dann hörte man eine dünne Greisenstimme; der Geistliche kehrte sich wieder dem Wirt zu und sagte auf Französisch: „Ihre Herrlichkeiten werden sofort aussteigen“.

Ohne hierauf zu antworten oder eine Miene zu ändern, sah der Wirt zu, wie der Geistliche nach dem zweiten Wagen ging. Von einem aus Heu und alten Decken geschaffenen Sitz unter dem Leinwanddach erhob sich ein Frauenzimmer, stieg über das Brett, auf dem der Kutscher saß, und schwang sich herunter. Sie trug eine fremde schwarz und rote Tracht, das Haar hochfrisiert mit großen Nadeln darin, einen hochgesteckten dunklen Schleier und auffallend kleine Schuhe. Sie mochte etwa sechs- oder acht- undzwanzig Jahre alt sein, ihr Haar war schwarz, das Gesicht olivenfarben, von einer finsternen Schönheit. Ein etwa sechzehnjähriger Junge, ebenso dunkel und ernst wie sie, folgte auf dem gleichen Wege; der Kutscher reichte ihnen einen großen Ballen herunter; die Diener rollten einen verbläuten und zerschlagenen Teppich auf und breiteten ihn vom Schlag des ersten Wagens über die Torstufen des Hauses; dann halfen alle einem gebrechlichen, in einen alten Pelz gehüllten Greis und einer schwer lechenden, ebenso eingemummten, alten Dame mit aufgeschwemmten ausdruckslosen Zügen aus dem Wagen. Es brauchte Zeit und Mühe, bis die breiten Röcke der Dame durch die Wagentüre gefördert waren; indessen fragte der Geistliche den Wirt, wie weit es noch bis zum alten Park sei, und ob der Herr Marquis von Saint-Eloi nicht Weisung für Ihre Erzellenzen gegeben, die er als seine Gäste erwarte.

Jetzt erst zog der Wirt die Mühe und verbeugte sich, jetzt erinnerte er sich, daß das Haus im alten Park schon vor guter Zeit in Stand gesetzt worden; es war auch ganz nahe, aber die Schlüssel habe Monsieur Dubec, der über Land gefahren sei, und

zögernd fragte er, ob die Herrschaften so lange bei ihm absteigen wollten.

Der Geistliche redete zu den alten Leuten, die schwerhörig schienen, laut in ihrer Sprache, der alte Herr nickte, und beide schritten, von der Dienerschaft unterstützt und gefolgt, über den Teppich ins Haus.

Die Kutscher aber fuhren mit den Wagen ohne weiteres in den Hof ein.

Der Wirt und sein Gesinde sahen einander an; sie wußten scheinbar nicht, ob sie lachen oder staunen sollten. Die Weiber in der Küche redeten laut und viel, aber einen Vers auf die Sache fand niemand. Ich ließ mir am andern Tag erzählen, wie die beiden Alten und der Geistliche sich an die Tafel gesetzt und der Geistliche ein Gebet gesprochen, während die Dienerschaft sich hinter die Stühle ihrer Herrschaft stellte und die Speisen für sie zerkleinerte; während des ganzen Mahles wurde kein Wort gesprochen. Als sie geendet hatten, leuchteten Diener und Kammerfrau ihnen in die Schlafzimmer, kamen dann zurück und aßen selbst und redeten nur selten und dann in schrillen lehlhaften Lauten. Nachher setzte die dunkelhaarige, dunkel gekleidete Kammerfrau sich an den Kamin und starrte in die Flammen. Nicolas, der Sohn des Wirts, der ein schmucker Bursch war, trat zu ihr und wollte ihr Schönheiten sagen und ein Gespräch anknüpfen, aber die Fremde warf ihm einen Blick solcher Verachtung zu, daß er betroffen weiterging. Bald darauf erhob sie sich und stieg, ohne sich nach jemandem umzusehen, gleichfalls die Treppe hinauf.

Am nächsten Morgen kam Monsieur Dubec und dienernte und bestellte und befahl; er beglich die Rechnung des Wirts, und die Wagen fuhren aus dem Hof des Gasthauses unter dem Gassen der Leute nach dem alten Park und verschwanden darin.

Vom Gittertor ging eine dicht bewachsene Allee zum Hause; sonst war der Park von einer hohen Mauer umgeben. Nach den Anordnungen Herrn Dubecs wurde Fleisch und Brot, und was sonst nötig war, nach dem Pavillon geliefert und dem Pförtner am Parkeingang abgegeben. Die Fremden kamen nicht einmal zur Kirche, sie hielten ihren Gottesdienst in der Hauskapelle ab. Die Diener oder die Kammerfrau erschienen gelegentlich im Dorf, aber sie waren wortkarg und sprachen in mangelhaftem

Französisch nur das nötigste. Herr Dubec sagte nichts und behauptete, nichts zu wissen, als daß der alte Mann ein großer Herr aus Spanien sei. Die Leute glaubten es halb, halb zweifelten sie; auf den spanischen Bettelstolz wurde mancher Wiß gemacht.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft brach eine Krankheit unter den Fremden aus. Der Wagen des Arztes aus Garcheville hielt mehrmals am Parktor, aber er trat ins Haus und fuhr wieder weg, ohne etwas zu erzählen. Die Diener erkrankten nach der Herrschaft und fast alle zugleich; in dieser Zeit wurde Baptiste, der Sohn des Sattlers, für die nötigste Arbeit aufgenommen, und der erzählte nachher einiges von dem Hauswesen der Fremden: der alte Herr sitze mit einem wachsgelben Gesicht den ganzen Tag in den Pelz gehüllt und nicke mit dem Kopfe, als wäre er eine Puppe, und murmle hie und da etwas; auch die alte Dame spreche mit sich selber, wenn sie sich allein glaube, und weine oft; die Kammerfrau lese abends bei einer Kerze aus den Karten und einmal habe sie dabei laut aufgejubelt; da Baptiste jedoch von dem, was die Fremden sprachen, kein Wort verstanden hatte, so bot, was er erzählte, keinen Schlüssel zu ihrem Geheimnis.

Der Geistliche war von allen am schwersten erkrankt, so daß Baptiste eines Abends eilig im Pfarrhof erschien, weil jener die Sterbesakramente verlangt hatte; aber mein Onkel, der Abbé Chazin, war über Land gefahren, und als er endlich kam und sich eilends hinbegab, war der Anfall vorüber, und der Kranke hatte nicht mehr den Wunsch zu beichten oder das Viaticum zu empfangen, und der Abbé kehrte kopfschüttelnd nach dem Pfarrhof zurück.

Vielleicht zehn Tage später war der Herr Marquis von Saint-Eloi aus Paris in seinem Schloß eingetroffen, das etwa eine halbe Stunde vom Flecken entfernt, weiß und feierlich auf einem Hügel lag, und am Tage darauf kam er, von einem Herrn mit einer Hakennase und tiefliegenden funkelnden Augen begleitet, in seiner sechsspännigen Karosse vorgefahren, und beide machten im Pavillon einen feierlichen Besuch. Mehrere Ortseinwohner, die am Parkeingang gewartet, bis sie wieder herauskamen, hatten deutlich gehört, wie der Herr Marquis den andern Herrn gefragt hatte: „Nun, was sagen Sie, Chevalier?“ — „Es ist erstaunlich!“ hatte dieser geantwortet, dann waren sie eingestiegen und nach dem Schlosse zurückgefahren.

Herr von Saint-Eloi hatte auch seinen Gästen eine Karosse und schöne Pferde zur Verfügung gestellt. Herr Dubec versorgte sie mit geeigneter Dienerschaft, die im Stall, in der Küche, im Vorzimmer verwendet wurden. Niemals kamen sie in die inneren Gemächer. Um die Person der Fremden waren nur ihre Landsleute beschäftigt. Der spanische Abbé kam bei uns vor- gefahren und machte meinem Oheim einen Besuch; er war weit feiner und vornehmer gekleidet; irgend etwas besonderes wurde bei diesem Besuche nicht gesprochen.

Etwa drei Wochen später sah man wieder einen auffälligen Fremden auf dem gleichen Wege, wie damals die beiden Wagen, kommen. Es war ein kräftiger untersehter Mann in mittleren Jahren mit einem breiten sonngebräunten Gesicht, großen scharfblickenden Augen, die unter dichten schwarzen Brauen lagen und einem breiten dicklippigen Mund. Er saß auf einem müden, staubbedeckten, aber wohlgebauten Pferde; zu beiden Seiten in den Satteltaschen hatte er große Reiterpistolen stecken. Auch er hielt vor der ‚Alten Glocke‘; in schlechtem Französisch, aber in gebieterischem Ton rief er den Wirt heraus; obwohl er nur ein ledernes Wams, einen einfachen derben, breiten Filzhut und eine Reithose trug, die in schweren kotigen Stiefeln steck, trat er herrisch auf. Sein Pferd versorgte er selbst, seinen Mantelsack legte er neben seinen Stuhl, als er das Abendessen bestellte und verzehrte, und trug ihn dann nebst den Pistolen auf sein Zimmer. Erst am nächsten Morgen fragte er, ob Seine Herrlichkeit, der Herr Marques von Balmacer, weit vom Wirtshause wohne.

Nach dem alten Park gewiesen, ritt er, während die Neugierigen ihm von ferne folgten und sich mähligh sammelten, mit all seinem Zeug dahin, beugte sich vom Pferd und zog an der alten rostigen Klingel. Der Pförtner kam, ein Diener aus dem Hause kam und starrte ihn an; sie redeten in ihrer fremden kehl- lautenden Sprache miteinander, und der Reiter reichte ein großes versiegeltes Schreiben durch das Gitter.

Dann saß er gleichmütig auf dem Gaul und wartete; schließlich stieg er ab und setzte sich auf einen runden Stein am Tor; die Zügel über den Arm geschlungen, nahm er eine braune kleine Zigarre aus seiner Rocktasche und rauchte, ohne den ausharrenden Kindern und erwachsenen Leuten einen Blick zu schenken.

Einmal pfiß er ein Lied vor sich hin. Das Pferd scharrte gelegentlich mit gesenktem Kopf oder fraß die Gräser am Wegrand.

Es mochte fast eine Stunde gedauert haben, dann sah man den Geistlichen schleppenden, aber raschen Schritts durch die Allee kommen, den Diener mit ihm. Der Geistliche blieb in einiger Entfernung vom Thor stehen und sah zu, wie der Diener das Schreiben, das der Reiter gebracht hatte und das in der Mitte entzwei gerissen war, durch das Gitter hinauswarf. Gleichmütig hob der Mann es wieder auf, sah es sehr genau an und steckte es in seine Brusttasche. Dann richtete er gelassen das Riemenzeug seines Pferdes und stieg in den Sattel. In diesem Augenblick erschien seitwärts aus dem Gebüsch die schwarz und rot gekleidete Kammerfrau, bekreuzigte sich und rief ihm, das verstand jeder, furchtbare Flüche zu. Er sah nach ihr, lächelte, erwiderte ein einziges Wort, das sie noch wütender zu machen schien, bekreuzigte sich gleichfalls, dann wendete er sein Pferd und ritt in kurzem Trabe davon und zum Dorf hinaus.

Der Marquis von Saint-Eloi war längst wieder abgereist, aber im Spätsommer kam er mit Gästen zur Jagd und wieder machte er in der gleichen feierlichen Weise im Pavillon seinen Besuch.

Jedesmal, wenn der Marquis im Schloß weilte, wurde auch der Abbé Chazin, mein Onkel, das eine oder andere Mal zur Tafel gezogen. Nicht damals, aber später hat mein Onkel mir jede Einzelheit dieser Geschichte erzählt, die er auch niederschrieb, so wie ich das Schloß, das seither, wie so viele andere, zerstört und niedergebrannt ist, in all seinen Räumen kennen gelernt habe. Die meisten Jagdgäste waren damals schon abgereist, und nur jener Mann mit der Hakennase und den tiefliegenden Augen, der den Marquis bei seinem ersten Besuche begleitet hatte, war noch anwesend. Sie saßen in dem hohen Speisezimmer mit den weißgoldenen Türen beim Champagner, als der Marquis den Pfarrer nach seinen Eindrücken von den Fremden im alten Park fragte.

Nun konnte mein Onkel nicht viel sagen. Er hatte bis dahin geglaubt, die spanische Sprache zu verstehen, er hatte den Don Quirote in der Ursprache gelesen, aber er hatte merken müssen, daß er, wenn die Fremden redeten, nicht viel davon verstand; er

hatte auch eigentlich nur mit dem Geistlichen gesprochen, und diesen im Fieber und sehr aufgeregte gefunden. Ihm schien, daß der Fremde ihm dann den Besuch gemacht, um den Eindruck jenes ersten Abends zu erforschen oder zu verwischen. Aufgefallen sei ihm, wie wenig Latein, kaum fürs Brevier reichend, der spanische Abbé wußte.

‚Dafür weiß er manches andere‘, hatte der Marquis erwidert, ohne jedoch diese Worte näher zu erklären. Sie waren dann in das sogenannte spanische Zimmer, eine kleine Galerie, gegangen, um den Kaffee zu nehmen. Sie ließen sich in den geschwungenen Armstühlen, auf denen in matter Seide gestickte bunte Vögel und Blumen leuchteten, vor einem mit flimmerndem Perlmutter eingelegten schwarzen Lacktischchen nieder, während der Diener aus dem vergoldeten Porzellan das schwarze duftende Getränk in die kleinen Tassen goß.

‚Das ist der Alcazar‘, sagte der Marquis, auf ein Bild an der Wand gegenüber weisend, auf dem ein weites Schloß unter dem dunklen Abendhimmel abgebildet war, während vor dem Portal ein Zug von Reitern mit Fackeln sprengten. Auf der anderen Seite hing, dunkelgrau auf seiner Steinfläche, kalt und riesig der Escorial; daneben von Lichtstrahlen der tausend Kerzen durchflutet, weihrauchdurchzogen, Chor und Hochaltar unserer Frau von Atoche. Dazwischen hingen Porträts von Herren und Damen in älterer spanischer und in neuer französischer Tracht.

‚Wie oft bin ich dort bei dem Abendgottesdienst gewesen, als ich noch Gesandter in Madrid war‘, sagte der Marquis, seinen Gästen die Bilder erklärend. ‚Wissen Sie, wer das ist?‘ fragte er plötzlich und wies mit einer lässigen Handbewegung auf das Porträt neben dem Gemälde, das die Kathedrale darstellte. Es war das Bild eines reich gekleideten Mannes, der die eine Hand, den Handschuh zwischen den Fingern, auf einen Tisch gestützt, aus kleinen Augen im gelblichen Gesicht, wie mit gewollter Strenge ins Weite blickte; um seinen Hals hing das goldene Vließ. ‚Sie wissen es nicht? Das ist Don José de Lemos, Herzog von Torrias, Grande von Spanien und erster Minister Seiner Katholischen Majestät. Und dies . . .‘ er wies auf eine wunderschöne junge Frau, mit Perlen und Spitzen geschmückt, im schweren Brokatkleid, ‚die Herzogin, seine Gattin, Camarera mayor Ihrer Majestät der Königin. Aber Sie kennen sie. Denn

heute wohnen sie nur wenige Schritte von uns entfernt und nennen sich der Marques und die Marquesa von Balmacer.'

„Ist's möglich?“ rief der Abbé nach einer Weile des Erstaunens.

„Das dritte Porträt besitze ich leider nicht, obwohl er oft gemalt worden ist, einmal sogar als Adonis neben einer . . . älteren Venus. Er war der schönste junge Mann des Hofes.'

„Doch nicht, Gnädiger Herr . . . ?“

„Der Abbé von Azafas. Er hoffte damals, Erzbischof von Toledo zu werden.'

Alle drei sahen einander an. „Wenn Sie denken, daß alles Gold von Indien und Amerika durch die Hand dieser Leute gegangen ist!“ sagte der Marquis.

„Ist die Geschichte von der Schokolade wahr?“ fragte der Chevalier.

„Die schwere Schokolade für die Herzogin? Als die eine Kiste auf dem Rücken der Träger brach, und die fingerdicke Schokolade absprang und die Goldbarren darunter entdeckt wurden? Das war nach meiner Zeit. Es könnte wahr sein.'

„Wo mögen diese Barren jetzt sein?“ fragte der Chevalier.

„Wo all ihre Macht hin ist.'

„Ich entsinne mich jetzt“, sagte der Abbé. „Man hat so etwas gehört. Wie kam es nur?“

„Sehen Sie, bitte, das kleinere Porträt dort in der Ecke an.“ Es zeigte einen Mann mit länglichem, fahlem Gesicht und kaltem verbissenem Ausdruck. Auch er trug Band und Stern und um den Hals das goldene Vließ. „Das ist der zweite Herzog von Torrias, Don Alonzo de Lemos, der nach seinem Vater erster Minister in Spanien war. Heute ist auch er es nicht mehr. Stellen Sie sich vor, wie er seinen Eltern vor nächstlich versammelten Granden und Bischöfen ihre Schandtaten vorhält, ihnen ihre Ketten und Orden abnehmen läßt und sie in die Verbannung schickt! Viele ihrer Anhänger sitzen noch in den Gefängnissen an der afrikanischen Küste. Einer aber sollte hingerichtet werden als der Schuldigste von allen, weil die andern nur nach seinem Rat gehandelt: Don Pasqual Correo Azafas. Er entkam in einer Truhe, heißt es.'

„Und waren sie schuldig?“

Der Marquis zuckte die Achseln. „Sie hatten die Macht. Es ist viele Jahre her. — Sie, mein lieber Abbé,“ fuhr Herr von Saint-Eloi fort, „haben sich aus der guten Gesellschaft zurückgezogen und sind freiwillig in diese Ode gegangen . . . Manchmal glaube ich Sie zu verstehen, manchmal nicht . . .“

„Jedenfalls bin ich sehr gerne hier.“

„Ich glaube nicht, daß diese gerne hier sind. Sie sind an vielen Orten gewesen, ehe sie zu mir kamen. Aber das merkwürdigste ist, daß man jetzt eben so heiß ihre Rückkehr wünscht, wie einst ihr Fortgehen.“

„Und warum das, gnädiger Herr?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht fürchtet man sie, vielleicht um sich ihrer zu versichern, vielleicht um eines Scheines willen, oder sie sind im Besitz eines Geheimnisses . . .“

„Vielleicht wissen sie, wo die Goldbarren sind“, sagte der Chevalier mit seiner dunkel tönenden Stimme.

„Darum also ist jener Reiter gekommen?“

„Ich weiß. Dubec hat es mir berichtet. Lieber Abbé, ich habe Ihnen all das nicht nur erzählt, um Ihnen als meinem Gast und als einem Manne von Geist eine Nachmittagsunterhaltung zu bieten, die Sie interessieren könnte. Ich kann nicht oft und nicht lange hier sein, und ich habe manchen Grund zu wünschen, daß jemand hier über diese Personen Bescheid wisse. Und da kommt nur ein Mensch in Frage: Sie. Viele Fäden laufen zwischen den Kabinetten von Madrid und Versailles, und einer jetzt vielleicht über Saint-Eloi. Es könnten sich Dinge hier ereignen, die mir nicht erwünscht wären.“

„Und was sollte ich tun, gnädiger Herr?“

Der Marquis machte eine Bewegung mit beiden Armen, wie einer, der sagen will, er wisse es nicht. „Ich wollte nur, daß Sie Bescheid wissen, lieber Freund.“

Damit erhob er sich und die beiden anderen gleichfalls, und alle drei sahen durch das Fenster über die Ebene hinaus, wo das weite Grün des alten Parks zwischen den Dächern und Gärten von Saint-Eloi sichtbar war.

Als mein Onkel am späten Abend nach dem Pfarrhof zurückging, der Marquis hatte ihm seinen Wagen angeboten, aber er hatte ihn abgelehnt, — schritt er nachdenklicher als je den gewundenen Hügelweg hinab. Es war völlig Nacht, als er am Tor

des alten Parks vorüberkam; im tiefen Schatten der Obstbäume, die über eine Gartenmauer auf der anderen Seite der Straße ragten, blieb er einen Augenblick stehen und sah hinüber. Er wollte weitergehen, als ein Geräusch ihn innehalten ließ. Irgend etwas bewegte sich im Park. Das Gittertor wurde leise geöffnet; irgend jemand kam heraus und entfernte sich in der Richtung, aus der er selbst gekommen war; das Tor wurde wieder geschlossen. Dem Abbé war, als müßte er ein schlechtes Gewissen haben, weil er unabsichtlich wie ein Lauscher und Spion gehandelt hatte. Und er dachte ohne Ergebnis nach; was er belauscht hatte, ließ zu viele Deutungen zu.

Als der Herbst vorschritt und die Bäume und Büsche kahl wurden, konnte man durch das Gittertor in den Park hinein und den Pavillon zwischen fahlen entfärbten Wiesen und später grau im weißen Schnee liegen sehen. Bisweilen fuhren die alten Leute in der Karosse über die nassen blätterbestreuten oder beschneiten Wege. Nur zu Weihnachten zur Christmesse fuhren sie aus dem Park heraus nach der Kirche. Ein roter Teppich wurde über den Schnee gelegt, seidene Kissen nach den Betstühlen des Herrn von Saint-Eloi bei der Sakristei getragen; reich und prächtig gekleidet, aber verfallen in Zügen und Haltung stiegen die Fremden aus, und alle Leute gaben ihnen ehrfürchtig und in atemloser Neugier Raum. Sie saßen in unserer kleinen Kirche dem Altar ganz nahe, und da ich meinem Onkel beim Hochamt als Ministrant behilflich war, konnte ich das Husten des Greises und manchmal das schwere Atmen der alten Dame hören; aber sonst sahen sie starr und unbeweglich auf ihre Gebetbücher nieder, nur der Abbé Azas wendete hie und da sein schönes durchfurchtes Gesicht langsam, langsam nach dem Pfarrer oder nach der Gemeinde.

Der Winter war in diesem Jahr lang und rauh mit Schneestürmen oder endlosem kalten Regen; Saint-Eloi lag ungeschützt auf einer weiten Hochebene; die hohen Räume im Pavillon waren, obwohl das Brennholz reichlich war, schwer zu heizen; immer öfter fuhr der Wagen des Doktors von Garcheville auf den gefrorenen oder aufgeweichten Straßen herüber und hielt vor dem Hause. Eines Tages kam der Doktor auch nach dem Pfarrhof gefahren und bat meinen Onkel, die alten Leute bisweilen zu besuchen, sie selbst hätten es verlangt. All dies erfuhr

ich viel später, da ich nur zu Weihnachten dagewesen und schon lange wieder in Sens war. So kam er bald ziemlich regelmäßig in den Pavillon. In den Zimmern, die die Gastlichkeit des Marquis reich ausgestattet hatte, saß am Kaminfeuer, häufig hustend, sehr stolz und sehr gebrechlich der alte Mann, und, wenn sie außerhalb des Bettes war, schwer atmend, Heiligenbilder betrachtend oder die Hände auf den Stuhllehnen, mit den großen trüben Augen ins Leere schauend die alte Dame. Hie und da spielten sie Karten. Den Geistlichen träf der Abbé zumeist schreibend oder lesend, über Papieren und Akten. ‚Er schreibe an seinen Memoiren‘, sagte er einmal. Darauf machte der alte Mann am Feuer eine Bemerkung, die mein Onkel nicht verstand, und auf die seine Frau mit ungewöhnlichem Feuer erwiderte. Ein beinahe jugendliches Lächeln war auf ihren welken, schlecht geschminkten Lippen und die ein wenig fette, aber hübsche Hand bewegte sich auf der Stuhllehne. Sie sprach lange, und immer feierlicher wurde ihr Ton. Der Abbé verstand einzelne Worte, die immer wiederkehrten, wie ‚mio hijo‘ ‚mein Sohn‘ und ‚el rey‘ ‚der König‘, und er glaubte zu erkennen, daß sie von ihrer Rückkehr redete; dann aber schien sie wieder von lang vergangenen schweren Ereignissen zu sprechen und zuletzt zu drohen und zu prophezeien. Solange sie sprach, sah der Abbé Afafas sie gespannt, wie lauernd an. ‚Y qué culpa tengo yo?‘ fragte er, als sie geendet hatte, worauf der alte Marquis im Lehnstuhl, ohne sich umzuwenden, vor sich hin die Worte ‚Linda burla!‘ sprach. Die alte Dame und der Geistliche warfen einander einen raschen Blick zu. Sowohl die Frage des Geistlichen, die ‚Und welche Schuld habe ich?‘ bedeutete, wie die Worte des Greises ‚Guter Spaß!‘ hatte der Pfarrer wohl verstanden. Die anderen aber schienen sich jetzt plötzlich wieder seiner Anwesenheit zu erinnern und wendeten sich an ihn mit irgendeiner höflichen Frage nach den Verhältnissen eines Klosters oder einer Kirche der Nachbarschaft.

Aber allmählich durch den Verkehr lernte der Abbé Chazin ihr Spanisch besser verstehen.

An einem der nächsten Tage trat der Wirt zur alten Glocke ihn an, da er vorüberging, und bat ihn, er möge seinem Sohn ins Gewissen reden, der in das fremde Weibsbild vernarrt sei und keine andere zur Frau nehmen wolle. Er erfuhr, wovon er

bis dahin nichts gewußt hatte, daß einige Wochen vorher an einem Tage, der offenbar ein spanischer Festtag war, die Dienerschaft aus dem alten Park im Wirtshaus erschienen war und sich ganz verändert gezeigt hatte; insbesondere hatte die Kammerfrau mit den hochgesteckten schwarzen Schleiern und den kleinen Schuhen in einer Weise getanzt, die alle hingerissen hatte; damit hatte die Sache angefangen. Mein Onkel, der dies zu bedenken und mit dem jungen Mann zu reden versprach, war indessen nicht wenig überrascht, als einige Tage später der alte Choquart, der reichste Mann des Ortes, ihm mit der gleichen Klage kam: auch sein langer Sohn lief der Fremden nach. Als er Nicolas, den Wirtsohn, traf und zur Rede stellte, meinte der, es sei doch eine Christin, und es sei doch auch möglich, daß sie etwas Geld hätte, jedenfalls habe er noch kein Weib getroffen, das so den Teufel im Leibe hätte beim Tanzen.

„Jawohl, den Teufel!“ sagte der Pfarrer, und Nicolas grinste. Auf die Frage, ob denn die Spanierin ihn wolle, lächelte er nur. Dagegen wurde sein Gesicht finster, als der Pfarrer fragte, ob der lange Simon Choquart nicht ebenso denken könne, und mein Onkel erfuhr, daß auch ein Wachtmeister der Maréchaussée in Garcheville, der bei jenem Tanz gewesen, sich seither immer wieder im Ort zu tun mache und um den alten Park herumspüre. Er begann zu vermuten, daß die Spanierin im stillen nicht ganz so stolz und abweisend sein mochte, wie sie sich öffentlich zeigte.

Er fand bald eine Gelegenheit, sie zu sprechen. „Meine Tochter“, sagte er, und sie beugte sich demütig. „Ich habe mit dir zu reden; ich möchte dich warnen . . .“, da warf sie lauschend, wie fragend den Kopf zur Seite, „man spricht allerlei von dir in Saint-Eloi . . .“

„Ich höre nicht darauf“, sagte sie schnell, „wer auf die anderen hört, hört nichts Gutes.“

„Ja, es ist Argerniß entstanden.“ Sie schwieg mit einem Gesicht, als verstünde sie nicht. „Kennst du einen der jungen Männer im Ort?“

„Son brutos — es sind Dummköpfe“, erwiderte sie kurz.

„Wer? Wen meinst du?“

„Todos. Alle.“

„Hast du keinen Anlaß gegeben?“

„Wozu?“

Der Pfarrer wußte nicht, was er erwidern sollte. „Gewiß, es kann auch ohne dein Zutun entstanden sein. Aber . . .“

„Was die Narren glauben, die Träumer sehen, die Schwäher sagen, das kümmert mich nicht.“

„Mit diesen Sprüchen kommen wir nicht weiter, mein Kind“, sagte der Abbé Chazin ärgerlich. „Sage mir offen: gefällt dir einer der jungen Leute hier?“

„Ich frage nach keinem.“

„Aber sie fragen nach dir!“

Sie lächelte finster. „Son brutos“ wiederholte sie. In diesem Augenblick trat der Abbé Azafas ein, um den Pfarrer in den Salon zu führen, und er folgte ihm. Als er des Abends nach Hause ging, mußte er über das Gespräch lachen und ärgerte sich auch wieder. Er ließ sich nicht gerne hinters Licht führen. Dennoch wußte er nicht, was er tun sollte. Er sah die Lichter aus den Fenstern der Häuser und Hütten schimmern, über die der Schneewind ging; in allen wußte er Schicksale, die ihm am Herzen lagen. Aber seitdem die Fremden da waren, seitdem er die Erzählung des Marquis gehört, war eine Unruhe gekommen, und auch ihn beschäftigte ihre Anwesenheit und störte ihn in seinem Frieden und in seinen gelehrten Arbeiten. Sie verfolgte ihn bis in seine Träume. Er sah unendliche Wagen mit fremd gekleideten Menschen auf allen Straßen heranrollen und den Ort erfüllen; ein Gewühl von Menschen war um den alten Park, und die Wagen, die mit schweren Ketten behangen waren, rasselten so, daß er aus dem Schlaf auffuhr. Und das Wagenrollen und Rasseln hörte darum nicht auf, es toste in sein Zimmer, daß die Scheiben klirrten, und als er aufstand, seine Coutane umwarf und ans Fenster eilte, um zu sehen, was der Spuk bedeute, sah er tatsächlich einen sechsspännigen, von Reitern, die Fackeln trugen, umgebenen Wagen über den schlecht gepflasterten Platz jagen und in einer Seitengasse verschwinden.

Am nächsten Morgen wußte er nicht, ob auch das nur ein Teil des Traumes gewesen. Er kam eben von einer ewigen Messe zurück, die er an diesem Morgen zu lesen hatte, und stand vor seinem einfachen Bücherschrank, als jemand an seine Türe klopfte und auf seinen Ruf der Abbé Azafas eintrat. Er ent-

schuldigte sich, daß er unangemeldet komme, aber er habe das Haus offen gefunden und niemanden getroffen . . .

Der Pfarrer lächelte: 'sein Haus sei nicht verschlossen', sagte er, und die Magd wohl einkaufen gegangen, und er fragte, womit er dem Herrn Confrater dienen könne.

Dieser zog ein versiegeltes Wachsstuchpaket aus den tiefen Taschen seines geistlichen Rocks; es enthalte den fertigen Teil seiner Memoiren, sagte er, die er ihm, dem Pfarrer, zur Aufbewahrung übergeben wolle, um sie in Sicherheit zu wissen.

Sehr erstaunt fragte mein Oheim, ob sie denn bei ihm im Park nicht weit sicherer seien, als in seinem ungeschützten kleinen Hause?

'Niemand von uns ist sicher,' sagte Don Pasqual Azasas, 'nicht Ihre Excellenzen, nicht ich, noch meine Papiere. Wenn etwas geschehen sollte, bei Ihnen wird man nicht suchen.' Und da der Abbé Chazin ihm nochmals sein Erstaunen aussprach, fügte er hinzu: 'Ja, es ist bitter und erstaunlich, wenn Menschen, die nur das Gute gewollt und getan, ihr Leben lang verfolgt werden.'

'Um irdischen Lohn tun wir es nicht', sagte der Pfarrer.

'Sie sind ein Weiser', erwiderte Don Pasqual, und der Abbé Chazin wußte nicht, ob er es spöttisch oder anerkennend meinte.

Der spanische Geistliche saß noch bei ihm und setzte ihm auseinander, was, wenn er nicht selbst vorher anders verfügte, mit dem Paket geschehen sollte, als er das gleiche Rasseln wie in der vergangenen Nacht hörte, und, unwillkürlich durchs Fenster schauend, den gleichen Wagen, oder der doch der gleiche schien, nur diesmal mit vier Pferden bespannt und ohne die Reiter, über den Platz kommen sah. Der Wagen hielt vor seinem Hause: deutlich hörte er das Kreischen der Bremsen, das Stampfen und Treten der Pferde, hörte Rufe, hörte den Schlag öffnen und zuwerfen, und einige Augenblicke später meldete ihm die Magd, daß zwei Herren ihn zu sprechen wünschten. Sie folgten ihr bereits; der eine war der Chevalier du Prat, der Freund des Marquis, der andere, den der Chevalier als Don Jaime de Leyva aus Valladolid vorstellte, ein wohlgekleideter junger Mann mit einem hübschen rosigen Gesicht, der sich mit strahlendem Lächeln vor ihm verbeugte und sagte, daß er es als hohes Glück empfinde, den

Herrn Abbé kennen zu lernen. Der Pfarrer, der den Eintretenden entgegen gegangen war, erinnerte sich seines Besuches, er wendete sich mit einer Handbewegung zurück, um ihn seinerseits vorzustellen, da sah er in dem lächelnden Gesicht, das ihn soeben mit bezaubernder Liebenswürdigkeit angesehen, eine Veränderung, die so schnell wieder verschwand, daß er nicht wußte, ob er wirklich eine maskenartige böse Starrheit darin gesehen oder sich getäuscht hatte. Der Abbé Azafas war aufgestanden und hatte den Chevalier und den Fremden begrüßt, die seinen Gruß verbindlich erwiderten. Lächelnd sprachen sie einander ihre Überraschung aus, sich hier zu treffen, und erkundigten sich mit großer Höflichkeit einer nach des andern Befinden.

„Auch Ihre Herrlichkeiten, denen ich diene, werden sehr erstaunt sein, von Ihrer Anwesenheit zu hören“, sagte Don Pasqual, worauf der andere nach der Gesundheit des Herrn Marques und der Frau Marquesa fragte. Mit Trauer erwiderte Don Pasqual, daß Gott sie mit vielen Leiden heimsuche, und Don Jaime hörte es mit Bedauern. Nun aber wolle er nicht weiter stören, sagte Don Pasqual, und er ging nach wiederholten tiefen Verbeugungen vor dem Chevalier und de Leyva, die ihm beide nachsahen, während in das eben noch lächelnde, rosige Gesicht des Spaniers der gleiche finstere Ausdruck trat, den der Abbé schon vorher bemerkt hatte.

„Daß uns dieser Teufel auch hier sogleich über den Weg laufen mußte!“ sagte er zu seinem Begleiter. Die unerwarteten Besuche und dieser letzte Ausspruch gaben meinem Onkel so viel zu denken, daß er von den Worten, die darauf folgten, nur den Klang vernahm. „ . . . Die Empfehlung, ja der Befehl des Herrn Ministers genügt,“ hörte er, sich besinnend, den Chevalier sagen, „Herr von Saint-Eloi war selbst verhindert und hat mich gebeten, Herrn de Leyva hierher zu geleiten, und er bittet Sie, eine Unterredung zwischen ihm und dem Herrn Marquis von Balmacer zu vermitteln.“

„Nun wird der Mann, der eben ging, freilich seine Gegenminnen legen,“ sagte Don Jaime, „aber wer hätte denken können, daß wir ihm in diesem Hause begegnen würden? — Es hat nämlich nie einen gefährlicheren Dämon gegeben“, erklärte er mit verbindlichem Lächeln, zu meinem Onkel gewendet.

„Ist's möglich?“ rief dieser aus.

„In dieser besten aller Welten ist alles möglich“, sagte der Chevalier und er zog seine Dose hervor und schnupfte.

„Sie wissen von jenen verruchten gefallenen Priestern, die über den nackten verderbten Leib das geistliche Gewand tragen, bereit, es bei der schwarzen Messe abzuwerfen?“

Der Abbé Chazin bekreuzigte sich; er war starr vor Entsetzen.

„So ähnlich ist auch dieser. Sie kennen zweifellos seine Anfänge, wie er als bescheidener Sekretär des Bischofs von Segovia an den Hof kam, sich dort, ein geistlicher Ganymed, durch schändliche Dienste unentbehrlich machte, die er dem unglücklichen Dropesa erwies?“

„Ich weiß von nichts!“

„Sie kennen auch die Vorgänge im Kloster von Fuentes nicht?“

„Nein! Nein!“

„Ein Nonnenkloster?“ fragte der Chevalier mit Lachen.

De Leyva machte eine Bewegung, die alles bestätigen konnte.

„Ich weiß nicht, warum die heilige Inquisition ihn damals geschont hat. Irgend jemand beschützte ihn.“

„Damen! Damen!“ wieherte der Chevalier.

„Er wurde der Sekretär des ersten Ministers . . . er sah sich bereits in Purpur . . . Da . . . genug, er fiel. Aber er ist noch gefährlich. Er streut Gift in Schriften, er schadet an den europäischen Höfen, er schadet in Rom. Mein gnädiger Herr, der Herzog von Torrias, wird durch ihn sehr behindert; denn das Volk, das immer im Glauben lebt, früher wäre alles besser gewesen, weil es die früheren Leiden vergessen hat und die gegenwärtigen fühlt, — und einen glückseligen Zustand, das wissen Sie wohl, mein Herr Abbé, gibt es nicht, — das Volk glaubt, ein Fluch laste auf meinem gnädigen Herrn, weil er seine Eltern ins Elend getrieben, was er nie getan noch gewünscht hat. Der Beweis ist meine Sendung, ihnen die Rückkehr in allen Glanz anzubieten. Aber ich mußte Ihre Exzellenzen sprechen ohne ihn, sonst erreiche ich nichts. Sie sind Wachs in seiner Hand . . .“

„Es wird nicht leicht sein“, sagte der Abbé Chazin.

„Aber auch nicht unmöglich“, sagte der Chevalier aufstehend. „Denken Sie darüber nach, Herr Abbé. Man wünscht es am Hofe von Madrid, und man wünscht es an unserem Hof. Und

. . . man möchte andere Mittel, die man anwenden könnte, vermeiden.'

Sie sahen, wie die Hände des Pfarrers zitterten. Alle drei schwiegen.

,Eltern und Kinder zu versöhnen, kann kein böses Tun sein', sprach der Abbé gleichsam zu sich selbst.

Wieder verging eine Zeit, bis der Chevalier rauh ,Nein, gewiß nicht', sagte.

,Und Sie ahnen nicht, wie Sie uns verpflichten', fügte de Leyva mit seiner sanften schmeichlerischen Stimme und seinem bezaubernden Lächeln hinzu; er hatte den Kopf vorgeneigt und die glänzenden Augen auf die des Pfarrers gerichtet, und mit der Hand streichelte er den Armel seiner Soutane.

Wieder entstand ein Schweigen. De Leyva wendete sich zum Büchergestell des Pfarrers: ,Ich sehe, Sie haben unsere Autoren. Wie schön!' sagte er freundlich. ,Die Traumgesichte des Quevedo y Villegas,' sagte er, ,seltsame Träume! aber die Wirklichkeit ist noch seltsamer!' Er nahm das Exemplar heraus und besah die Kupfer darin.

Als die beiden Männer ihn verlassen hatten, blieb der Pfarrer in großer Unruhe zurück. Plötzlich erinnerte er sich der Memoiren, die der Abbé Azasas ihm übergeben hatte: das Paket in schwarzem versiegelten Wachsstück war nirgends zu sehen. Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn, aber er beruhigte sich in der Überlegung, daß jener sie zweifellos selbst wieder mitgenommen hatte.

Da es Abend wurde, ging er nach dem alten Park. Als er das Gittertor von ferne sah, wurde es eben geschlossen; jemand ritt in entgegengesetzter Richtung davon. Als er selbst vor dem Tor stand, war niemand mehr da. Der Diener, der ihm öffnete, führte ihn in einen kleinen Vorraum, dessen Türen zu dem runden Mittelsalon offen standen, der unendlich hoch bis zur gewölbten Decke in dämmernder Trübe vor ihm lag; zwischen den von steiler Höhe hängenden Wandteppichen, die seit über hundert Jahren darin hingen, standen hohe, zum Teil erblindete Pfeilerspiegel. Vor einem dieser Spiegel stand Ines, die Kammerfrau; und steckte ihre schwarzen Schleier im Haar zurecht, dann trat sie mit kleinen abgemessenen Schritten zurück und betrachtete sich erst von vorne, dann, den Kopf über die Schulter gewendet, von

rückwärts; ihre Bewegung hatte eine stolze Anmut, und in ihren schönen düstern Zügen war ein Lächeln.

Jetzt wendete sie sich völlig um und sah den Pfarrer. Demütig grüßend sagte sie ihm, Seine Exzellenz der Herr Marques sei krank, ein Diener sei eben nach Garcheville um den Doktor geritten, aber die Frau Marquesa werde ihn sicherlich sprechen wollen.

Die alte Dame stand bereits in dem trüben Salon, und der Abbé trat grüßend näher, während Ines verschwand. Auch heute schien es ihm, als wäre eine ungewohnte Lebhaftigkeit in ihr, und bei dem Aufleuchten ihrer Augen waren die Spuren vergangener Schönheit in ihrem Gesichte deutlicher. Mit volltönender, nur wenig zitternder Stimme wiederholte sie ihm, daß ihr Mann krank sei. Der Abbé Azas leiste ihm Gesellschaft. Der Pfarrer fragte, ob die Krankheit bedenklich, ob sie von Dauer sein könnte.

„Wer kann es sagen?“ erwiderte die Marquesa mit eigen tümlichem Ausdruck. „Der Doktor ist noch nicht da.“

Mein Onkel schwieg. Er machte eine Bewegung mit den Händen, die ihm von der Kanzel eigen war, wenn er nach Worten suchte. Die Marquesa sah ihn an. Beide schwiegen nun. Endlich stand der Pfarrer auf. „Sie wollen mir etwas sagen, Herr Abbé?“ fragte sie plötzlich.

„Ja, Gnädige Frau . . .“ In der Dämmerung glaubte er in ihrem Gesicht einen spöttischen Ausdruck zu sehen. In diesem Augenblick traten Ines und der junge Diener, der jetzt Seidenstrümpfe und eine schwarze Schärpe um den Leib trug, mit brennenden Kerzen in hohen Leuchtern ein, die sie auf einen Seitentisch stellten, und die sofort vielfach aus allen den hohen Spiegeln in den hohen dunkeln Raum ihren schwachen Lichtschein warfen. Beide entfernten sich sogleich wieder.

Der Pfarrer war in seiner Erregung durch das ganze Zimmer geschritten und, sich umwendend, sah er die Marquesa breit und verfallen auf dem niederen Sofa neben dem Tisch mit den Lichtern sitzen. Ihr Gesicht in dem schwarzen Spitzen tuch, unter dem die silberweißen Haare hervorsahen, war auf die Brust gesunken. Es war völlig ausdruckslos. Auf einmal, während er betroffen nach ihr sah, hob sie, wie aus einem Schlaf erwachend, den Kopf, sah ihn an und schien sich zu erinnern.

„Wir wissen, was Sie herführt, Herr Abbé,“ sagte sie unvermittelt, „wir wissen, was jener Mann will, der heute bei Ihnen war. Bemühen Sie sich nicht für ihn. Sagen Sie ihm, es sei umsonst; er möge zurückkehren, wie alle, die vor ihm kamen: wir werden ihn nicht empfangen.“

„Ist es unmöglich, Gnädige Frau? Könnte er nicht etwas Nützliches, etwas Angenehmes vorzubringen haben?“

„Nein. Wir kennen diese schönen Netze.“

„Gnädige Frau,“ sagte der Pfarrer, „ich maße mir nicht an, auf Ihre Entschlüsse Einfluß zu nehmen. Aber da Herr von Saint-Eloi zu wünschen scheint, daß Sie jenen Mann empfangen, könnten Sie es nicht seinem Wunsch zuliebe tun?“

„Unser guter Freund, der Herr Marquis von Saint-Eloi, kennt unsere Gründe nicht. Auch ist mein Mann krank und schon deshalb außerstande, ihn zu sehen. Aber er kann mit Don Pasqual sprechen, der sein Sekretär ist, wie Sie wissen, und all seine Geschäfte besorgt.“

„Gerade das, glaube ich, würde diesen Herrn nicht befriedigen.“

„Das glaube ich auch.“

„Vergeben Sie mir nochmals, Gnädige Frau. Wie ich die Sache sehe, dürfte es gerade im Interesse vieler Menschen und in einem Sinn auch in dem des Herrn Abbé Azafas gelegen sein, daß Sie und Ihr Herr Gemahl diesen Herrn empfangen.“

Die alte Dame sah ihn an, als ob sie ihn nicht begriffe. Ihr Ausdruck wurde der eines Kindes, das weinen will.

„Ich weiß,“ rief sie, „es geht doch alles nur darum, jenen Engel zu verderben, den einzigen, der uns treu geblieben ist, als alle andern uns verließen, der nie an sich denkt, nur an uns und an sein Land und an unsere heilige Kirche, der darum nie einen Lohn gehabt hat, als Haß und Elend, das er mit uns teilt, und den wir nun preisgeben und verraten sollen. Aber weder ich noch der Herr Marques werden je darein willigen. Nicht jetzt und niemals!“

Sie wollte aufstehen, aber sie vermochte es nicht und sank schwer auf den Sitz zurück. Dicke Tränen liefen unter ihren schweren Lidern hervor über die faltigen Wangen, die schlaff geworden waren. „Ines!“ rief sie in lang gezogenem, klagendem Ton, „Ines!“

Die Kammerfrau stürzte herein. Die alte Frau keuchte und atmete schwer. Der Pfarrer stand hilflos. Die Kammerfrau, die wieder hinausgeeilt war, ein starkes Niesmittel zu holen, warf einen finsternen Blick auf ihn. In seiner Bestürzung begann er ein Gebet, und die Kammerfrau neigte die Stirn, während sie das Mittel ihrer Herrin zum Niesen gab, und die Marquesa schien ruhiger zu werden.

Sehr unzufrieden kehrte der Abbé Chazin nach seiner Wohnung zurück. Er hatte nichts erreicht und er wußte nicht, ob er nicht zu viel gesagt hatte. Er begriff und war ärgerlich darüber, daß Herr von Saint-Eloi sich aus dem Spiele zog und ihn vorschiebte, und es war ihm nicht klar, um was es ging.

Am andern Tage kam Don Jaime de Leyva. Er trug ein graues Reitkleid mit erdbeerfarbener goldgestickter Weste und ritt auf einem weißen arabischen Pferd mit langer seidiger Mähne und Schweif. Ein Mohr in kurzer gelber Seidenjacke, aus der weiße Linnenärmel sich bauschten, folgte ihm. Starr staunend hielten die Leute in ihrer Arbeit inne, wo er vorüberkam. Bewundernd sahen die Weiber den schönen Herrn und erschrocken und seltsam angezogen zugleich und sich bekreuzigend, den nie gesehenen, mit den wulstigen Lippen, den weißen Augen und Zähnen einem Ungetüm gleichenden, schwarzen Diener. Auf dem Marktplatz stieg de Leyva ab und ging in den Pfarrhof. Um den Schwarzen, der die edelgebauten, geäderten Pferde hielt, sammelte sich das Volk. Eine Weile später kam auch der Chevalier, von einem Reitknecht aus dem Schlosse gefolgt, und ging gleichfalls ins Haus.

Der Abbé Chazin berichtete seinen Mißerfolg. „Ja, natürlich,“ sagte de Leyva mit seiner sanften einschmeichelnden Stimme, „nun wird der Marques so lange krank sein, als ich hier bin. Was tun wir?“

Der Pfarrer sagte noch, daß jede Andeutung gegen den Abbé Azafas die Marquesa aufs heftigste zu erregen schien.

„Selbstverständlich. Sie zittert um ihren Geliebten. Wußten Sie das nicht? Durch sie beherrschte er ihren Mann, durch ihren Mann Spanien.“

Mein Onkel mußte sich an den Tisch setzen und stützte das Haupt in die Hände. Mit diesem Sodom wollte er nichts mehr zu tun haben.

„Der Herr Abbé Chazin hat Paris schon völlig vergessen“, sagte der Chevalier.

„Ja, und ich danke Gott dafür“, erwiderte mein Onkel.

Der Chevalier zuckte die Achseln. Die beiden Männer gingen wieder fort, da sie offenbar allein beraten wollten. Verstört begleitete der Pfarrer sie an die Haustüre und sah den Mohren unter dem gaffenden Volk stehen. In seiner Aufregung hatte er den Stimmenlärm vor seinen Fenstern nicht gehört. Ärgerlich über das Gedränge und das Aufsehen ritt der Chevalier, sowie er im Sattel saß, rücksichtslos an. Weiber und Kinder fuhren schreiend auseinander; Männer murrten und redeten, aber erst als die Herren außer Hörweite waren. Dann bewegte sich der Schwarm vom Pfarrhof weg über den Platz der alten Glocke zu. Der Abbé Chazin war ins Haus zurückgekehrt.

Nach dem langen Winter war eine frühe und ungewöhnliche Wärme geworden; gelbe und violette Blumen standen an den Begrändern, und die Bäume trugen hellgrüne Knospen an den braunen Zweigen. Von dem warmen Wetter gelockt, hatte eine wandernde Seiltänzertruppe ihre Karren auf der Wiese halten lassen, die jenseits der Landstraße an den Marktplatz grenzte, und während sie ihre Stangen und Seile aufstellten, lud ein trommelschlagender bunter Polichinell die Leute zu den Vorführungen ein. Vor dem Wirtshaus zur Glocke standen die Pferde der Maréchaussée; der Brigadier aus Garcheville war mit einigen Reitern eingekehrt. In der Gaststube mit den großen, viereckig gegitterten Scheibenfenstern saßen die Leute an den Holztischen und tranken. Der Wirt hielt seinen Sohn, dem er böse war und kein freundliches Wort gab, an dem riesigen Kaminherde, in dem ein rauchendes Feuer brannte, und an dem Holzschrank mit den vielen Krügen fest. Ich sah das alles; denn ich kam, da Ostern nahe war, an diesem Tage aus Sens, und mußte an der Türe halten und viele Bekannte begrüßen und Hände schütteln. Gerade in diesem Augenblick kam die Spanierin aus dem alten Park mit ihren hochgesteckten Schleiern und sehr weißen Strümpfen in den kleinen Schuhen, von dem ernstesten jungen Diener mit der schwarzen Schärpe begleitet. Unter den Gästen entstand eine gewisse Erregung; an den vordersten Tischen wurde es stille; der lange Simon Choquart erhob sich; aber der Brigadier in seinem blauen Treppenrock und sporenklirrenden

Stulpstiefeln kam ihm zuvor und trat, den Dreispitz schwingend, auf die Fremde zu. Mehr sah ich nicht; denn ich mußte weiter gehen.

Ich fand meinen Onkel, obwohl er sich meiner Ankunft wie sonst liebevoll freute, nachdenklich und trübe gestimmt. Wir speisten miteinander, und er fragte nach meinen Studien und ließ sich allerlei aus dem Seminar und vom Kapitel in Sens erzählen, aber ich merkte, daß seine Gedanken oft abwichen und er in Schweigen versank. Die alte Françoise, unsere Magd, sagte mir, daß Türken und Heiden im Ort wären, so daß ein christlicher Geistlicher wohl in Sorgen sein könne. Am dämmernden Nachmittag half ich dem Onkel seine Bücher und Papiere ordnen, und ich rief eben Françoise, sie möchte die Lampe bringen, als ein ungeheurer Lärm aus dem Gasthof herüber scholl, auf den eine plötzliche Stille eintrat. Dann neuer Lärm und wieder Stille und dann Rufe und eiliges Laufen auf dem Platz. Wir fühlten, daß etwas geschehen sein mußte. Mein Onkel eilte aus dem Haus, und ich folgte ihm. Als wir hinüberkamen, führten die Reiter der Maréchaussée eben den Sohn des Wirtes, der totenbleich war und sich nicht wehrte, aus dem Gasthof. Ebenso bleich und regungslos, die Lippen verbissen, stand sein Vater in der Türe. Die Weiber drängten nach, weinend und heftig redend. In der Gaststube lag Simon Choquart, Kopf und Gesicht blutüberströmt, auf der Erde. Einer der Reiter und eine Frau knieten neben ihm und suchten mit Tüchern das Blut zu stillen. Eben drängte sich der bunte Polichinell durch die Leute und rief: „Lassen Sie mich, meine Herren; ich weiß mit Wunden Bescheid!“

Den verworrenen Erzählungen der Leute entnahmen wir, daß Nicolas, vom Vater am Schanktisch festgehalten, mit wüthender Eifersucht beobachtet hatte, wie die Spanierin mit dem Wachtmeister und dem langen Choquart schäkerte, bis er in einem Augenblick, in dem der Wirt nach der Küche gerufen worden, plötzlich an ihrem Tisch erschienen war. Was er ihr gesagt oder vorgeworfen, was sie erwidert, wußte niemand; er hatte sie an der Hand gefaßt, die sie ihm zu entziehen suchte, und ihr ins Gesicht gesehen; da hatte Simon sich dreingemischt, und ehe der Brigadier, der gleichfalls aufgesprungen war, dazwischen-

treten konnte, hatte Nicolas dem andern den schweren Krug über den Kopf geschlagen.

Bleich und mit finsterem Gesicht stand die Spanierin da; sie hatte keine Hand gerührt, dem am Boden liegenden, blutenden Mann zu helfen; drohend, als würden sie im nächsten Augenblick auf sie losfahren, und doch halb zurückweichend, standen die Frauen des Orts um sie. Da trat mit schweren Schritten der Wirt auf sie zu und sagte mit einer Handbewegung: „Hinaus!“ — Hochmütig, ohne ihn anzusehen, hob sie den Kopf und winkte dem Diener; der Brigadier bot ihr galant den Arm, aber sie dankte und schritt, von dem schweigenden Jungen gefolgt, ohne sich umzusehen, langsam aus dem Saal.

Lange schrien und erzählten die Leute noch durcheinander; die ganze Nacht währte der Lärm. Und auch an den nächsten Tagen ward keine Ruhe in Saint-Eloi.

Der Wirt war, seitdem er seinen Sohn im Gefängnis zu Sens wußte, ein veränderter Mann; er sprach fast nichts, und wenn seine Frau weinend an ihn trat, schob er sie nur schweigend weg. Den alten Choquart sah man jammern und fluchend durchs Haus irren, während sein Sohn mit gebrochenem Schädel im Fieber lag.

In allen Leuten aber war ein heftiger Haß gegen die Fremden losgebrochen. Sie rotteten sich vor dem alten Park zusammen und drohten und schrien, sie kamen zum Pfarrer und zu Herrn Dubec und verlangten, daß jene aus dem Ort entfernt würden, die Diener durften sich kaum auf der Straße zeigen.

Wir wußten, wie gefährlich die Leute unserer Gegend werden konnten; sie haben es zwanzig Jahre später schrecklich bewiesen. Mein Onkel suchte sie zu beruhigen; gleichzeitig aber schrieb er an den Herrn Marquis von Saint-Eloi, um ihm die Gefahr vorzustellen. Dagegen ließen der Chevalier du Prat und de Leyva vom Schloß aus die Stimmung der Leute, die ihnen genehm war, schüren, — obwohl wir dies erst später begriffen.

In der zweiten Nacht nach dem Vorfall löste sich die unzeitige Wärme in einem frühen Gewitter mit furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen und heftigem Regenguß, der die Wiesen überschwemmte und auch dann die Tage und Nächte weiter niederging, als das Gewitter vorüber war.

Durch den Regen fuhr ein Wagen ins Dorf, der von Paris kam, und in dem ein schwarz gekleideter Mann mit weißer Perücke saß, ein ebenso schwarz gekleideter Schreiber neben ihm. Ich weiß nicht, was die Leute sich dabei dachten und versprachen, aber es ging sogleich ein großes Gerede und eine Erwartung durch den Ort. Der Wirt und andere behaupteten, daß er einen Befehl der Regierung überbrachte, die Fremden auszuweisen.

Zwei Tage später am frühen Morgen, als es noch dunkel war, schlug jemand an unsere Türe; die alte Françoise oben in ihrer Kammer hörte nicht; aber der Oheim hatte einen leisen Schlaf; er weckte mich; ich nahm ein Licht und öffnete. Draußen im Regen stand ein Diener aus dem alten Park und bat den Pfarrer zu kommen, da es sich um das Viaticum handle. Mit dem Diener, der eine Laterne trug, gingen wir zur Kirche hinüber, die nur wenige Schritte entfernt auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Pfarrhause lag. Mein Onkel öffnete die kleine Seitenthüre, die durch die Sakristei in die Kirche führte; er warf das Chorhemd und die Stola über und nahm den Kelch und den Leib des Herrn aus dem Tabernakel am Altar, in dem sie verwahrt wurden; dann verlöschte er das ewige Licht und schritt aus der Kirche, die er wieder zuschloß. Die alte Françoise hatte inzwischen einen Wein geglüh't, und er trank, so schnell es ging, um sich ein wenig zu wärmen; er hatte sich in den letzten Tagen nicht wohl gefühlt, und er nahm mich, da er ja doch einen Ministranten brauchte, auf meine Bitten mit.

Es war indessen heller geworden, und der Regen hatte aufgehört. In der Ferne zwischen den Wiesen brach ein trüber Tag an. Der Wind blies durch die Stoppeln, wir gingen frierend durch den kalten Morgen; der Onkel, in seinem alten Pelzmantel, schritt mit den großen Schnallenschuhen durch die Regengassen; sein Gesicht war sehr nachdenklich. Noch war kein Mensch in den Straßen, und meines Glöckleins bedurfte es nicht. Der Diener mit seiner fahl brennenden Laterne ging voran.

Zum erstenmal sahen wir das Gittertor des alten Parks offen. Als wir die Allee durchschritten hatten, sahen wir mit Staunen den uralten braunen Reisewagen vor dem Hause stehen, in dem die Fremden vor einem Jahre nach Saint-Eloi gekommen waren. Es waren keine Pferde davor gespannt, die Stangen

lagen zur Erde gesenkt, und er sah noch jammervoller, abgebrochener und fleckiger aus.

Wir gingen um den Wagen herum ins Haus. Überall standen die Türen offen, die Vorzimmer waren leer. Wir wurden nach dem Schlafzimmer des Marques geführt. Er lag, wachsweiß im Gesicht, unter einer gelben Seidendecke; an der Wand über dem Bette hing ein großes Heiligenbild, auf dem Nachttisch stand ein silbernes Kruzifix, eine Sanduhr und viele Medizinflaschen. So oft der Sand im Glase abließ, flößte der alte Diener dem Sterbenden einen Löffel mit irgendeinem Stärkungsmittel ein. An einem Betstuhl, der im Zimmer stand, vor einem riesigen bemalten Holz-Kruzifix kniete der Abbé Azas und las murmelnd aus dem aufgeschlagenen Brevier. Die Türen zum nächsten Zimmer standen weit offen; dort saß in einem schwarzen Seidenkleide, im dunklen Spitzen Schleier die Marquesa; unter den schweren Lidern hervor liefen große Tränen über ihre schlaffen Wangen, und ihre Mundwinkel zuckten von Zeit zu Zeit. In den offenen Türen weiter rückwärts knieten Ines und Juan und ein Teil der anderen Dienerschaft. Als der Pfarrer im weißen Chorhemd hindurchschritt, begann erst einer, dann andere laut zu schluchzen. Sogleich aber entstand eine tiefe feierliche Stille, da er sich über den Sterbenden beugte, um die Beichte zu hören; ich, der gleichfalls im weißen Überwurf etwas ferner stand, weiß nicht, ob der Marques noch Worte mit Bewußtsein sprach. Mein Onkel erteilte ihm das Sakrament und die letzte Olung, dann kniete er hin und betete. Ich sah, wie seine Hände dabei zitterten.

Die Marquesa wollte gleichfalls niederknien, aber ihren schweren Gliedern gelang es nicht; Ines eilte hinzu, aber sie riß die sie stützende mit sich nieder und beide fielen hin, nur auf den Teppich und in die Kissen, und die alte Dame wurde sogleich aufgerichtet; mit den Ellbogen auf eine Bank gestützt, die man ihr hinschob, betete sie; aber ich sah wohl, daß die französischen Diener ihr Grinsen durch tieferes Senken der Köpfe zu verbergen suchten und ein Lachen nur mühsam unterdrückten.

Von dieser sonderbaren Störung wurden wir durch das Eintreten des Arztes abgelenkt, der eben aus Garcheville gekommen war. Er beschäftigte sich mit dem sterbenden Manne und traf leise und wichtig verschiedene Anordnungen.

Alles schien zu warten. Der Abbé Azafas trat auf meinen Oheim zu und bat ihn sehr, nicht fortzugehen und die Marquesa nicht zu verlassen. Ich sah, wie sein Ausdruck sich veränderte und abweisend wurde, als der spanische Geistliche ihn anredete, und dieser merkte es auch. Er nickte nur, zum Zeichen, daß er bleibe, aber er sah so bleich und erschöpft aus, daß Don Pasqual ihm Wein bringen ließ.

Der Marques begann zu röcheln; nach einer Zeit hörte das wieder auf; aber er lebte noch.

Eine endlose Zeit verging, in der gebetet oder doch so getan wurde. Merkwürdig, wie in das sonst so verschlossene Haus heute die Leute kamen. Ich glaubte Herrn Dubec zu sehen, sowie Diener aus dem Schloß des Marquis, die irgend etwas brachten.

Plötzlich ging eine neue auffällige Bewegung durch alle Anwesenden. In dem hohen Mittelsalon mit den Pfeilerspiegeln und Wandteppichen standen, durch die Türen sichtbar, der Chevalier du Prat, groß, mit dem mächtigen Kinn, der Haken-nase, der hämisch vorgeschobenen Unterlippe, neben ihm, prächtig gekleidet, mit kostbarsten Spitzen, den Hut unterm Arm, Don Jaime de Leyva, und hinter beiden der schwarz gekleidete Herr mit der weißen Perücke, der aus Paris gekommen war.

Alles sah sich nach ihnen um; ich sah, wie Don Azafas die Lippen zusammenbiß, die Marquesa schaute wie mit leeren Blicken, sie war in sich versunken und schien noch nicht zu verstehen.

Wer eine Anordnung getroffen, weiß ich nicht. Aber plötzlich wurden die Flügeltüren geschlossen, und im nächsten Augenblick war das Sterbezimmer fast leer. Auch ich fand mich draußen unter den andern. Ob sie absichtlich oder ahnungslos durch die offenen Türen eingetreten, ob es eine bewußte oder unbewußte Brutalität war, der Chevalier und Don Jaime bewahrten eine sichere Miene, und gingen, wenn auch mit leisen Schritten und Worten, in den Vorräumen, als die im Hause zu gebieten hatten. Und sie sahen mit einer gewissen Erwartung auf den kleinen Herrn aus Paris, der eine seidene Aktentasche unterm Arm hielt, ihr ein Schriftstück entnahm und, auf seine Uhr sehend, zu einem der Diener sagte, indem er zugleich mit dem Zeigefinger auf die eben geschlossenen Türen wies: „Mein Freund, sagen Sie dem Herrn Abbé von Azafas, ich bedauerte unendlich, aber die Zeit

sei um.' Der Diener, ein breiter großer Mensch, suchte nur die Achseln; der Mann mit der Aktentasche sah fragend nach dem Chevalier, dann trat er ans Fenster. Da meine Blicke ihm folgten, sah ich den Brigadier und vier Reiter der Maréchaussée aus Garcheville in ihren blauen Uniformen in der Allee halten. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und der Abbé Azafas trat heraus. Da der Beamte auf ihn zueilte und die Uhr herauszog, sagte er nur: 'Ich weiß. Aber Seine Exzellenz, der ich seit dreißig Jahren diene, liegt im Sterben. Können Sie mir nicht noch eine kurze Zeit geben, bis es vorüber ist?'

Mit beiden Händen machte der kleine Mann eine betauernde Bewegung: 'Der Befehl der Regierung, mein Herr Abbé, in vierundzwanzig Stunden! Unmöglich! ganz unmöglich! Ich bedaure unendlich, in dieser Stunde stören zu müssen, aber es ist unmöglich.'

Der Abbé richtete sich auf. Der Blick des Mannes mit der Perücke fiel auf ein kleines Köfferchen, das ein Bedienter eben aus dem Hause tragen wollte. 'Sie können keine Schriften mitnehmen, Herr Abbé', sagte er.

'Öffnen Sie!' erwiderte Don Pasqual mit einer Handbewegung. Nie hatte er schöner und vornehmer ausgesehen als heute. 'Sie haben Ihre Zeit nicht gut gewählt,' sagte er zu dem Chevalier und de Leyva gewendet, die schweigend zusahen, 'aber ich vergebe Ihnen. Ich empfehle mich Ihnen und werde für Sie beten!' Sie erwiderten nichts. Aus dem Innern des Hauses scholl ein Weinen wie das eines kleinen Kindes. Dann hörte man schwere schleppende Schritte; die Flügeltüren gingen auf; allein, nicht gestützt, von Ines nur gefolgt, kam die Marquesa heraus, und sich mit der einen Hand in dem Türrahmen haltend, das zerstörte, tränenvolle Gesicht hehend, rief sie in erschütterndem Ton, in dem alle Sorge und Liebe einer Frau lag: 'Don Pasqual!'

Er wendete sich um: 'Frau Marquesa?' fragte er ehrerbietig. 'Ich gehe mit Ihnen', sagte sie.

Abwehrend hob der Abbé die Hand. Düster sah Don Jaime, der sich bei ihrem Eintreten tief verbeugt hatte, auf die alte Dame und den Geistlichen. Niemand sprach ein Wort. Da wendete sich die alte Frau schwer innerhalb der Türe um und schrie ins Zimmer zurück: — auf spanisch, wie alles, was sie ge-

sprochen: „Señor, Señor Marques! Don José! er geht! — wir auch! Stehen Sie auf, Señor! Sie müssen stark sein!“

Ines bemühte sich um sie, mein Onkel war auf sie zugetreten, um sie zu beruhigen, — da geschah, was ich nie vergessen werde.

Im Zimmer hinter ihr, nur drei Schritte entfernt, stand in seinem weißen Spitzenhemd, die dünnen fleischlosen, fast violetten Beine nackt, der Marques, den man einen Augenblick unbeachtet gelassen hatte.

„Wir gehen nicht, nicht,“ sprach er, laut genug in der lautlosen Stille, die entstand, „wir gehen nicht . . . nach Spanien . . . zurück . . . Nie meinen Fuß . . . ich setze meinen Fuß . . .“ Der Arzt war auf ihn zugestürzt, und wollte ihn stützen, ihn am Arm fassen; aber mit unerhörter Hoheit, die grotesk war bei dem Aufzug, in dem er dastand, sagte er: „Geben Sie acht, daß Sie nicht, ohne daß ich es erlaube, mich berühren! . . . Nie zurück!“ wiederholte er, — da fiel sein Blick auf de Leyva, der unwillkürlich vorgetreten war, um zu sehen, „Nie zurück nach Spanien, du . . . du Hund!“ sagte er, ihn mit unsäglichlicher Verachtung anblickend. Seine Augen sahen starr. Er öffnete noch ein- oder zweimal den Mund, ohne zu sprechen, dann wankte er und schlug hin, mit dem Kopf an den Fuß einer Truhe, und lag in peinlicher Entblößung, und war tot.

Man hob ihn auf und legte ihn auf das Bett, man deckte ihn mit der gelbseidenen Decke zu bis an den Hals und legte ein kleines silbernes Kreuzifix auf die Brust. Der Abbé Chazin schloß ihm die Augen, dann kniete er wieder am Lager hin und betete. Kerzen wurden angezündet, und die Türen wurden wieder geschlossen.

Draußen standen noch alle in wirrem Schreck. Die Marquesa, die beständig leise schrie, war in ihr Zimmer gebracht worden. Kalt entfernte sich der Chevalier. „Sie können dem Herrn Abbé Zeit geben!“ sagte er zu dem Perückenmann.

De Leyva war schon vorher hinausgeschritten.

Drei Tage später traf der Marquis von Saint-Eloi aus Paris ein. Es war ein Begräbniß, wie der Ort es nie gesehen hatte. Es kamen Herren von der spanischen Gesandtschaft, Herren vom Hofe und von den Ministerien, und die Edelleute und Geistlichen der Umgebung. Wagen auf Wagen rollte in den

stillen Ort und über den schlecht gepflasterten Platz, rasselnd, tosend, wie der Abbé Chazin es geträumt hatte.

Man hatte den Toten einbalsamiert; unzählige Kerzen brannten um den Sarg, Teppiche lagen vom Sterbezimmer bis in die Allee hinaus; vier Herren trugen den Sarg, hinter ihm schritt Juan, in schwarzseidener Tracht, der auf einem violetten Kissen eine Fürstenkrone mit der Kette und dem Orden des goldenen Vlieses trug, Wagen auf Wagen folgte, und in dem ersten saß in langen Witwenschleiern, unkenntlich, die Marquesa mit dem Abbé Azafas.

Der Coadjutor von Sens war herübergekommen, und in großem Ornat celebrierte er die Totenmesse. Das *De Profundis* ertönte, und auf unserem kleinen Friedhof wurde der erste Herzog von Torias vorläufig beigesetzt. Unzähliges Volk aus Saint-Eloi und aus der Umgebung stand schweigend um die Kirche und vor dem Friedhofstor angesammelt.

Zwei Tage nach dem Leichenbegängnis, — die Trauergäste hatten Saint-Eloi verlassen und der Ort war wieder leer, — kam noch ein sechsspänniger Wagen von der Landstraße über den Platz und nach dem Schlosse gefahren, in dem ein hagerer, schwarzgekleideter Mann mit fahlem, verbissenem Gesichte saß. Auch er trug einen Stern, und der Marquis von Saint-Eloi kam ihm bis ans Thor entgegen, als er mit einem andern schweigenden Herrn aus dem Wagen stieg. Seine Augen sahen kalt auf den Marquis, während er sich mit gemessener Höflichkeit nach den Vorfällen im alten Park erkundigte und nach Herrn de Leyva fragte, der gerade einige Stunden vorher mit dem Chevalier abgereist war. Dann fuhr der Marquis selbst mit ihm nach dem alten Park; aber als sie dort ankamen, wurden sie zwischen den Gartenmauern durch eine Menge Volks aufgehalten, das in lebhafter Erregung schien. Ein Reisewagen fuhr aus dem Thor; es war nicht jener alte zerbrochene, aber doch ein einfacher dunkler Reisewagen, in dem die Marquesa und der Abbé Azafas weiter ins Exil fuhren. Neben dem Kutscher saß Juan, und in einem zweiten Wagen folgte Ines und der alte Diener mit Koffern und Truhen. Gegen sie drohte und schrie das Volk. Aber sie saß mit ihrem olivfarbenen finstern Gesicht so unbewegt, wie sie gekommen war. Der Wagen, der vom Schlosse kam, hatte halten müssen, schon um die andern aus dem Thor zu lassen;

dabei hatten die Insassen des einen die des andern erblickt; der hagere Mann mit dem blassen Gesicht und den kalten Augen wurde noch blasser; stumm wies er mit dem Finger auf den Schlag, den einer seiner Begleiter rasch öffnete; er stieg aus, der Marquis folgte ihm; die Leute gaben Raum, er trat an den Schlag des andern Wagens, öffnete ihn, sich tief verneigend, und wollte der alten Dame die Hand küssen. Sie sah ihn starr an, zuckte zusammen: „Weiterfahren!“ rief sie dem Kutscher zu und wendete sich ab, während der Abbé Azafas schweigend und gleichsam bedauernd grüßte. Aber in seinem Gesicht lag ein unverkennbarer Hohn, während der vornehme Fremde, dessen Züge noch finsterner wurden, ohne sich um den Marquis oder sonst jemanden zu kümmern, nach seinem Wagen zurückschritt und einstieg.

Dies wurde uns nachher vom Herrn Marquis von Saint-Eloi erzählt, als mein Onkel und ich ihn auf seinen Wunsch im Schlosse besuchten. Der Marquis ließ sich seinerseits von meinem Onkel alles genau berichten, was in seiner Abwesenheit geschehen war; er schien verstimmt und, ich würde sagen, verlegen, wenn man dieses Wort auf einen so großen Herrn, und der sich so sehr in der Gewalt hatte, anwenden könnte. Er fühlte, daß mein sonst so gütiger Oheim ihm die Rolle nicht vergab, die er ihn hatte spielen lassen. Wir saßen im selben spanischen Zimmer, in dem der Marquis ihm einst die Geschichte seiner Gäste erzählt hatte, und von ihren Bildern sahen sie seltsam genug in Jugendglanz auf uns herüber, die wir nur die traurigen Schatten gekannt hatten, die unter uns gewohnt. Es war kein froher Besuch.

Mein Oheim schrieb später alles auf, was er erlebt und über die Sache in Erfahrung gebracht, aber er sprach nicht gerne davon. Er alterte schnell, und ich bin einige Jahre später sein unwürdiger Nachfolger geworden in Saint-Eloi, bis die Gönnerschaft meines gnädigen Herrn, — der Erzähler verneigte sich vor dem Bischof, — mich nach Aurerre berief, und der gleiche Sturm uns beide aus Frankreich jagte. Das ahnte ich damals nicht, als ich dem Reisewagen mit den beiden alten Leuten nachblickte, wie er zwischen den nassen Feldern entschwand, daß ich einst auf gleichen Wegen würde gehen müssen. Nur daß wir unschuldiger in dieses gastliche Schloß gekommen sind.“

Der Erzähler schloß und verbeugte sich vor der Dame des Hauses, die Tränen in den Augen hatte. Sie und der Hausherr und die Tochter dankten lebhaft.

„Wir sind unschuldiger dazu gekommen“, wiederholte der Marquis von Faverolles seufzend. Der weißhaarige Bischof lächelte. Der Fürst, der, ohne den Wein zu vernachlässigen, zugehört hatte, sagte: „Man hatte damals noch mehr Respekt“ und hustete kurz, daß es wie ein ärgerliches Knurren klang. Sein Adjutant und der preussische Offizier, die erst während der Erzählung an den Tisch getreten waren, kamen sogleich wieder auf die Nachrichten aus Madrid und Bayonne zu sprechen: „Auch dort war ein de Leyva beteiligt“, sagte der Adjutant, „und wieder beim Eril und Sturz eines Mächtigen, nur daß diesmal die königliche Familie mitstürzte. Der Napoleon macht die Sachen ganz.“

„Ja, man hatte damals noch mehr Respekt“, sagte der Fürst nochmals, das Gesicht verziehend, und stand auf.

„Es wird derselbe de Leyva sein“, meinte der Abbé Chazin, „der Mann mußte Karriere machen.“

„Aber was ist aus den Memoiren des Abbé Azafas geworden?“ fragte der Hausherr, der ein Büchersammler war.

„Wer weiß es? Vielleicht hat er sie noch vor seiner Abreise vernichtet, vielleicht aber sind sie erhalten und kommen noch einmal zum Vorschein und werfen ein neues Licht auf jene alten Geschichten und die Vorgänge im Hause Lemos.“

Die Festung in den Pyrenäen

Eileen Beade saß am Fenster und sah auf den winterlichen Platz hinaus. Das dämmernde Zimmer war behaglich und warm, das Feuer flackerte im Kamin; sie aber saß, das Kinn in die Hände gestützt, fröstelnd am Fenster und zog den Shawl um sich; in den dunklen Augen unter dem glänzenden blonden Haar war Trostlosigkeit. Draußen standen die entlaubten Bäume im Nebel; und jetzt begann leiser Schnee zu fallen. Nur sehr wenige Leute gingen über den Platz; in ihre Mäntel gehüllt, glitten sie wie Schatten durch den Schnee, der dichter und dichter fiel; Eileen sah sie kaum. Ein Wagen fuhr leise vorüber; ein Gesicht drängte sich an die Scheibe des Fensters.

Eileen fuhr auf; ein Zittern ging über sie. „Es kann nicht sein“, sagte sie laut. Da hielt der Wagen. Der Klopfer schlug an die Haustüre in einer gemessenen Folge, die sie kannte. Sie flog durch das Zimmer in den Flur hinaus und die Stufen hinab und öffnete selbst. „Norman!“ rief sie, „es ist ja nicht möglich!“

„Eileen! — — Gib acht, du wirst naß!“ fügte er sogleich hinzu, den hohen Kragen öffnend und den dunkeln Uniformmantel auseinanderschlagend, um den Schnee abzuschütteln. „Es ist ja nicht möglich!“ wiederholte sie, ihn umarmend.

Hinter ihm war der Diener mit seinem Koffer eingetreten, und von oben kam das Stubenmädchen in weißer Schürze und knirzte und grüßte.

„Ich habe nur wenige Stunden, Eileen,“ sagte er, den schweren pelzbezogenen Tschako abnehmend, „ich habe keinen Urlaub, ich bin dienstlich hier. Ich komme vom Kriegsamt und muß wieder hin, und um zehn Uhr geht der Postwagen nach Dover.“

„Also schnell ein Bad und Essen?“

Er nickte, und sie eilte selbst alle Anordnungen zu treffen und die Vorbereitungen in Gang zu bringen. Dann kehrte sie ins

Zimmer zurück. „Dass du nur da bist!“ wiederholte sie. „Gerade in diesem Augenblick! Es ist ein vollkommenes Wunder!“

„Hast du so sehr an mich gedacht?“

„Wenn du kämest, so oft ich an dich denke, müsstest du täglich hier sein. Aber gerade diese letzten Tage war ich in beständiger Angst, und eben sah ich dich irgendwo . . . frierend . . . verwundet . . . in Gefahr . . .!“

„Es ist nicht sehr kalt in Südfrankreich, und verwundet bin ich nicht, war auch nicht sehr in Gefahr. Auch die Überfahrt war rasch und gut . . .!“

Sie sah fragend nach seinen Augen, als sähe sie dort etwas, aber er breitete die Arme aus: „Eileen!“

„Und Florence?“ fragte er, sie küssend.

„Sie schläft. Komm!“

Das ganze Haus bewegte sich in verhaltenem Geräusch. Unten wurden Kessel gewärmt, Speisen zugelegt; die Mädchen eilten die Treppen auf und ab, knirrten, wenn sie dem Herrn begegneten und sahen ihm mit frohem aufgeregtem Staunen nach.

Sie standen vor dem Bett des Kindes, das Eileen in ihr Schlafzimmer hatte stellen lassen. Es erwachte, als er es leise küßte, sagte, die Augen öffnend: „Oh! Mama!“ und erkannte ihn nicht, warf sich nach der andern Seite, den Kopf in die Händchen vergrabend, und entschlief wieder.

„Das bist du!“ sagte er, sie ansehend.

„Ja, sie wird eine O'Donnell!“ erwiderte sie, und beide schwiegen.

Allein gelassen, ging Eileen tief erregt im Zimmer auf und ab, dankbar gelöste Empfindungen in der Seele. Dann streifte sie rasch ihr dunkles Hauskleid ab, und Norman fand sie im hellen, unter der Brust gebundenen Seidenkleid im Speisezimmer an dem mit verspäteten Weihnachtszweigen geschmückten Tisch stehend, als er erfrischt vom Bade und in bequemerem Anzug eintrat.

„Bist du nicht todmüde?“ fragte sie.

„Ja und nein! Ich spüre Müdigkeit nicht mehr. Und ich fühle mich wohl, weil ich dich sehe!“ Aber während er sie ansah, trat in die Stirn über seinen Augen der Ausdruck einer Ermattung und einer Sorge; eine Falte zwischen seinen Augen, die ihr neu war, wurde tiefer, und sie hielt gleichfalls inne, um ihn

forschend zu betrachten. Da griff er lächelnd nach einem Brot. Er aß hungrig und trank wiederholt von dem hellen Wein, und sie half und bediente ihn glücklich, ohne selbst viel zu nehmen.

Das Kind wurde von der Wärterin heruntergebracht, es kam scheu heran und wehrte sich, als er es nahm und küßte. Eileen nahm es in die Arme und wies ihm den Vater. Normans Blicke gingen unruhig von dem Kinde zu ihr. Als er plötzlich aufstand, begann es zu schreien, und Eileen ließ es wieder hinaufführen.

Sie saßen Hand in Hand vor dem Feuer und seinen Arm um sich ziehend, sagte sie: „Und nun erzähle! Ist deine Sendung hierher eine ehrenvolle?“

„Meine Sendung hierher . . . ? Ja . . . immerhin. Sie ist jedenfalls ein Beweis von Vertrauen.“

„Jedenfalls freue ich mich, daß sie dich herbringt.“

„Es ist wirklich ein Wunder,“ sagte er, „daß ich hier sitze, mit dir am Kamin in diesem behaglichen kossigen Zimmer . . . und vor wenigen Tagen noch an den grauen Wassern des Abour, auf der einen Seite wie Wolken das Gebirge, vor mir endloser Sand und Sümpfe und kahles Gesträuch, über uns im Nebel die Mauern von Bayonne, dahinter das winterliche düstere Meer, und dazwischen Zelte, Gräben, Schanzen, Wachtfeuer, Fluchen und Schüsse . . . Und in vier Tagen wieder!“ Er fühlte, wie ein Zittern über die Glieder seiner Frau lief, hörte ein verhaltenes Schluchzen. „So aufgeregt, Liebste?“ fragte er, und streichelte beruhigend ihr Haar.

„In wenigen Stunden bist du wieder fort!“ rief sie klagend. „Wird dieser ewige Krieg nie enden? Wie wenig hab ich in all den Jahren von dir gehabt? Und nicht nur getrennt sein, dich unaufhörlich in Gefahr wissen, unaufhörlich zittern müssen! . . .“

„Das ist unnötig. Seit ich dem Stab im Hauptquartier zugeteilt bin, bin ich wirklich nicht mehr in Gefahr. Seit zweieinhalb Monaten war ich dreimal auf Rekognoszierung und nur in einem Gefecht . . .“ Er versank in Schweigen.

„Sprich mehr!“ bat sie. „Sag, wie du lebst! Bist du sehr angestrengt?“

„Zu tun ist genug. Der Chef verlangt viel.“

„Ist er dir wohlgesinnt?“

„Das wäre bei ihm schwer zu sagen . . . Es liegt auch so viel auf ihm. Der beständige Ärger mit den Spaniern; der

schwere Vormarsch auf den grundlosen Straßen . . ." Wieder sah er schweigend ins Feuer, und sie in sein männliches, gebräuntes, vom Krieg hart gewordenes Gesicht, das sie so weich und jugendlich in Erinnerung hatte. Jetzt stand er auf, sah auf die Uhr, machte ein paar Schritte durchs Zimmer und blieb stehen. Ihre Blicke folgten jeder Bewegung. Er war vor dem Tische stehen geblieben, auf dem sich unter anderen Miniaturen sein Bild befand, das ihn so darstellte, wie er vor wenigen Jahren noch gewesen, wie sie ihn im Geiste eben gesehen hatte. Und er sah nieder auf die Miniaturen, als wäre der gleiche Gedanke in ihm. Dann wendete er sich wieder ihr zu. „Aber nun geht es zu Ende! Zu Ende!" rief er, „und vielleicht bin ich bald für immer hier bei dir . . .!" Wieder brach er jäh ab. Und etwas in seinem Ton ließ sie aufhören. Er warf ihr einen raschen Blick zu und sprach weiter: „Wir siegen, Eileen. Mit Bonaparte geht es zu Ende. Soult zieht sich immer weiter zurück!"

„Ja, das lesen und hören wir alle Tage. Gestern war deine Schwester hier und triumphtierte."

„Und du kannst dich nicht freuen?"

„Daß der Krieg endet, Norman, freut mich! wie sehr! Und daß du zurückkommst! . . . Ich freue mich, wenn du siegreich bist!" schloß sie nachgebend.

„Ich verstehe dich, Eileen. Ich verstehe dich sehr gut!"

„Du weißt es", antwortete sie leise. „Ich habe dir's oft gesagt: ich habe einen Mann geheiratet, nicht eine Nation! Dich, nicht dein Volk. Ich bin keine Engländerin geworden!"

„Ich weiß es", erwiderte er und trat ganz nahe an sie heran und beugte sich über sie. Die Hände auf ihren Schultern, sah er ihr tief in die Augen. „Ich frage mich manchmal, Eileen, ob du auch nur den Mann wirklich geheiratet hast . . . ob du wirklich völlig zu mir gehörst . . . über alles, alles hin, was trennen könnte . . .!"

„Das fragst du dich noch," rief sie aufspringend, „du, der du alles weißt! Meinen Vater Sheumas O'Donnell hat Lake gemordet, meinen Bruder Rob hat er foltern und hängen lassen, mein Bruder Meel ist verschollen, Cathleen, meine Schwester, ist in Orre-Castle verbrannt, mein Vetter Roos ist verschollen, meiner Mutter Bruder Tom Burke ist verschollen; sie sind auf

dem Meer zugrund gegangen oder in den Heiden und Sümpfen, bei Nacht in den Wäldern erschossen und verfault oder verscharrt. Ich weiß nicht, wie sie gestorben sind, und ich bin froh, daß ich es nicht weiß . . . manchmal, wenn ich davon träume . . .“ Sie fuhr mit beiden Händen an die Schläfen. Er wollte nach ihren Händen greifen, aber sie wich zurück. „Ich allein“, rief sie, „bin übrig. Du weißt, welche Greuel ich als Kind gesehen, aus denen du mich gerettet hast. Du hast mich gerettet, und doch, du weißt es, würden mein Vater Sheumas und meine Brüder Aeel und Robert mich verfluchen und mein Vetter und meiner Mutter Bruder, wenn sie lebten und wüßten, daß ich einen Engländer zum Mann genommen!“

„Eileen!“ rief er.

„Aber warum, warum, warum, Norman!“ fuhr sie fort, „erneuerst du das alles heute, heute, da wir so wenige Stunden haben . . .?!“

„Warum, Eileen?“ fragte er und sah schmerzlich auf sie, und das Feuer im Kamin flammte auf und warf einen schnellen Schein über ihn, und die Falte zwischen seinen Augen war tiefer und sein Gesicht schien noch älter und gefurchter, und dann versank die Flamme wieder, und es war fast dunkel, als er sie an sich zog.

„Was hast du auf der Seele, Norman?“ rief sie, „was willst du mir sagen?“

„Ja!“ sagte er, „aber um Gottes willen, Eileen . . .“, er unterbrach sich und faßte ihre Hände, sie wieder an sich ziehend. „Ob du mich verstehen wirst?“

„So sprich doch!“

Sie sah, wie sein Gesicht arbeitete. Er zog die Uhr aus der Tasche. „Zwei Stunden!“ rief er.

„Hast du noch?“ rief sie, erschreckend.

„Nein, bin ich schon hier!“

„Schon zwei Stunden!“

Noch einmal ging er durchs Zimmer und zurück, dann blieb er stehen und sah zur Erde. „Es hängt mit meinem Auftrag zusammen“, begann er. Sie sah rasch auf.

„Es war so“, fuhr er fort. „Wir kommen schwer vorwärts; Coult schlägt sich sehr gut, die Franzosen wehren sich wie die Teufel; wie lang liegen wir nun schon vor Bayonne, und jedes

Dorf, jedes Schloß muß belagert und gestürmt werden. Wie wir herunter in die Ebene an den Adour und an die Gave de Pau stiegen, war da ein Kastell in den Hügeln, das hatte der Mann, der dort befehlt, so befestigt und verteidigte es so, daß wir eine Abtheilung zurückließen, die es eingeschlossen halten und womöglich nehmen sollte, während das Korps weiter vorrückte, wie wir es jetzt mit Bayonne selbst machen werden. Wir hatten überhaupt zu wenig Artillerie, und die wurde vor Bayonne gebraucht. So weit war alles gut. Da kam jener verfluchte Fehler, den Gade an der Front beging, so daß wir alles heranziehen mußten, um keine Lücke zu lassen, wo Soult uns gepackt hätte. Und da bekam der Mann in jenem Kastell wieder Lust; er machte einen Ausfall und hieb die paar Leute zusammen, die noch dort standen, um ihn zu beobachten, dann überfiel er unsere Verbindungen und nahm unsere Wagenzüge weg. Das Kastell lag an einer unserer Zufuhrstraßen und der Franzose darin hatte seine paar Kanonen in einer Weise gestellt, daß die ganze Gebirgsstraße gesperrt war. Unter den spanischen Guerillas, die auf unserer Seite waren, gab es fürchterliche Leute, aber einen so kühnen und geschickten Offizier wie den, habe ich lange nicht gesehen. Nun, sobald es wieder ging, wurde Weymon mit einem starken Bataillon und etwas Geschütz hingeschickt, das Kastell zu nehmen. Es schien eine Kleinigkeit, aber er brachte es nicht zustande. Ich mußte dir zuviel erklären, um dir ganz begreiflich zu machen, wie unangenehm es für uns war, wie diese Beule im Rücken uns behinderte. Es sind jetzt gerade zehn Tage her, da schickte Lord Wellington mich hin, ich sollte doch sehen, daß Weymon vorwärts komme und den Platz nehme; denn der lag da und griff an nach allen Regeln, tapfer, aber ohne Initiative, und der andere hatte immer neue Ideen. Als ich hinkam, fand ich Oberstleutnant Weymon schwer verwundet, im Fieber, Hauptmann Brice beim Sturm durch die Brust geschossen, Chelmsford lag irgendwo unter den Schanzen begraben; Pouley führte das Bataillon und konnte gar nichts ausrichten. Er war vollkommen übermüdet. Ich bin im Rang älter als er und Adjutant, und da ich einmal da war und den Auftrag hatte, so übernahm ich das Kommando . . . Lord Wellington hatte nachher die Güte zu sagen, ich würde vielleicht kein schlechter Truppenführer werden. Ich ließ die Geschütze anders auffahren und änderte den ganzen Angriff, ich schoss ihm seine Basteien

zusammen und nahm zwei Vorwerke. Er machte neue Schanzen aus allem, was es gab, aber es war klar, daß es zu Ende ging. Wir hatten keine Zeit; ich mußte zurück ins Hauptquartier, und so schickte ich einen Parlamentär und ließ ihn zur Übergabe aufordern. Darauf verlangte er eine Unterredung. Wir kamen auf den zerschossenen Werken zusammen, am Nachmittag unter tiefen Wolken, da und dort lag Schnee und überall Tote und Verwundete an den Schanzkörben. Ein langer schlanker Bursch, gerade, gelenkig, sehr elegant in seiner Chasseur-Uniform, mit ihm zwei ganz junge Offiziere, Kinder noch. Er kommt auf mich zu, lächelt ein wenig, verbeugt sich sehr höflich, sehr französisch, die hohe Mütze abnehmend, daß ich seine gelockten dunkelblonden Haare sehe. Ich nenne mich: „Hauptmann Beade“, er lächelt wieder und sagt: „Oberst Fitz-James“ . . .! Ich begriff sofort . . . ein Irländer! Eileen!“

Sie sah ihn gespannt an, sehr bleich, mit leise zitternden Lippen, sprach aber nicht.

„Ich forderte ihn, da er sich doch nicht mehr halten könne, auf, weiteres Blutvergießen zu ersparen, und uns die Festung zu übergeben.“

Er sah sich um und einen Augenblick zur Erde, als dächte er nach: „Ja,“ sagte er dann, „gegen freien Abzug, mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag.“

„Das kann ich nicht bewilligen“, erwiderte ich. „Die Ehre haben Sie in jedem Fall gewahrt durch Ihre glänzende Verteidigung . . .“, er verbeugte sich kühl, „aber ich muß auf Übergabe der Besatzung in Kriegsgefangenschaft bestehen.“

Er schüttelte den Kopf. „Nur gegen freien Abzug.“

„Dazu habe ich keine Vollmacht.“

„Dann schicken Sie nach dem Hauptquartier.“

„Das würde nichts ändern und wäre zweckloser Zeitverlust. Darein kann ich nicht willigen. Ich habe ganz klare Befehle. — Wir gönnen dem Feind einen so vortrefflichen Offizier nicht.“

„Schön,“ sagte er und machte Miene zu gehen, „kommt, Kinder!“

Ich hielt ihn zurück. „Sehen Sie doch ein,“ sagte ich und wies ihm seine Lage, die völlig zerschossenen Wälle, ich zeigte ihm in der Ferne unsere Feuer, die in der Ebene und auf den Hügelabhängen im Winternebel sichtbar waren, „ich kann soviel Leute

heranziehen als ich will. In acht Stunden haben wir den Platz gestürmt.'

„Wir halten uns noch Tage.“

„Ich glaube nicht. Aber dann?“

„Was liegt am Sterben?“

„Sagen Sie das für sich. Aber diese Kinder hier?“

Er selbst sah jung genug aus. Die beiden Knaben waren blaß, müde, übernünftig, wenn auch ihre Augen brannten und sie zu allem bereit waren. „Was liegt Ihnen an der Gefangenschaft? In wenigen Wochen ist der Krieg zu Ende und Sie werden ausgetauscht.“

„Ja, diese hier. Aber ich?! Sie haben es ja längst erkannt: ich bin Irländer. Ich will nicht in Ihre Gefängnisse, an Ihren Galgen kommen, nicht das Schicksal Wolfe Zones teilen, den Sie gegen alles Recht . . .“

„Er war ein verurteilter Rebell!“ unterbrach ich ihn.“

Die am Feuer sitzende, lauschende Frau fuhr empor. Ihr Mann kehrte aus den Gefichten der Pyrenäen, die seine Erinnerung erfüllt hatten, in die Gegenwart ihres Zimmers in London zurück. „Verzeih, Eileen!“ sagte er, „als englischer Offizier mußte ich das sagen.“

„Ja, als englischer Offizier“, sagte sie bitter.

„Höre mich zu Ende, Eileen! „Glauben Sie, ich bin weniger Rebell?“ erwiderte er. „Weiß Gott, ich kämpfe mehr gegen England, als für Frankreich und den Kaiser!“

Wir schwiegen beide. Du mußt dir das Bild vorstellen. Er war noch länger als ich und stand da, blaß und entschlossen, schon wieder lächelnd, nun in halber Nacht; über uns ein ungeheurer Schatten, die Festung. Ich dachte nach. Ich dachte an dich, Eileen. Und der Mann gefiel mir so gut.

„Ich bin Adjutant des Höchstkommandierenden“, sagte ich endlich. „Es ist vielleicht gewagt, wenn ich mich verbürge. Aber ich glaube, ich kann es.“ Er sah mich scharf an. „Ich habe das Recht, wie Oberstleutnant Weymon und in seinem Namen, die Übergabe der Besatzung in ehrenvolle Kriegsgefangenschaft zu vermitteln. Darin sind Sie eingeschlossen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort für diese Bedingungen. Daran wird man im Hauptquartier nichts ändern.“

„Wer weiß?“ sagte er. In diesem Augenblick brach der eine der beiden Leutnants neben ihm zusammen. Sie hatten nichts mehr zu essen und schon tagelang halbe Rationen, wie ich dann erfuhr. Er, Fitz-James, und ich halfen dem Jungen auf. Ich schickte eine Ordonnanz in unsere Stellungen hinab, um Wein und was sich sonst fände, holen zu lassen. Er sprach indessen mit seinen Offizieren und sann wieder nach. „Was liegt daran?“ rief er schließlich. „Kommt Kinder, es sind vielleicht wirklich nur ein paar Wochen für euch!“ Und zu mir sagte er: „Es ist gut.“

Ich sagte: „Kommen Sie hinunter in die Zelte, die Bedingungen aufzusetzen und zu unterschreiben.“

„Das können wir auch hier“, erwiderte er.

Aber es war völlig dunkel geworden, und es hatte sich ein unangenehmer schneidender Wind erhoben, der durch alle Kleider drang, und der uns Papiere und Karten in den Händen umbog und wegwehte. Die Laternen, die er hatte bringen lassen, drohten zu verlöschen. So schickte er einen seiner Begleiter mit Befehlen in die Festung zurück und folgte mir mit dem andern hinab. Ich ließ ihn vorangehen, und ich sah ihn an und beobachtete ihn.

Als ich ihn unseren Offizieren vorstellte, sprach ich seinen Namen absichtlich so rasch aus, daß sie ihn kaum verstanden, und redete ihn immer nur „Oberst“ an. Sein Französisch war tadellos. Alle erstaunten nur, wie jung er war. Die nötigen Abmachungen wegen der Übergabe, des Abmarsches, der Verwundeten und was da sonst war, wurden schnell getroffen.

Als er unterschrieb, sah Pouley, der zunächst stand, mich an. Aber ich sprach kein Wort, und er machte keine Bemerkung. Vielleicht hatte er nichts dabei gedacht.

Zwei Stunden später räumten sie die Festung bei Fackellicht; ein Teil unserer Mannschaft war ausgerückt und stand in Reihen; es waren nicht viele, die unter Trommelwirbel herunterkamen, und die meisten verwundet. Die nicht gehen konnten, wurden auf Bahren und Brettern heruntergetragen. Noch einmal tönte ihr „Vive l'empereur!“ durch die Nacht, dann überreichte Fitz-James mir seinen Degen, und man hörte das Klirren und Aufschlagen der Gewehre, die abgegeben, gezählt und hingelegt wurden.

Eine kleine Abteilung von uns besetzte die Festung, die am andern Tag gesprengt werden sollte.

Ich traf mit Pouley die nötigen Anordnungen und bestimmte, daß Fitz-James und die Offiziere am andern Morgen unter Eskorte mit mir ins Hauptquartier reiten sollten, da es den Feldmarschall interessieren könnte, sie zu sprechen. Ich hatte eine Ordonnanz vorausgeschickt mit der Meldung.

Am Abend bewirtete ich ihn . . ." Norman Beade verstummte und sah seine Frau an. Sie kauerte noch immer am Feuer. Jetzt hob sie den Kopf zu ihm. „Warum sprichst du nicht weiter? Erzähle doch!"

„Ja, es ist am besten, ich erzähle dir alles; es kann ja doch nicht anders sein."

„Nein," sagte sie aufstehend, „ich will alles wissen." Und sie lehnte sich groß und weiß mit dem einen Arm auf den Kamin und wartete. Er fuhr fort.

„Wir speisten in einem kleinen Hause, das windgeschützt hinter den Felsen lag. Es waren Hütten und Häuser an den Berg gefleht, und die vor Geschossen gedeckt waren, wurden als Quartiere benützt. Mein Zimmer war zwei Tage vorher das Chelmsfords gewesen, der jetzt tot unter den zerschossenen Schanzen lag; auf der anderen Seite des Ganges lag Weymon im Bett und delirierte. Manchmal hörten wir ihn schreien; manchmal Posten rufen, oder ferne Kanonenschüsse von Bayonne herüber. Wir redeten nicht viel während der Mahlzeit; eine große Anspannung hatte in beiden nachgelassen, und wir fühlten uns matt. Er aß und trank und streckte sich nachher wohligh aus; dann wurde sein Ausdruck wieder gespannt; er stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände, und die großen Augen in dem weißen Gesicht sahen ins Dunkel hinaus.

„Wenn ich Sie so ansehe, Mr. Fitz-James," sagte ich plötzlich, „könnten Sie Aleel O'Donnell sein, der Bruder meiner Frau."

Er fuhr herum und und starrte mich an. „Ich bin nicht Aleel O'Donnell," antwortete er, „aber ich kannte ihn. Aleel O'Donnell ist tot. So ist Cathleen Ihre Frau?"

„Cathleen ist tot," sagte ich, „meine Frau ist Eileen O'Donnell."

„Eileen! . . . Sie war noch sehr klein . . ."

Er sah mich lange an und stellte allerlei Fragen, auch, ob wir ein Kind hätten . . ."

„Was für ein Fiſh-James kann das ſein?“ hörte Norman Beade ſeine Frau fragen. „Ich erinnere mich nicht. Wie war ſein Vorname?“

„Luſe, Luſe Fiſh-James, glaube ich.“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich erinnere mich nicht,“ wiederholte ſie, „bitte, fahre fort!“

„Am andern Morgen brachen wir auf. Ich hatte eine Verſuchung gefühlt, ihm eine Möglichkeit zur Flucht zu laſſen, aber es gab keine. Die ganze Ebene vor uns und das Gebirge hinter uns war von unſeren Truppen beſetzt und durchzogen. Überall ſah man Rauch und Zelte und dunkle durch das Land ſich bewegende Linien. Wir ritten durch den hellen Wintertag. Wir ſprachen kaum ein Wort unterwegs, und ich hatte Zeit zu denken. Im Grunde war ich ſicher, daß man mich nicht deſavouieren würde; es ſind nicht mehr die Zeiten Wolfe Tones und Laſes. Dennoch war eine Unruhe in mir.

Wir kamen ins Hauptquartier. Ich mußte dem Feldmarſchall berichten; er ſagte mir ein paar freundliche Worte über meine Zukunft; das war ſehr viel, und ich wurde von allen Seiten beglückwünſcht.

Zwei Stunden ſpäter wurde ich zu Generalmajor Clyde gerufen. Er ſaß am Tiſch und hatte die Akte der Übergabe vor ſich. Fraſer, ſein Adjutant, ſaß an der andern Seite des Tiſches und ſchrieb.

„Hier ſteht Fiſh-James“, ſagte der General. „Iſt das nicht ein Irländer?“

„Vielleicht iſt er von iriſcher Herkunft“, antwortete ich, als wäre es eine belangloſe Sache.

„Das iſt die Frage.“ Er ſah ſcharf auf die Unterſchrift.

„Ich hatte nur mit dem Kommandanten der Feſtung zu tun, mit dem ich abſchloß,“ bemerkte ich, „mit einem Oberſten der franzöſiſchen Armee.“

„Ja, ja, das gilt für Sie, aber wir müſſen das weiter unterſuchen.“

„Muß es unterſucht werden . . .?“ fragte ich.

Fraſer hielt im Schreiben inne, lehnte ſich im Stuhl zurück und ſah mich an. Der General feuchtete ſeinen Daumen an und blätterte in den Papieren; Oberſt Grant und Major Wolverton waren eingetreten. „Laſſen Sie den Mann kommen, Fraſer!“

sagte der Generl. 'Sie konnten sich damit nicht aufhalten.'
Dies war zu mir gesprochen.

'Aber ich gab mein Ehrenwort . . .'

Er winkte mir nur mit der Hand, daß ich schweigen sollte.

Der Adjutant war indessen zur Türe gegangen und hatte den Befehl weitergegeben. Niemand sprach. Fitz-James trat ein, die Bärenmütze unterm Arm und grüßte. Man dankte gemessen. Elyde fragte ihn, wo und wann er geboren sei?

Er schwieg einen Augenblick, dann lächelte er und sagte: 'Ich weiß nicht, ob ich verpflichtet bin, Ihnen dieses militärische Geheimnis mitzuteilen. Ich bin naturalisierter Franzose und französischer Offizier.'

'Das wissen wir', sagte der General und wiederholte seine Frage.

'Ich vermute, daß es für Ihre Absichten genügt, wenn ich die Antwort weigere. Ich werde mich nicht wundern, wenn ein englisches Ehrenwort nicht gehalten wird.'

General Elydes massiges Gesicht unter den krausen weißen Haaren wurde dunkelrot. Ich biß mir die Lippen. 'In der Tat, Sir William, wenn Sie gestatten: es handelt sich hier um mein Ehrenwort . . .'

'Sie sind noch nicht gefragt, Hauptmann Beade; Ihre Reihe wird kommen', sagte Elyde heftig. 'Gefangener, ich ersuche Sie, sich zu mäßigen.'

Fitz-James zuckte die Achseln. Wie er da stand und die Männer ansah, die Lippen zwischen die Zähne gepreßt, daß man das Rote nicht sah, mit einem bösen, aufreizenden Lächeln in dem schönen, sehr weißen Gesicht, erinnerte er mich wieder an dich, Eileen. Und noch mehr, als er sich mit der Hand über die Haare strich und ins Fenster starrte, als sähe er etwas ganz fernes, in das seine Seele tauchte.

'Haben Sie je in der britischen Armee gedient?' fragte Sir William Elyde.

Er fuhr herum, als erinnerte er sich, wo er sei. 'Ich habe immer nur gegen England gekämpft', sagte er mit Betonung.

Der General hatte wieder in den Akten geblättert und diktierte Fraser ein paar Sätze, die dieser niederschrieb. Dann blickten alle auf Fitz-James. Der, als fühlte er diese Blicke, wendete langsam den Kopf, bis seine Augen meine trafen. 'Ich

habe es Ihnen vorausgesagt', rief er mir zu, und wieder zum Tisch gewendet: 'Wozu die Sache hinausziehen? Da Sie durchaus hören wollen, was Sie ohnedies wissen, und es so oder so gleichgültig ist. Ich bin in den Bergen von Connemara geboren, an den Ufern des Corrib. Es ist ein grünes und schönes Land, wert, daß man dafür sterbe. Und einer mehr von uns oder weniger . . . Genug, meine Herren. Ich wünsche in mein Quartier zurückgebracht zu werden.'

Er verbeugte sich kurz und ging zu einer Bank im Hintergrund des Zimmers, setzte sich, kreuzte die Arme und sah weit weg.

'Es genügt vorläufig', sagte auch der General. 'Fraser, bringen Sie den Gefangenen in sein Quartier.'

Als er das Zimmer verlassen hatte, herrschte einen Augenblick Schweigen. Dann wurde der Fall erörtert. Alle fanden ihn klar: Rebellion und Hochverrat. Ich war hier, bis auf Fraser, der jüngste im Rang unter lauter Vorgesetzten. Und als ich Aubury mit seinem hämischen verbissenen Gesicht eintreten sah, — er hatte nicht gleich kommen können, — wußte ich, daß es aussichtslos war. Er war es, der die Sache entdeckt und aufgegriffen hatte. Er war seinerzeit als Kriegsrichter mit Lake in Irland gewesen. Und auch bei Clyde war nichts zu machen. Er war wütend über die Art, wie Fitz-James mit ihm gesprochen hatte.

Ich ging zu Lord Wellington. Im Vorzimmer saß Colville und versiegelte Depeschen. Der Feldmarschall war allein. Er schien unzufrieden. 'Was wollen Sie, Beade? Ich habe sehr wenig Zeit', sagte er, als ich eintrat.

Ich beklagte mich, daß man meine Kapitulation brechen wolle.

'Der Fall liegt anders, als Sie angenommen haben.'

'Ich bitte Eure Lordschaft um Vergebung: ich wußte genau, was ich tat.'

'Dann hätten Sie nicht abschließen dürfen.'

'Dann hätten wir noch drei Tage dort kämpfen können, und Sie wollten den Platz, Mylord, und die Straße. Mir war nur Eines verboten: freien Abzug zu bewilligen. Sonst nichts!'

„Dann ist auf Ihrer Seite alles in Ordnung. Das Kriegsgericht wird die Sache von einer andern Seite zu betrachten haben.“

Er wollte mich entlassen. „Ich bitte Euer Lordschaft um Verzeihung“, sagte ich nochmals dringend. „Ich habe mich dem Manne persönlich für seine Sicherheit verbürgt und ihm mein Ehrenwort gegeben; ich bin entehrt, wenn es nicht gehalten wird.“

Sein Gesicht wurde finsterer, aber er schwieg. „Mir bleibt dann nichts übrig“, fuhr ich fort, „als . . .“

Er sah mich drohend an: „Ich will keinen Unsinn hören“, unterbrach er mich heftig.

Ich schwieg.

Er stand in seinem grauen Rock am Fenster und spielte mit seiner Reitgerte. Draußen dämmerte es bereits wieder, und in der Ferne am Wasser stiegen Raketen auf.

„Es ist eine juristische Frage“, sagte er zuletzt, „und nicht für mich zu lösen. Sie können an Longs Stelle mit den Depeschen nach London fahren. Die Queen Elizabeth geht morgen von St. Jean ab. Sprechen Sie mit dem Generalkriegsrichter und sagen Sie ihm, ich lasse ihn um seine Ansicht über den Fall bitten. Sie haben einen Tag in London, Ihre Sache zu vertreten, und kommen wieder zurück. Guten Abend.“

Ich dankte und ging.

Und so bin ich hier, Eileen.“

„Und nun?“ rief seine Frau, „Du warst bereits im Kriegsamt?“

„Ja, ich habe Sir Thomas Rylen gesprochen.“

„Und nun?“

„Warte ich.“

„Kann das lange dauern?“

„Ich glaube nicht. Wenn Lord Wellington um eine rasche Antwort bittet, wird sie ihm gegeben. Ich bin für halb neun Uhr Abend bestellt.“

„Aber mein Gott! welche Antwort?“

„Das weiß ich nicht.“

„Was glaubst du?“ Sie fragte kurz, in schmerzlichem Ton. Er zuckte die Achseln. „Welchen Eindruck machte dir Rylen?“

„Er war sehr ernst. Er wollte noch mit dem Lordkanzler sprechen. Als ich vom Hauptquartier abreiste, kam Sir Robert Gardiner auf mich zu, sah mich mit seinen großen strahlenden Augen unter dem grauen Haar an und sagte, er wünsche mir Glück zu meinem Vorhaben. Leider stand Aubury dabei und mit seinem unangenehmen Lachen, indem er mir zwei Finger reichte, sagte er, er wünsche mir ebenfalls Glück.“

„Hast du . . . ihn . . . nochmals gesehen?“

„Ja. Er war unverändert. Er saß in seinem Zimmer und rauchte, und schrieb oder zeichnete, ich weiß nicht was. Ich sollte dich von einem Freunde grüßen, sagte er.“

„Wer kann er nur sein?“ rief sie wiederum. „Ich kenne keinen Fitz-James in Connemara . . . Norman . . .“ sie sprach leiser und jedes Wort für sich, „wenn es doch mein Bruder Aleel wäre . . .?!“

Norman schwieg.

„Norman! . . . du glaubst es auch, Norman . . .! Es ist Aleel!“ Sie eilte an den Tisch und griff nach einer der Miniaturen. „Du hast vorhin danach gesehen. Sieht er so aus? . . . Ist er das?“

„Er . . . könnte es wenigstens sein.“

„Norman, du glaubst es auch!“

Sie warf sich über den niedrigen Stuhl und die Kissen am Feuer, er sah, wie ihr ganzer Körper zitterte. „Er lebt!“ schluchzte sie „Noch! jetzt . . . noch!“ Er strich über ihr Haar. Sie richtete sich auf. „Du nimmst mich mit dir, Norman, wenn Kyles Meinung gegen ihn ist?“

„Eileen! das ist ja unmöglich.“

„Es muß möglich sein, Norman. Ich muß ihn noch sehen. Du hast ihn gefangen genommen . . .“

„Das dachte ich mir . . .!“ rief er bitter.

„Nein, schweige, ich weiß, du hast getan, was du konntest, was du mußtest. Aber ich muß tun, was ich kann und muß. Er ist der Letzte meiner Familie, der noch lebt, und ich habe den Mann geheiratet, der ihn ans Messer liefert . . .“

„Es ist ja noch nicht gewiß, Eileen. Vielleicht hast du den Mann geheiratet, der ihn rettet. Denke, wenn ein anderer die Festung genommen hätte!“

„Und wenn sie ihn nicht losgeben? wenn sie ihn vor ein Kriegsgericht stellen?“

Norman schwieg.

„Warum sind die Menschen so grausam und wahnsinnig?“

„Die Welt ist so“, sagte er.

„Und wir müssen darum zugrunde gehen!“

„Nicht, wenn du mich liebst.“

„O, Norman, das sagst du jetzt!“

„Jrgendwo ist ein Dunkles in deiner Seele, das mir fremd ist, Eileen. Da bist du nur Irin und vergißt, daß du mein Weib bist!“

„Ich vergesse es!“

„Sieh in den Spiegel, du bist bleich und zitterst, deine Augen sind groß und starr, und du beißt die Lippen, wie du immer tust, wenn du sagst, daß du mich liebst, und innerlich weit von mir weg bist!“

„Das glaubst du nur . . .“

„Nie wirst du vergessen . . .! und den Bruder, wenn er es wäre, kennst du kaum! dennoch ist er dir mehr!“

„O du bist ganz Engländer, so hart! Dein Gesicht ist finster und böse, Norman, und sonst war es süß und weich, wie auf dem Bilde dort!“

„Weil ich all dies vorausgesehen, weil ich weiß, was dieser Tag für uns bedeutet!“

„Norman!“ Sie ging auf ihn zu und sah in seine Augen, und sie standen voreinander, ohne näher zu kommen, und sein Gesicht blieb finster, und sie bleich und starr.

Er sah auf die Uhr.

„Mußt du schon gehen?“

„Noch nicht!“

„Und so willst du gehen! Und ich soll hier sitzen und warten . . .! Hast du denn Hoffnung?“

„O, für ihn? für Fitz-James?! Doch! Der Feldmarschall hat lobende Worte über mich geschrieben; Craig sagte es mir; und daß er mich geschickt hat, beweist, daß er mir und ihm eine Chance geben wollte. — Und wenn das Schlimmste geschieht, wenn sie meine Kapitulation brechen, dann . . . komme auch ich nicht wieder. Mehr kann ich dir nicht bieten.“

Sie sah ihn eigentümlich an. „Wann mußt du fort?“ fragte sie.

„In einer Stunde.“

„So komm!“ Und sie ging ihm voran hinauf, wo das Kind bereits wieder im Schläfe lag. Er folgte ihr verwundert und schweigend. Vor dem kleinen Bette blieb sie stehen. „Wenn sie erwachsen sein wird, wird auch sie entscheiden müssen“, sagte sie.

„Gott möge es ihr ersparen!“ gab er zur Antwort. Wieder sah Eileen ihn an. Er ging zu dem Sopha, auf dem seine Uniform bereit lag.

Da fühlte er ihre Hand auf der seinen.

„Komm!“ sagte sie, „küsse mich, du Mann, den ich liebe, und dessen Volk ich hasse! Du hast alles getan, was du konntest, und ich liebe dich sehr!“

Da zog er sie an sich.

Als eine Stunde später der Wagen vorfuhr und Norman Beade das Haus verließ, lag der Platz weiß im Mondlicht. Der Schnee lag tief und still, die Räder waren unhörbar und der Hufschlag der Pferde klang gedämpft. Der Diener trug den Koffer heraus. Norman sah auf die Uhr: „In spätestens anderthalb Stunden komme ich wieder vorbei und gebe dir Nachricht.“

„Und ich werde alles bereit haben, um mitfahren zu können.“

„Bete, Eileen, daß es nicht nötig sei!“

Und fortfahrend sah er sie, den Shawl um Kopf und Schultern, auf den Türstufen stehen, sah die dunklen Augen in dem weißen Gesicht ihm nach und in die Ferne sehen, und sah das andre Gesicht im Geist, das ihrem so ähnlich sah.

Die Unterredung

Das Haus stand in einem düstern Garten. Ein Rasenviereck lag zwischen hohen geschnittenen Baumwänden; dahinter erhob sich das Gebäude aus grauem Stein mit sehr hohen Fenstern, schwer unter einem mächtigen Turm. Die Dämmerung lag lichtlos darüber.

„Ich komme vom Abbé Perchères“, sagte der Fremde, der so lange am Gittertor geschellt hatte. Der Pförtner öffnete. Der eintrat, war ein noch junger Mann in grauem Reitanzug, mit einem ernsten und bestimmten Ausdruck in den Zügen. Der Reitknecht, der ihn begleitet hatte, war nicht abgestiegen; er hielt das ledige Pferd am Zügel, das ihm jetzt, von der geöffneten Türe erschreckt, den Kopf hochnehmend, zu schaffen machte. Auf eine Handbewegung des andern nahm er beide Tiere herum und ritt davon.

Der Fremde schritt über den Kiesweg dem Hause zu und suchte nach dem Eingang; dann pochte er, und wieder sagte er zu dem öffnenden alten Diener: „Ich komme vom Abbé Perchères.“ Der Diener nickte und verschwand, kam zurück und führte ihn über die Steinfliesen des Ganges zu einer hohen weißen Türe und öffnete den einen Flügel. Das Zimmer war erleuchtet, aber ein Schirm, der vor der Lampe stand, warf einen Schatten über den größten Teil des Raumes.

Aus einem Lehnstuhl vor einem langen Tisch stand ein alter Mann auf. Er war riesenhaft groß, obwohl sein Rücken gebeugt war, und er sah noch riesiger aus, weil er eine Art weißer Kutte trug, die um die Mitte des Leibes von einer braunen Schnur gehalten ward. Aus dieser Kutte hob sich ein ebenso mächtiger Kopf mit weißem Haar und weißem Bart, und ein Gesicht beugte sich vor, das den Besucher betrachtete, nicht willkommen hieß. Dicke, breite Lippen lagen über verdorbenen und mangelnden Zähnen, die Brauen über den Augen waren weiß und buschig, die Augen selbst groß, dunkelgrau und um sie tiefe dunkle Ringe. So glanzlos sie waren, so furchtbar war ihr Blick.

„Was bringen Sie vom Herrn Abbé?“ fragte der Hausherr. Seine Stimme war heiser, aber tief und wohlklingend.

„Der Auftrag, den der Herr Abbé mir gegeben,“ begann der Fremde, von der Erscheinung betroffen, mit nicht ganz sicherer Zunge, „wird nicht so schnell zu erledigen sein . . . ich habe . . .“

Der Blick des alten Mannes ließ ihn verstummen; doch schien dieser nur nachgedacht zu haben; indem er ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud und sich selber wieder schwer in den Lehnstuhl niederließ, sagte er: „Sie müssen hungrig und müde sein; meine Leute werden Ihnen erst ein Abendbrot vorsetzen . . .“ und er zog an einem Glockenzuge, der mitten im Raum neben ihm von der Decke herabhing. Irgendwo in der Ferne läutete es.

„Ich danke,“ sagte der Fremde, „aber ich habe in Quateras gegessen, ehe ich herauftritt . . .“

„Dann bitte ich Sie, zu sprechen.“

Aber der andere wurde plötzlich blutrot. „Mein Auftrag ist nicht bequem . . .“ sagte er.

„Wollen Sie davon sprechen oder nicht?“ erwiderte der alte Mann ungeduldig. „Wein!“ rief er dem eintretenden Diener zu. „Übrigens, wer sind Sie eigentlich?“

„Ich heiße Duval,“ sagte der andere zögernd, „Ernest Duval . . .“

So forschend lagen die glanzlosen Augen auf ihm, daß er ein körperliches Unbehagen empfand; als ob ein kalter und trauriger Dunstkreis, der den alten Mann umgab, peinlich auf ihn überströmte. Und dennoch ward ihm sogleich irgendwie bewußt, daß er für dieses zerstörte und doch so mächtige Gesicht und noch mehr für diese tiefe heisere Stimme eine Art schmerzlicher Zuneigung empfand. Er hatte das Gefühl, als säße er seit langem hier und beide hätten eine unberechenbare Zeit geschwiegen, als der Diener wieder eintrat, eine Karaffe mit rotem Wein und ein Glas auf ein Tischchen neben ihm stellte und ging.

Er trank auch sogleich ein volles Glas des schweren Weines leer. Dann sagte er: „Der Abbé hat mit mir über eine Angelegenheit gesprochen, die das Fräulein von Bellecour betrifft . . .“

Sowie der Name fiel, schien in dem alten Mann etwas Schreckliches vorzugehen — sein Gesicht sank herab, der Mund war verzerrt. „Mit Ihnen?“ rief er.

„Halten Sie das nicht für eine Dreistigkeit, Herr Marquis“, sagte der junge Mann aufgeregt. „Die Sache wird Ihnen sofort erklärlich sein: ich bin mit Herrn von Campion befreundet und hatte in seinem Auftrag mit dem Herrn Abbé gesprochen . . .“

Der alte Mann stand auf und wies nach der Türe. „Ich weiß nicht“, sagte er, „mit welchem Recht Sie sich in die Angelegenheiten anderer mischen. Meine Entschlüsse sind ausgesprochen, und der Abbé Perchères hat nicht den Einfluß, sie zu ändern. Ich glaube auch nicht . . .“ er hielt inne; seine Blicke überflogen Gesicht und Erscheinung des anderen. „Sie sind Herr von Campion?!“ rief er.

„Ja, Monsieur“, sagte der junge Mann.

„Und Sie kommen nicht vom Abbé Perchères?!“

„Ich komme von ihm, aber — ungesendet . . .“

Wieder wies der Hausherr in sprachlosem Zorn nach der Türe. Da der Fremde nicht von der Stelle wich, ging sein Blick und seine Bewegung nach der Wand; der andere, mit den Augen folgend, sah, daß dort Jagdgewehre hingen . . .

„Darf ich Ihnen eines bringen?“ fragte er, jetzt völlig gelassen, „vielleicht hören Sie mich, die Waffe in der Hand, an?“

Während der alte Mann einen Augenblick unentschieden stand, fuhr er fort: „Es wird vielleicht doch besser sein, Herr Marquis, Sie hören mich an! Ich könnte durch die Wand brechen, wenn Sie mir die Türe verschließen, ohne mich den Grund wissen zu lassen. Ich könnte durch die Wand brechen . . . ich brauche nur dem Beispiel zu folgen, das . . . Sie in Ihrer Jugend gegeben haben . . .“

Der riesige Mann in der Kutte griff mit beiden Händen an die Schläfen, so daß die Finger sich über der Stirn schlossen; die wulstigen Lippen bewegten sich greisenhaft, ohne zu sprechen; und als er die Hände wieder senkte, zitterten sie.

„Was sagen Sie?“ fragte er zuletzt, wie erwachend.

„Mögen Sie mich verstehen, Herr Marquis! Es gibt Sitten, es gibt Gesetze, die gewiß sehr gut und nötig sind, die man aber doch durchbrechen kann!“

Der alte Mann stand noch immer gebeugt da; der jüngere fuhr fort: „Frankreich ist groß! die Welt ist sehr groß! Men-

schen, die wollen, können viel . . .! Wissen Sie überhaupt, wo Fräulein von Bellecour jetzt ist?"

Schreck und Wut wechselten im Gesicht des Mannes, der in den Stuhl gesunken vor ihm saß, und plötzlich, die zitternde Hand hehend, am Glockenstrang zog.

„Ich bin bewaffnet“, sagte der junge Mann nachdrücklich, als er diese Bewegung sah. „Ich war wirklich beim Abbé Perchères und habe mit ihm gesprochen,“ fuhr er fort, „ich wollte Sie auffuchen; er riet mir ab. Ich bin dennoch gekommen. Und ich bitte Sie nochmals, mich anzuhören und mir auf wenige Fragen zu antworten. Wollen Sie das?“

Als der Diener jetzt eintrat, winkte der alte Mann ihm ab. „Reden Sie, Meister!“ sagte er, mit plötzlicher Ironie. „Aber es ist ganz zwecklos! — es ist zwecklos“, schloß er murmelnd.

„Ich bin ja schon glücklich, Herr Marquis, wenn Sie die Güte haben wollen, mich anzuhören.“ Aber sowie die Erregung des Augenblicks vorüber war, fühlte er wieder die trostlose kalte Strahlung, die von dem Alten ausging. Unwillkürlich, um ihr zu entgehen, stand er auf und ging rund um den langen Tisch herum, bis er auf der andern Seite des Zimmers war, und sprach von dort, stehend, hie und da einen Schritt machend, mit energischen Bewegungen und mit einem fast schwärmerischen Ausdruck in dem entschlossenen jungen Gesicht.

„Zur Erklärung:“ begann er, „mein Vater und Herr von Pontvert waren Nachbarn; ich bin mit den Mädchen aufgewachsen in anmutigem, nachbarlichem Verkehr. Sie sind reizend, jung und schön wie Rosen, wie reife Früchte: mein Vater wünschte meine Verbindung mit einer dieser lebenswürdigen jungen Damen, er sagte es mir. Herr und Frau von Pontvert, glaube ich, hatten den gleichen Wunsch. Die Natur hat mir ein nicht leicht entflammtes Temperament gegeben, oder war es vielleicht, weil wir geschwisterlich miteinander aufwuchsen, daß sie jenen anderen Reiz für mich verloren hatten — denn ich liebe sie, aber ohne Leidenschaft, wie man Schwestern liebt . . . Sie verstehen mich, Herr Marquis? Und Sie verzeihen! ich muß das alles erzählen! . . .“

Er sah den alten Mann todesbläß, in qualvoller Ungeduld zuhören und suchte dem unerträglichen Blick dieser glanzlosen Augen zu entgehen, die wie graue Ringe auf weißen Flecken nach

ihm sahen. Jetzt aber schob der Marquis den Schirm vor die Lampe, so daß sein eigenes Gesicht im Schatten war, und erleichtert fuhr der junge Champion fort: „Eines Tages traf ich bei meinen Freunden einen Gast. Ich bin Seeoffizier; ich kam von Indien in die Heimat zurück. Diese junge Dame war ganz anders: groß, blaß und dunkel, mondgleich . . . nein, ich will ganz kühl sprechen; aber es war für diese Fremde und mich in der ersten Stunde beschlossen, als ich in den Park trat und sie über den Rasen kommen sah . . . Ich habe um Fräulein von Bellecour nicht geworben, Herr Marquis! Ich will sagen, meine Werbung wie die Antwort waren entschieden, noch ehe wir gesprochen hatten. Nein, starren Sie mich nicht an,“ — der Marquis hatte den Schirm mit einer plötzlichen Bewegung zur Seite geschoben — „ich habe alle Formen gewahrt, die der Stand der Dame, die meine gute Erziehung verlangten . . . bitte, mißdeuten Sie meine frühere Anspielung nicht . . . noch ist nicht . . .“ sagte er aufgeregt, „ich bin nur vielleicht entschlossen . . . Ich habe um Fräulein von Bellecour geworben, in aller Form: erst bei Frau von Pontvert, dann bei ihr selbst. Ich hörte, daß ein Oheim, den sie nie gesehen, über ihr Schicksal zu entscheiden hätte. Man schreibt an diesen Oheim; Sie kennen die Antwort, Sie wissen, was seither geschehen ist, und Sie werden es begreiflich finden, daß ich alles daran setzte, diesen Oheim zu sprechen, der mir jede Unterredung, jede Begründung seines ‚Verbotes‘ verweigerte! Warum, Monsieur? . . . Sie wissen, daß meine Familie zu den besten der Normandie gehört . . . Und wenn Sie mich persönlich nicht kannten, so bin ich nun hier: ich bin gewiß nicht ohne Fehler, aber ich glaube nicht, daß man mir etwas wirklich Schlimmes nachsagen kann. Ich kann mich nicht sehr reich nennen, aber ich bin nicht arm . . . indessen, das alles habe ich Ihnen bereits mitgeteilt . . .“

„Ja,“ sagte der alte Mann müde, „es ist ganz zwecklos. Alles, was Sie sagen und noch sagen werden, kann nicht das geringste an dem, was entschieden ist, ändern!“

Schwer und kalt niederdrückend kamen diese Worte aus dem Dunkel, aber heftig erwiderte Champion: „Und Sie wollen uns keine Gründe sagen, Monsieur? Es ist ja, als ob Sie es darauf anlegten, uns zu quälen und zur Verzweiflung zu treiben!“

„Hat Ihnen Fräulein von Bellecour nicht gesagt, daß über ihre Zukunft Bestimmungen getroffen sind?“

„Ja, sie hat mir erzählt, daß diejenigen, die sie erzogen, ihr stets gesagt, daß sie Nonne werden müßte; daß sie es als Kind gern gedacht und sich darauf gefreut; daß sie aber den Beruf nicht in sich fühle. Und Sie begreifen: jezt weniger denn je!“

Er sah den düsteren und feindseligen Blick des alten Mannes und fuhr fort: „Der Abbé Perchères sagte mir, daß Sie sich an den Wunsch der früh verstorbenen Eltern des Fräulein von Bellecour gebunden hielten. Aber, Herr Marquis, woher wissen Sie, daß diese Eltern nicht heute jenen Wunsch bereuen, daß sie ihn nicht ändern würden? Eltern lieben ihre Kinder und wünschen, ihre Töchter als glückliche Gattinnen und Mütter zu sehen. Wissen Sie das nicht, Herr Marquis? Glauben Sie, daß diese toten Eltern lieblos ihre lebende und blühende Tochter zu begraben wünschen? Denn anders ist es nicht. Wollen Sie Ihre Nichte auch gegen ihren Willen ins Kloster bringen? Das ist ja schon vorgekommen, vielleicht öfter, als man glaubt; aber soviel ich weiß, ist es ein Verbrechen, selbst gegen die Gesetze der Kirche!“

„Ich bin Ihnen über meine Ansichten und Entschliessungen keine Rechenschaft schuldig,“ sagte der Marquis, „aber ich will Ihnen sagen . . .“ stoßend, mühsam kamen die Worte in heiserem Ton, „ich will Ihnen sagen, daß meine Gründe schwer und zwingend sind, und daß es mir nicht . . . gestattet, nicht . . . möglich ist, sie Ihnen mitzuteilen. Damit müssen Sie sich begnügen und sich darein finden. Ich habe Sie nicht gebeten, hierherzukommen, Sie sind wider meinen Willen hier eingedrungen. — Ich habe Ihnen nun alles gesagt.“

Er wollte nach dem Glockenzug greifen; der junge Offizier machte eine so beschwörende, so leidenschaftliche Bewegung, daß er innehielt. Da stand er auf und ging selbst zum Kamin und schob ein neues Scheit in die Glut; dann blieb er über die Flammen gebückt stehen und wärmte sich die Hände. Sein Schatten fiel riesengroß auf Wand und Decke. Als er den grauen Kopf wieder aufrichtete und mit großen, unglücklichen Augen nach dem jungen Mann sah, da überkam auch diesen ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Er begann an den eigenen Gedanken, an seiner heißen Empfindung irre zu werden und sah

bang und forschend nach dem düsteren Menschen, mit dem er an diesem bitteren Herbstabend hier oben allein saß. Die Lichter tanzten, vom Scheit aufschlagend, im Kamin, und die Flamme beleuchtete die kühne Linie des jungen Gesichts, das jetzt gleichsam in sein eigenes Schicksal zu schauen suchte. Er schritt rasch nach dem Tisch, leerte das Glas wieder und füllte es zum drittenmal.

„Es ist wahr, Monsieur,“ rief er, „ich bin ein Eindringling in einem fremden Hause . . . zum erstenmal in meinem Leben . . .“ fügte er mit Betonung hinzu, „aber Sie haben mich dazu gezwungen. Sie müssen uns einen Grund sagen, Monsieur, sonst könnte es geschehen, daß . . . wir uns nicht fügen. Sie kennen Diane . . . Fräulein von Bellecour nicht! Ich habe auf meinen Reisen Inseln gesehen, wo unter Eisschichten Feuer brannten! Und ich wiederhole Ihnen: Frankreich ist groß, die Welt ist noch größer . . . eine despotische Laune allein gilt mir nichts!“

Er stand, die Hände auf den Tisrand gestützt, breitbeinig, als stünde er auf der Kommandobrücke seines Schiffes und sähe in die finsternen Wasser hinaus. Der alte Mann sprach kein Wort.

„Herr Marquis, ich appelliere von dem Mann, der heute abend vor mir steht, an den Marquis von Mombas von einst. Ich weiß von Ihnen, Herr Marquis! Sie waren der Freund des Regenten, Sie haben die wildeste, die bandenloseste Zeit des Hofes mitgemacht. Man erzählt Dinge von Ihnen . . . Sie haben Feste gefeiert, von denen man nicht sprechen darf . . . Sie sind von den Frauen geliebt worden, Sie haben selbst Frauen entführt, Sie haben einen Mann erstochen, um ihm seine Frau zu nehmen, Herr Marquis!“

Mit Staunen sah er, wie der Mann am Kamin die Hände faltete und den Kopf zu Boden senkte. Er fuhr, einen Augenblick unsicher, fort:

„Gewiß, Sie sind ein Held gewesen . . . Sie waren den jungen Leuten ein schreckliches und ein bewundertes Beispiel. Ich bin ein einfacher Mann. Ich habe Gefahren erlebt und meine Pflicht getan . . . im Dienst . . . auf meiner Korvette . . . aber ich sehe keinen Glanz hinter mir. Der Glanz meines Lebens begann an dem Tage, an dem ich Fräulein von Bellecour begegnete. Und ich appelliere heute von einem alten Mann, der

das nicht mehr fühlt, an den Marquis von Mombas, der durch die Wand brach, der kein Gesetz kannte, der jung, leidenschaftlich, tapfer und übermütig war, und ich frage ihn, wie er an meiner Stelle gehandelt hätte?"

Er verstummte, — solch ein Jammer und solch ein Hohn zugleich sprach aus den Zügen des alten Mannes, der mit seiner tiefen, heiseren Stimme Antwort gab: „Sie haben appelliert . . . Sie haben appelliert . . . aber der, an den Sie appellieren, lebt nicht mehr, oder was von ihm noch lebt, das lebt, um für seine Untaten zu büßen. Sie appellieren an den Mann, der am allerunwürdigsten ist, irgendeine Sache in dieser Welt zu entscheiden! Nehmen Sie sich ihn nicht zum Beispiel, junger Mann! Sie wissen nichts von ihm! Sein Leben ist eine Hölle gewesen, und wenn ihn Gottes Gnade nicht rettet, wird es die Hölle auch nach dem Tode sein!"

Sein Sprechen war eine Art leisen Schreiens geworden, und jetzt faltete er wieder die Hände und stöhnte. Erschüttert stand der junge Mann da, und als er wieder in die glanzlosen leidenden Augen sah, ergriff ihn ein Schauer vor dem gebrochenen Riesen. Dieser aber ging mit schweren Schritten durch das Zimmer zum Tisch und zog an dem Glockenstrang.

„Sie sollen die Antwort auf Ihre Frage haben“, sagte er. Dann setzte er sich nieder, und ein Schweigen entstand, bis der Diener eintrat. „Ist der Père Lefèvre schon zurück?“ fragte der Marquis. „Ich lasse ihn bitten, auf mich zu warten.“

Herr von Campion ging erregt auf und ab, daß sein Degen klirrend gegen seine Fersen schlug. Wieder schwiegen beide, bis die Türe sich geschlossen hatte. Das Gesicht des jungen Mannes flammte. Der Marquis aber begann mit langsamer schwerer Stimme, und wieder schob er den Schirm so, daß sein Gesicht beschattet wurde: „Sie haben sich auf meine vergangenen Taten berufen, mein Herr . . . nun, meine vergangenen Taten sind der Grund! Sie sollen ihn hören! . . . Vielleicht bändigt das Ihre Lust!“ Er schob den Schirm wieder zur Seite, er wollte sprechen, seine Lippen bewegten sich, die verstörten Augen richteten sich peinigend und gepeinigt auf den angstvoll Lauschenden, — da faßte diesen ein Grauen; ihm war, als müßte er Einhalt tun, als wollte er nicht mehr wissen, was er so heftig zu erfahren

drängte . . . da hörte er die tiefe heisere Stimme sagen: „Sie haben gehört, daß Fräulein von Bellecour meine Nichte ist?“

„Ja,“ antwortete er bebend, „man sagte mir wenigstens, daß sie die Tochter Ihrer verstorbenen Schwester sei.“

„Ja, ja, ja!“ schrie der Marquis. „So ist es. Weiter: Sie haben auch von mir gehört, Sie haben gehört, daß ich der Freund des Regenten war; ja, ich habe an seinen wundervollen Festen teilgenommen, unter frechen und schamlosen Menschen war ich der frechste und schamloseste; so wie Sie sagen: ein Gesetz gab es für uns nicht; über die Religion lachten wir; wir hatten ja Sinne zum Genießen und unsere strahlende Intelligenz, um die Fabeln von Gott und seinem ewigen Gericht zu durchschauen. Außerdem verschlossene Türen, und den Rausch unserer Frechheit.“

Ich hatte eine schöne Schwester . . . ja, ja, Frau von Bellecour. Sie gefiel dem Regenten. Er sagte es mir, ich lachte. Was brauchte er mich? Aber eines Abends speiste ich mit meiner Schwester und deutete es ihr an. Sie sah vor sich hin und fragte allerlei; sie verlangte sich nichts Besseres. Sie hatte ein Amt bei Hof und ihre Zimmer im Schloß. Ihr Mann war bei der Armee. ‚Mombas,‘ sagte der Regent zu mir, ‚haben Sie Bedenken?‘ Das verdross mich. Eines Abends, — es war alles verabredet, — kam ich sie holen. Sie hatte die schweren Vorhänge ihres Zimmers zugezogen und alle Lichter angezündet. Als ich eintrat, stand sie in Mantel und Maske da, das Hütchen auf den gepuderten Haaren. Wir hatten noch einige Minuten; sie fragte mich, ob ich glaubte, daß sie ihm in ihrem Kostüm gefallen würde? Ich sah sie an: da schlug sie den Mantel auseinander: sie trug nichts als einen schwarzen, golddurchwirkten Schleier darunter, und die kleinen Schuhe an den Füßen. Ich lachte nur; aber sie war schön wie eine Teufelin.

Wir schritten durch die Gänge bis zum Zimmer des Herzogs. Ich pochte, ein Page kam und sagte, man könne nicht hinein. Meine Schwester lachte unter ihrer Maske und sagte: ‚Ja, doch!‘ Und ich selbst rief dem Jungen zu: ‚Kleiner Narr, Seine königliche Hoheit erwartet uns!‘ Er blieb dabei, es sei ihm verboten; wenn wir nicht gingen, würde er die Wache rufen. Was der Grund war, weiß ich nicht; ob der Herzog betrunken

war, ob er schon ein anderes Weib im Zimmer hatte, ob sonst etwas vorgefallen, ich weiß es nicht.

Ich führte meine Schwester nach ihrem Zimmer zurück; wir waren beide mißmutig und aufgereggt. Darum ließ sie Wein und Speisen bringen. War sie erst übellaunig gewesen, so wurde sie jetzt wild und ausgelassen. Sie hatte dasselbe verfluchte Blut. Als ihr heiß ward, warf sie den Mantel ab und saß unbekleidet in dem durchscheinenden schwarzen Schleier da. Sie war schön wie ein Dämon, und ich sagte es ihr; sie lachte und, — sie neckte und quälte mich. Die Lust wütete in unseren Leibern, das Un-erhörte zu tun, . . . und es geschah . . .

Fräulein von Bellecour ist nicht nur meine Nichte, sie ist auch meine Tochter!"

Wieder war es ein leises Schreien, das aus seinem Munde kam.

„Wollen Sie sie noch zur Frau? Wollen Sie Kinder aus dem verfluchten Quell zeugen? Wollen Sie das?“ Und ehe der todesblasse junge Mensch etwas erwidern konnte, fügte er hinzu: „Noch eines will ich Ihnen sagen: Bisher weiß sie von nichts; wenn Sie von Ihrer Verfolgung nicht ablassen, dann wird sie es erfahren, warum sie ins Kloster muß!"

Meine Schwester ist in ihren Sünden gestorben, aber ich lebe noch; ich bin kein Mönch: ich bin es nicht wert; aber ich büße, ich büße, das glauben Sie mir. Und Sie haben heute Ihr Teil zu meiner Buße beigetragen. Ich danke Ihnen."

Niedergeschmettert, vernichtet, brachte der junge Mann kein Wort hervor. Er wünschte nur, endlich diesen schrecklichen Augen zu entgehen. Der Marquis stand auf.

„Sie bleiben diese Nacht hier, Herr von Campion", sagte er. Dieser machte entsetzt eine abwehrende Bewegung. „Meine Pferde werden schon am Tore sein", stammelte er. Da ergriff der alte Mann zum erstenmal seine Hand: „Bleiben Sie!" sagte er; und einen Augenblick später: „Es ist Zeit!" Eine seltsame Glocke tönte. Von irgendwo scholl eine ferne Musik.

Die Türe öffnete sich, ein zweiter alter Mann, lang und hager und dennoch viel kleiner, in schwarzer Jesuitentracht stand auf der Schwelle.

„Das ist Herr von Campion", sagte der Marquis, auf seinen Gast zeigend.

Der Jesuit trat einen Schritt vor. „Ah!“ sagte er.

„Gehen Sie, Père Lefèvre; wir kommen!“

Willenlos folgte der junge Mann ihnen durch einen langen dunklen Gang zu einer Türe, die in eine erleuchtete Kapelle führte. Während von der Orgel das „Nil inultum“ tönte, kniete der Marquis am Altar nieder, riß seine weiße Kutte herab und geißelte mit schweren Kugelstricken seine gewaltigen, mit Narben und Striemen bedeckten Schultern, von denen das Blut zu tropfen begann. Der Père Lefèvre war gleichfalls niedergekniet und betete. Von oben tönte es in seltsam starrem Gesang: „Huic peccatori, domine . . .!“

Eine Weile blieb Campion in der Kapelle und sah mit Entsetzen zu; dann trat er zurück, öffnete die Türe, eilte wie sinnlos durch einen finsternen Saal auf den Steingang und in den Garten hinaus zum Gittertor, schrie den Pförtner auf und trat in die nächtliche Straße, wo aus dem Schatten der Bäume das Schnauben und dumpfe Schlagen der Pferde tönte.

„Sind Sie es, Monsieur?“ fragte der Reitknecht.

Campion saß schon im Sattel. Was er ihm zurief, verstand der Diener nicht. Sein Herr jagte die Waldstraße hinab, und er folgte mit Mühe.

Quiproquo

Der regierende Herr lächelte; er beugte den Kopf herablassend ein wenig vor und sein volles Gesicht unter den weißgepuderten Haaren sah jünger aus.

„Unsere kleine Thedehoff hat eine Eroberung gemacht!“

„Ja, die Thedehoff hat eine Eroberung gemacht“, sagte die Prinzessin langsam.

„Es ist zwar nur Koture,“ fuhr der Herzog fort, „aber der Zauber der Musik . . . nehmen Sie sich in acht, liebe Thedehoff!“

„Der Musikus Lauthe ist ein hübscher Mann“, sagte die Hofdame; ihre Stimme schlug über.

Die Prinzessin lachte: „Ja, ja, Amelie!“ sagte sie.

Fräulein von Thedehoff sprach kein Wort. Nur ein leichtes Rot war auf ihren Wangen, und ein unbestimmbares Gefühl spannte ihre Mundwinkel. Der Herzog hatte die eine Hand in die Brust seines grünen Fracks gesteckt und war ans Fenster getreten: „Heute abend eine Tockata von Meister Lauthe,“ sagte er, „wer aber wird die Tockata sein?“

Er lachte fröhlich über seinen Witz, winkte den Damen, die aufstanden und tief einknirten, freundlich mit der Hand und verließ das Zimmer.

Ein Schweigen, so daß man eine Fliege über dem Blumentischchen summen hören konnte. Die Hofdame schien in ihrem geblümten Lehnstuhl eingeschlafen; die Sonne beleuchtete grell die eine Seite ihres welken Gesichts, so daß man eine Pustel sah, von der das Pflästerchen herabgeglitten war.

„Ich gratuliere, Amelie“, sagte die Prinzessin, und ihre Mundwinkel zuckten ironisch.

„Woraus schließen Hoheit, daß der . . . Herr Musikus Lauthe gerade an meiner Person solchen Gefallen findet?“

„Ein Blinder müßte das sehen. Er wird rot, er kommt aus der Kontenance, wenn Sie eintreten, Amelie.“

„Ich weiß nicht, ob ich es bin, die ihn aus der Kontenance bringt.“

Die Prinzessin wechselte die Haltung, ihr Korsage knackte, die Hofdame machte auf.

„Liebe Thieben,“ sagte die Prinzessin, „wieviel Uhr ist es?“

„Mon dieu!“ sagte die Hofdame und suchte nach ihrer Taschenuhr.

Fräulein von Thedehoff hatte das Kinn auf die Hand gestützt, der Ellenbogen ruhte auf der Stuhllehne, und sie sah verstimmt vor sich hin. Sie fuhr auf und nahm eine höflichere Haltung ein, als die Prinzessin sich wieder zu ihr wendete.

„Was meinten Sie soeben, Thedehoff?“ fragte sie herb.

„Ich . . . nichts, Hoheit . . .!“

„Sie machen Eroberungen, Thedehoff,“ sagte die Prinzessin bestimmt, „und Sie sollten es nicht leugnen. Es ist ja auch nichts daran. Cela ne tire pas à conséquence; on rit de telles choses! Erlauben Sie also gütigst, daß auch wir darüber scherzen!“

Fräulein von Thedehoff neigte den Kopf. Die Prinzessin war aufgestanden, die Hofdame öffnete ihr die Türe; ihre Schleppe glitt noch wie etwas Lebendiges über die Parketten, als sie selbst bereits im andern Zimmer war. Fräulein von Thedehoff stand knirschend, wie in ihren Reifröcken versunken.

Als die Türe sich geschlossen hatte, richtete sie sich auf und seufzte; aber sogleich sah sie sich erschrocken um und trat vor den Spiegel, und da sie in ihren Augen Tränen gewahrte, befeuchtete sie ihr Tüchlein mit Eau de Cologne und wusch sich Augen und Schläfen.

Im kleinen Musikzimmer brannten die Kerzen in den Kandelabern; die Decke des Flügels stand offen, ein Bedienter legte die Noten auf einem Tischchen zurecht und verschwand.

Der Musikus ging im Zimmer auf und ab. Robert Sigismund Lauthe war wirklich ein hübscher Mann. Er war schlank und gerade; der graue Frack, die weißen Strümpfe, die nicht kleinen, aber wohlgeformten Schuhe, alles kleidete ihn; auch seine Hände waren groß und lebendig; sie griffen nicht ohne Nervosität nach dem Jabot und den Spitzenmanschetten, und um seine Lippen spielte ein erregtes Lächeln.

Jetzt öffneten sich die Türen, mit einem gnädigen „Bonsoir, Monsieur!“ trat die Prinzessin ein, Frau von Thieben folgte. Lauthe verbeugte sich tief. Ein prüfender Blick der Prinzessin glitt über seine Person, und ihr Mund schien etwas zu sagen, obgleich sie nichts sprach. Lauthe blätterte in den Noten, bis die Prinzessin mit einem „Excusez mon cher, — er findet sich heute nicht zurecht!“ ihm das Hest aus der Hand nahm.

Ein paar Takte. „Nein, troppo presto, Hoheit!“ sagte der Lehrer, „Recommençons!“

Einige Minuten lang spielte die Prinzessin, der Lehrer korrigierte höflich und leise. Frau von Thieben schlief bereits. Ein monotones schlechtes Spiel. Auf einmal Stille. Die Prinzessin hatte das Spiel eingestellt. Die Hofdame wachte auf.

Die Prinzessin lächelte und spielte weiter. Frau von Thieben schlief bereits wieder; die Prinzessin wies mit einer Kopfbewegung auf die Schlafende.

Ein monotones schlechtes Spiel, aber ein beständiges Flüstern zwischen Lehrer und Schülerin. „Nein, nein, Sie machen das nicht gut!“ Nicht der Lehrer sprach diese Worte. „Sie müssen anders sein gegen die kleine Thedehoff! — nicht so! Sie sind zu schüchtern und zu deutlich zugleich . . . Wie? . . . Aber nein!“

„Wie Hoheit befehlen!“

„Wie ich befehle? . . . Was ist das? Befehle ich? oder ja, ich befehle, Lauthe, ich befehle . . . wo ist er, Lauthe? Träumt er?“

Der kleine grauseidene Schuh stieß an seinen Fuß, nicht ohne Hefigkeit, und nun nochmals zärtlicher; und nun schmiegte er sich an seinen Schuh.

„Träumt er, Lauthe? Träumt er?“

So hoch oben brannten die Kerzen, so heiß war der Juniabend; so schwül kam es aus dem Garten gehaucht, wie ein Seufzer der Erde.

Wenn andere dieses schlechte Spiel hörten, was mußten sie denken? Eine hörte es nicht, denn sie schlief. Sie schlief immer, wenn sie nicht am Kartentisch saß, und sie träumte von L'Hombre. Hörbar sprach sie das Wort „Atout“. Wieder wies die Prinzessin auf sie, und Lauthe mußte lachen.

Die Hofdame schlief mit offenem Mund; ihre breite Unterlippe hing herab, sie atmete hörbar; auf ihrer Stirn standen

Schweißtropfen, und die Schminke schmolz auf ihren Wangen; oben aber schmolz im leisen Zugwind das Wachs der Kerzen, und Tropfen auf Tropfen fiel auf den kunstreichen Haarbau, verklebte und erstarrte in dem gepuderten Haar; immer mehr, und einmal mußte das heiße Wachs unten ankommen und auf den weissen Hals tropfen; dann würde sie mit einem Schrei erwachen.

Wie die Kinder warteten beide auf diesen Augenblick. Da bewegte sich die Türe, und Frau von Thieben wachte auf. Fräulein von Thedehoff trat ein; ihr Blick streifte das Paar am Klavier, dann sagte sie einige leise Worte der alten Dame ins Ohr: im Spielzimmer vermißte man eine Partnerin. Die Hofdame ging unter tausend Beteuerungen, und Fräulein von Thedehoff nahm ihren Platz ein.

Jetzt begann ein seltsames Trio; kein musikalisches, sondern ein seltsames Spiel flutender und kämpfender Nervenströme. Sie kreisten um das Klavier und von ihm zurück, und jeder wechselnde Ton der Musik sagte den Hörern andere Dinge. Was Fräulein von Thedehoff hörte! Sie schien absichtlich fortzusehen, und dennoch, so oft die Prinzessin ihre grauen Augen hob, mußte sie in die braunen ihres Fräuleins schauen, und jedesmal trafen sich zwei Frauenblicke, die die Hofsitte mühsam bewahrten.

„Wohin blickt sie, cette petite personne?“

Eine Bewegung; es ist als ob eine Saite spränge. Robert Sigismund Lauthe greift an seine Stirn.

„Monsieur, was ist Ihnen?“

So gespannt quält sich jeder von den dreien, zu wissen, was die beiden andern wissen und denken. Und wissen doch alle zuviel. Jetzt wird wirklich gespielt, denn die Prinzessin spielt schön. Und jetzt begleitet Lauthe sie mit seinem sanften Bariton.

Eine Weile und Fräulein von Thedehoff fällt sotto voce ein. Aber in der Prinzessin wird ein Unbehagen, ihre Brust fliegt. Auf einmal springt sie auf.

„Mille fois pardon, Altesse,“ sagt Lauthe, „es war mein Fehler.“

Die Prinzessin sieht ihn an, dann lächelt sie. Und da alle drei gequält schweigen und keinen Ausweg finden, sagt sie: „Ach, ich vergaß, Papa wollte mir noch etwas sagen . . . Einen Augenblick, Monsieur . . .“ und sie verläßt das Zimmer.

Erst dauert das Schweigen fort, dann treten zwei Menschen aufeinander zu, die Blicke des einen sind strahlend, die der andern verzweifelt, verloren. Die weißen Wachstropfen fallen auf die Stuhllehne, zu der Lauthe getreten ist. Er führt eine Hand an seine Lippen und küßt sie heiß, dann die andere. Die beiden Arme schlingen sich um seinen Hals, ziehen ihn herab, und seine Lippen küssen ihren Mund, küssen, küssen immer wieder. Da fällt ein heißer Tropfen auf die weiße Brust in dem tiefen Ausschnitt, und mit einem Schrei fährt Amelie empor. Dann lacht sie über sein Erschrecken, reibt das Wachströpflein fort, auf ihrer Brust bleibt ein linsengroßer roter Fleck. Lauthe küßt die Stelle.

„Amelie,“ sagt er, „teure! was soll werden?“

Sie aber steht vorgebeugt und lauscht. „Fort!“ flüstert sie: „Fort!“

Lauthe ist am Klavier; die Prinzessin ist wieder eingetreten.

Er sitzt neben der Prinzessin, ganz Respekt, und hört zu. Dann verbessert er mit der Sicherheit des Meisters. „Nein, das muß ganz anders klingen, Hoheit! Reconnençons!“

Er spielt vor; eine ganze Weile, dann läßt er die Tasten; er erwartet, daß die Prinzessin spiele, aber sie spielt nicht: ihre Blicke ruhen auf seinen Schultern, wo ein weißer Wachstropfen neben dem andern auf dem grauen Tuche sitzt. Ihre Blicke fliegen nach dem Stuhl, in dem Fräulein von Thedehoff lehnt, den Kopf vorgebeugt, die Hände im Schoße verschlungen, traumverloren, ganz in sich versunken und verschlossen. Der weiche Lufthauch zieht einen Augenblick stärker herein, krümmt die gelben Flammen, und das Wachs perlt nieder auf die Stuhllehne. Das Gesicht der Prinzessin wird weißer als das Wachs. Sie steht auf. Sie will sich beherrschen, aber ihre Blicke irren von ihm zu ihrem Fräulein und wieder zurück zu ihm.

Lauthe begreift nichts; Fräulein von Thedehoff sieht sie fragend an.

Die grauen Augen der Prinzessin sind sehr groß; dann ziehen sie sich zusammen; sie blickt auf ihren Fuß, ihren Schuh. Unwillkürlich folgt Lauthe der Richtung und auch sein Blick hastet an dem kleinen grauen Ding. Er kann nicht sehen, was für ein Lächeln um ihre Mundwinkel spielt, sonst würde er erschrecken.

„Das Band ist aufgegangen,“ sagt die Prinzessin langsam, „Thedehoff, binden Sie es mir zu.“ Sie hebt den Fuß auf die Kante der niedern Truhe, in der die Noten verwahrt sind. Fräulein von Thedehoff bindet mit unsicheren Fingern.

„So werden Sie es nicht zustande bringen; und heben Sie doch erst die Schnalle auf . . .!“

Ihre Fußspitze zeigt, und wie Fräulein von Thedehoffs Hand auf der Erde sucht, stützt sich der Fuß in dem kleinen Schuh mit dem ganzen Gewicht der schlanken Frau auf diese Hand. Amelie stößt einen Schrei aus, viel viel lauter und heftiger als vorher.

„Habe ich Ihnen weh getan?“ fragt die Prinzessin unschuldig. „Au revoir, Monsieur!“ Mit einem Kopfnicken verläßt sie das Zimmer. Fräulein von Thedehoffs Augen sind zum zweitenmal voll von Tränen. Robert Sigismund begreift nicht, was vorgegangen ist. Was können Männer begreifen?

Er will Amelie fragen, ihr zusprechen, — da öffnen sich die Flügeltüren, die hellsten Kerzen scheinen ins Zimmer, Stimmengewirr flutet herein: er steht verlegen vor dem ganzen Hof, der durch die Säle zu den Spielzimmern strömt, und Amelie lehnt weinend am Klavier. Lachend zeigt die Prinzessin dem Herzog die Szene.

Lauthe fängt an, etwas zu begreifen: er verbeugt sich sehr ungeschickt und tief vor den Herrschaften, verbeugt sich tief vor Fräulein von Thedehoff, die erschrocken aufgesprungen ist; er fühlt, daß die Stunde beendet ist, daß er im Schlosse nicht bleiben kann, und geht.

Kaum im Vorsaal, könnte er sich prügeln, daß er mit Fräulein von Thedehoff nichts verabredet hat. Wie er aus dem Schlosse kam, weiß er nicht.

Er geht durch die Anlagen zum „Schwan“, aber er kann keinen Bissen essen, mit niemandem reden. Er trinkt eine Flasche Wein, aber seine Erregung betäubt er nicht. Er weiß, daß etwas Verhängnisvolles geschehen ist, er weiß, daß er ein allzu erfolgreicher Musiklehrer ist, der einer Prinzessin nicht mißfiel, er weiß, daß er eine junge Hofdame wahnsinnig lieb hat und sie ihn, das weiß er, und er begreift nicht, wie dies alles plötzlich einen fürchterlichen Aspekt bekommen hat.

Er schläft wenig in dieser Nacht. Am nächsten Morgen gibt ein Hofbedienter eine Rolle mit Goldstücken für ihn ab und eine

Mittheilung, daß man seiner Dienste im Schlosse nicht mehr bedarf. Am gleichen Tag erhält der Freiherr von Thedehoff einen Brief des Obersthofmeisteramts, in dem er angewiesen wird, für seine Tochter um Urlaub einzureichen, und gleichzeitig einen vertraulichen Brief, in dem ein alter Freund ihm traurig mittheilt „que cette pauvre Amélie a fait des bêtises, qu'elle a failli s'encanailler etc.“

Der Musikus Robert Sigismund Lauthe war in berechtigter Verzweiflung. Wird er überhaupt noch Stunden behalten in einer Residenz, in der jedes Hofereignis zwei Tage später in der ganzen Gesellschaft besprochen wird?

Er will bei einem Gönner im Obersthofmeisteramt vorsprechen, wird aber gar nicht vorgelassen. Da bittet er die Prinzessin um eine Audienz, beruft sich auf ihre Huld, macht Andeutungen, ja er droht beinahe.

Am andern Morgen, noch im Bette, wird er durch eine fremde Männerstimme geweckt. Seine Wirtin öffnet die Thür zu seinem Zimmer, ein Herr tritt ein, er trägt Sporen an den Stiefeln und eine Reitpeitsche unter dem Arm. Er ist hochgewachsen, sein Gesicht ist kalt und scharf. Lauthe kennt ihn nicht, aber er empfindet, wie peinlich es ist, im Bette zu sein und zu fühlen, daß man nur mit einem Hemde bekleidet ist, wenn ein Fremder in Sporenstiefeln und mit der Reitpeitsche unterm Arm, mit zweifellos unangenehmen Gesinnungen vor einem steht.

Der andere achtet nicht auf seine Verlegenheit; er zieht ein kleines Portefeuille aus der Brusttasche und entnimmt ihm einige Papiere.

„Hat er das geschrieben?“ fragt er und hält Lauthe seinen Brief unter die Augen.

„Ja“, stottert der, halb noch verschlafen, halb erschreckend wach.

„Nun, wenn er schreiben kann, kann er wohl auch lesen“, sagt der andere ruhig. „Sieht er diesen Befehl? Er ist unterschrieben, und wenn er nicht in fünf Stunden über der Grenze ist, so wird der Befehl auch ausgefertigt werden. Nur der besonderen Gnade Sr. Hoheit hat er es zu danken, daß er nicht . . .“ eine Bewegung mit der Reitpeitsche — „Und wenn er sich

anderswo mit seiner Zunge unnütz machen sollte, so wird man ihn zu finden wissen. Seine Antwort?"

„Zu Ihrer Hoheit Befehl“, stotterte Lauthe wieder.

„Seiner Hoheit“, verbesserte der andere scharf und schritt pfeifend aus der Stube.

Lauthe machte später noch einen Versuch, auf dem Schlosse des Freiherrn von Rhedehoff vorgelassen zu werden. Er hat nie erzählt, wie er empfangen worden und wie er das Schloß wieder verlassen hat. Er wurde später ein erfolgreicher Musiklehrer in einer der Hansestädte. Im Herzen war er Jakobiner.

Der vorsichtige Freier

Als Giulio Avinelli den Zug der Glamländer und seiner Landsleute an der Cleveschen Grenze verlassen hatte, ritt er trotz mancher Warnung allein weiter. Nicht daß er so furchtlos gewesen wäre: der Vorsatz war zu mächtig in ihm und die Gründe zu triftig; sein Diener aber war in Arnheim krank zurückgeblieben, und im Zuge war kein Mann entbehrlich. Während er in dem einsamen Thal dem Flusse folgte, dachte er der Worte seines Vaters, preßte wohl die Hand auf den Leib, wo er im Futter seines grauen, rotgeschlitzten Reisewamses aus geringem Tuch und Leder den Schuldschein verborgen hatte, oder seine Gedanken flogen voraus und stellten sich den Empfang bei dem alten Murlacher vor: das Töchterchen mußte wohl schon groß und mannbar sein.

Er war etwa zwei Stunden geritten und hatte kein Haus und keinen Menschen gesehen, immer nur das Grün des Bodens und der Bäume, als ihn, da er gerade durch eine Senkung kam, eine leichte Unruhe seines Pferdes sich umzublicken bewog. Zu seiner Linken saß halb im Busch ein Mann in schlechter Kleidung auf der Erde, der Brot schnitt. Das Gesicht, um das ein rauher, schwarzer Bart stand, sah nicht ohne Besorgnis nach dem Reiter, der, die Hand auf eine der großen Pistolen in der Satteltasche gelegt, herankam und dessen Worte er nicht verstand. Aber er hatte wohl nicht viel zu verlieren und begriff auch, daß er nur um den Weg gefragt wurde; und wie schlecht Avinelli den Namen des schweizerischen Obersten aussprach, der Mann wies deutlich nach Osten; doch schüttelte er den Kopf dazu und machte sonderbar heftige Gebärden, die der Italiener so wenig wie einer des andern Worte verstand.

Die Sonne begann sich zu neigen, als Avinelli in der Ferne Gebäude zu sehen glaubte; er trieb sein Pferd zu rascherem Trabe an und hielt es plötzlich zurück: er sah leere Fensterhöhlen, rauchgeschwärzte Mauern. Das Pferd schnoberte den Brandgeruch

und drängte fort; jenseits eines kleinen gelben Hügels, der scharf an die Straße trat, die eine Biegung um ihn machte, war ein Schloß gewesen; ein torloser Hof öffnete sich; halbe Mauern standen, aus geöffnerten ausgebrannten Zimmern mit geschwärzten Kalkwänden stieg der Rauch noch empor. Ein Mensch war nirgend zu sehen, nicht einmal ein verlaufener Hund bellte.

Bekommen hielt er sein Pferd an und sah nach der Sonne: den ganzen Weg zurück und den anderen nachjagen schien das flügste. Aber die Bewohner konnten geflohen sein. Mit neugierigem Grauen zog er das Pferd in den leeren Hof; es sträubte sich und trat rückwärts: da sah er im Schutt zu seinen Füßen einen Toten liegen, und drüben, jenseits des Mauerrestes noch einen, und sein Entsetzen wuchs und das des Tieres mit.

Er wollte rufen, ob noch irgend jemand da sei, und wagte die Stimme nicht zu erheben. Es war ihm, als hätte er ein Geräusch gehört. Er riß eine der Pistolen aus der Satteltasche und rief laut in seiner wohlklingenden Sprache und Stimme. Eine leise Stimme über ihm rief etwas zurück; ein ganz junges, weißgekleidetes Mädchen mit offenem blonden Haar, das Gesicht fast so weiß wie ihr Kleid, stand an dem Mauerabgrund. Da zog er den Hut bis zur Erde und rief empor, und sie antwortete, aber sie verstanden einander nicht; sie kam herab und winkte, und wies ihm durch halbzerstörte Gänge und über eine Treppe den Weg zu einem fast leeren Zimmer, in dem ein alter weißhaariger und weißbärtiger Mann, schlecht genug auf die Erde gebettet, dalag; sein Wams war geöffnet, nasse blutige Tücher deckten die Brust bis zum Kinn. An den Anstrengungen und Zeichen, die der Verwundete machte, erkannte er, daß der Mann durch den Hals geschossen war und nicht sprechen konnte. Avinelli erriet, wen er vor sich hatte. Bei seinem Namen schien der Sterbende ein Wunder zu erleben; aus seinen Augen glühte eine schmerzvolle Freude; gierig ließ er sich erzählen, aber die Ermattung kam schnell. Das blasse Kind, das vor ihm kniete, legte zitternd frische Tücher auf seine furchtbare Wunde. Giulio ging Wasser holen und brachte Brot und Wein aus seiner Manteltasche. Das Pferd, das er angebunden hatte, führte er zum Brunnentrog, und fand auch einen Grassack, wo es weiden konnte.

Es war Nacht geworden, aber das Mondlicht sah durch die zerrissenen Mauern; stumm kauerte das Mädchen auf der Erde,

bis der Vater unruhig ward; seine Augen suchten Avinelli, und die zitternden Finger griffen nach seiner Hand und waren nicht zufrieden, bis das Kind ihn verstand und er beider Hände in der seinen hielt; beschwörend gingen die Blicke von ihr zu ihm. Dann kam ein schweres Röcheln aus seiner Brust, und ein Blutstrom brach aus seinem Munde. Augen und Gesicht veränderten sich furchtbar, und als sie sich endlich bebend entschlossen, ihn aufzuheben, sank er zurück, und sie sahen, daß es mit ihm zu Ende war.

Avinelli kniete nieder und betete; nach einer Weile nahm er die Weinende bei der Hand, zog sie sanft von dem Toten fort und deckte sie, die in ihrem dünnen Kleide auch vor Kälte zitterte, mit seinem Mantel zu. Dann ging er hinab, zog das Pferd in eines der Gewölbe und setzte sich neben dem Tier auf die Erde. Er war eingeschlummert, als er mit Verwunderung und nicht ohne Schrecken seinen eigenen Namen rufen hörte; aber es war nur das Kind, dem bange geworden war und das den Gefährten suchte. Er bettete sie neben sich in dem Gewölbe, und sie schliefen geschwisterlich bis zum Morgen nebeneinander.

Am anderen Tage begruben sie den Toten, so gut sie konnten, und sagten einander mit Zeichen, daß sie einmal wiederkehren und sein Grab bessern wollten. Dann hob er die Leichte auf sein Pferd und führte es am Zügel, während sie ihm die Richtung wies. In dem Wald, durch den sie kamen, sangen alle Vögel; über das Gesicht des Mädchens liefen bald die Tränen, und bald sah sie forschend nach ihrem Begleiter. Eine gute Zeit schritt er schweigend neben ihr her, dann, um sie auf tröstlichere Gedanken zu bringen, begann er, ihr Worte seiner Sprache vorzusagen, wies auf das Ross und nannte es „cavallo“, nannte den Bach und Himmel in seiner Sprache, und zuletzt wies er auf sich und sagte „Giulio“, und sie wiederholte die weichen Laute; zur Antwort deutete sie mit dem Finger auf ihre Brust und sagte „Florence“; und staunend bedeutete er ihr mit raschen Worten, daß sie den Namen seiner Vaterstadt trüge; sie schien es zu wissen, denn sie nickte ernst. Im Geplauder achteten sie zu wenig des Wegs, bis sie merkten, daß sie ihn verloren hatten. Die Sonne brannte, als sie vor den Mauern eines Pfarrgartens ankamen; große Hunde bellten, das Tor war fest verschlossen; sie fanden nicht leicht Einlaß; dann aber, da er fand, daß sie Glück-

tige und katholischen Glaubens waren, nahm der Pfarrherr sie um so freundlicher auf.

Das müde Kind erquidte sich an einem reichen Tisch, und gleich nach dem Essen entschlief es. Indessen verständigte sich der Pfarrherr in lateinischer Sprache mit seinem Gast, und als er genug erfahren, blickte er nicht ohne Besorgnis. Für den Toten versprach er, eine Messe zu lesen, dann aber warnte er den jungen Mann; die Versuchung der Jugend sei groß; das Mägdlein so mit sich durch die Welt zu führen, brächte beiden Gefahr und in jedem Fall Schaden für ihren Ruf; dagegen gäbe es noch manches unberührte Frauenstift, selbst in dieser bösesten aller Zeiten, in der Nähe. Es wäre denn, daß er das Vertrauen des Toten anders auffassen wollte: dann wäre die Gelegenheit zur Hand. Avinelli versank in Schweigen; das alles hatte auch er bereits erwogen; aber ein blutarmes Mädchen ohne Mitgift so unbedacht zum Weibe zu nehmen, das lag dem Nachfahren alter Handelsgeschlechter fern; der Schein in seinem Wams über die zwanzigtausend Pfund Silbers, die der Oberst seinem Vater geschuldet hatte, war Verlust genug; und doch, sich von dem zarten, feingliedrigen Kinde zu trennen, das ihm mit solchem Vertrauen folgte, fiel ihm schwer; sie legte die kleinen Finger so sicher in seine Hand; zweimal schon hatte er sie im Arm gehalten, wenn er sie vom Pferde gehoben, und das feine Stimmlein, mit dem sie „Giulio“ zu sagen versuchte, klang ihm noch im Ohr, — er hörte es eben wieder, da sie schon mit etwas röteren Wangen auf der Gartenbank im sommerlichen Schatten der Obstbäume erwachte. Er meinte immer noch Zeit zu haben, ehe er sich entschloß.

Sie verbrachten die Nacht im Pfarrhof und zogen am anderen Morgen weiter, nicht ohne daß er dem besorgten alten Geistlichen manches versprochen hätte. Wieder saß Florence auf dem Rücken des grauen Rosses; Schweden und Kaiserliche hatten längst alle Reit- und Tragtiere der Gegend requiriert, ein zweites Tier hatte der Pfarrer nicht; aber Wegzehrung genug; und zwei stämmige Knechte gaben ihnen bis zur Grenze das Geleit.

Sie waren wieder allein und schon lange auf holländischem Boden, auf den er um ihrer beider Sicherheit willen zurückgekehrt war, als sie von fern eine große Menschenmenge in der

Ebene sahen. Neugierig kamen sie näher: da sahen sie Reihen von Karossen und Gepäckwagen, mit vier und sechs Pferden bespannt, am Gehölze stehen, ebenso, von Knechten gehalten, ledige gesattelte Rosse ohne Zahl; mitten im Feld aber standen gedrängt viele Menschen in lautloser Stille, während eine ferne Stimme verhallend, unverständlich aus ihrer Mitte tönte. Herren und Frauen waren köstlich gekleidet; Männer in Waffen standen mit entblößten Häuption, die Federhüte in Händen; Fahnen ragten, Schweizer standen auf ihre Hellebarden gestützt, das Samtbarett von den bärtigen Köpfen genommen; jetzt erscholl ein Glöckchen, alle auf der weiten Wiese knieten nieder, und nun sahen sie auf einem Altar Kerzen brennen in freier Luft, und den Priester in weißem, goldgesticktem Messgewand, barhäuptig, von den Offizianten rechts und links gestützt, die Monstranz erheben; und die kleine Florence glitt vom Pferde, und neben ihr kniete Avinelli hin und bekreuzten sich schnell, und ihre Stimmen fielen in den Gesang ein, der jetzt vom Wald her klang.

Aber ihr Gaul, allein gelassen, der sonst so geduldig stand, streckte sich wiehernd und galoppierte quer über die weite Wiese auf die vielen andern Pferde zu. Dadurch entstand eine leichte Unruhe, und viele Köpfe wendeten sich herüber.

Die Messe war zu Ende, Giulio wollte nach dem Rosse sehen, aber Florence kniete noch immer auf dem Boden, während inbrünstige Tränen über ihre Wangen liefen. Und schon waren sie von vielen Fragenden umgeben, Männern wie Frauen, die Französisch auf sie einsprachen. Zu Giulios Verwunderung stand Florence ihnen freudig Rede, als ein prächtig gekleideter Knabe sich geschäftig durchdrängte, mit gezierten und anmaßenden Bewegungen die Umstehenden zur Seite schob und den zwei jungen Pilgern ihm zu folgen winkte. Alles drängte ihnen nach. Ein Gewirr von farbigen Seiden und Mänteln, kühnen, lachenden, finsternen Gesichtern mit Kinn- und Schnurrbärten unter Federhüten, langen Degen in bunten Bandolieren, Kanonenstiefeln mit riesigen Sporen war um sie, während drüben Trompeten bliesen, Stampfen der Pferde, Schreien der Kutscher erscholl, da die Wagen am Gehölz sich wieder in Bewegung setzten. Florence aber sah nur das zarte Gesicht der schönen Frau mit den blonden Locken, die rechts und links unter dem breiten Hut

herabfielen, die tiefblauen spöttischen Augen, die sogleich ernst geworden waren, als das Mädchen vor ihr stand. Auch Avinelli sah ihr Gesicht, da er sich aus seiner tiefen Verbeugung aufrichtete, und ward betroffen. Er verstand kein Wort, wenn er gleich ahnte, was Florence so unerschrocken erzählte. Er sah die Dame sich zu ihren Begleitern wenden und etwas sagen, sah sie Florence die Hand zum Kusse reichen, und da ihr vergoldeter Wagen eben vorfuhr, mit drei Damen und zwei Herren, die ihr beflissen halfen, auf den geräumigen Seidenkissen Platz nehmen, Florence als siebente hineinwinken und davonfahren.

Jemand führte ihm sein Pferd zu; Leute fanden sich ein, die ihn verstanden, darunter ein Landsmann; er saß auf, schloß sich ihnen an und erfuhr durch sie, daß eine Prinzessin des Hauses Frankreich sich zu ihrem Gatten nach Münster begab, der dort die französische Krone bei den Friedensverhandlungen vertrat. In Bredevoort, das hinter ihnen lag, hatten Magistrat und Bürgerschaft nicht zugeben wollen, daß sie in ihrem Hause die Messe lesen lasse: da habe die Fürstin den Keßern zum Troß auf freiem Feld vor ihrer Stadt einen Altar aufstellen und, wie er gesehen, unterm Himmel den wahren Gottesdienst feiern lassen. Damit zog, der gesprochen hatte, seinen Degen und brachte ein Hoch auf Anne von Bourbon aus; all die Herren schlugen die Degen aneinander, und der Ruf brauste bis an die Spitze des Zuges und wieder zurück.

Avinelli redete wenig, aber er dachte viel. In Stadtlahn, wo sie nächtigten, hielten die Schweizer vor dem Hause der Herzogin ihn zurück; doch ließ sie ihn am anderen Tage in Roesfeld, wo Mittagsgast gehalten wurde, selbst rufen und sprach gnädig mit ihm. Einen „Cavalier errante“ nannte sie ihn, nicht Astolf habe Schöneres erlebt, und sie freue sich, daß sie solch einem Abenteuer statt in den Romanen, in Wirklichkeit begegnet sei. Für das Mädchen, dessen Vater einst unter ihrem Oheim gedient, werde sie sorgen. Florence, die schwarz gekleidet, das Haar zu Locken gedreht und mit seidenen Schleifen gebunden, ganz verändert in ihrer Nähe stand, trat hervor und reichte ihm mit scheuer Freude die Hand. „Du kannst ihn besser grüßen, mein Kind“, sagte die Herzogin, und noch viel scheuer bot sie ihm den Mund, den er küßte. Dann trat sie blutrot zurück, und da alles lächelte, brachen Tränen aus ihren Augen. Die Herzogin

befragte Avinelli indessen über seine eigene Person; ein Herr, der ein himmelblaues Ordensband und einen weißen Stern mit einer silbernen Taube auf der Brust trug, wollte wissen, wieso er gerade in jenem guten Augenblicke eingetroffen sei? Avinelli dachte an den Schuldschein in seinem Wams und antwortete nicht gleich. „Durch Gottes gnädige Fügung, Monsieur“, sagte die Herzogin für ihn. Da sie erfuhr, daß er von Beruf Baumeister und ein Schüler des Cavaliere Bernini in Rom sei, sagte sie ihm Arbeit und Empfehlungen in Paris zu, wenn er jetzt oder später mit ihr dahin gehen wollte; vorläufig könnte er sich als zu ihrem Hause gehörig ansehen. Er dankte für so viel Güte und küßte den Saum ihres Kleides, aber er sah nur ihre Schönheit und den Liebreiz, die ihn betäubten.

Von allen Seiten beglückwünscht und begönnt, kam er wieder auf die Straße hinaus. Allmählich ward sein Kopf kühl, aber die große Freude wich nicht aus seiner Seele.

Am Tage darauf, vier Stunden nach Mittag, näherten sie sich der Stadt Münster. Die Kanonen donnerten von den Wällen; eine Schar kaiserlicher Kürassiere mit klingendem Spiel und viel andere Musik kamen ihnen entgegen; ihre eigenen Trompeten schmetterten; ein langer Zug schwarzgelber Mustertiere rückte unter Trommelwirbel aus; der Bürgermeister mit einer Abordnung des Rats, der Bischof mit vielen Herren des Kapitels, mehrere der Gesandten mit großem Gefolge, vor allem die Frankreichs, kamen in Karossen, zu Fuß oder beritten aus der Stadt. Die Verwirrung ward groß, und gerade dadurch kam Avinelli dicht daneben zu stehen, als der Gemahl der Herzogin, ein steifer Herr in schwarzem, mit blauer Seide geschlitztem Samtkleide und breitem altmodischem Spizenkragen, aus seiner Karosse stieg und seine Frau begrüßte. Er hatte große Tränensäcke unter den Augen, einen grauen Kinn- und Schnurrbart und eine blonde Perücke. Über die alten Plätze und Giebelhäuser senkte sich die Nacht, ehe der ganze Zug eingerückt und untergebracht war.

Als Avinelli am nächsten Morgen ans Fenster der Wirtsstube trat, in der er mit vier anderen schlief, sah er unten in der Straße eine Schar von Lakaien und Bewaffneten, die er an der Tracht sogleich als Landsleute erkannte. In ihrer Mitte sah in reichgeschmückter Sänfte, deren Stäbe vier in gelbe Seide

gekleidete Träger auf den Schultern hielten, ein hoher Geistlicher. Von oben sah Arinelli das violette Kleid und den breiten Hut mit den seidenen Schnüren. Als er hinabeilte, war der Zug schon verschwunden, nur die Schellen an den roten Nezen der Maultiere, auf denen Geistliche saßen — unbekannter Tiere, die von den Bürgerleuten angestaunt wurden, — klingelten noch um die Ecke.

Noch am selben Tage beschaffte er auch für sich eine vornehmere Tracht. Sie schneiden zu lassen, war nicht Zeit, aber er hatte in Münster bald einen Laden gefunden, in dem mehr und minder kostbare Beutestücke wiederverkauft wurden, und kam ein anderer Mann in den Gasthof zurück, als der er ausgegangen war: in seinem gestickten Wams, weiten Hosen mit seidenem Besatz, mächtigen Becherstiefeln aus weichem Leder mit roten Absätzen, einen Federhut auf dem Kopf und einen langen französischen Stoßdegen an der Seite. Vor ihm, damit er ihn in dem Getümmel auf den Straßen nicht aus den Augen verliere, ging ein Bursch aus dem Laden, der ein Bündel mit seinen alten Kleidern trug; und zu Hause schnitt er, als niemand in der Stube war, den Schein des alten Murlacher aus dem Futter und barg ihn in einem ledernen Beutel, den er zu diesem Zweck erstanden hatte und unter dem Hemde trug.

So ausgestattet, stellte ihn der Abbate Periclitì vom Gefolge der Herzogin, ein sehr entschiedener Mann mit mächtigem Leibe, der mehr wie ein Krieger als wie ein Geistlicher ausah, demselben Prälaten, den er vorübertragen sehen und der der päpstliche Nunzius war, vor. Auch dieser hatte zwei Worte und ein Lächeln für ihn, und als er wieder gehen wollte, hielt ihn ein geistlicher Sekretär fest und notierte seinen Namen: der Herr Kardinal habe dem Kurfürsten zu Köln am Rhein einen italienischen Baumeister zu schicken versprochen; gleichzeitig sagte er ihm, daß er zu der offenen Mittagstafel, die Seine Eminenz für alle Landsleute in Münster hielt, stets geladen sei.

Von da folgte er dem Abbate, der von einer französischen Dame zum Speisen erwartet wurde; alle kannten sein Abenteuer, und viele Augen lächelten ihm zu. Als nach der Mahlzeit an kleinen Tischen weißer und roter Hypocras in die Gläser gefüllt wurde, gestand er sich, daß die schwarzlockige Frau ihm gegenüber vielleicht doch die schönste war, die er in diesen Tagen

gesehen. So wie die Herzogin, sprach auch sie Italienisch mit ihm: kühn sagte er ihr, was in seinen Gedanken war, und er fühlte, wie auf dem seidenen Fußkissen unter der schweren Tischdecke sich ein Fuß auf den seinen schob. Er sah ihr in die seltsam aufleuchtenden Augen; der Ambra- und Weinduft des Getränks drang ihm benebelnd an die Stirn, die er gerne kühl behalten hätte, — er wendete das Gesicht ab und sah sich selbst und ihr Profil im Spiegel; nun fand er ihr Näschen über dem lächelnden Mund fest und besonders entzückend; verwundert über sein Wegsehen, folgten ihre Blicke den seinen, und beide sagten sich drüben das gleiche, wie vorher hier. Hinter sich sah er den großen, von schwarzen Haaren umwallten Kopf des Abbate, der aufrecht stand, sein Vornon vor die Augen hielt und billigend herübersah; neben ihm stand ein goldgrün gekleideter Kavalier in gelben Lederstulpen vor einer Dame in erdbeerrotem Seidenkleid. Dann fielen Arinellis wandernde Blicke auf ein kostbar gebundenes Buch mit einem vergoldeten Wappen, das neben der Dame auf der Ruhebänk lag: ein Eichhorn sprang in dem Wappen auf und darunter stand: „Quo non ascendam?“ Er wies mit dem Finger darauf und sagte übermütig: das wäre eine Devise, die er auch nehmen wollte, und die Schöne nickte und lobte ihn lächelnd.

In den dämmernden Straßen liefen bereits die Fackelträger vor den Wagen und den vornehmen Fußgängern her. Fern im Westen war am Himmel noch ein grünsilberner wolkenzerrissener Streif, und vor ihm stieg schwarz und riesenhaft der Turm der Lambertikirche auf. Und wie er ging und die kühle Sommerluft um seine Schläfen fühlte, gaukelten die drei Frauenbilder vor ihm, die die Sehnsucht seines Blutes erregten, und er mußte an den Prinzen Paris denken, der auf all den Bildern die schwere Wahl hatte. Noch nie war ihm so selig zumute gewesen, und da er sich bisher dabei wohl befunden hatte, seinem geistlichen Führer zu folgen, so folgte er ihm auch jetzt auf der dem Rathaus gegenüberliegenden Seite des Places fünf oder sechs Stufen von der Straße abwärts in ein Gewölbe, an dessen schweren Tischen schon einige lärmende Trinker saßen. Der Abbate ließ sich einen Krug mit Altmannshäuser bringen und spottete Giulios als eines säugenden Knäbleins, da dieser in kleinen Schlückchen trank, um nüchtern zu bleiben. Dann zog

er sein Vorgnön hervor und sah sich nicht ohne Vorsicht um. „Ja,“ sagte er mit seiner breiten Männerstimme, „Ihr seid jetzt auf gutem Wege; ich liebe Menschen, die Glück haben. Geht nach Frankreich: das ist das gute Land für uns Italiener“, und er nannte ihm die Minister, die Generale und andere, alles Italiener am französischen Hofe.

Er habe sich das auch schon vorgenommen, sagte Giulio.

Die Thür ging auf, ein paar Reiter kamen lachend und rufend die Treppe hinab; sie hatten Frauzimmer mit, und eine Schar Spielleute folgte ihnen. Der Lärm und Qualm ward groß.

Der Abbate setzte seine Winke fort, und der Florentiner lauschte seiner Weisheit. Um ihn in die höfischen Wege einzuweißen, nannte ihm jener mit Behagen die Liebhaber und Freundinnen der bekanntesten Leute in der Stadt: zu dem steifen Hugenotten aus Utrecht, Mynheer Abraham de Pouwer, mußte man den Weg durch ein öffentliches Haus nehmen. Gespannt wartete Avinelli, von der Herzogin und von der Dame von Cresnel zu hören, der Frau, die ihm mittags am Tischchen und im Spiegel so gut gefallen hatte; der Abbate nannte die beiden nicht, und er hütete sich zu fragen.

„Denn das müßt Ihr wissen, daß, wenn Ihr bei einem Mann etwas erreichen wollt, Ihr es durch ein Weib machen müßt und umgekehrt! Und daß ein Mann die Weiber nützen muß, nicht sich ihnen hingeben!“

Dabei sah er ihn prüfend an, lobte seine Haartracht und empfahl ihm andere Manschetten; dann fragte er ihn geradezu, ob er wirklich das magere kleine Persönchen ehelichen wolle, das er auf seinem Gaul mitgebracht?

Avinelli führte das Glas an den Mund und trank langsam, um sich seine Antwort überlegen zu können.

„Wer sagt denn das?“ fragte er.

Am Tisch der neuangekommenen Gäste wurde eine Gesundheit ausgebracht, mit so ohrenbetäubendem Geschrei, zu dem auch die Musik einfiel, daß Giulio die Antwort des andern zunächst nicht verstehen konnte. „Dann kommen die Kinder,“ hörte er ihn endlich sagen, und „ob er den Traktat von den fünfzehn Freuden der Ehe nicht kenne, den der Herr von La Sale ver-

faßt? Nur eine Freude sei wirklich, eine reiche Mitgift, und anderes begehre kein Vernünftiger von der Ehe . . ."

Da war seine Sorge berührt; offen erzählte er, wie es stand. „Von verwüstetem Boden“, sagte der Abbate, „ist der Morgen im Reich jetzt für ein paar Groschen zu haben; und wenn Ihr meint, daß Ihre Königliche Hoheit sie ausstatten wird, so irrt Ihr sehr. Alle Weiber, auch vom höchsten Stande, stiften gern Ehen; und die Frau Herzogin ist ein Wunder an Schönheit und Geist, aber Geld gibt in dieser Linie keiner her, das liegt ihnen von ihrem Vater, dem alten Herrn Prinzen, im Blut; sie zahlen selten, sie schenken nie.“

Giulio sah vor sich hin. Abermals erhob sich am anderen Tische ein wüstes Geschrei; die Männer schlugen mit dem Pallasch auf den Tisch, stiegen auf die Bänke und stampften mit den schweren Reiterstiefeln auf den Boden; dabei brüllten sie was sie konnten; zwei von ihnen hielten eines der Mädchen, das sie auf den Tisch gestellt hatten, bei den Händen, während andere sie bei den Röcken zogen und nach ihr griffen, und sie lachte und acht gab, Gläser und Schüsseln nicht umzustößen.

Da verbat sich ein langer Mensch an einem anderen Tische den Lärm. Sogleich flogen Schimpfworte herüber; der Lange warf einen Handschuh zu ihnen hin, ein Trinkglas kam zur Antwort, das auf den Tisch der beiden Italiener flog. Degen fuhren aus der Scheide.

„Es ist Zeit, zu gehn“, sagte der Abbate und stand auf. Ein breiter Mann mit weißem Bart lachte ihnen hell ins Gesicht; eins der Weiber rief dem Priester unanständige Worte nach; ein junger Kerl, der rittlings auf einer Bank saß, an der sie vorüber mußten, faßte ihn an der Coutane und bat um seinen Segen; aber der Abbate umspannte sein Handgelenk mit so eisernem Griff, daß der junge Mensch ihn sogleich losließ und ihm blöde nachstarrte.

Sie hatten nicht weit zu gehen, dann empfahl sich der Abbate, und Avinelli blieb seinen Gedanken überlassen. Nachdem er noch eine Weile auf dem Prinzipalmarkt umhergegangen oder gestanden und dem fremden Volke zugeesehen, das immer spärlicher wurde, suchte auch er seinen Weg nach Hause. Da er in den dunklen Lauben bei seinem Wirtshof ging, fühlte er plötzlich seine Hand gefaßt, aber wie es schien, in nicht un-

freundlicher Weise. Eine leise Stimme sprach in sein Ohr; es war Französisch, doch vernahm er die Worte: „Quo non ascendam?“ Da ließ er sich willig führen. Vorsichtig folgte er in ein Haus und über dunkle Treppen und Gänge; jetzt war er allein: eine Tapetentür öffnete sich vor ihm. Eine ganz kleine Ampel brannte in einem weiten Schlafgemach: in einem Himmelbette lag unter seidenden Decken schlafend eine junge Frau; er sah den weißen Arm, den sie um das Haupt gelegt hatte, und schwarze Haare, die über das Kissen fielen. Zitternd stand er, alle Brände der Erde in seinem Innern, er wußte nicht, wie lange, dann machte er einen, zwei, drei Schritte näher . . . da erscholl ein leises Lachen; leuchtende Augen, die er schon gesehen, blickten in die seinen, und die Arme legten sich um seinen Hals. Dann wies ihre Hand nach einem Spiegel gegenüber, und das Bild, das er darin sah, gefiel ihm noch besser, als das er bei der Mahlzeit gesehen.

Der schweigende Spiegel sah noch mehr.

So schnell vergingen ihm Tage und Nächte im Glück, daß er sich erst, als die Woche zu Ende ging, der kleinen Florence erinnerte. Und als wäre der Gedanke an sie ihr vorausgegangen, sah er sie alsbald selber, von einer Dienerin mit weißer Haube gefolgt, auf seinem Wege daherkommen. Wieder ward sie rot, als sie ihn erkannte; grüßend trat er heran, und sie sagte ihm mit leiser Stimme, aber in sichtlicher Freude, einige italienische Sätze, die sie sich inzwischen zu eigen gemacht hatte. Er lachte und lobte sie, grüßte aber bald wieder höflich und ging weiter: betroffen sah das Kind ihm nach.

Da es ihm indessen an Geld zu fehlen begann und er bereits Schulden hatte auflaufen lassen, suchte er einen Notarius und Sachwalter auf, einen kleinen alten Mann mit sehr großen Ohren, der in einer warmen Jacke mit Pelzkappe und Brille am Fenster saß, und dem er den Schuldschein zeigte. Der Notarius zuckte die Achseln. Er sagte, was schon der Abbate bemerkt hatte: „*praedia rusticana nunc parvi pretii sunt*“, denn sie sprachen Lateinisch. Für dies Geld, das sein verstorbener Vater geliehen, sagte Avinelli, habe der Oberst Murlacher dem Franzosenkönig ein Regiment zugeführt, das im Mantuanischen Krieg aufgerieben worden sei. „Dann möge er doch die Knochen des Regiments pfänden“, erwiderte der Notar. Das Anwesen des

Herrn Jacob Murlacher kenne er ganz genau: im Schlosse hätte er für seine Tochter köstliche Dinge und sicherlich auch Münze und bares Geld gehabt, das die Schweden nun davongetragen. Zweitausend Reichstaler würde er ihm in Erwartung besserer Zeiten für den Schuldschein geben, wenn er ihn zedieren wolle; und morgen schon vielleicht auch das nicht mehr. Seine ungeheuren Ohren bewegten sich unheimlich beim Sprechen.

So viel zu opfern entschloß Avinelli sich nicht und ging aus der verstaubten alten Stube.

Am selben Abend jedoch gewannen ihm der Abbate und ein französischer Herr hundertfünfzig Taler im Spiel ab; und nun blieb ihm keine Wahl: der Notarius erhielt den Schein und Avinelli das Geld, das aus einem sehr geheimen und sicheren Versteck geholt wurde.

Tags darauf wurde er zur Herzogin befohlen; diesmal kam er bereits sicheren Schrittes; dennoch errötete er ein wenig, als er unter den wartenden Damen Frau von Cresnel sah, die ihm gelassen zunickte, als sähe sie ihn eben zum zweiten Male, und sich sogleich wieder dem reichgekleideten Herrn zuwendete, mit dem sie angelegentlich sprach.

Jetzt trat die Herzogin selbst ein und machte all seine Sicherheit zunichte: sie war zu schön und ihr Rang und ihr Auftreten zu groß. Sie sah ihn auch gar nicht, und er mußte fast eine Stunde warten, blaß und rot, weil er sich selbst in Gedanken so verwöhnt hatte und auch seine heimliche Freundin die ganze Zeit nicht nach ihm sah. Leute kamen und gingen, und das Gedränge ward immer größer. Endlich hielt er es nicht mehr aus, trat auf Frau von Cresnel zu, die noch immer mit dem blonden Herrn sprach, der das himmelblaue Ordensband trug, und redete sie an. Mit größtem Erstaunen trat der Kavalier zurück und maß ihn von oben bis unten mit den Blicken. Die Dame lächelte und sagte etwas auf Französisch zu dem Ordengeschmückten, worauf dieser gleichfalls lächelte, während Avinelli, der das Wort Nachsicht verstanden hatte, noch mehr aus der Fassung kam. In diesem Augenblick ward er gerufen: eine der Ehrendamen der Herzogin nahm ihn beiseite und fragte ihn in ihrem Auftrag, ob er seine Verlobung mit dem „Fräulein von Murlach“ noch geheimzuhalten und wann und wie er Hochzeit zu machen gedenke. Er erwiderte sogleich: er danke Ihrer Hoheit für die

große Ehre, die sie ihm erweise; er wisse von einer Verlobung nichts; er habe dem Vater versprochen, das verlassene Kind in Sicherheit zu bringen; das habe er auch getan, ohne bei ihrer großen Jugend bisher an mehr zu denken; aber er stünde zu der Frau Herzogin Befehl, wenn alles übrige in solchem Falle Nötige und Übliche erwogen sei . . .

Die Dame nickte; auf einen Wink der Herzogin hielt sie ihn zurück. Wieder mußte er lange stehen und warten, bis alle anderen gegangen waren. Der große Saal war leer bis auf die Schweizer, die mit ihren Hellebarden an den Türen standen, und er wurde in ein Kabinett am Ende der Galerie gerufen. Die Herzogin saß an einem Tischchen und stützte das Kinn, halb hinhörend, auf die Hand, während die Dame ihr die Worte, die Avinelli vorher gesprochen, wiederholte.

Die Herzogin machte nur eine leise Bewegung und wendete den Kopf noch etwas mehr zur Seite, so daß er den Ausdruck ihrer kindhaften und doch so überlegenen Züge sehen konnte. Um ihren Mund spielte etwas, das nicht einmal ein Lächeln war. Da die Ehrendame ihn dazu aufforderte, äußerte er noch mehrere Bedenken und Besorgnisse, sprach von großen Verlusten und den Nöten der Kriegszeit.

Die Herzogin schwieg noch immer, und er wurde sehr verlegen. Endlich sagte sie mit einem Ton, der ihn bedrückte: „Irrrende Ritter pflegen sonst nicht so vorsichtig zu sein.“

Er wußte nichts zu erwidern; er bedachte nur, wie sehr er sich in die Messeln setzen würde, nachdem er seiner Frau, wenn Florence das würde, selbst einen unerbittlichen Gläubiger geschaffen. Die Herzogin wurde plötzlich sehr rot, es kam wie eine Welle über ihr Gesicht, und sie stand auf. „Gott behüte,“ sagte sie, „daß wir Frauen uns einem Manne aufdrängen sollten. Wir werden sehen, wie es sonst mit der Ritterlichkeit in Münster steht. Übrigens, mit leeren Händen kommt die kleine Florence nicht!“

Er war entlassen. Und er begriff nicht, weshalb er so mißmutig durch die Straßen ging, da er doch der Gefahr, die er in diesen Tagen am meisten gefürchtet hatte, entgangen war.

Als er des Abends mit seinen Gesellen saß, sagten sie ihm, und sie sahen ihn dabei an, daß zwei junge Edelleute bei der Herzogin um die Hand des „Findelkindes“ — so nannten sie

Florence — geworben hätten, und zwar sei der eine, den sie wohl nehmen werde, ein prachtvoller Junge, dazu vom besten Blut, aber arm wie eine Kirchenmaus.

„Die Narren!“ sagte Periclitì, während er sein Vorgnon senkte und die Karten auf den Tisch legte.

Avinelli nickte und nahm die Karten auf, die er durch seine Hand gleiten ließ, als sähe er irgend Merkwürdigkeiten an ihren Figuren; aber in seinem Herzen brannten Eifersucht und Scham.

„Der Herzog gibt ihm eine Kompagnie“, sagte einer boshaft.

Avinelli warf die Karten bald wieder hin und stand auf. Der Abbate schob seinen Arm in den eigenen und ging mit ihm ins Freie; aber Avinelli schwieg. Der laue Abend brachte ihm kein Behagen. Eine Karosse fuhr langsam vorüber, in der die Frau von Cresnel neben demselben Kavalier mit dem Ordenskreuz saß, mit dem sie am Morgen so eifrig gesprochen hatte; sie nickte flüchtig zu seinem Gruß; ihr Begleiter dankte überhaupt nicht. Das war für den Gefränkten zuviel; er wendete sich zu dem Abbate zurück und rief: „Jetzt grüßt sie mich nicht, und vor zwei Nächten lag ich noch mit ihr im Bett!“

Die Augen des Abbate wurden groß; sein ganzes Gesicht verzog sich in Neugier und Staunen; noch ungläubig, faßte er des Florentiners Arm und fragte ihn aus, dabei zog er ihn in den Keller hinab zu den anderen, die noch beim Spiel saßen, und da Avinelli das heftige Bedürfnis hatte, sich in ihren Augen wieder zu heben, schilderte er ihnen seine nächtlichen Liebeserlebnisse. Wie wenn süße Milch gerinnen würde, so war es in seiner Seele, als er, was so geheim und wonnig in seiner Erinnerung lag, den frechen Gesellen schamlos und boshaft preisgab. Der Abbate saß grinsend da und fletschte die Zähne wie ein halb-befriedigtes Raubtier; die anderen begannen sogleich mit eigenen Liebesabenteuern zu prahlen. Avinelli aber, der fühlte, daß ihm nicht besser, nur schlimmer zumute geworden, fand die Erzählungen der anderen greulich und rückte von ihnen fort. Da von draußen Musik ertönte, gingen alle, das Fest auf dem Rathause zu sehen, das der Gesandte der Republik Venedig gab.

Die bunten Fenster des Rathauses waren erleuchtet, einige standen offen und ließen das Licht der kerzenhellen Säle herausschimmern. Unten an den Pfeilern loderten mächtige Kienfackeln. Über die Stufen unter den Lauben und vor dem Rathause waren

rote Teppiche gelegt und eine Estrade errichtet. Alle fünf Schritte stand ein Hartschier mit blinkendem Helm, auf die Hellebarde mit grüngoldner Troddel gestützt, und hielt die Leute ab. Gepuhte Herren und Damen gingen die Treppen hinauf und herab und auf dem Teppich im Licht der farbigen Scheiben spazieren, die auf der roten Wolle ihr buntes Muster flimmernd widerspiegeln, während ringsumher die dichte Menge der Zuschauer stand. Wenn die Musik schwieg, tönte auf dem stillen Platz, über den kein Wagen fuhr, nur das leise festliche Gebrause wandernder und redender Menschen. Avinelli, der am Rande des roten Teppichs stand, sah Florence in ihrem schwarzen Trauerkleide, ein Goldkettlein umgetan, hübscher und zierlicher als je, von mehreren Herren umgeben, die sich um sie bemühten; die Wangen ihres blassen Gesichts waren leicht geröthet; auf einen schien sie gespannt zu hören. Da sah sie im Fackelschein Avinelli, der im Gedränge nicht von der Stelle konnte. Einen Augenblick schwand die Röthe aus ihren Wangen, dann wendete sie sich hochmütig ab, reichte dem schönen Kavalier an ihrer Seite den Arm und kehrte in das Rathhaus zurück. Jetzt schollen drei Trompetenstöße, und die Gesandten traten mit ihren Damen auf die Estrade, Avinelli sah die Herzogin, von Juwelen blinkend, am Arm des Venetianers kommen und Platz nehmen, während ihr steifer geschminkter Gemahl, dessen kreischende Stimme er in der plötzlichen Stille hören konnte, die Gräfin von Nassau, die Frau des kaiserlichen Gesandten, führte, und zwischen beiden Paaren der Nunzius in seiner langen violetten Robe, die über den Boden glitt, Platz nahm. An allen Fenstern des Rathhauses, sowie auch der anderen Gebäude schräg gegenüber erschienen Männer- und Frauengesichter, die einen im Schatten, andere hell beleuchtet. Von da und dort tönte heiterer Zuruf. In der Mitte des langen Marktes aber blühten Raketen in die Luft, die in farbigem Feuerregen niederprasselten; Götter und Nymphen mit bunten Gewändern und Straußensfedern stiegen in den Nachthimmel empor und sanken als Asche herab, und zuletzt ein Ritter, der einen flammenspeienden Lindwurm niederstieß, während über dem Rathhaus Funkenketten die Worte „Pax! Pax! Pax!“ bildeten. Alles Volk, Fremde und Bürger, brach in Freudenschreie der unendlichen Sehnsucht aus, der der Friedensvermittler in Flammenschrift dort oben Ausdruck gab. Avinelli jubelte nicht mit.

Während er ohne Freude hinauffah, fühlte er seine Hand ergriffen und von weichen Fingern innig gedrückt; ein Parfüm, das er kannte, wehte an ihm vorüber; aber als er sich umsah, waren der Duft und die Frau im Gewühl verschwunden. Da begriff er, daß sie ihn nur aus Vorsicht vor den anderen verleugnet hatte, und die glücklichen Nächte noch seiner warteten, er aber nicht mehr wagen durfte, zu ihr hinaufzukommen.

Verzweifelt irrte er vom Platz abseits durch die dunklen Straßen. Am andern Tag ließ er sich beim Nunzius die versprochene Empfehlung nach Köln geben, die er sogleich erhielt. Noch am selben Abend ritt er, den kaiserlichen Kurieren folgend, die eben abgingen, aus den Thoren der Stadt Münster, die er verwünschte. Wieder ritt er durch die einsamen westfälischen Straßen, während zerflatternde Bilder der drei schönen Frauen, deren Gunst und Anblick er verloren hatte, in der Abendluft an ihm vorübergaufelten, und er nicht wußte, ob er ein klügerer oder dümmerer Mann geworden war.

Gilbertens Berufung

Die Frau des Parlamentsrats von Espagnet in Bordeaux hatte den Pater Koubet, der Kurat der Pfarrkirche der heiligen Aularie war, zum Liebhaber. Eines Tages sah sie vom Fenster, wie er, aus ihrem Hause gehend, in der dämmerigen einsamen Gasse mit einer jungen Frauensperson stehen blieb, die er am Kinn gefaßt hatte, während er ihre widerstrebende Hand festhielt. Sie sah schärfer hin und erkannte ihre Stieftochter Gilberte, die über und über rot vor dem schönen Pfarrherrn stand. Da diese ein hübsches, über ihre Jahre kräftiges Kind war, so erwuchs eine finstere Eifersucht im Herzen der Frau, so daß sie von diesem Tage an das Mädchen mißhandelte. Sie sperrte es viel ein und schlug es, schickte es vom Tische, wenn ihm das Essen mundete, und zwang es, Speisen zu essen, die es nicht mochte; und da sie ebenso geizig und geldgierig als schön war, so gab sie ihr schlechte Kleider, und das schmerzte Gilberte am meisten, die gerne schmuck und rein ging. Gilberte hatte von ihrem Vater ein hitziges Gemüt geerbt: sie tröstete der Stiefmutter und gab ihr dadurch Vorwände zu neuem Quälen. Es war in den Tagen, da die Stadt Bordeaux sich gegen den königlichen Statthalter aufgelehnt hatte, und Herr von Espagnet, der ein eifriger Anhänger der Prinzen war, saß beständig im Rat oder sprach in Versammlungen und kam wenig nach Hause; auch liebte er seine zweite Frau und gab ihr meist recht, und Gilberte verstummte in seiner Gegenwart. So unglücklich fühlte sich das Mädchen, daß es zu sterben beschloß, und in einer Nacht aus dem Hause entwich, um sich von der Stadtmauer zu stürzen.

Der Weg war nicht weit, aber sie fand die Wälle von Soldaten und Bürgern in ungewöhnlicher Zahl besetzt; auf dem Platze der heiligen Aularie war die Kirche zu nächtlichem Gottesdienst geöffnet, und die Leute strömten aus und ein. In tränenloser Verzweiflung eilte sie durch dunkle Gäßchen zum Fluß hinab; nur hie und da ein Licht aus einem Fenster wies ihr den

Weg. Hinter dem Kloster der großen Observanz lag ein einsamer öder Platz; ein schmaler Treppenweg mit einem Eisengeländer führte dort zum Wasser hinab. Nur ein dünner Schein kam fern von den Lichtern auf den Schiffen; das Kloster lag im tiefsten Dunkel. Aber Gilberte blieb stehen: sie hatte leisen Ruder Schlag gehört. Das leichte Geräusch vorsichtigen Landens drang an ihr Ohr; ein Schatten glitt an ihr vorüber; sie vernahm ein leises Pochen und dann ein Geräusch, wie wenn ein Schlüssel im Schloß gedreht wird und eine Thür in den Angeln schwingt. Ein Lichtstrahl fiel auf den Platz: oberhalb der Treppe hatte sich ein Pförtchen geöffnet; darin stand ein bärtiger Mönch, ein Licht in der Hand, der einen stattlichen dunkelgekleideten Mann einließ. Einen Augenblick waren beide hell beleuchtet; ein freundliches Lächeln der Begrüßung lag auf den dicken Lippen des blondbärtigen, kahlköpfigen Mönchs; der andere Mann nickte, gleichfalls lächelnd, und seine viel feineren Züge hatten dabei einen Ausdruck männlicher Freude und Heiterkeit, der das unten beobachtende Mädchen in diesem Augenblick seltsam berührte. Dann schloß die Pforte sich wieder; Gilberte glaubte noch das Stück des weißgetünchten Klosterganges zu sehen, in dem die beiden verschwunden waren, als alles schon in tieferem Dunkel lag als vorher. Es fiel ihr ein, daß sie von den Geistlichen nichts Gutes mehr glauben konnte, nach dem, was in ihrem Hause geschah. Aber der Ausdruck des Fremden und das Geheimnis des nächtlichen Vorgangs beschäftigten sie. Sie ahnte sogleich, daß der Mann zu den „Fledermäusen“ gehören mußte: den königlich Gesinnten, die sich nur in der Dämmerung hervorwagten. Und sein Ausdruck konnte eine Gefahr bedeuten für die Partei, der ihr Vater angehörte. Über alledem hatten die Todesgedanken in ihr die Nacht verloren. Dennoch schritt sie auf das Wasser zu, — da trat sie in eine tiefe Kotlache, aus der sie kaum herausfand; immer wieder geriet ihr Fuß in ekelhaften glitschigen Schlamm.

Eine Ewigkeit schien vergangen, als sie am Ufer stand. Unten im Wasser sprang ein Fisch. Sie dachte der Leichen, die sie treiben gesehen, und schauderte. Sie begann eine tiefe Müdigkeit zu spüren und die Kälte der Märznacht. Langsam und schamvoll kehrte sie um.

Damit aber kam auch das Elend des kommenden Tages in ihren Sinn zurück. Nach Hause ging sie nicht mehr. Sie tappte durch die Gassen. Ein Betrunkener mit Degen und Muskete trottete klirrend an ihr vorüber, und sie flüchtete in einen dunklen Torbogen. Nun erst kam die Nachtfurcht über sie. Da stand sie vor dem Haus ihrer Patin und schlug so lange und heftig an die Thür, bis eine Mannsstimme rief, wer draußen sei. Dann wurde geöffnet; ein Diener in Hosen und Hemd, eine alte Flinte in der Hand, rief verwundert: „Mam'zelle Gilberte!“ und dann „Madame, Madame!“ zum Treppenabsatz empor, wo die Patin in Hemd und Nachthaube, eine rote Bettdecke, die sie vorn zusammenhielt, über die Schultern geworfen, aus ihrer Schlafkammer gekommen war. „Jesus! Kind! was ist denn geschehen?“ rief sie. Aber Gilberte kam nur noch bis in die Kammer hinauf; dort schlug sie vor dem Bett der Patin auf den Boden hin und weinte wie in Krämpfen.

Am andern Morgen schienen die Ereignisse der Nacht ein böser Traum geworden. Die Patin war eine heitere frische Frau von kaum vierzig Jahren, und sie bewohnte ein schmales hübsches Haus, das in jedem Stockwerk zwei tiefe Zimmer hatte. In ihrem Schlafgemach stand ein ungeheures Bett mit Vorhängen aus leichtem rötlichem Damast; sie war Witwe und räumte dem Mädchen den leeren Platz neben sich im Bett ein. Frau von Espagnet war sogleich damit einverstanden gewesen, daß das Kind bei ihr blieb. Glückselig, da sie mit Liebe behandelt ward, suchte Gilberte für die Patin jede Arbeit zu tun, aber sie weigerte sich zu beten oder zur Kirche zu gehen.

Am zweiten Tage kam ein freundlicher alter Domherr zu Besuch. Gilberte sah ihn, da sie über die Schwelle trat, und lehrte nach einem flammenden Blick auf die Patin um. Die mußte lächeln und seufzte zugleich, sagte aber nichts; und der geistliche Herr war viel zu sehr von dem Elend der Zeit und der schlimmen Herrschaft der Handwerker und des Pöbels in der Stadt erfüllt, als daß er auf das Gebaren des Mädchens geachtet hätte. „Wenn der Hof Ernst macht,“ sagte er, „kann die Stadt doch nicht widerstehen. Und ach! meine schönen Weinberge! alles verwüstet!“ und eine wirkliche Träne lief über seine faltige, ein wenig hängende Backe. Frau von Baudias, so hieß die Patin, seufzte gleichfalls: sie besaß ein Landhaus vor der Stadt.

Nachher suchte sie Gilberte auf; die saß oben in der Kammer am Sticdrahmen und hatte die Heiligenbilder gegen die Wand gekehrt. „Gott, Kind!“ sagte die Patin, „verzeih dir die Sünde! was beginnst du?“

„Ich bin nicht wert, daß sie mich sehen, und ich will sie nicht sehen. Ich weiß nicht, Patin, ich möchte sterben . . . aber auf dem Wall: erschossen werden! . . .“ sie stampfte mit dem Fuß. „Warum bin ich kein Mann?“

„Auch als Mann hast du eine Seele!“ sagte die Patin.

„Ach, die Männer,“ erwiderte Gilberte, „die tun, was sie wollen!“

Die Patin lächelte.

Am nächsten Morgen wurde Frau von Baudias in so früher Dämmerung geweckt, daß sie Licht machen mußte, um den Brief zu lesen, den die Magd ihr ins Zimmer trug. „Wer hat ihn gebracht?“ fragte sie. „Ein Kapuziner“, erwiderte die Magd. Gilberte horchte auf, ohne sich zu rühren. Die Patin ließ sich einen Tisch ans Bett rücken, um die Antwort zu schreiben.

„Wir bekommen heute mittag einen Gast, Gilberte!“ sagte sie später.

„Einen Geistlichen?“ fragte Gilberte heftig.

Frau von Baudias sah sie mit eigentümlichem Ausdruck an. „Du wirst ja sehen!“ erwiderte sie zuletzt lächelnd.

Aber als Gilberte in das Eßzimmer trat, blieb sie starr auf der Schwelle stehen: der Mann im grauen, rot- und silbergestickten Leibrock, der sich von seinem Stuhle erhob, um sich vor ihr zu verbeugen, war der Fremde, den sie vor drei Nächten in der Klosterpforte gesehen und von dessen Gesicht sie keinen Zug vergessen hatte. Ihr Gebaren erregte bei der Patin und dem Gast, die es sich in keiner Weise erklären konnten, nicht nur Verwunderung, sondern auch eine gewisse Unruhe, die ihr nicht entging. Sie sah wohl, daß der Fremde, auch während er mit der Patin sprach, sie manchmal betrachtete, worauf sie nur die Unterlippe vorschob. Als er fragte, ob sie eine Tochter des Parlamentsrats von Espagnet wäre, sprudelte sie sogleich hervor, daß sie, wie ihr Vater, für das Parlament und die Prinzen sei.

„Ich bin nicht ihr Gegner,“ sagte der Gast, „aber ich wünschte, es wäre Frieden im Land, mein Fräulein.“

„Das wünschen alle“, sagte Frau von Baudias.

Gleich nach Tisch zog sich die Patin mit ihm zurück, und Gilberte hörte sie im Nebenzimmer leise miteinander sprechen. Dies dauerte stundenlang, und das Mädchen hatte alle Zeit, über die Sache nachzudenken. Erst in der Dämmerung verließ er das Haus.

„Wie gefällt dir Herr von Maleville?“ fragte die Patin.

Sie zuckte die Achseln. „Ich mag die Fledermäuse nicht!“

„Warum glaubst du das von ihm?“

„Er ist doch eine Fledermaus — das sehe ich!“

„Er ist ein Freund meines verstorbenen Mannes, und ich achte ihn sehr.“

„Was tut er hier?“

„Ich muß ein Haus verkaufen: er hilft mir seit langem bei meinen Geschäften.“

„Er ist erst seit drei Tagen in Bordeaux!“

Der Patin fiel der Becher, den sie reinigte, aus der Hand, und sie sah Gilberte so betroffen an, wie diese zu Mittag den Mann angestarrt hatte. Aber das Mädchen eilte auf sie zu, küßte ihre Hände und rief: „Glauben Sie nur nicht, Patin, daß ich Ihre Freunde verraten will!“ und fiel ihr um den Hals und weinte. Dann erzählte sie, was sie in jener Nacht gesehen hatte. Die Patin sprach kein Wort. Erst nach einer Weile begann sie, Maleville zu preisen, der für seine Freunde oft das Leben gewagt; sie fügte hinzu, daß er hohe Stellen hätte erreichen können, wenn er nicht ohne jeden Ehrgeiz wäre, wie auch alles Gold der Erde für ihn ohne Lockung sei.

„Was suchte er nachts im Kloster?“ fragte Gilberte.

„Der Pater Guardian und er sind Freunde! Er kam auch nicht, wie du glaubst, von draußen, sondern nur von der Vorstadt herüber.“

Gilberte erwiderte nichts.

Am nächsten Tage wurde sie hinabgerufen und fand nur Herrn von Maleville im Zimmer. Die Magd berichtete ihr, daß Frau von Baudias ausgegangen sei und sie bitten lasse, ihrem Freunde so lange Gesellschaft zu leisten.

Maleville saß, den Degen über den Knien, im Stuhle zurückgelehnt, am Kamin. Er mochte zwischen dreißig und vierzig Jahren alt sein. Seine Gestalt war schlank und kräftig; die Augen waren sanft, über den feinen Lippen wuchs ein leichter

brauner Schnurrbart, und eine Fliege am Kinn. Er trug eine Perücke von braunen Locken, die auf seinen Spitzenkragen fielen. Ein Lächeln, das ihn beinahe nie verließ, umspielte den Mund, das so tief war, daß Gilberte es als seltsam empfand, ohne es gewahr zu werden.

Anfangs gab sie auf seine Reden nur kurze Antworten, aber er sprach so liebenswürdig und wichtig, daß ihr Troß nicht standhielt. Frau von Baudias kam erst zurück, als das Ave-Maria zu läuten begann und die ehernen Töne von den nahen Kirchtürmen über all die hohen engen Häuser hinfluteten. Gilbertens helles Lachen verstummte, Maleville nahm den Hut ab, und alle drei bekreuzigten sich. Als die Glocken ausgeschwungen hatten, sagte Frau von Baudias zu ihrem Gast: „Das hier ist eine kleine Rebellenin gegen Gott, die nicht mehr beten will, weil sie Schlimmstes erfahren hat.“

Das glaubte Herr von Maleville nicht. Er selbst habe die Hand Gottes so oft und gegenwärtig empfunden, versicherte er, daß er sich in der größten Gefahr vollkommen ruhig fühle, weil nicht Mensch noch Teufel ihm etwas anhaben könnten. Und so gehe es jedem, der vertraue. „Auch Ihnen, kleine Gilberte,“ sagte er, „freilich muß man rein sein und jede Sünde gebeichtet und gebüßt haben. Man muß nicht die anderen richten, sondern sich selbst.“

Gilberte schwieg. „Sie hat sogar die Heiligenbilder zur Wand gelehnt, um sie nicht zu sehen!“ berichtete die Patin.

„Oh!“ sagte Herr von Maleville und begann von verschiedenen Heiligen schöne Wunder zu erzählen.

Gilberte hörte ihn ruhig zu Ende, dann sagte sie: „Gut, ich will es glauben; aber so reizend die Heiligen sind, so schlecht sind die Priester!“

Da lachte Herr von Maleville aus vollem Halse und sagte: Das wolle er ihr gern zugestehen, wenigstens von sehr vielen des Standes!

Er sprach noch einige Zeit fort; und Gilberte saß zuletzt ganz still da, mit Tränen in den Augen.

Als die Patin in die Schlafkammer trat, stand Gilberte vor dem Spiegel und wütete mit einer großen Schere in ihrem vollen dunkelblonden Haar: eine große Strähne lag bereits auf der Erde.

„Gilberte, um Gottes willen, was tust du? Das mußt du nicht!“ rief die Patin aus.

„Ja, ich muß büßen“, rief Gilberte. Aber die Patin wollte es nicht dulden und entriß ihr die Schere.

Trotzdem Gilberte sie zu schweigen beschwor, erzählte die Patin Herrn von Maleville, was sie getan hatte, und „Das tut nicht not,“ sagte auch er, „es wäre denn, sie fühlte einmal den Beruf, ihr Haar ganz Gott zu opfern“. Frau von Baudias ließ indessen die weiche Locke durch ihre Hand gleiten und sagte: „Mancher würde sich freuen, dieses schöne Haar als Liebespfand heimzutragen!“

„Nun, auch ein solcher mag kommen“, erwiderte Herr von Maleville lächelnd. Gilberte ward glühend rot.

Die ganze Nacht hörte die Patin das Mädchen sich im Bette umherwerfen; und als sie gegen Morgen endlich entschlief, wurde sie durch heftiges Glockenläuten geweckt. Mit den Worten: „Ich muß zur Beichte!“ fuhr sie empor; aber wildes Geschrei scholl von der Straße herauf, und die Patin saß ängstlich im Bett aufgerichtet und lauschte.

Auch vom geöffneten Fenster konnten sie nicht erkennen, was es galt; sie hörten nur immer wieder unheimliches Geschrei vieler Stimmen, Menschen liefen durch die Gasse, gelegentlich tönte der Hufschlag eines Pferdes herauf. Der Hausknecht, den sie hinunterschiedten, kam mit der Nachricht zurück, daß eine Verschwörung gegen das Stadtreiment entdeckt worden; die Hauptanstifter wären bereits gefangen und auf dem Rathaus in Gewahrsam gebracht. Mehr hatte er nicht erfahren können. An dem Schrecken der Patin erkannte Gilberte, daß sie etwas gewußt hatte, und sie schloß, daß Maleville an der Sache beteiligt und in Gefahr sein mußte. Die widersprechendsten Gefühle regten sich in ihr.

Immer mehr Bewaffnete kamen im Laufe des Morgens vorbei, und einmal scholl so furchtbares Gebrüll von einem nahen Platz herüber, daß selbst Gilberte erstarrte, obschon sie in den letzten Jahren oft tobende Mengen durch die Straßen hatte ziehen sehen. Zweimal legte Frau von Baudias Mantel und Maske an, um auszugehen, und zweimal ließ sie sich von dem flehenden Gesinde im Hause zurückhalten. Aber über das, was beide erregte, sprach sie mit Gilberte kein Wort.

Gegen Mittag pochte es an die Haustür: Herr von Espagnet verlangte Einlaß. Sein hageres braunes Gesicht schien noch leidenschaftsdurchfurchter als sonst: er trug keine Perücke, das schwarze Haar hing ihm wirr um den Kopf. Er kam Gilberte holen, weil sie im Haus der Patin nicht mehr sicher sei. Beide Frauen bestürmten ihn um Nachricht.

„Zwei verfluchte Pfaffen haben die Stadt verraten“, sagte er.

„Aber wer? wer?“ rief Frau von Baudias.

Espagnet sah sie bitter an. „Wer? Der eine ist Ihr guter Freund, der Pater Ithier, den haben wir! Der andere ist der Pater Berthod, den werden wir finden!“

„Der Pater Berthod ist zu Weihnachten in Bordeaux gewesen und seither nicht mehr,“ sagte Frau von Baudias, „das weiß ich!“

„So?“ sagte Herr von Espagnet höhnisch, „auch Ihre guten Freunde sagen Ihnen nicht alles! Man wird übrigens auch Ihr Haus durchsuchen!“

„Das kann man!“ erwiderte Frau von Baudias ruhig.

„Man hat alle Stadttore geschlossen und besetzt: er kann nicht entkommen.“

„Wenn er wirklich verraten hat, verdient er es auch nicht besser!“

„So ist es“, sagte Herr von Espagnet. „Komm, Gilberte!“

Die Patin selbst hieß Gilberte gehen, da diese zögerte. Während beide einander umarmten, fühlte Gilberte, daß ihr ein Papier in die Brust geschoben ward, und hörte die Patin flüstern: „Verbirg es!“ Sie nickte.

Sie liebte ihren Vater und hing sich in seinen Arm. Im Gehen ließ sie sich von ihm erklären, was geschehen war. Es war ein trüber, nebliger Tag, die Straßen sahen noch enger und düstrier aus als sonst. Da und dort standen Bewaffnete vor den Türen, und Leute wurden aus den Häusern geschleppt. Vor der Kirche und dem Pfarrhof von Sankt Peter stand eine brüllende Menge, und mit Schrecken sah Gilberte, wie jemand aus einem Fenster fiel. Ein Wehruf erscholl, der von Gelächter übertäubt wurde. An dem Kloster der Barfüßermönche waren alle Türen eingeschlagen, Fenster ausgerissen; Betten, Möbel, selbst Heiligenbilder und Kreuze lagen zerbrochen auf der Straße. Von

drinnen tönte klägliches Geschrei, und sie sahen Mönche, die mit aufgehobenen Kutten, verfolgt unter Schlägen, flohen.

Ein Mann mit schwärzlichem Gesicht und mit Pechhänden, eine Muskete auf der Schulter, trat auf Herrn von Espagnet zu: „Zwei Regimenter sollten die Tore nehmen,“ sagte er, „und die ganze königliche Flotte den Fluß herauffahren, während es hier losging. Furchtbar! Schandbar! Aber man wird ihn rädern! . . . Totschlagen den Hund!“ brüllte er plötzlich mit so erschreckender Stimme und Wut, daß Gilberte, beide Hände an den Ohren, zurückwich. Die ganze Breite der Gasse ward von einem Zuge gesperrt, so daß sie und ihr Vater auf die Trestufen eines Hauses hinaufgedrängt wurden. Ein paar Reiter des Prinzen von Conti bahnten den Weg, dann kamen fünf Kerle, die einen grauhaarigen Mönch, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, an einem Strick hinter sich herzogen. Er ließ sich zerren mit wehmütigem Gesicht, ohne Klage. Hunderte von Leuten mit Gewehren und Spießen folgten, Handwerker, Weiber und Kinder drängten neben- und hinterher, und alle schrien durcheinander: „Hängt ihn! Schlagt ihn tot! Reißt ihm das Herz aus!“ Ein bessergekleideter Mann trat zu ihnen auf die Stufen und redete Herrn von Espagnet an: „Drei Regimenter stehen vor der Stadt!“

„Nein, nein!“ sagte Herr von Espagnet.

„Ja, doch, Charton steht in Flammen!“

Espagnet zuckte die Achseln. Sie drängten sich durch die Menge nach dem Rathause. Dort stieg ihr Vater die Treppen zum großen Saal hinauf und hieß Gilberte in einer Schreibstube warten. Die Männer, die drin schrieben, boten ihr höflich einen Federstuhl zum Sitzen; alle Augenblicke öffnete sich die Türe, Leute kamen und gingen und unaufhörlicher Lärm drang aus dem Sitzungssaal und den von Menschen erfüllten Gängen und Treppenräumen herüber. Einer der Schreiber verlas ein Protokoll über eine Hausdurchsuchung und schielte dabei zu ihr hin. Da fiel ihr der Brief ein, den sie auf der Brust trug; sie dachte nicht, daß sie ihre Partei verriet, sie freute sich bei dem Gedanken, daß sie jene vielleicht rettete. Endlich kam der Vater wieder, und sie gingen nach Hause. Es war schon drei Uhr nach Mittag; sie war todmüde und hungrig. Die Stiefmutter sagte nur die Worte: „Bist du wieder da?“ und setzte

ihr und dem Vater ein kaltes Essen vor. Aber selbst während der Mahlzeit ging der unruhige Mann auf und ab und schien mit sich selbst zu sprechen. Nach dem Essen stellte Gilberte sich ans Fenster; der Vater trat zu ihr. Reitertrupps kamen durch die Gasse. „Die suchen den Vater Berthod!“ sagte er, „jede Straße und jedes Haus wird der Reihe nach durchsucht.“ Wieder dachte Gilberte mit Angst an die Patin; aber der Vater meinte, in allzu Schlimmes würde die sich nicht eingelassen haben, und sonst sei keine Gefahr. Nach diesen Worten küßte er Frau und Tochter und eilte wieder aufs Rathaus.

Gilberte blieb am Fenster. Immer neue Reiter des Prinzen kamen vorüber. Auf einmal sah sie ins Zimmer zurück, ob niemand da war und den Schrei gehört haben konnte, den sie ausstieß: Maleville, im Mantel, den Federhut auf den Locken, ritt unten vorüber und wies mit gezücktem Degen einem Haufen den Weg. Sie konnte sich nicht getäuscht haben und verlor sich in verwirrten Gedanken, die zu keiner Lösung führten.

Dämmerung fiel über die Stadt, in den Straßen war es stiller geworden, und von Müdigkeit übermannt, schob Gilberte sich die Kissen auf einer Truhe zurecht und schlief ein.

Lärm und helles Licht, das durch die Fenster fiel, weckte sie. Im Zimmer war es völlig finster geworden, nur von draußen kam ein roter Schein. Vom Fenster sah sie wieder Reiter und Volk, und in der Mitte der johlenden brüllenden Menge einen Karren, auf dem, kahl geschoren, im Hemd, einen Strick um den Hals, derselbe Geistliche stand, den sie mittags zum Gericht hatte schleppen sehen, und hinter ihm, das Ende des Stricks in Händen, auf demselben Karren, in rotem Kleid und schwarzer Maske der Henker. Heulen, Gelächter und Flüche tönten aus der Menge; der Fackelschein beleuchtete den alten Mann, der manchmal die Augen schloß und die Lippen bewegte, als ob er betete. Von allen Fenstern blickten die Zuschauer, Wut oder Mitleid im Angesicht.

Gilberte war von allem so überwältigt, daß sie in Tränen ausbrach. Sie weinte noch, als ihr Vater eintrat und sie beruhigte: „Man hat dem Vater das Leben geschenkt. Mehr haben wir nicht für ihn tun können. Er wird durch die ganze Stadt geführt und kommt dann für immer ins Gefängnis zurück.“ Das Mädchen sah ihn an, ohne ihn recht zu verstehen; sie erinnerte

sich, daß sie den Pater Ithier, der Guardian der Barfüßermönche war, einmal predigen gehört hatte, und schluchzte weiter.

Die Magd setzte die Lampe auf den Tisch; Frau von Espagnet trat ein und steckte vor dem Spiegel ihr hübsches Haar zurecht; die Magd trug Speisen auf, und alle drei setzten sich zum Abendessen, wie an anderen Tagen. „Der arme Mann!“ sagte auch Frau von Espagnet, „und zu denken, daß er ein Geistlicher ist!“

„Auch Geistliche müssen ihre Vergehen büßen, Madame“, sagte ihr Gatte streng. Gilbertens Blicke streiften die Stiefmutter, die ihre Augen niederschlug. Der Vater fuhr fort zu erzählen, daß man den anderen Mönch nicht gefunden, daß man alle Barfüßer aus der Stadt gejagt hätte, aber Frau und Tochter, mit eigenen Gedanken beschäftigt, hörten kaum mehr zu.

In den nächsten Tagen war heller Sonnenschein. Die Stadt beruhigte sich nach dem mißglückten Anschlag um so schneller, als sich herausstellte, daß man die Nähe des Feindes übertrieben hatte. Die Kaufleute standen wieder in den Läden, die Ausrufer schrien Wasser und Milch und Oliven aus, Fleischer und Bäcker trugen ihre Waren in die Häuser, und die übermüdete Gilberte schlief. Am dritten Morgen kam ein Brief von der Patin, der sie zu einer Unterhaltung einlud. Der Vater selbst brachte sie hin. Frau von Baudias empfing ihn heiter und sagte: „Sie sehen, ich hatte recht: der Pater Berthod war nicht in der Stadt!“

„Oder er ist rechtzeitig gewarnt worden und entkommen!“

„Nicht von mir!“ sagte Frau von Baudias lachend.

„Das habe ich auch nicht sagen wollen.“ Damit verabschiedete er sich und ging in die Sitzung.

„Weißt du, wer uns die Unterhaltung gibt?“ sagte die Patin, als er gegangen war, „Herr von Maleville! In meinem Garten bei der Kartause. Wein und Speisen sind schon hinbestellt!“

Während Gilberte sich noch wunderte, kamen der Schwager der Patin, Herr von Baudias, der Stadtjurat war, ihre Schwester, Madame Ferrand, und eine Schulfreundin Gilbertens, Denise La Trêve. Herr von Baudias, ein rüstiger Mann von fünfzig Jahren, küßte beide Mädchen auf die Wangen und scherzte mit ihnen; da trat Herr von Maleville ein, und Gilberte, die tiefer im Zimmer stand, freute sich, daß die anderen zunächst einen Kreis um ihn bildeten; denn sie fühlte, daß ihre

Wangen wieder zur Unzeit rot wurden. Er aber verneigte sich jetzt mit tiefgezogenem Hute vor den beiden jungen Mädchen und bat um die Erlaubnis, sie vorausführen zu dürfen.

In den Straßen wurden Kanonen nach den Stadtwällen gefahren. „In solchen Zeiten“, sagte Maleville, „muß jeder seine Pflicht tun, gleichgültig, was er sonst denken mag. Aber wir wollen nicht von bösen Dingen reden. Dazu bin ich in zu hübscher Gesellschaft.“

Er wurde fast ausgelassen in seinen Scherzen, trällerte Liedchen, und auf dem großen Weg unter den Ulmen fragte er, wer wohl am leichtfüßigsten unter ihnen wäre? Da die Mädchen zauderten, faßte er jede an der Hand, und sie mußten ein Stück mit ihm laufen. In der Nähe des Tores vom Roten Hut schob er beider Arme in die seinen und sang laut:

„Ein Viertelstündchen vor dem Tod
War er noch am Leben!“

Sie lachten und sträubten sich ein wenig; die Wachen am Tor lachten noch mehr und riefen ihnen ermunternde Wiße zu, obschon auch einige mit finsternen Gesichtern, auf ihre Musketen und Spieße gelehnt, unter dem dunkeln Torbogen standen. In geringer Entfernung vom Stadttor setzte Maleville sich auf eine niedere Steinmauer am Wege, ließ seine Füße baumeln und machte Wiß auf Wiß, so daß sie nicht aus dem Lachen fanden. Nach kurzer Zeit kamen auch Herr von Baudias und die beiden Damen, und eine halbe Stunde später hatten alle das Landhaus erreicht. In dem ungepflegten Garten blühten die wilden Narzissen, die Pfauanemonen und Kornelkirschenbäume, aber die Zimmer waren vollkommen leer, und für eine Mahlzeit schien nichts vorbereitet. Frau von Baudias und ihre Schwester gingen ins Haus, und nach einer Weile erschien die erstere an einem Fenster und rief Gilberte, die gleichfalls hinaufging. In einem der öden Zimmer, in das nur durch die Spalten der Läden etwas Tageslicht fiel, kniete die Patin auf dem Boden und war damit beschäftigt, umherliegende Papiere in einen kleinen Sack zu tun. Frau Ferrand hatte, so wie ihre Schwester, ihr Kleid emporgeschlagen und zog noch weitere Papiere aus der Tasche ihres schwarzen Taftunterrockes hervor, und reichte sie ihr. „Hast du das Papier noch, das ich dir gegeben?“ fragte die Patin. „Ja!“ sagte Gilberte. „So gib es mir schnell!“ Es war ein versiegelter

Brief; Gilberte, die ihn wohlverwahrt hatte, zog ihn hervor. Darauf küßte die Patin sie innig und sagte: „Liebling, du wirst noch alles verstehen. Geh nur!“

Im Garten sah sie Maleville auf einem Baum, von dem er Zweige mit Käschchen brach. „Palmzweige!“ rief er und warf Fräulein La Trève, die unten stand, welche hinab. Dann ließ er sich wieder zur Erde. In dem Augenblick kam Herr von Baudias um die Ecke. „Es ist noch immer nichts da. Wir müssen nach dem Wirtshaus gehen!“

„Sogleich, mein Freund,“ erwiderte Maleville, „Gilberte!“

Sie kam auf ihn zu. „Liebes Kind,“ fragte er, indem er sich ein paar Schritte mit ihr entfernte, „haben Sie Ihre große Sünde schon gebeichtet?“

„Welche Sünde?“ fragte sie lachend.

„Die furchtbare Sünde, die Sie in jener Nacht begehen wollten, da Sie mich zuerst sahen!“

Gilberte wurde totenbleich. „Warum sprechen Sie jetzt davon?“ sagte sie, und Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Thun Sie es mir zuliebe,“ sagte er mit einer plötzlichen Innigkeit im Ton, „damit Sie rein dastehen! Es gibt auch gute Priester dort in der Stadt.“ Er wies in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

„Maleville!“ rief Herr von Baudias.

„Ich komme!“ rief er zurück, nahm den Hut, den er ins Gras geworfen, vom Boden auf, machte beiden Mädchen eine halb scherzhafte Verbeugung und ging.

Die vier Frauen blieben allein, aber nach einer Weile erschien wirklich ein Mann mit einem Korb, der einige Flaschen Wein und ziemlich einfache Speisen enthielt. Sie waren hungrig und aßen, wie es eben gehen wollte. „Wann kommen die Herren zurück?“ fragte Fräulein La Trève, die sich zu langweilen anfang.

Endlich fuhr ein Wagen vor; der Kutscher begehrte Frau von Baudias zu sprechen, und sie teilte den anderen mit, die Männer hätten einem Boten begegnet, der sie in Geschäften dringend weggerufen, es sei diesmal nichts, und alle fuhren in die Stadt zurück, Denise enttäuscht, Gilberte und die beiden Frauen in vielen Gedanken.

Sie saß noch bei der Patin wach, — die anderen waren heimgegangen, — als spät Abend Herr von Baudias kam.

„Alles in Ordnung,“ sagte er, „aber der Mann ist wunderbar. Am Fluß fanden wir drei Brigantinen verankert und die Straße von Wachen besetzt. Ich hielt uns für verloren; aber er geht auf sie zu, verlangt den Kapitän zu sprechen und bittet, daß er ihn durch ein paar Matrosen in einem Boot nach dem anderen Ufer übersetzen lasse, wo er zu tun habe; kein Schiffer in Bordeaux habe es tun wollen, obwohl er von der Partei sei. Der Kapitän entschuldigte sich, weil drüben Irländer von der königlichen Armee lägen und es zu gefährlich sei. Das gleiche bei den zwei anderen Brigantinen; alle lehnen ab, und so kamen wir an allen dreien vorbei und an den Ort, wo der Schiffer ihn erwarten sollte; aber er war nicht da. Wir warteten drei Stunden in einiger Angst vor den Bauern, die uns auch todtgeschlagen hätten, weil sie alles todtgeschlagen, bis Sonnenuntergang, dann kam der Schiffer: man hatte ihn im Hafen angehalten und gezwungen, ein Bataillon des Prinzen nach der Vorstadt übersetzen zu helfen. Das hatte so lange gedauert. Nun aber schiffte er sich ein und läßt euch alle grüßen, insbesondere seine Freundin Gilberte.“

„Gott, mein Heiland und seine allerheiligste Mutter seien gepriesen!“ sagte die Patin.

„Er ist also doch eine Fledermaus!“ rief Gilberte, aber es klang nichts Böses aus ihrem Ton.

„Er ist der wunderbarste aller Menschen!“ rief Frau von Baudias begeistert. Sie holte eine Flasche alten Weines aus dem Wandschrank, und alle drei stießen auf „eine glückliche Reise für Ihn!“ an. Dann nahm sie die Lampe vom Tisch, leuchtete selbst ihrem Schwager die Treppe hinab und ging mit Gilberten zur Ruhe.

Monate vergingen, und Gilberte hörte nichts mehr von Maleville. In der Stadt gewann die königliche Partei nach manchen Kämpfen und Unruhen die Übermacht und das Handwerkerregiment fiel. Ihr Vater ging mit düsteren Mienen und vernachlässigte Frisur und Kleidung noch mehr. Es war ein Gehen und Kommen, und endlich war der Friede geschlossen und die königliche Armee zog im Triumph in die Stadt ein. Die Patin jubelte, und ihr Vater mußte fliehen.

Als der Vater Ithier, aus langem Gefängnis befreit, vor den königlichen Generalen in der Kirche des heiligen Andreas

die Festpredigt hielt, stand Gilberte mit ihrer Patin nach dem Gottesdienst in der sich leerenden Kirche, um nach den Herren zu sehen, die noch um den Altar standen und den Prediger beglückwünschten. Sie sahen nur von Gold und Seide blühende Kleider, weißseidene Schärpen und Samthüte, an denen Diamantagraffen die mächtigen Straußfedern festhielten. Da hörte Gilberte plötzlich eine wohlbekannte männliche Stimme sprechen. Sie wendete sich rasch um: hinter ihr stand ein barfüßiger braunkuttiger Mönch mit geschorenem Kopf und einem kurzen braunen Bart; aber sie erkannte die feinen Lippen und den sanften Ausdruck der Augen: „Herr von Maleville . . .“ sagte sie betroffen.

„Nur der Pater Berthod,“ antwortete der andere mit demütig gesenktem Haupt, „der Euch tausendmal dankt, daß Ihr ihm mit zur Flucht geholfen und das Leben gerettet habt.“

Frau von Baudias küßte ihm bereits die Hand: „Ihr habt wie gewöhnlich, nichts verlangt, Pater Berthod! Der Pater Ithier wird Bischof, aber Ihr?“

Er lächelte. „Ich habe den Frieden erreicht“, sagte er. „Und diese hier?“

Gilberte war blaß geworden und sprach kein Wort. „Wenn ich Euch einen Dienst erweisen kann . . .“ fuhr der Mönch fort. Aber die Patin mußte ihr sagen: „Bitte doch um die Rückkehr deines Vaters! Ihm wird nichts verweigert!“

„Nein,“ sagte Gilberte, „ich bitte um die Versetzung des Pfarrers von Sainte Aularie!“

„Auch das ist ganz gut“, sagte Frau von Baudias und nahm den überraschten Pater beiseite.

Aber Gilberte stand noch immer rot und bleich da, und als sie dem Mönch die Hand küßte, zitterte sie so, daß er die seine rasch zurückzog. Er warf einen Blick auf sie, zog die Brauen hoch und nahm Abschied.

Die ganze Nacht hörte Frau von Baudias das Mädchen leise in die Kissen schluchzen. Am Morgen war sie ein wenig bleich, schien aber völlig gefaßt.

Sie wurde in diesen Jahren sehr groß und mager, war immer ernst und verbrachte viel Zeit in Andacht. Von Maleville sprach sie nie ein Wort. An ihrem achtzehnten Geburtstag wurde sie bei den Karmeliterinnen eingekleidet. Nur Frau von Baudias ahnte, was Gilbertens Berufung gewesen war.

Das Diamantkreuz

Ein grauer frostiger Morgen in der Nähe des Meeres. Ferne Trompetensignale klangen aus dem Nebel. Aus dem dünnen Gehölz hinter der Wiese kamen zwischen den Baumreihen einzelne Reiter hervor, dann ihrer mehr und mehr in dichtem Zug.

Unter dem hohen Himmel lagen die weiten durchschnittenen Grasflächen Hollands. Grauweiß zog sich die Straße über den langen Damm; daneben ein kalter, dunkel gekräuselter Streif, das Wasser des Kanals. Auf dem fernen Querdam, der den Horizont schloß, hob eine einsame Windmühle sich von den Wolken ab.

Die Reiter hielten; ein Schnauben und Stampfen, ein leises Rasseln der Kürasse, oder ein Klirren, wenn die Pferde auf die Stangen bissen. Unter breiten Federhüten finstere Augen, übernächtigte Mienen.

Aus der Ferne kam ein dumpfer schwerer Ton herüber, kam wieder und wieder, die Erde begann leicht zu zittern.

An einem Weidenbaum hielten auf ihren schönen Rossen zwei junge Offiziere und blickten schweigend hinaus.

„Darville, mein Freund . . .“, sagte plötzlich der eine.

„Ja, mein Freund?“

„Ich möchte dir etwas sagen.“

„Nun?“ Der Ton war freundlich, aber die Augen sahen gespannt in die Ferne und die Gedanken flogen mit ihnen.

„Höre Darville!“ Er legte die Hand auf des andern Arm und sah ihm nachdrücklich ins Angesicht. Dieser wurde sogleich aufmerksam. Der reden wollte, senkte das Haupt, sah an den in den Bügeln vorgestreckten Fußspitzen vorüber zur Erde und sagte zögernd: „Ich werde diesen Tag nicht überleben. Ich weiß, daß ich heute fallen muß.“

„La Peyroule, mein Freund, was sprichst du da?“

„Erwidere nichts. Ich weiß es. Ich fühle es so bestimmt, wie ich alle Ereignisse in meinem Leben vorausfühlte. Wichtig war keines — ist auch dieses nicht. Aber ich möchte nicht im Schmutz für die Krähen liegen bleiben. Wenn es dir gelingt, meinen Leib zu finden, so laß ihn verscharren. Benachrichtige meinen Bruder, den Marquis: es wird ihm wenig Kummer machen, dennoch schickt es sich, daß er es erfahre. Grüße mir deine Frau, Anne de Clamecy, der ich in Ehren ergeben war, und lebe selbst tausendmal wohl!“

„La Penroûle!“

„Dieses Kreuz, das ich immer trug und das geweiht ist, sollst du eurer kleinen Suzanne bringen, daß sie es zur Erinnerung an mich trage . . .“

Er nestelte an seinem Halse und bemühte sich, das Kreuz unter Wams und Kürass hervorzuziehen, aber er mußte es lassen, und dem Freund, der ihm wehren wollte, wurde die Erwiderung abgeschnitten durch das Kommando zum Vorrücken.

Sie ritten zu Vieren über den Damm in kurzem Trab, während die Trompetensignale von allen Seiten zu tönen begannen und der Lärm der Geschütze näher kam.

Da, ein Fluchen von vorn. Der Damm ist am Ende abgebrochen, unten brausen die schwarzen Wasser im Morgenwind und darüber führt nicht Brücke noch Weg; hüben und drüben sind schroffe Wände. Ein rasselndes Halten, dann ein Stauen und Bäumen, ein Schnauben zurückgerissener Pferde — verflucht der Esel, der sie hierher geschickt!

Ein furchtbares Krachen dröhnt dicht vor ihnen; die Windmühle oben auf dem anderen Damm geht in Flammen auf; rot zuckt das Feuer in den grauen Himmel. Hinter der Mühle kommen kleine bewegte schwarze Gestalten hervor, eilen den Damm entlang; jetzt werden sie kleiner: sie knien. Aus den dichtgereihten Rohren blüht es: und Pferde überschlagen sich und stürzen, Männer rasseln auf den Steindamm oder ins Wasser hinab. Der Pallasch ist nutzlos, und mit ihren Faustrohren können sie nichts ausrichten.

Den hintersten Reihen gelingt es, abzufallen. Kehrt! Schwer reiten sie zurück mit den unruhigen ausbrechenden Tieren, über die Leiber der Gefallenen. Der Damm ist mit gestürzten

Rossen, blutenden Menschen und Waffen bedeckt, das dunkle Wasser von Blut geröthet.

Nun sind sie wieder am Gehölz. Aber die Wiesen wimmeln bereits von fremdem Fußvolk, überall blinken ihnen die blauen Stahlhauben entgegen. Irgend etwas ist mißglückt; sie wissen nicht eigentlich wo; sie ziehen sich am Gehölz zurück, Pallasch oder Zerzerol in der Faust, aber von allen Seiten starren die Piken. Jetzt schiebt ein riesiger Pikénier mit bärtigem Antlitz den Spieß in grimmigen Fäusten gegen Darvilles Brust. Der drückt das Faustrohr auf das Gesicht ab und fehlt; zu spät greift er nach dem Pallasch; etwas schlägt an ihm vorüber, das bärtige Gesicht gleitet rechts an ihm vorbei und schwindet: sein Pferd hat ihn fortgerissen. Er weiß, La Peyroule hat den Stoß aufgefangen, und während er sich mit Arm und Korb und Klinge deckt, blickt er zurück und sieht den Freund mit durchstoßener Brust auf der Erde liegen, den einen Arm noch sonderbar emporgestreckt, im weißen Gesicht ein verzerrtes Lächeln, das ihm zu gelten scheint. Dann ist er schon weit weg; stampfende, brüllende Massen vor ihm, neben ihm, hinter ihm; und er selbst auf dem ewig schaukelnden, stampfenden, rasenden Tier fortjagend, er weiß nicht wohin.

Am späten Nachmittag, nach langer vergeblicher Mühe, — denn ein Gehölz, ein Damm, ein Baum ist wie der andere, und zehnmal glaubten sie an der Stelle zu sein, und waren es nicht, — kommen die Suchenden an den gleichen Ort.

Darville springt vom Pferd und umarmt den steifen Körper, küßt das kalte, blasse Gesicht, auf das seine Tränen heiß niedertropfen. Weinend löst er das Band im Nacken und zieht das diamantene Kreuz unter dem durchbohrten, eingestossenen Kürass, dem zerrissenen Kollet hervor. Es funkelt im trüben Licht, ein paar Steine sind beim Stoß der Eisenspitze abgesplittert, an dem feinen, glatten Holz und zwischen den Steinen klebt dunkles, geronnenes Blut.

Dann ordnet er, so gut es geht, die Gewande des Toten, zieht die mit Blut und Rot bespritzte, zerrissene weiße Schärpe zurecht, und sie vergraben ihn, so tief sie können, und stecken zwei Hölzer über dem Grab in die Erde. Sie sprechen ein kurzes

Gebet und bekreuzen sich, dann sitzen sie auf und galoppieren davon.

Sechs Wochen später, als die Kanäle sich mit einer dünnen Eisrinde überzogen und die Wiesen und Bäume mit Reif und Schnee, da fluteten die weißen Fahnen und Schärpen auf französischen Erde zurück.

In jedem Quartier ließ Darville für den Gefallenen eine Messe lesen; er schickte einen Boten zum Marquis von Dannefleury, der ihm den Tod seines jüngeren Bruders meldete; und als er selbst heim zu seinem Weibe kam und ihr vom Kriege erzählte, da brachte er ihr auch die Grüße des Freundes und berichtete ihr seinen Tod, und wie er für ihn gestorben war.

Sie wurde sehr blaß und weinte schmerzlich bei dieser Nachricht, und er umarmte sie und weinte mit ihr. Denn beide hatten in dem Toten ihren besten Freund gesehen. Dann zog er das Diamantkreuz hervor und reichte es ihr.

Sie sah den Schaden daran: „Das soll nie ersetzt werden“, sagte sie und küßte das Andenken. „Das hätte er selbst verdient, der für dich das Leben ließ.“

Sie hing das Kreuzlein dem Kinde um; da Suzanne aber noch sehr klein war, nahm sie es wieder an sich und hob es auf, damit das Kind es nicht verlieren oder verderben sollte.

Während des ganzen Winters sah Darville seine Frau nicht froh werden. Sie schmückte sich zu den Festtagen und tanzte, wenn er es begehrte, aber wenn auch das zarte Gesicht sich rötete, die Augen blickten schwermütig und die Hände sanken ihr bald müde zur Seite herab.

Davon aber ward auch ihm das Herz schwer und beklommen, denn er sah, daß sie seiner Liebe nicht mehr froh wurde, wie vorher.

Als die Luft wärmer wurde und der Schnee auf den Wiesen schmolz, begann Darville seine Kriegswaffen instand zu setzen. Da schlang Anne de Clamecy die Arme um ihren Gatten und sagte flehend: „Geh' nicht von mir! Diesmal ist kein La Peyroule mit, dich zu schützen! — bleibe bei mir! Laß uns nicht ganz allein!“

Er küßte sie und sagte ihr viele Gründe, warum er ins Feld mußte; und als die Heere auszogen und der Befehl von seinem Obersten kam, ritt auch er dem Rheine zu.

Aber er kam unverletzt zurück, und sie hielt ihn lange umschlungen.

Am Abend hörte er sie leise singen; und als das Fest St. Martin im Winter kam, da legte sie ihr hellstes Seidenkleid an. Was an ihr auffiel, war, daß sie dunkle Augen und aschblondes Haar hatte. In dies Haar hatte sie Perlen und grüne Blätter getan.

Auch die kleine Suzanne war festlich gekleidet worden; als sie jedoch bei Tische ihre Mutter so geschmückt sah, da verlangte sie noch ihr Kreuz, „das Kreuz, das die Mutter immer küßt“, sagte sie.

„Eitles Kind . . .“ hatte diese eben begonnen; bei den Worten des Kindes verstummte sie. Einen Augenblick später stand sie auf, brachte das Kreuzlein und hing es der Kleinen um.

„Mein, mein Kreuz“, sagte diese und drückte inbrünstig das Mündchen darauf.

Auf all dies hatte Darville gar nicht geachtet; erst als er das Kind so tun sah, lief der Schall der Worte, die eben an sein Ohr geklungen, und die Bilder, die sie weckten, gleichsam nochmals in seinem Geiste ab, und ihm ward, als legte sich etwas auf seine Brust und drückte ihm das Herz entzwei. Er blinzelte mit den Augen . . . seine Frau sah auf ihren Zeller nieder, das Kind drückte noch immer das Diamantkreuz mit seinen ungeschickten Händchen an den Mund, während eine Ewigkeit vergangen schien. Da klangen ihm die Worte im Ohr, die sie vor Jahresfrist gesprochen hatte: „Das hat er verdient, der um dich gestorben ist!“ und aus seiner Brust kam ein schwerer Seufzer. Sein Weib aber sah nicht auf; nur aus ihren Augen fielen die Tränen nieder. Keines sprach ein Wort, der Diener trug die nächste Schüssel auf, das Mahl ging zu Ende, und Henri von Darville stand auf und schritt schwer aus der Stube.

Die Knechte meldeten Hirsch- und Wolfsspuren, aber er ging nicht zur Jagd. Tagelang saß er und grübelte. Sie sah es wohl, aber sie sagte nichts — still, fast unhörbar ging sie dem Hauswesen nach.

Eines Abends stand er vor der Türe des Schlafgemachs und hörte sie laut und inbrünstig ihr Gebet verrichten. Er trat ein, sie betete weiter, ohne sich umzusehen. Schweigend wartete er, bis sie geendet hatte. Als sie sich von den Knien erhob, blickte sie nach ihm; die blonden Locken hingen wirr um seinen Scheitel, das kindlich weiß und rotwangige Antlitz war verändert, und er kaute an seinem Schnurrbart. Sie ging im Zimmer hin und her und machte sich an der Wäschetruhe zu schaffen.

„Anne,“ sagte er plötzlich, „wann hast du zum letzten Male gebeichtet?“

Sie blieb regungslos stehen. „Mittwoch nach Allerseelen“, erwiderte sie.

„Ich darf dich nicht fragen, was du gebeichtet hast . . .“ begann er.

„Nein, das wäre Sünde.“

„Aber du darfst es mir freiwillig sagen . . .“, sie machte eine abwehrende Bewegung. „Wenn dich eine Schuld drückt, Anne . . .“

Fragend blickte sie in seine Augen.

„Anne de Clamecy, mein Weib, liebst du mich noch wie einst?“

„Ich liebe dich, Henri!“

„Ja! — und du hast immer nur mich geliebt?“

„Ich habe dich geliebt, seitdem ich dich kenne!“

Ein Schweigen. Dann sagte er mühsam: „La Peyroule hat dich geliebt!“

Auch sie schwieg, ehe sie erwiderte: „Darum ist er für dich gestorben, Henri!“

„Ich weiß es. Aber ich kann nicht leben, wenn ich nicht weiß, was ich wissen muß. Kannst du mir schwören, Anne, daß du immer nur mich geliebt hast?“

„Wie kannst du fragen, wie zweifeln?“

„Wenn ich leben soll, Anne . . .“

„Ich . . . will . . . dir . . . schwören!“

„Nicht so, Anne. Entweder du bist treu gewesen, und dann will ich mich vor dir auf der Erde wälzen und die Buße tun, die du begehrt . . .“

„Ich begehre keine . . .“

„Oder du bist nicht treu, dann kannst du auch meineidig sein.“ Er zündete die Kerzen am Schrein an: „Schwöre es mir bei dem Kreuz, das du küssest, bei deinem Kinde schwöre . . .“

Da zitterte die Frau und sie sprach: „Ich will dir's schwören . . . wie du es verlangst. Aber erst höre mich an.“ Sie wollte reden, aber sie vermochte es nicht. Endlich hob sie die Hand und einen Finger; ein wenig vorgebeugt stand sie und hielt den Finger starr in die Höhe; die Falten ihres seidenen Kleides schimmerten im Kerzenlicht, als sie sprach: „Du weißt, wie wir uns kannten und wie wir verlobt wurden; und du weißt, daß du niemanden so rühmtest und von niemandem soviel erzähltest, wie von deinem Freunde La Peyroule.“

„Und wie La Peyroule kam und bei uns wohnte, still, wie einer, der viel sagen könnte, spöttisch und doch nachsichtig gegen uns, deiner und meiner spottete er nie, und immer war Freundschaft in seinen Augen. Oft saß er lange schweigend, und wenn wir ihn fragten, was er denke, dann lächelte er nur und sagte: ‚Nichts.‘“

„Und du weißt auch, wie er war, sanft und doch mit einem Willen begabt, dem man sich fügen mußte; du tatest stets, was er dir riet! So stark war sein Wille, daß er starb, als er sterben wollte. Nun höre: eines Tages sagte er mir, daß nicht nur du allein mich liebtest . . . und ich verstand, daß er von sich sprach und war traurig um ihn. Damals sprach er . . . noch viel zu mir . . . und eines Tages riet er dir, in den Krieg zu ziehen, und ihr tatet es. Wer weiß, was er dachte? Damals glaubte ich beinahe, daß er Gott versuchen wollte . . . erst, als du heimkamst, verstand ich, was er gewollt!“

„Seither bin ich traurig um ihn und uns und weine; und . . . manchmal ist mir als . . . hätte ich ihn lieb gehabt . . . verstehst du das?“

Sie war rot und blaß geworden; aber er schüttelte den Kopf und sagte: „Du hast mir das nie erzählt, Anne. Ich kann nicht wissen, was La Peyroule gewollt hat. Aber ich muß wissen, ob mein Kind das meine ist!“

Sie stöhnte, sie schrie beinahe.

Darville hatte das Zimmer verlassen, und trug das schlafende Kind in seinen Armen herein und legte es in das Bett der Mutter. Dann nahm er das Kreuz, dessen Steine im Licht

funkelten, hielt es vor sie und sagte: „Sprich nach: ich schwöre bei diesem Kreuz, und bei dem Seelenheil des, dem es gehörte, daß ich dir treu war, und ich bete . . ., daß dies Kind leben und glücklich sein möge, so wahr es das deine ist!“

Sie hob die Hand, totenbleich, und begann ihm nachzusprechen . . . aber sie sah das Kind an, und sie ließ die Hand sinken, und schwur nicht.

Darville stieß einen Schrei aus und einen Fluch.

„Er ist für dich gestorben, Henri!“ rief sie.

„Ja, nachdem er mir getan, was mich nicht leben läßt!“

„Du willst auch mich töten?“

Aber er sah sie nur starr an und sprach kein Wort.

Sie warf sich vor ihm zur Erde nieder und griff nach seinen Händen, die sie nicht von seinem Haupt zu entfernen vermochte.

„Aber das ist alles vorbei! ich liebe dich und ich bin dir treu! ich bin selig mit dir!“

Aber er sah sie nur starr und finster an und regte sich nicht und antwortete nicht. Da faßte die Frau ein Schrecken, und sie ergriff das Kind und lief aus dem Zimmer.

Ihr Mann kam erst am anderen Morgen heraus, bleich und müde. Im Schlosse fand er weder seine Frau noch die kleine Suzanne. Anne de Clamecy war bei Nacht mit ihrem Kinde entflohen.

Er war allein.

Auch Darville ist im Kriege gefallen.

Die Tochter des Antichrist

Der Zufall der Wanderung hatte Neville Charlestone in das Dorf geführt. Nun saß er in der dämmernden Stube des Gasthofs am Fenster und blickte auf den stillen Platz vor der Kirche hinaus. Die Sonne war hinter dem Kirchendach verschwunden und leuchtete nur noch durch die Baumwipfel; vor einer Haustür stand ein grüner Strohsessel, auf dem eine Kaze lag. Mit einemmal erscholl aus einer Seitengasse ohrenbetäubender Lärm; eine ganze Schar Burschen und Mädchen, mit grünen Zweigen in den Händen, stürmten auf den Platz und bildeten einen Kreis um einen verborgenen Mittelpunkt. Eine Weile war es still, dann ertönte das gleiche durchdringende Geschrei wieder. Der Kreis verschob sich, und Charlestone konnte einen alten Mann sehen, der ein junges Mädchen am Ohr gefaßt hielt. Er wollte sich bereits empören und gegen die Überzahl einschreiten, als er auch schon bemerkte, daß hier nichts Schlimmes geschah. Der Alte ließ sein lachendes Opfer los und schien zu sprechen. Auf seine kurze Rede folgte lautes Beifallsklatschen, und der ganze Schwarm marschierte singend und johlend hinter dem seltsamen Führer über den Platz, dicht an dem offenen Fenster vorüber, an dem Charlestone saß. Es war ein langer hagerer Greis; aus einem schmalen feinen Gesicht glühten zwei große wilde Augen hervor; auf dem kahlen, von flatternden weißen Haaren umrandeten Kopf trug er einen grünen Blätterkranz; das Antlitz war emporgerichtet, so daß der lange weiße Bart seltsam abstand, die Arme warf er bald zum Himmel empor, bald schlug er sie übereinander; so schritt er wild und feierlich vorüber und verschwand mit dem tollen Zug um die Ecke. Die Kaze war vom Stuhl gesprungen, Hundegebell erscholl, der Geistliche kam aus dem Pfarrhof; eine ältliche magere Frauensperson hinter ihm; andere würdige Leute traten hinzu, und alle besprachen den Vorfall in sichtlicher Erregung. Jetzt aber verstummten sie und blickten mit strengen, sittlich beleidigten Mienen nach der andern Seite des Platzes, und Charlestone,

der wie in der Loge eines Theaters saß, in dem für ihn gespielt wurde, sah eine wunderliche Schönheit auftreten. Sie trug ein einfaches, weißes, am Halse tief ausgeschnittenes Kleid, das auf der Brust mit sonderbaren goldgestickten Zeichen geschmückt war; an den nackten Füßen trug sie Sandalen, auf dem Kopfe einen breiten Strohhut; ihr Gang war edel, der Ausdruck des sonngebräunten jungen Gesichts kummervoll. Sie kam rasch auf den Geistlichen zu; der aber wehrte sie mit feierlich ausgestreckten, beschwörenden Armen ab, als ob etwas Unreines und Verderbliches sich ihm nahen wollte, und kehrte ihr, als sie trotzdem zu ihm sprach, unhöflich den Rücken zu. Sie stand betroffen vor feindseligen und spöttischen Gesichtern, als eine große Dogge über den Platz gesprungen kam und mit wütendem Bellen auf den Geistlichen losfuhr; dieser wich zurück und schrie halb ängstlich, halb drohend, man möge den Hund entfernen, der ihm immer wieder an die Beine fuhr und zuletzt einen seiner schwarzen Rockschöße mit den Zähnen erfaßte. Vergeblich rief das Mädchen den Hund zurück, während sie selbst von den Frauen, namentlich von der älteren mageren Person aus dem Pfarrhause tätlich bedroht wurde. Der kleine hilfeschreiende Pastor und das ungefüge triumphierende Hundemaul, das den ergriffenen frommen Rockschöß knurrend festhielt, boten einen so lächerlichen Anblick, daß der Fremde im Fenster sich vor Lachen schüttelte. Aber wie erstaunte er, als über ihm ein helles Hohngelächter antwortete, das sein Richern nachahmte. Unwillkürlich bog er sich aus dem Fenster und sah empor . . . da erhielt er einen so heftigen Stoß, daß er mit dem Kopf an den Fensterrahmen schlug: ein ländlicher Polizist war, der Wand des Hauses entlang laufend, unsanft und eilig an ihm vorüber gestreift. Aus seinem Revolver feuerte er einen Schuß auf den Hund ab, der niemanden traf. Das gleiche helle Lachen wie vorher erscholl, und nun hüpfte ein schlanker, blonder Knabe auf den Platz, den Charlestone für einen Seiltänzer zu halten neigte; denn er trug ein scharlachrotes Leibchen und an den Beinen Leinwandhosen, gelbe Strümpfe und Sandalen. Unbekümmert um das Getöse faßte er den Hund am Halse, zwang ihn, das Maul zu öffnen, befreite den scheltenden Mann, und er wie das Mädchen zogen sich, von vielen entrüsteten Schmähreden verfolgt, mit dem von seiner Leistung sichtlich erfreuten Hunde zurück.

Lange noch standen die erregten Gruppen auf dem Platze vor der Kirche, während Dämmerung sie allmählich umfing und es im Schatten der Bäume düster wurde. Endlich hörte Charlestone seinen Wirt ins Haus treten, den er über all das Gesehene befragen wollte; aber er gab seine Absicht auf, da er zum voraus wußte, daß er den Dialekt der Gegend doch nicht verstehen konnte.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und beim Pastor mußte die Lösung des Rätsels zu finden sein. Ihm stellte er sich, nachdem er dem ländlichen Gottesdienst beigewohnt, als fremder Amtsbruder vor und wurde zum sonntäglichen Mittagstisch im Pfarrhause gebeten. Der Pastor war Witwer; nur die Haushälterin, die Charlestone am Tage vorher unter den handelnden Personen gesehen, deckte in einem verschliffenen schwarzen Kleide, mit fromm verärgertem Gesicht, einen reichlichen Tisch. Dies war auch schuld daran, daß Charlestone die erste Auskunft, die sein Wirt ihm gab, mißverstand, weil sie mit zu vollem Munde gegeben wurde.

„Die Salvation Army?“ fragte er.

Der Pastor schlug die Hände zusammen, dann beugte er das schmalzulaufende sommersprossige Gesicht zu seinem Gast hinüber, so daß die kurzen, borstigen, weißglänzenden Haare den anderen beinahe berührten, und sagte stark: „Was Sie für die Heilsarmee hielten, war der Antichrist!“

„Der Antichrist?“

„Jawohl! So muß ich's nennen!“ Und mit steigender Erregung erzählte er, daß ein Mann, der bedauerlicherweise den besseren Ständen angehörte und ein großes Gut im Sprengel besaße, aus der Landeskirche ausgetreten sei, was schon deshalb sehr peinlich gewesen, weil er weit und breit die größte Kirchensteuer bezahlt hätte; und er sei ausgetreten, weil er den entsetzlichen Gedanken gefaßt hätte, das Heidentum wieder einzuführen . . .“

„Das Heidentum?“ fragte Charlestone interessiert.

„Das Heidentum! Zu diesem Zweck sei er herumgereist und habe Vorträge gehalten, und sein Wandel sei immer christenfeindlicher geworden. Seinen Kindern und seinem Gesinde habe er verboten, je wieder eine Kirche zu betreten, und habe jeden aus dem Hause gewiesen, der es dennoch getan; seine Söhne und

seine Tochter hätten nackend auf der Wiese gespielt; das habe er, der Pastor, und einer der Herren Kirchenältesten und ein Offizier, der noch dazu ein Vetter des Unseligen, selber gesehen, obwohl sie zu diesem Zweck mittels einer Leiter auf einen hohen Baum hatten steigen müssen! Auf einem Hügel habe der alte Mann einen Altar errichtet und dort mit seinen Kindern Sonnentänze und in hellen Nächten Mondreigen getanzt, mit Blumen im Haar und wüstem Schnickschnack und Scheußlichkeiten aller Art."

"Er, der Pastor, hätte nichts dagegen tun können?"

"Er habe wiederholt versucht, warnend einzuschreiten, aber der schreckliche Alte habe sich seine Besuche verbeten und dressiere seine Hunde auf die Geistlichkeit!"

"O yes, ich habe Sie gestern in Schuierigkeiten gesehen."

"Fürchterlich!" sagte der Pastor. Die Haushälterin begann zu weinen.

"Der neue Tuchrock", klagte sie, "und die Schandperson!"

"Über das Vieh dürfe niemand sich wundern", sagte der Pastor wieder. "Für fünf Pfennige habe der Hirtenjunge ihm verraten, daß sie dort oben an den Opfersteinen Zicklein geschlachtet und verbrannt hätten! Solange sie ihren Frevel auf eigenem Grunde getrieben, sei nichts dagegen zu tun gewesen, aber nun komme jener in die Gemeinde herab und suche die Jugend zu verführen."

Und wenn man schon über ihn lache, so lache man doch auch über den Pastor und die Kirche, besonders die Schuljungen . . ."

"Oh!" sagte Charlestone bedauernd.

"Der Spott aber sei das verwerflichste aller Mittel der Hölle! Und da müsse die vorgefetzte Behörde, an die er die Anzeige schon erstattet, einschreiten!"

Noch manches erzählte ihm der arme Pastor, den er zuletzt mit den tröstlichen Worten verließ, daß es in England ähnliche Narren gebe. Aber seine Neugier war nicht befriedigt, vielmehr aufs höchste gespannt.

Er war ein Frühaufsteher, und am nächsten Morgen machte er sich auf die Wanderschaft nach den Sonnenhügeln. Die Vögel sangen, in den stahlfarbenen Gräsern leuchtete der Tau, ein stiller Glanz lag auf der Erde. Bald schritt er, von Morgenlüften umweht, über die heidebewachsenen steinigen Hügel hin. Auf

einmal brannte ihm ein stechender Glanz, ein Leuchten und Strahlen in den Augen; irgend etwas flammte in unnatürlichem Licht auf den Anhöhen. Wunderlich erregt schritt er weiter, bis er erkannte, daß, was er gesehen, die Strahlen der Morgensonne waren, aus seltsamen Metallgeräten, Weihrauchfässern und Schildern zurückgespiegelt, die auf einem mächtigen Holzstoß gehäuft waren und aus deren Mitte eine eiserne Stange zum Himmel ragte. Rings herum standen zwölf dunkle behauene Steine, an denen er Spuren von Feuer, und, wie ihm schien, auch von Blut entdeckte. Er umschritt den Holzstoß von allen Seiten, und oben erklang dumpf das Metall, als er mit dem Fuße unten an die Scheiter stieß. Plötzlich stand er lauschend still: ihm war, als hätte er einen Seufzer vernommen. Weit und breit war niemand zu sehen, nur morgenstille Täler und einsame Hügel. Doch! Etwas regte sich oben auf dem Scheiterhaufen. Er rief. Keine Antwort.

Er begriff die Täuschung und sekte sich; da ging ein Knistern vernehmlich durch das Holz, und er hörte ein Schluchzen.

Das Jünglingsgesicht, um das die Haare an den Schläfen schon ergrauten, flammte auf; mit raschen Griffen sportgewohnter Arme hatte er den Holzstoß erklettert, — da färbte eine noch viel dunklere Röte seine Wangen, als sich ihm der befremdendste Anblick bot: neben den Opfergeräten lag ein nacktes Weib.

Das Gesicht von ihm abgekehrt und von den dunkeln Haaren halb bedeckt, lag der große, schlanke, junge Körper da; er sah, daß sie gefesselt war. Bestürzt fragte er, ob er sie befreien solle. Eine erstickte Stimme bat ihn darum. Vorsichtig löste er ihre Bande und half ihr vom Holzstoß herab: das ging nicht anders, als daß er sie, unten stehend, in seinen Arm auffing und zur Erde gleiten ließ. Dann stellte er sich in aller Form vor. Dankbar und tief verwirrt sah sie ihn an und mußte zuletzt lächeln.

„Take it easy, please!“ stammelte er. Da wurde sie feuerrot und barg das Gesicht in den Händen. Doch sie besann sich sogleich wieder. „Kommen Sie schnell!“ rief sie. „Sie werden gleich wieder da sein!“

„Wer?“ rief er.

„Mein Vater, mein Bruder! Kommen Sie!“

So geschah es, daß der Reverend Neville Charlestone mit der nackten Schönen über die einsamen Wiesen schritt. Ihr Zu-

stand schien sie nicht mehr zu verwirren; er aber hatte das Mädchen erkannt, das er am Abend vorher auf dem Platze gesehen, und fuhr fort, zu erstaunen.

Felsen umgaben sie; die Sonne schien warm; sie schöpfte ein wenig Atem, und ernst, mit wohlklingender Stimme und schönen Gebärden erzählte sie ihm die sonderbare Geschichte, die er, von der anderen Seite gesehen, bereits kannte. Sie schloß: „Seine Gedanken sind schön, das müssen Sie glauben. Der Vater ist ganz rein, aber ich fürchte, er ist krank und meine Brüder auch. Ich habe ihm viel zuliebe getan, habe alles aufgegeben ihm zuliebe; aber zuletzt verlangte er unmögliche Dinge: wir sollten alle nackt mit ihm durch das Dorf ziehen! Ich habe mich geweigert. In der Nacht kam er und sagte, es sei ihm offenbart worden, daß er mich der Sonne opfern müsse . . .“

„Religiöser Wahnsinn!“ sagte Charlestone.

Das schöne Mädchen nickte. „Dann haben sie mich hierher gebracht, mußten aber wieder zurück, um Messer oder Feuer zu holen. Das Haus ist weit.“

Das seltsame Paar schritt weiter durch die morgendliche Heide, ungesehen. Sie hatten bereits einen Plan entworfen. „Auch mein kleiner Bruder muß gerettet werden“, sagte sie. Und jetzt wies sie freudig auf ein Haus im Thal. „Dort nimmt man mich auf!“

Sie hatten es indessen noch nicht erreicht, als sie von oben her drei lange Gestalten niedereilen sahen.

„Dont be afraid!“ sagte er, faßte ihre Hand, lief mit ihr bis zu dem kleinen Hause und blieb vor der Türe stehen, durch die sie verschwand.

Da stand der alte Mann schon vor ihm, heftete die glühenden Augen in die seinen, und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Wo ist meine Tochter?“ brüllte er.

„Sie werden da nicht hineinkommen!“ Charlestone streckte die eine Faust ein wenig vor, während er die andere senkte, in Kämpferstellung.

Der seltsame Greis prüfte Charlestones gewaltige Arm-muskeln durch den rauhen Stoff der Reisejacke und nickte befriedigt. Zu seinen Begleitern sagte er etwas, was der Engländer nicht verstand. Dann verlangte er seine Tochter wieder, und der lange Jüngling, dessen Augen in ebenso wirrem Feuer

funkelten, faßte Charlestones Arm. Der aber schob ihn mit einer Bewegung sanft und weit weg.

Der alte Mann lachte dröhnend. „Bravo“ schrie er, und der alte, ebenso närrische Diener, der als Dritter mitgekommen war, wiederholte mit Grabesstimme: „Bravo!“ „Aber die Tochter müsse er haben,“ fuhr jener fort, „sie sei zu Höherem bestimmt; und Liebeleien dulde er nicht, und daß dies eine Liebeleie sei, das habe er schon seit Wochen beobachtet!“

Charlestone begann sich zu ärgern; da trat eine kräftige Bäuerin aus der Tür, nicht schweigend! Was sie sagte, verstand Charlestone nicht, aber daß es tüchtige Reden sein mußten und die Frau eine Bundesgenossin, auf die man zählen konnte, das erkannte er an der empörten mütterlichen Stimme, an ihrer entschlossenen Haltung. Der Alte aber hatte indessen das Mädchen erblickt, das ländlich gekleidet hinter der Frau aus dem Hause gekommen war. „Hierher!“ rief er. „Gehorsam und achtungsvolles Benehmen!“

„Ich gehe nicht mit dir zurück, Vater!“ antwortete sie.

„Ich uerde für die junge Dame sorgen,“ rief Charlestone, „ich bin ein englischer Geistlicher, Neville Charlestone, Vicar of . . .“

„Ein Geistlicher!“ unterbrach der alte Mann ihn mit solcher Donnerstimme, daß selbst Charlestone betroffen zurückwich, „pfui! meine Tochter und ein Geistlicher! Tochter!“ rief er, „willst du einen Geistlichen zum Mann nehmen?“

Da ward das Mädchen purpurrot und vermochte nicht zu antworten. Aber Charlestone hatte jetzt verstanden. „What nonsense!“ sagte er. „Zum Mann nehmen! Ich bin sehr glücklich verheiratet und Vater von zwei Kinder . . . Genug! . . . Stand off, old fool! . . .“

Und nun wäre es zwischen den Klugen und den Toren zum Kampf gekommen, wenn nicht andere Personen auf dem Schauplatz erschienen wären: der Pastor, der Bürgermeister, zwei Gendarmen und zwei fremde Herren, der eine davon in Uniform.

Da erhoben die Narren ein wüstes Geschrei und riefen Wodan und Thor an, während die andern mit strengen, kalten Formen vorgingen; denn es war eine behördliche Kommission, die zu dem Alten geschickt worden war, der aller Vorladungen nicht geachtet hatte. Der Arzt nickte prüfend und befriedigt

während der Szene, und der Herr in Uniform nahm Rücksprache mit ihm. Es war nicht hübsch zu sehen, wie der alte Mann mit den flatternden weißen Haaren von den Gendarmen gefesselt wurde; aber über dem Streit der Tollen mit den Hütern der Ordnung ward das Mädchen vergessen.

Am andern Tage fuhr ein verschlossener Wagen aus dem Dorf, in so dämmernder Frühe, daß nur wenige, die zur Arbeit gingen, ihn wahrnahmen: der wilde Sonnenanbeter und sein Sohn saßen darin und fuhren nach einem ebenso verschlossenen Haus. So behielt der gute Pastor recht.

Es drängte Charlestone einen Augenblick, nochmals hinaufzugehen und das schöne Opfer, das nun oben die Herrin ward, wiederzusehen. Aber er bedachte sich und tat es nicht.

Das Konzert

Es war vielleicht nur, weil sie gerade ihr langes braunes Haar offen trug, als er sie sah, und weil sie so schlank und so jung war. Sie hatte ihr Haar gewaschen und nicht gedacht, daß sie auf der gedeckten kleinen Terrasse, auf der sie in der frühen Vormittagssonne saß, gesehen werden könnte. Das kleine runde Fenster in der Galerie hatte sie vergessen. Dort war der Kapellmeister gestanden und hatte nach ihr gesehen, und jede Bewegung ihres langen biegsamen Leibes nahm seine Seele gefangen.

Auf dem Tennisplatz, wo er nur ein Zuschauer war, hatte er sich ihr vorstellen lassen und im ersten Gespräch entdeckt, daß sie ganz von Musik erfüllt war; und wenn er von da an zur Freude der Kurgesellschaft sich viel leichter zum Spielen bewegen ließ und immer herrlicher spielte, so erriet das zarte, scheue und doch selbstbewußte Kind, daß es ihr galt.

Im Winter nahm sie bei ihm Stunden. Sie wußte jetzt erst, was sie selbst vermochte. Ihre Schwester Georgine saß mit ihrem blassen Gesicht und langen Kinn am anderen Fenster, eine Arbeit oder ein Buch in den Händen. Sie hatte keinen Sinn für Musik. Ungeduldig, da ihr nichts lästiger war als dieser Duennadienst, kam sie oft spät, ging während der Stunden aus dem Zimmer, kam bisweilen nur auf Augenblicke herein.

Und so war der Tag gekommen, an dem der Graf den Musiklehrer seiner Tochter im schwarzen Rock mit rotbraunen Handschuhen über den langen Händen in sein Zimmer treten sah: wie immer, wenn er erregt war, beim Sprechen lachend, hielt er bei ihm um die Hand seiner Tochter Else an; und nachdem er es gesagt, strich er sich nervös über die Stirn und das lange blonde Haar, während er den Hut in der rotbraun behandschuhten Hand auf den Knien hin und her schob.

Graf Roswyl sagte später, daß er sich nie im Leben so beherrscht hätte. Der lange, hagere, weißbärtige Herr, dessen Reiz-

barkeit schon aus den harten blauen Augen, dem roten Gesicht, der tiefen rollenden Stimme zu erkennen war, hatte es vorgezogen, den Mann als Wahnsinnigen zu behandeln. Er hatte rasch von etwas anderem gesprochen und dann, immer ärgerlicher werdend, als der Kapellmeister von seinen Aussichten, von einer Oper zu reden begann, die in nächster Zeit aufgeführt werden sollte, wiederholt: „Ja, ja, denken Sie an Ihre Arbeit, junger Mann, Ihre Aufgabe, Ihre Pflicht! lassen Sie Gedanken, die . . . die . . . die unver . . ., die lächerlich sind . . .! lassen Sie sie!“ Und als der Musiker, gleichfalls völlig aus der Fassung gebracht, meinte, daß er dann wohl besser täte zu gehen, stand der Graf auf und sagte: „Ja, ja, gehen Sie! Schade, schade, daß meine Tochter Ihre Stunden, die ja ganz zufriedenstellend sind, nun verlieren muß. Schade!“ Damit hatte er die Türe geöffnet, und Wirth war gegangen.

Dann, als Elsie eintrat, hatte er sie gebeten, sich durch ein etwas zurückhaltenderes Betragen in Zukunft solchen Beleidigungen nicht mehr auszusetzen.

Sie aber wollte in Wirths Antrag keine Beleidigung sehen. Der Graf blieb einen Augenblick sprachlos. Soweit seine Haltung und der ewige Zwang seiner Lage, — denn er war pensioniert und für seinen Rang und Titel sehr arm, — ihm Gefühle überhaupt gelassen hatte, war sie sein Liebling gewesen. Mit ihr hatte er hie und da die stets gleichen zärtlichen Scherzworte gewechselt. Jetzt schrieb er sie an und schalt, und sie ging nicht ohne Tränen aus dem Zimmer. Der Graf setzte sich erregt an seinen Schreibtisch, an dem er Zeitungen zu lesen und die Hof- und Personalsnachrichten auszuschneiden pflegte.

Die Wohnung — sie hatte nur fünf Zimmer — war leer. Gina kam an diesem Tage spät nach Hause. Ihre Empörung, als sie von der Sache erfuhr, war noch viel bestiger als die des Vaters, und ebenso enttäuscht war ihr Bräutigam, ein langer Kürassier, der jeden Sonntag zum Mittagessen kam. Dieser Mittagstisch war karg und trübe: denn um gut gekleidet zu gehen — vor allem der Papa sah immer tadellos aus, — um einen ganz jungen Diener und eine alte Köchin halten und erhalten zu können, mußte an allem andern gespart werden. Und obgleich der Junge und die Köchin oft monatelang auf ihren Lohn warten mußten, vergingen sie in Ehrerbietung, wenn sie

die spärlichen Schüsseln aufstrugen. Dann saß der Papa schweig-
sam und steif und ärgerlich bei Tische und Gina verstimmt und
mißmutig von Sorgen und dem unendlichen Warten auf die
Heirat; der Kürassier redete etwas mehr, aber seine Erzählungen
interessierten höchstens den Grafen. Nur Elsie war fast immer
vergnügt gewesen. Nun war auch sie traurig und bitter geworden
und schwieg.

Schlimmer noch war es bei Nacht; denn die Schwestern
hatten nur ein Schlafzimmer, und Gina fand Worte, bei denen
die jüngere Schwester sich verworfen fühlte und heiße Tränen
in die Kissen weinte. Aber eines Abends, als Gina, die vor
dem Spiegel stand und ihre Locken eindrehte, wieder von dem
„Plebejer“ sprach, mit dem Elsie sich eingelassen, da sagte diese,
die schon im Bette lag, heftig: „In vier Jahren bin ich groß-
jährig, und dann heirate ich ihn doch. Dann könnt ihr mich nicht
hindern!“

„Ich verstehe deine taktlose Anspielung recht gut“, rief die
ältere Schwester.

Aber Elsie hatte sich im Bette zur Wand gekehrt; sie er-
widerte nichts mehr und dachte nach. Sie war die Tochter der
zweiten Gräfin Roswyl und hatte von ihrer Mutter ein kleines
Vermögen geerbt; ohne die Zinsen, die es trug, konnte das
Haus auch so wie bisher nicht geführt werden. Das machte sie
traurig.

„Bis dahin wirst du wohl zur Vernunft kommen“, sagte
Gina, die noch immer vor dem Spiegel stand, jetzt ruhiger.

Sie redeten lange nicht mehr von der Sache, die vergessen
schien, bis Gina entdeckte, daß Elsie heimlich Briefe von ihrem
Freund bekam und Gelegenheiten fand, ihn zu sehen; da wurde
sie zu einer Verwandten auf ein Gut geschickt. Dort konnte
sie nicht immer bleiben; sie hätten sie in eine Heilanstalt gesperrt,
wenn das nicht so teuer gekommen wäre.

Inmitten dieser grausamen Quälereien und Verbrießlich-
keiten, vor deren peinlichem Bekanntwerden die Familie sich sehr
fürchtete, faßte das Kind seinen unklug klugen Plan, den es
zuerst dem Bräutigam der Schwester mitzuteilen sich entschloß.
Sie ließ ihn um eine Unterredung bitten und bot ihm an,
wenn man sie in Frieden ihren Freund heiraten ließe, so wolle
sie die Kaution für die Schwester erlegen; sie sei nun einmal

ein schwarzes Schaf, das die andern verloren geben müßten; jenes Mannes Frau würde sie früher oder später in jedem Fall, aber gerne würde sie es in Frieden mit ihrer Familie werden und der Schwester und ihm dadurch ihr Glück bereiten.

Er wies den Handel rundweg von sich, und Gina, die er ins Zimmer rief, sagte: „Niemals!“ Aber sie waren seit sechs Jahren verlobt, und sie konnten noch zehn Jahre des Wartens vor sich zählen. In wenigen Stunden änderte sich ihre Stimmung und Ansicht. Das verlockende Bild war einmal in ihren Seelen, und was zuerst schändlich erschienen, kam ihnen bald erträglich und vernünftig vor. Im letzten Augenblick hatte Otto, so hieß ihr künftiger Schwager, ritterliche Bedenken; aber Elsie beruhigte ihn: ihr Verlobter werde durch seine Oper ganz andere Reichtümer erwerben; auf diese wenigen tausend Mark könnten sie in Ruhe verzichten.

Das war auch Wirths Meinung.

Der Graf, der anfangs durchaus nichts von diesem Plan wissen wollte, ließ sich allmählich davon überzeugen, daß die unglaubliche Heirat der jüngeren Tochter nicht abzuwenden war und so immerhin eine vorteilhafte Folge haben würde. Sie stellten ihm auch vor, daß Elsie in ihrer Leidenschaft einen „Coup de tête“ versuchen könnte. „Ja, auch ihre Mutter war unberechenbar“, sagte Graf Roswyl. Er sprach jetzt fast gar nicht mehr bei Tisch; nur seine Lippen bewegten sich manchmal zornig; die harten blauen Augen sahen gleichsam in sich hinein, und manchmal schüttelte er den schmalen weißbärtigen Kopf.

Eine ganz stille Hochzeit ohne Gäste und ohne Anzeigen bedangen der Graf und Gina sich aus, und damit waren Elsie und Wirth einverstanden. Dieser machte einen Besuch, bei dem er zwar viel lächelte und lachte, sich aber sonst sehr bescheiden und ruhig benahm; auf der Straße mußte er dann hell auf-lachen, als er dachte, wie er mit diesen merkwürdigen Puppen-menschen gesprochen hatte.

Er hatte in diesen Tagen einen großen Erfolg; alle Zeitungen schrieben über eine Symphonie, die der Tonkünstlerverein aufgeführt hatte. Der Graf zuckte nur die Achseln, während es Otto, der ein wenig mehr in der Zeit lebte, imponierte; aber darüber, daß sich Wirth auf ein Podium stellen und vorspielen

mußte, spottete auch er. „Nachher tritt er vor und verbeugt sich!“ sagte er, „aber absammeln geht er nicht!“

„Es hätte ja auch ein Leierkastenmann im Hof sein können. Wir können Gott danken“, sagte Graf Roswyl grimmig.

Elsie und Wirth wurden in einem kleinen, wenig besuchten Kirchlein getraut: ein Freund Wirths spielte auf der Orgel eine Kantate, die der Bräutigam zum Text des Hohen Liedes komponiert hatte. Außer ihm waren nur noch die zwei Zeugen, Freunde des Kapellmeisters, da. Aber die schlanke junge Braut ging unter dem Schleier sehr stolz durch den leeren, hallenden Raum. Ihr war, als stünde sie beklommen und mutig auf einem hohen, hohen Berg, jenseits der irdischen Welt; von der Orgel klangen die Töne, die der Mann, der sie liebte, für die Musik dieses Tages gefunden hatte.

Ginas Hochzeit folgte bald darauf, feierlich im Glanz der Uniformen, in blumengeschmückter Kirche, mit einem kleinen Festmahl mit Champagner und Tischreden. Der Ersparnis wegen zog der junge Reiteroffizier nach der Hochzeitsreise mit seiner Frau in die väterliche Wohnung, die Elsie verlassen hatte. Der Graf behielt seine Zimmer; das Ehepaar nahm das frühere Schlafgemach der Mädchen; Empfangs- und Speisezimmer blieben gemeinsam.

Jeden zweiten Sonntag kamen Elsie und ihr Mann um vier Uhr zum Speisen. Schon daß er den Frack dazu anlegen mußte, machte ihm den Gang unbehaglich, und er sah auch sonderbar darin aus. Nie kam er pünktlich, und jedesmal sah der Graf mit mühsam beherrschten Unwillen da, wenn die beiden beim zweiten oder dritten Gang eintraten; seine Lippen zuckten heftig; jedesmal sah Otto nach der Uhr, und jedesmal stammelte Wirth irgendeine Entschuldigung, auf die nichts erwidert wurde. Dann scherzte er wohl über sich selber, und auch zu Ottos Burschen, der in weißen Handschuhen bei Tisch servierte, redete er scherzhaft und führte Gespräche mit ihm, bis der Leutnant diesem ein für allemal das Antworten verbot, so daß Wirth den nächsten Sonntag erst ihn, dann alle anderen verblüfft ansah, während Gina dem Burschen mit einem Blick weiter zu servieren gebot. Den Wein, der Sonntags auf den Tisch kam, goß er in das unrichtige Glas; denn obwohl stets nur eine Flasche da stand, wurden doch jedesmal weiße und grüne Gässer auf den

Zisch gestellt. In keinem Gespräch fand er den Weg zu den anderen, noch sie zu ihm, und wenn Elsie, die den sonntäglichen Zusammenhang nicht lösen wollte, ihn um Nachsicht bat, weil sie liebevoll für alle empfand, so sprang er das nächstmal, um sich liebenswürdig zu erweisen, auf, wenn irgend jemandem bei Zisch etwas fehlte . . .

Wie befreite Vögel kamen sie nach Hause. Wenn er wieder am Flügel saß und spielte, oder wenn er sie übermütig aufs Sofa warf und küßte, war das Leben wiedergefunden.

„Es ist ganz sonderbar!“ sagte sie, „du bist eigentlich schön; und wenn du spielst, am schönsten; aber wenn du bei uns zu Hause bei Zische sitzt . . .“

„Da habe ich aber auch Ameisenlaufen im Gehirn“, sagte er, „und einen Krampf in den Gliedern.“

Als aber seine Oper immer wieder nicht aufgeführt ward, begann er empfindlicher zu werden.

Und dann hatte Elsie Taufe. Der Graf kam nicht; aber Gina und Otto kamen. Sie stiegen aus dem Wagen, sie traten in die Sakristei, wo die Familie wartete, besichtigten den Täufling, schritten durch die Kirche, als wären sie allein da. Wirths Bruder, der Kaufmann war, dienernte und grüßte, und wunderte sich, daß weder der Offizier, noch seine Frau dies je bemerkten.

Diesmal lachte Wirth nicht; aber Elsie warf ihm einen bittenden Blick zu, und er schwieg.

Er sprach auch nachher nicht darüber, da ihn andere Sorgen mehr quälten. Da sie seine Unruhe bemerkte, gestand er ihr: wenn das Tauffest bezahlt wäre, wüßte er nicht mehr, wie sie im nächsten Monat leben sollten. Es ging indessen, solange die Stunden reichten, bis der Sommer kam. Sie riet, er sollte nun ein Konzert geben; aber er wußte, in dieser Jahreszeit würden die Kosten höher sein als der Ertrag.

Im Nebenzimmer weinte das Kind; und da auch ihr die Tränen kamen, ging sie. — Er kam ihr nach und fragte zögernd: „Ob deine Leute uns nicht helfen könnten? dir wenigstens?“

„Sie haben ja selbst nichts“, antwortete sie.

„Sie haben deine vierzigtausend Mark.“

„Auf die haben wir verzichtet.“

„Ja, verzichtet. Aber Noblesse oblige! Was würden wir tun, wenn Gina verzichtet hätte und in Not wäre?“

Sie ging am nächsten Tage selber hin. Ihre Familie war sehr erstaunt und im Grunde verleßt über ihr Ansuchen. Man sagte ihr, daß es ausgeschlossen wäre: Otto brauchte ein neues Pferd, Gina, die zur Erbprinzessin eingeladen war, eine neue Toilette; während der Papa in diesem Sommer nach Wiesbaden zur Kur sollte. Es war ausgeschlossen.

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; ihr war, als müßte sie sich entschuldigen.

„Bettelwirtschaft!“ sagte der Graf durch die Zähne, als sie fortgegangen war. Er war so nervös und erbittert, daß er gleichfalls ausgehen mußte, um sich zu beruhigen. Auf Ginas Bitte ging auch Otto fort und kaufte dem Papa ein Kistchen teurer Zigarren, um ihn abends aufzuheitern.

Elsie kam sehr betreten nach Hause und sagte ihrem Manne, Hilfe von ihrem Hause sei ausgeschlossen.

„Gut, gut“, sagte er, sah sie einen Augenblick an und ging ins Nebenzimmer. Erst hörte sie seine Schritte, wie er auf und ab ging. Jetzt spielte er, erst jäh abreißende Motive, dann schwoll es kräftig an. Sie hörte ihn noch den Flügel schließen, das Zimmer und die Wohnung verlassen und fortgehen. In- dessen warf sie sich aufs Bett und wunderte sich, daß sie nicht weinte.

Nach einer Stunde kam Wirth zurück. Sie sah ihn fragend an: er fuhr sich mit der Hand durch das blonde Haar, und über sein Gesicht, das männlicher geworden war, flog ein Lachen. „Wir werden doch ein Konzert geben“, sagte er, „und es wird ziehen. Wir spielen beide. Elsie Roswyl! da kommt alles! Lohr“, er nannte seinen Freund vom Konservatorium, „hat die Idee gehabt.“

„Aber so heiße ich ja nicht mehr . . .“

„Das macht nichts; du trittst unter deinem Mädchen- namen auf!“

„Zu Hause werden sie es nicht recht finden.“

„Ja, was noch alles! Sie wollen uns nicht helfen. Das können sie uns nicht verbieten!“

„Und ich kann ja nicht genug!“

„Du kannst besser spielen als ich!“

Sie wußte wohl, wie gut sie spielte. Sie lächelte.

An einem der nächsten Tage kam Otto sehr aufgeregt nach Hause; beim Ausreiten hatte er die Plakate gesehen; er nahm Gina beiseite: sie wollten dem Papa nichts sagen. Otto hatte Dienst, und es war ihm, als sähen seine Regimentskameraden ihn anders an, als hätte der Oberst ihm gegenüber eine sonderbare Miene aufgesetzt. Als er nach Hause kam, trat Gina ihm weinend entgegen. Der Papa war nichtsahnend ausgegangen, eine Nelke im Knopfloch, und hatte, von gespannten Spaziergängern umgeben, — denn man kannte den alten Herrn gut in der Stadt, — das Plakat gelesen und es vor allen Leuten mit seinem Stoch zerstoßen und herabgerissen. Sie fürchtete einen Schlaganfall, so heftig war sein Zorn und seine Aufregung. Gina hatte bereits an Elsie geschrieben, sie möge sofort kommen, der Papa wolle sie sprechen. Aber Elsie antwortete, sie könnte jetzt nicht fort, weil sie zuviel zu tun hätte, und schickte eine Einladung zu ihrem Konzert.

Gina fragte ihren Mann, ob sie die Schwester aufsuchen sollte. „Nein,“ sagte Otto, „das fällt uns nicht ein.“ Es war ihm ein Gedanke gekommen. Er ließ sich beim Polizeipräsidenten melden und schilderte diesem den Zustand und die Gefahr seines Schwiegerpapas.

Wie erstaunte der Kapellmeister, als er am nächsten Tage seine Plakate überklebt fand und man ihm bei der Konzertagentur, zu der er sogleich eilte, sonderbare Schwierigkeiten machte und ihm riet, das Konzert abzusagen. Er kam in Wut und gebrauchte gegen den Agenten grobe Worte.

Zum Mittagessen kam er nicht nach Hause, sondern suchte seinen Freund Lohr auf, der ihn zu einem anderen Freunde, einem Journalisten, mitnahm. Dieser, ein blonder, wohlbeleibter, friedlich aussehender Mann mit einer Goldbrille vor den großen Augen, lächelte zu ihrer Erzählung.

Am nächsten Tag erfuhr er, daß die Polizei das Konzert untersagt hatte, weil die Sitzreihen in dem Saal, in dem es stattfinden sollte, nicht nach den Vorschriften der Sicherheitsbehörde angelegt waren und dem Podium zu nahe kamen; außerdem war in der Anmeldung ein Formfehler entdeckt worden. Wirth wurde sehr blaß.

Elsie saß inzwischen zu Hause und nährte ihr Kind oder übte. Sie war voller und schöner geworden. Wirth hatte bei

einem Freunde einen Garten geplündert und ihr eine Menge Rosen und einen blühenden Gliederaf, den er über die Schulter tragen mußte, mitgebracht, als er zu ihrer Angst so spät nach Hause gekommen war; er konnte ihr auch zehn Mark für den Haushalt auf den Tisch legen, die Lohr ihm geliehen hatte.

Am nächsten Tage ging er zu dem Agenten, um ihm zu sagen, daß er gegen das Verbot Berufung einlegen und von ihm Ersatz für den Schaden fordern werde. Aber der Agent war vollkommen verändert und machte ihm wichtige Vorschläge.

In der gelesensten Zeitung der Stadt war mit der Überschrift „Kunst und Polizei“ ein Artikel erschienen, der den „Kampf gegen das Plakat“ lächerlich machte. Telegramme über das verbotene Konzert gingen durch alle Blätter, und selbst in den Berliner Zeitungen standen heitere oder empörte Bemerkungen. „Eine bessere Propaganda hätten Sie sich gar nicht wünschen können, Herr Kapellmeister“, sagte der Agent. Der größte Saal, den die Stadt hatte, wurde gemietet und die Preise erhöht; dennoch waren in zwei Tagen alle Plätze vergriffen. Auf dem Plakat stand jetzt „Frau Else Wirth-Roswyl“.

Ihr Mann strahlte so, daß auch Elsie siegesgewiß ward; aber alle Nöte dieser Tage hatte er ihr nicht gesagt, nichts vom Verbot, noch seine Vermutungen. Im Gegenteil: „Nun werden unsere beiden Namen berühmt, und das muß sie doch freuen,“ sagte er, „das ist doch der Sinn des Adels.“ Das sah sie ein; denn die Meister der Musik waren ihr die höchsten Menschen der Erde.

Am Abend vor dem Konzert kam ihr plötzlich der Gedanke, nun doch noch hinzugehen und den Papa und die Geschwister selbst einzuladen, damit sie sicher kommen sollten. Sie ging in froher Aufregung; voll Erwartung stieg sie die schmale teppichbelegte Treppe hinauf, die sie so oft als Kind emporgelaufen, an den kleinen Blumenständen vorbei, bis zu der dunklen Wohnungstüre. Ottos Bursche öffnete. Sie hörte verschiedene Stimmen, öffnete die nächste Türe — ihr Vater stand vor ihr. Sie sah nur die zwei hellen blauen Augen, die sie lieb hatte, sie wollte sich herabbeugen, seine Hand zu küssen: da hob er die Hand und schlug sie rechts und links ins Gesicht.

Sie stieß einen Schrei aus und eilte aus dem Zimmer, aus der Wohnung, die Treppe hinab, zu einem Wagen, der sie nach Hause brachte. Vor dem Spiegel sah sie die roten Zeichen auf ihren Wangen, die ihr Mann viele Male küßte. Sie weinte die ganze Nacht, dann machte sie in ihrer entschlossenen kleinen Seele der Vergangenheit ein Ende.

Als sie zum Konzert fuhren, saß sie sehr blaß im Wagen in ihrem schwarzen Kleide, dem einzig guten, das sie besaß, außer ihrem Brautkleid; aber sie hatte schlank aussehen wollen. Im Gürtel hatte sie zwei rote Rosen. Sie sprach kein Wort. Wirth mußte den kleinen Vorhang des Wagenfensters auf ihrer Seite herablassen, weil sie in den noch sommerhellen Straßen nicht gesehen und erkannt werden wollte. In einem der hohen Spiegel des Vestibüls sah sie, daß sie schön war.

„Selbst Vertreter der Berliner und Münchener Blätter sind da“, sagte der Agent zu Wirth im Künstlerzimmer.

Zuerst spielte er allein. Der Beifall schien ihr selbstverständlich, er spielte ja so unerhört gut.

Als sie auftrat, empfing sie stürmisches Händeklatschen aus dem größten Teil des Saales. Von anderen Bänken antwortete Zischen. Sie wurde dunkelrot. Erneuter Beifall folgte und wieder Zischen. Da sah sie mit einem herausfordernden und fröhlichen Kinderlachen in den Saal. Als sie auf den Flügel zuing, war ihr, als säße sie auf einem großen braunen Irländer, den sie einst geritten, und mußte ein großes Hindernis sicher nehmen.

In einer Loge saß ein Prinz, der für die Kunst Sinn hatte und eigene Wege zu gehen liebte. Einst auf einem Ball war er Elfies Tänzer gewesen. Er gab das erste Zeichen zum Applaus, als sie geendet hatte.

Dann spielte sie mit ihrem Mann zusammen; da war sie ganz ruhig; sie fühlte sich in seinen Händen. Und als nachher die Saaldiener immer neue Blumen aufs Podium trugen, fand sie, daß er wie ein Sieger aussah.

Sie wußte auch, was dieser Sieg bedeutete.

Otto aber ließ sich in eine andere Garnison versetzen und Graf Roswyl zog mit ihm.

Donquichoterie

Frau Eva Hazlitt blickte auf und sah den Sprecher an. Er saß vorgebeugt auf einem kleinen Stuhl ohne Lehne am Fußende ihres Ruhebetts und spielte mit den Fingern zwischen den Knien. Er schwieg jetzt und sah sie erwartend an, dann blickte er zu Boden.

Sie schloß die Augen. Sie war schlank und groß; aber in dem matten blonden Haar, dem Glanz der Wangen, den feinen Händen lag eine nervöse Zartheit.

„Ist Ihnen kalt, gnädige Frau?“ fragte er, und vorsichtig breitete er den Plaid, der sie halb bedeckte, besser über sie. Sie betrachtete ihn, während seine Hände das Tuch zurechtlegten.

Aus der offenen Türe zum Spielzimmer fiel ein Lichtstreif in den dämmernden, fast dunklen Raum. Sie konnte das Profil ihres Mannes sehen. Er saß gerade aufrecht wie immer und sah ernst in die Karten. Ihr Vater hatte ihr den Rücken zugekehrt, so daß sie nur das glänzend weiße, enganliegende Haar auf seinem runden Kopf sehen konnte. Der dritte Spieler ihr gegenüber richtete etwas an einer flackernden Kerze.

Wieder sprach der junge Mann leise und eindringlich zu ihr. Sie antwortete nicht, sondern schüttelte nur leicht den Kopf. Da stand er auf und trat ans Fenster, und sah in den Frühlingsabend hinaus, der über den Büschen lag.

Sie fühlte einen Blick auf sich gerichtet: es waren die Augen des dritten Mannes, der im Spielzimmer ihr gegenüber saß. Sie lächelte. „Hans!“ rief sie leise.

„Gnädige Frau?“ sagte der junge Mann.

„Sehen Sie sich wieder!“

Er gehorchte sogleich, und sie redeten leise fort, während es im Zimmer immer dunkler wurde, und sie nebenan nur das Auspielen der Karten und hie und da eine kurze Bemerkung hörten. So oft eine Partie endete, flackerte ein lautes Wechselgespräch auf, das mit dem neuen Mischen und Verteilen der Karten wieder in sich zusammensank. Und jedesmal, so oft sie

ausblickte, sah sie das unbewegliche Profil ihres Mannes, den weißen Kopf des alten Herrn und die hohe gelichtete Stirn, den wohlgeschnittenen dunklen Bart und die großen, ein wenig traurigen Augen des dritten Partners.

Nur einmal sah der General sich um. „Habt ihr kein Licht?“ fragte er.

Seine Tochter erwiderte: „Das Licht tut mir weh!“

Das Spiel ging fort, bis, als die Karten wieder einmal zusammengeworfen wurden, der alte Herr aufstand, in den kleinen Salon trat und mit den Worten: „Du entschuldigst, aber ich möchte dich sehen“, das Licht aufdrehte.

Sie hielt die Hände über die Augen. Der junge Mann erhob sich und machte dem General Platz, der sich neben seine Tochter setzte.

„Du siehst wirklich müde aus, Eva“, sagte dieser, als sie endlich ihre Augen frei ließ. „Ich glaube, wir werden gehen, meine Herren!“

Die beiden jungen Leute brachen in der That auf. Der Hausherr bedauerte. Frau Hazlitt streckte ihnen von ihrem Lager die Hand hin, ohne sich aus ihrem Plaid zu wickeln. „Kommen Sie bald wieder!“ sagte sie.

Schweigend gingen sie die Straße hinab bis zur Haltestelle. Während sie dort auf einen Wagen warteten, sagte der ältere, der am Spiel teilgenommen, wie mit plötzlicher Sorge: „Bist du nicht unvorsichtig, Hans?“

„Unvorsichtig?“ erwiderte der andere, „worin wäre ich unvorsichtig, Christl?“

„Ja, dann irre ich mich eben.“

„Ja, Don Quichote, es sind Windmühlen.“

Zwei Tage darauf ging Christoph im hellen Sonnenschein auf der Ringstraße und sah sich die um diese Stunde nicht zahlreichen Spaziergänger an. Da fiel ihm ein kleiner alter Herr auf, der ein paar Schritte vor ihm ging, — das glatte silberweiße Haar ließ ihn nicht zweifeln; er wollte rascher schreitend den General begrüßen; da blieb dieser plötzlich stehen. Unwillkürlich tat Christoph das gleiche. Der alte Herr blickte gespannt über die Straße; Christoph setzte sein Glas auf: vor einem Bilderladen auf der andern Seite standen Eva Hazlitt und Hans, die sich eben getroffen hatten, im Gespräch; sie spielte mit ihrem

Schirm und sah zu Boden. Dann gingen beide in gleicher Richtung weiter; sogleich setzte auch der General seinen Weg fort; einige Schritte hinter ihm folgte der lange junge Mann, und beide behielten das Paar drüben scharf im Auge.

Frau Hazlitt und Hans waren beim Stadtparkgitter angekommen und blieben stehen. Das gleiche taten die beiden andern. Dann gingen jene, immer verfolgt, bis zum Schwarzenbergplatz zurück und bogen nach der Brücke ein. Gespannt sah Christoph nach dem General. Sowie dieser sich anschickte, die Straße zu überschreiten und den andern nachzugehen, trat er auf ihn zu, begrüßte ihn und schloß sich ihm an. „Ich suche Hans,“ sagte er nach den ersten Worten, „wir wollten uns hier treffen.“

Die scharfen blauen Augen des alten Mannes blickten mit durchbohrendem Verdacht in die seinen, aber Christoph ging harmlos plaudernd neben ihm. So schritten sie wieder zur Oper zurück. Jeder verbarg seine Aufregung.

Am Nachmittag suchte Christoph den Freund in seinem Atelier auf, und kam, da er ihn nicht antraf, des Abends wieder. Aber Hans war nicht da und niemand öffnete. So ging er in die Wohnung der Eltern; nur die Mutter war zu Hause. Die alte Dame fragte sofort erfreut: „Kommt Hans auch?“

„Ich dachte, ihn hier zu finden.“

„Er war schon drei Abende nicht da, er kommt selten.“

Christoph erwiderte nicht viel. „Essen Sie mit uns?“ fragte die Dame.

Auf dem großen Speisetisch waren drei Gedecke bereitet. Einst hatten viele, froh und laut, darum gegessen.

„Hans macht mir zuviel Sorge, Christl!“ sagte die Mutter. Er suchte sie zu beruhigen.

„Ich verstehe,“ sagte sie, „daß er nicht mehr jeden Abend an Mutters Rock sitzt: wir sind alte Leute; obschon ich etwas mehr Rücksicht von ihm erwarten könnte, als dies einfache Wegbleiben!“

Ihr Gatte war bei diesen Worten eingetreten, ein bejahrter und gebeugter, aber immer noch schöner alter Mann, wie auch seine Frau unter grauen Haaren klare schöne Züge trug.

Er nickte Christoph zu und erklärte mit väterlichem Unwillen: „Er sagt sich an und kommt nicht, und nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich zu entschuldigen!“

„Er muß doch wissen, wie uns das kränkt“, fügte die Mutter hinzu; „aber das ist nicht das Schlimmste: viel schlimmer ist, daß wir sehen müssen, wie er sich verludert!“

„Oh!“ sagte Christoph, da er den Ausdruck stark fand.

„Er treibt sich herum und arbeitet nicht mehr. Seit dem Herbst hat er nicht ein einziges Bild fertig gemalt!“

„Hans ist so begabt“, wendete Christoph ein.

„Das weiß ich, Christl, besser, als irgend wer! Hans ist ein Genie.“

„Aber auch ein Genie muß arbeiten“, sagte der Vater.

„Es ist irgendein Weib, das ihn zugrunde richtet. — Christl, ich habe ja nur noch den einen!“

Christoph kannte die Schicksale, die das Haus verödet hatten. Als wäre sie mit seinen Gedanken, fuhr die Mutter fort: „Ich kenne meine Kinder und weiß, wie sie in der Liebe sind. Maßlos hingegeben. Ich sehe ja, daß Hans leidet. Christl, es gibt eine Liebe, die verzehrt und aushöhlt, und eine Liebe, die beruhigt und stark macht, die Schlaf und Gesundheit gibt!“

„Gibt es das?“

„Ja, ja, es gibt Frauen, die Schußgeister, und andere, die Vampyre sind. Und Hans ist einem Vampyr in die Hände gefallen.“

„Nein, nein!“

„Wissen Sie es denn, Christl? — Sie wissen etwas! Dann müssen Sie es mir sagen, damit ich meinem Kinde helfen kann!“

„Er wird nichts sagen“, warf der Vater ein. „Aber Christl,“ sagte auch er, „wir haben nur ihn. Wir haben unsere letzte Hoffnung in Hans gelegt . . .“

„Es ist ein unsichtbarer Strang,“ sagte die Mutter, „als ob er noch mit meinem Leibe eins wäre. Und wenn er stirbt, müssen wir verbluten.“

„Hans wird nicht sterben“, sagte Christoph.

Aber die erschütterte Frau weinte heftig und beruhigte sich nicht.

Als Christoph nach zehn Uhr das Haus verlassen, blieb er öfters auf der Straße stehen, und wenn er weiterging, schleifte er den dünnen Stock, den er trug, nachlässig hinter sich her, und ging mit gebeugtem Rücken, den Kopf gesenkt, in Nachdenken verloren, durch die Straßen der Vorstadt.

Er kam an einem der hellen Kaffeehäuser am Ring vorbei; an den Reihen runder gelber Tische, die auf dem breiten Pflaster standen, saßen viele Menschen rauchend und plaudernd in der Frühlingsluft. Drinnen war es leer. Nur an einem Tische saß allein, die verschränkten Arme aufgestützt, sein Freund.

Christoph trat rasch ein. Vor Hans lag ein Papier, das seine bösen Phantasien verriet. Christoph sah auch sein verzerrtes Bild darauf. „Das ist ganz gut,“ sagte er, „wenn ich auch vielleicht nicht ganz so jämmerlich aussehe.“

„Das glaubt jeder“, höhnte der Maler.

„Solche Sätze unter den Augen habe ich wenigstens noch nicht.“

„Du könntest sie jedenfalls haben. Deine Seele hat sie!“

„Möglich. Ralph Hazlitt ist auch nicht schlecht — für das Auge des Hasses!“

„Zahlen!“ rief Hans.

„Ich komme von deinen Eltern“, sagte Christoph.

„Ich weiß alles, was sie mir sagen lassen. Du brauchst nichts auszurichten. Ich weiß, was für ein herrlicher Sohn ich bin, und was ich meinen wundervollen Eltern alles antue. Aber ich habe sie ja nicht gebeten, meine Eltern zu werden. Sie haben sich zum eigenen Spas um mich bemüht.“

„Hans!“

Die hübschen Lippen blieben herbe geschlossen, und die Augen sahen nach der Decke.

„Hans!“ sagte Christoph, „ich schleppe nur mein langes Gerippe durchs Leben und bin zu nichts gut, als an den Ästen zu sitzen, und auch da nichts Besonderes zu leisten. Aber du bist ein Genie . . .!“

Mit einer Silbermünze klopfte Hans lärmend auf den Steintisch. Der Kellner kam eilig.

Sie gingen miteinander fort. Hans ging ungemein rasch und dann wieder lächerlich langsam. Er suchte immer unheimlichere Gassen auf. Auf Christophs Reden gab er gar keine oder nur kurze grobe Antworten.

„Kann man dich nicht loswerden, Klette?“ rief er endlich.

„Ich bin nicht empfindlich, Hans! Übrigens, ich habe heute Eva Hazlitt gesehen.“

„Wo?“

„Im Künstlerhaus. Sie hat sehr nach dir gefragt.“

„So? — Mir liegt gar nichts an ihr! Nicht so viel liegt mir an ihr!“

Er stieß die Türe zu dem elenden kleinen Café auf, vor dem sie standen. Christoph folgte ihm verwirrt. Hans winkte einer Dirne: „Komm Herzerl, setz dich zu uns!“

Das Mädchen kam gefällig lächelnd: sie sagte ihm, daß er hübsch sei und wie gut er ihr gefalle; und sie berührte sein braun-gelocktes Haar. Aber seine wilden Reden wurden ihr unheimlich. „Was hat denn der?“ fragte sie Christoph.

Sie gingen bald wieder fort.

Sie standen im Park an dem stillen Teich, in dem sich die Weidenbäume spiegelten.

„Sie ist wie das Wasser,“ sagte Hans plötzlich, „glitzernd und voll Lockung, wenn man sie sieht, eisig kalt, wenn man sie berührt, und zerrinnt, wenn man sie greifen will.“

„So greife sie doch nicht!“

Hans drehte sich um. „Jeder Preis ist phantastisch, Christl! Ich bin nichts wert, und meine Eltern geben mir ihr Herzblut; Eva Hazlitt ist vielleicht auch nichts wert, und ihr gehört meins. Aber du glaubst vielleicht, ich will was Dummes mit mir selber tun? Nein, nein, fürchte dich nicht! Ich geh’ nach Haus! Gute Nacht, alter Christl!“

Es war eine Woche später; der Frühling war noch kräftiger und wärmer geworden; der Glieder blühte weiß und lilafarben an den Hecken.

Christoph Wendt war der erste Gast, der die Villa Hazlitt betrat. Er wußte, daß er zu früh kam.

In der Halle traf er Ralph Hazlitt vor dem offenen Gewehrschrank, der seine Flinten prüfte und einen Revolver lud. „Es sind Einbrüche in der Nachbarschaft vorgekommen“, sagte er. „Man soll vorsichtig sein; und nachher könnte ich vergessen.“

Eva Hazlitt saß auf einem niederen Stühlchen und sah zu.

In einem besonderen Schrank lag unter Glas, wie die andern Waffen, eine beschädigte Flinte: ein Schaft mit geknicktem Lauf. Christoph bemerkte sie zum erstenmal. „Was ist denn das?“ fragte er.

„Ein verdorbener Lauf.“

„Erzähl’ es doch!“ sagte seine Frau.

Hazlitt zuckte die Achseln. Auf die gespannte Frage in seines Gastes Zügen sagte er endlich: „Ich hab’ ihn einmal im Zorn verbogen, und ihn dann zur Warnung aufbewahrt, damit ich mich nie wieder so übermannen lasse.“ Und die Wangen des steifen Menschen färbte ein leichtes Rot.

Christoph sah die brutal kräftige und doch so beherrschte Gestalt an. Er hatte noch die boshafte Karikatur vor Augen, die er vor wenigen Abenden gesehen hatte. Jetzt war ihm der Mann irgendwie sympathisch geworden. Aber das vermehrte seine Sorge. Sein Blick fiel auf Eva, die in ihrem Schal dasaß und an einem verknoteten Bändchen mit den Zähnen zog. Alles, das zarte blonde Haar, das über der Stirn nach beiden Seiten aufstand, jede Bewegung ihrer schlanken Hände, die Form und der Ausdruck ihres länglichen Gesichts, die blauen kindlichen Augen, die zu ihm empor sahen, alles an ihr war lockend. Er, der sie nicht liebte, fühlte die Versuchung, sie zu streicheln, sie in seine Arme zu nehmen. Dennoch sah er sie nicht mit guten Blicken an.

„Kommt Ihr Freund?“ fragte sie.

„Ich denke, gnädige Frau . . .“

Ralph schloß den Waffenschrank ab. Frau Hazlitt war aufgestanden und in die Fensternische getreten. „Warum nennt er Sie Don Quichote?“ fragte sie. „Worin besteht Ihre Donquichoterie?“

Christoph wollte antworten, aber es hatte geklingelt, und Hans trat ein. Aus den feingeschnittenen Zügen, den großen leidenschaftlichen Augen, die fast wie Frauenaugen waren, leuchtete das heftige Leben. Eva Hazlitt hatte sich in der Fensternische umgewandt, aber als sie seinem Blick begegnete, zuckte sie ein wenig und kehrte sich wieder dem Fenster zu. Dann erst schritt sie ihm langsam entgegen und reichte ihm die Hand, die er küßte.

Eben trat der General ein, und sein Blick fiel auf die beiden, auf den Handkuß, der Christoph gerade um diese Sekunde zu lange zu dauern schien. Hans begrüßte auch ihn; ein kurzes hervorgestohenes „Guten Tag!“ war die Antwort. Hans achtete nicht darauf.

Mr. Hazlitt hatte den Waffenschrank nochmals aufgesperrt, er wollte seinem Schwiegervater ein neuermworbenes Jagdgewehr zeigen. Christoph sah zu, wie sie die Waffen herausnahmen und darüber redeten, und redete selbst mit.

Es waren noch einige Gäste, Herren und Frauen gekommen. Der Glasschrank wurde abermals verschlossen, und man ging ins Teezimmer. Auf dem gedeckten Tisch standen Blumen; Tee und Süßigkeiten wurden gereicht. Ein leises, nicht sehr lebhaftes Gespräch begann.

Der dichte Garten und die Bäume vor den Fenstern machten die Zimmer dämmrig; zuletzt wurde es dunkel; die Lampen wurden angezündet, die Spieltische zurechtgerückt. Es zeigte sich, daß zu viel Spieler für eine Partie da waren und zu wenige für zwei; daher wechselten sie in bestimmter Folge ab.

Christoph saß neben einer Dame mit gepudertem Haar, die ihm beim Sprechen mit dem Fächer auf den Arm schlug, und hörte ihr geduldig zu. Eva und Hans hatten eine Mappe mit Zeichnungen angesehen. Jetzt waren sie nicht mehr da.

Die Dame mit dem Fächer hatte sich an den Spieltisch gesetzt. Christoph schritt nervös durch die Zimmer. In einem kleinen Salon, in dessen Mitte ein Mahagonitischchen mit geschweiften goldgezierten Füßen stand, sah er Eva. Sie ging mit fliehenden Schritten um das Tischchen und Hans folgte ihr. Der weiche Teppich machte ihre Schritte unhörbar. Jetzt blieben sie einander gegenüber, jeder an einem Ende des Tischchens, stehen, und in der Mitte darüber trafen sich ihre Lippen in einem leidenschaftlichen Kuß.

Ihm war, als sähe er etwas Selbstverständliches, das er so und nicht anders erwartet, und doch brauste es in seinen Ohren. Er stand im Dunkeln, und sie konnten ihn nicht sehen. Er machte keine Bewegung: da hörte er einen schweren Schritt hinter sich. Er wendete sich um, überzeugt, Ralph Hazlitt stünde hinter ihm; aber er sah niemanden. Die Schritte, wenn es dieselben waren, verloren sich im nächsten Zimmer. Auch in dem Boudoir war niemand mehr.

Im Spielzimmer schalt die Dame mit dem gepuderten Haar und dem Fächer, gezwungen lachend, über die Karten. Der Hausherr saß ihr gegenüber und wartete höflich, mit unbewegten Zügen, daß sie ausspielen sollte. Die beiden andern Partner, ein Herr und eine Dame, ordneten ihre Karten und rechneten schweigend. Keiner achtete Christophs, der eingetreten war und seine Zigarette an einem Aschenbecher auf einem Tisch beim Fenster abstreifte. Er sah den General in der andern Thür er-

scheinen und sich sogleich wieder zurückziehen, und ging ihm unauffällig nach.

In der Halle war niemand. Das Mondlicht fiel durch die Fenster und blühte auf den Waffen im Glasschrank.

Ein paar Augenblicke ging Christoph rauchend auf und ab und dachte gespannt nach. Die äußere Thür öffnete sich und ward wieder geschlossen: Eva Hazlitt trat ein und ging an ihm vorüber. Sie schien ihn gar nicht zu sehen; ein gieriger und verzückter Ausdruck war in ihrem Gesicht. Christoph ging den Weg, den sie gekommen war.

Er fand Hans im Garten: dort saß er auf einer Bank im Mondlicht, die eine Hand hielt wie liebevoll einen Fliederzweig fest, ohne ihn vom Busch zu brechen.

„Du mußt gleich fort, Hans. Jemand hat euch gesehen. Es ist gerade noch Zeit.“

„Was?!“

„Geh nur fort. Ich entschuldige dich und komme dann zu dir.“

„Ich bleibe da!“

„Willst du Eva zugrunde richten?“

Hans beugte das Haupt. Christoph brachte ihm Hut und Stock aus der Halle; er wartete, bis die Gartentüre sich hinter ihm geschlossen hatte, und kehrte ins Haus zurück. Er ging rasch durch das stille Zimmer, in dem die Spieler am grünen Tisch schweigend fortspielten und die Kerzen leise flackerten.

In dem kleinen Salon sah er in der gleichen Haltung wie zuvor Eva an dem kleinen Mahagonitisch stehen, die Hände auf die Tischdecke gelegt, den Kopf vorgebeugt . . .

Er trat auf sie zu, und sie fuhr aus ihrem Traum auf. „Hans läßt sich entschuldigen, gnädige Frau. Er hat fort müssen . . .“

Sie begriff nicht gleich: „So? fort? warum?“ fragte sie lächelnd, dann schob sie die Lippen unzufrieden schmolgend vor . . . plötzlich veränderte sich ihr Ausdruck: sie ward blaß und entsetzt.

Von da ab war es Christoph, als überraschte ihn nichts mehr, was geschah, als käme alles notwendig, wie er es schon einmal erlebt und gesehen hatte: das Eintreten des alten Mannes, den gereizten Blick, den er auf ihn, den unbestimmten von Angst, Liebe und Zorn, den er auf seine Tochter warf. Er verstand,

was nicht gesprochen ward, was in diesen Seelen vorging, und wußte genau vorher, was kommen mußte.

Eva aber floh vor diesen Blicken, in denen sie sich entdeckt und preisgegeben sah. Als der General ihr folgen wollte, hielt Christoph ihn zurück: „Pardon, bitte, ein Wort,“ sagte er, „Hans Scheffer ist fort und wird nicht wieder hierherkommen.“

„Allerdings nicht, Herr!“ antwortete der General mit zornigem Lachen.

„Ich werde selbst dafür sorgen, Herr General!“

„Danke! bemühen Sie sich nicht! — Eva!“

„Papa?“ Sie kam sogleich zurück.

„Wo wohnt dieser Herr Scheffer?“

„Wo ist nur sein Atelier? . . .“ fragte sie Christoph. Der schwieg. „Was willst du denn von ihm, Papa?“

Der General antwortete nicht. Neben der Halle war eine Schreibstube, in der an Tagen, in denen Herr Hazlitt nicht im Bureau arbeitete, eine Sekretärin saß. Dort lag ein Adressbuch.

Christoph folgte ihm dahin und schloß die Türe. „Herr General,“ sagte er, zu ihm tretend, mit seiner leisen Stimme, die auch jetzt kaum erregt klang, „bitte, schreiben Sie nicht. Es ist noch nichts geschehen, und das Kriegsspiel hat gar keinen Zweck . . .“

„Herr!“ sagte der General, „wollen Sie es gefälligst mir überlassen, was . . . was . . . ich zu tun für gut finde!“

Es klopfte an der Türe. Eva öffnete und sah herein, zog sich aber sofort wieder zurück. Ihr Vater hatte ihr erschrockenes Gesicht gesehen, und in dem seinen arbeitete es. Christoph begriff den in bestimmten Anschauungen erstarrten Mann so gut, dem die Frauennatur seiner Tochter jetzt das bitterste Rätsel aufgab.

„Herr General . . .!“ begann er, aber der alte Mann blätterte im Adressbuch und schrieb, als er die Seite gefunden, Namen und Wohnung auf ein Kuvert. Dann nahm er ein Briefpapier. Er überlegte. Christoph überlegte gleichfalls. Er dachte laut, als er sagte: „Seine Eltern haben nur ihn!“

Der General sah ihn entrüstet an: „Ich habe auch nur das eine Kind, das ich schützen muß.“

„Und Sie glauben als naiver Vater: die Arme wird verführt?!“

„Was erlauben Sie sich ...?!“

„Sie haben von Ihrem Mädel natürlich keine Ahnung! Hans, für den ist Ihre Tochter eine Göttin, und er liegt vor ihr auf den Knien — ich nicht! Ich habe alles mit angesehen: es ist immer Eva, die den Mann verführt, lieber Herr! ... Oh, bitte, ich stehe zur Verfügung ... Morgen! Heute wollen wir beide — um Ihrer Frau Tochter willen — das Aufsehen vermeiden. Ich werde Ihnen selbst einen Vorwand geben, Herr General, verlassen Sie sich auf mich!“ Es klopfte wieder. „Her-ein!“ rief Christoph laut.

Das Mädchen trat ein: „Der Herr General und der Herr Doktor werden im Spielzimmer verlangt.“

„Wir kommen schon“, sagte Christoph. „Bitte!“ er ließ dem alten Herrn, der sich nur mühsam beherrschte, den Vortritt.

„Es ist dein Turn, Papa!“ sagte Ralph Hazlitt. Die Partie war eben zu Ende und der Herr, der mitgespielt hatte, schied aus. Aber auch die Dame erklärte, nicht weiter teilnehmen zu wollen, und bot Christoph mit einem scherzhaften kleinen Schlag mit dem Fächer ihre Stelle an.

Der General hielt seine Karten mit zitternden Händen. Christoph Wendt ordnete die seinen. Dann senkte er das Blatt und sah mit seinen großen grauen Augen nachdenklich die Bilder an der Wand an oder horchte auf die Stimmen im Nebenzimmer, in dem Eva Hazlitt mit ihren Gästen sprach.

Der General spielte aus. Eine Anzahl von Stichen wurde in Schweigen erledigt. Auf einmal legte Christoph Wendt seine Karten nieder: „Ich spiele nicht“, sagte er. Alle sahen ihn an. „Man spielt hier mit bezeichneten Karten“, fuhr er fort.

„Wie? Was?“

„Der General kennt meine Karten.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

Christoph zuckte die Achseln. „Sie kennen meine Karten“, wiederholte er ruhig, und wies die mit dem Fingernagel gemachten Zeichen. „Ich habe sie nicht gemacht“, und er sah dem General fest in die Augen.

„Sie lügen!“

„Sie lügen!“ gab er gelassen zurück, schob die Karten von sich und stand auf.

Alle erhoben sich. Eva und die beiden Besucher waren bei dem Wortwechsel eingetreten und sahen fassungslos zu.

„Wer immer die Zeichen gemacht hat, der General steht über dem Verdacht. Herr Wendt, Sie werden mein Haus augenblicklich verlassen“, sagte Ralph Hazlitt kalt.

„Selbstverständlich“, erwiderte Christoph. Er verbeugte sich vor den Damen und ging. Im Vorzimmer blieb er einen Augenblick vor dem Glasschrank stehen und betrachtete die Waffen darin mit einem befriedigten Lächeln.

Im Zimmer untersuchten alle die Karten und tauschten erregt ihre Meinungen über den Vorfall aus.

Christoph fuhr indessen zu seinem Freunde und sagte ihm nur, was nötig war, um ihn für die nächsten Tage vom Hazlittschen Hause fernzuhalten. Dafür versprach er ihm bestimmt eine Nachricht von Eva.

Dann ging er in seine eigene Wohnung und schrieb ein paar Briefe; auch einen an Frau Hazlitt und einen an Hans. Später ging er Zigaretten rauchend auf und ab. „Das Leben lohnt ganz gewiß nicht“, sagte er zu sich selbst. „Das andere lohnt vielleicht.“

Am Vormittag ging er noch auf das Amt, erledigte, was er zu tun hatte und entschuldigte sich bei seinem Chef für den nächsten Tag. Der Nachmittag verging mit den Förmlichkeiten und Abmachungen. Er hatte noch eine Nacht. Er schlief nicht viel, aber ruhig, und begann den Morgen, Zigaretten rauchend, wie immer, und saß, rauchend, die lange, nicht unelegante Gestalt zurückgelehnt, mit seinen Freunden im Zug. Gelegentlich machten sie eine Bemerkung über die Gegend oder plauderten von gleichgültigen Dingen.

Er war ganz ruhig und rauchte seine Zigarette, fast bis zum letzten Augenblick, — bis er fiel. Er hatte den Schuß des Gegners erwartet.

„Ich habe die höchste Achtung für Sie!“ sagte der General, der zu dem Gefallenen eilte.

„Und Einer wird Ihrer Frau Tochter genügen“, sagte Christoph mit einem letzten Lächeln.

Der General senkte den Kopf und ging mit seinen Sekundanten, gleichfalls älteren Leuten, traurig vom Platz.

Hans ging nach Paris, um dort zu arbeiten. Er sah Frau Hazlitt nicht wieder.

Gäste am See

Der kleine Dampfer fuhr durch den Kanal. Ein schmaler junger Mensch mit einem gelben Lederkoffer betrachtete erregt die Häuser am Ufer, die weißen Wunden der grünen Erde bei den Kalkwerken, und als das Dampfsschiff in den See hinausfuhr, überkam ihn ein Zittern. Auf der kleinen Landungsbrücke im Schilf stand die Frau, die er besuchen kam, und winkte ihm mit ein paar Rosen, die sie in der Hand hielt. „Wie vor zwei Jahren!“ dachte er.

„Sie werden manches verändert finden“, sagte sie, als beide dem Hause zuingen.

Er sah sie fragend an und suchte ihre Augen. Da kam das Fräulein mit dem Kinde.

Als er in dem gleichen Zimmer wie damals am Fenster stand und auf die uralten Stämme in der Wiese hinaus sah, und auf die dünnen Baumreihen am Ufer, zwischen denen das mattschimmernde abendliche Wasser des Sees sichtbar war, traten Tränen in seine Augen.

„Es muß alles wieder werden, wie einst!“ sagte er sich.

Eine halbe Stunde später saß er bekümmert am Teetisch dem Herrn des Hauses gegenüber; er sah, daß sein Gesicht noch fahler geworden war; sein Kopf war jetzt völlig kahl und der Spitzbart fing an zu ergrauen. Er sprach nicht viel; er bot dem Gast Tee und Backwerk an, und als er ihm eifrig eine zweite Tasse eingoß, verschüttete er ein wenig.

Des Abends erschien ein zweiter Gast am Tische, der Egon kein Fremder war; vielmehr ein Vetter, mit dem er wenig Verkehr gehabt, der ihn aber jetzt sehr freundlich begrüßte. Dennoch war ihm diese Gegenwart nicht erwünscht. Er hatte bisher sehnsuchtsvoll und vergeblich auf den Augenblick gewartet, der Frau, von der er solange getrennt gewesen, allein gegenüberzustehen. Jetzt schien es ihm, als richtete sie ihre Worte mehr an den neuen Gast, und einmal überhörte sie, was er sagte. Als er zu

Bette ging, war ein dumpfes Gefühl der Enttäuschung und der Qual in ihm.

Die Schranke zwischen ihm und ihr wuchs über Nacht, und am folgenden Tage schien sie undurchdringlich, so daß er kein Wort fand, sie der früheren Zeit zu erinnern. Er sah sie die schönen Arme auf den Tisch legen, mit dem Sonnenschirm auf der Schulter durch die Wiesen gehen, wie damals, heiter und freundlich gegen alle, nur daß ihr Lachen, das Aufleuchten in ihrem Angesicht, das er kannte, ein gewisses Vorneigen der Brust beim Zuhören meist dem andern galt. Da verstummte er und verlor alle Laune. Einmal wagte er ihr zu sagen: „Wissen Sie noch, was vor zwei Jahren war?“

Sie antwortete: „Zwei Jahre sind eine lange Zeit!“

Da wurde er bleich und sagte nichts mehr. Manchmal zog er sich bitter zurück, manchmal litt es ihn nicht, den andern fernzubleiben, und noch weniger konnte er sich zur Abreise entschließen. Oft kam sie still bewegt mit dem neuen Freunde von einem Spaziergang durch die morgendlichen Wiesen zurück, wenn er im Gartenzimmer zum Frühstück erschien; oder die beiden fuhren lachend im Boote davon. Und er wußte das Boot weit draußen auf dem blühenden Wasser oder tief im Schilf versteckt, während er brütend in seinem Zimmer am Tische saß oder müde über den glühenden Kies auf den Gartenwegen ging.

Dann trat er bisweilen ins Haus zurück und beobachtete Peter Kove, ihren Gatten, der über Büchern saß, oder auf und nieder ging. Und wie er ihn verlassen und vernachlässigt im Hause umhergehen sah, während das Kind draußen im Garten unter der Aufsicht des Fräuleins spielte, und der Mann sich bisweilen an dieses Fräulein oder an die Magd wendete, die seine Befehle kaum beachteten oder über ihn spotteten, besonders aber, wenn er ihn liebevoll und wehmütig mit dem Kinde sprechen sah, ward Egon von Mitleid ergriffen.

Des Abends saßen alle ruhig um den Gartentisch bei der Lampe; Albert, sein Vetter, kam im Sportanzug; auf seinem bärtigen gebräunten Gesicht, aus dem große energische Augen blickten, lag völlige Ruhe; er zündete eine Zigarre an, plauderte und erzählte, und die andern plauderten mit. Nach einer Weile standen Albert und Lia — so ließ sie sich jetzt nennen — auf und gingen an den See hinaus.

Egon sah dem Hausherrn in die Augen, der die seinen niederschlug. Sie schwiegen eine Zeit, dann fragte ihn Peter Rove, ob er Schach spiele, und sie holten das Brett und stellten die Figuren auf. Während sie spielten, kam es Egon vor, als ob, was auf dem Brett vorging, einen eigentümlichen menschlichen Sinn hätte, der ihm dennoch entging, so oft er ihn fassen wollte. Aber er fühlte sonderbar mit den bedrohten Figuren, mit dem lässigen Monarchen neben seiner frechen kühnen Königin, die sich unzünftig mit den Männern einließ, kämpfte und liebte.

Da hörte er Rove sagen: „Das Schachspiel hat einen tieferen Sinn, als die Menschen ahnen . . .“

Überrascht, erschrocken, den andern aussprechen zu hören, was er dachte, sah Egon ihn an. „Sehen Sie den König,“ fuhr jener fort, „er ist umstellt, kann sich kaum rühren, und doch hängt alles von ihm ab: fällt er, so fällt alles mit.“

Egon erwiderte nichts.

„Die Königin hat scheinbar mehr Macht, aber man kann sie ersetzen. Den König nicht. Wenn ein Bauer durch alle Felder dringt, wird er den Höchsten gleich . . .“ Mit eintöniger Stimme sprach Peter Rove fort; dann spielte er wieder, schweigend oder murmelnd, und wenn er mit seinen langen weißen Fingern eine Figur faßte und wegwarf, dann war ein Lächeln um seine Lippen, grausam wie der Triumph der Schwachen.

Als die Partie zu Ende gespielt war und Peter Rove gewonnen hatte, stand Egon, bedrückt von der Schwüle im Zimmer und von all dem, was er geahnt und nicht begriffen hatte, auf und öffnete das Fenster. Er lehnte sich in die Nacht hinaus und sah nach den dunklen Bäumen am Ufer.

„Wie sonderbar, daß die andern noch nicht da sind“, sagte er unwillkürlich.

Rove warf ihm einen feindseligen Blick zu, dann wiederholte er murmelnd „Sonderbar!“ und setzte sich nieder. Egon, dem es immer unbehaglicher zumute ward, schritt in den Garten hinaus. Als er ins Zimmer zurückkam, war Rove fort. Gegen Mitternacht hörte er die beiden andern plaudernd kommen. Sie wunderten sich, ihn noch wach zu finden, und da sie hungrig waren, suchten sie, bis sie Kuchen und Wein fanden, und setzten sich an den Tisch. Egon sah, daß sie ganz mit sich beschäftigt waren, und ließ sie bald allein. In seinem Zimmer angekommen

erinnerte er sich, daß er unten ein Buch liegen gelassen: er schritt die Treppe wieder hinab, aber was er durch die Glastüre sah, trieb ihn in Scham und Wut auf sein Zimmer zurück.

Die ganze Nacht schrieb er an einem Brief an sie; aber am Morgen war er keines Entschlusses fähig.

Der Tag begann wie sonst mit einem gastlichen Frühstück; die Sonne sah freundlich durch die Vorhänge; man ging spazieren, legte sich nach dem Essen aufs Gras; erst später verschwanden Albert und Lia aus dem Garten. Das Wetter änderte sich, der Tag wurde grau und Wolken jagten über den Himmel. Die beiden einsamen Männer standen im Gartensaal und blickten durch die Scheiben hinaus.

„Ich würde es nicht zulassen“, sagte Egon plötzlich.

Kove sah ihn an, und Egon wurde bestürzt. „Im vergangenen Jahr, als der Rittmeister hier war . . .“, sagte Kove.

„Welcher Rittmeister?“ unterbrach ihn Egon heftig. Davon hatte Lia ihm nichts geschrieben.

Ohne der Unterbrechung zu achten fuhr Kove fort: „... da hat sie auch immer so unvorsichtig mit ihm gesezelt.“ Er sprach weiter, aber Egon waren so viele Gedanken gekommen, daß er nicht auf ihn hörte, bis Kove plötzlich fragte: „Waren Sie nicht vor zwei Jahren unser Gast?“

Egon stotterte: „Ja.“ Die zwinkernden Augen in dem blassen Gesicht des andern verwirrten ihn; er sah ihn scheu an, um sich zu vergewissern, was er mit dieser Frage gemeint hatte; aber Kove gab dem Gedanken scheinbar keine Folge; die Spule in seinem Hirn schnurrte gleichsam weit fort, denn er sagte: „Ja, in Rußland . . .“ und verstummte. Auch Egon schwieg. Die Magd trat ins Zimmer und stellte den Samowar auf den Tisch; Hausherr und Gast setzten sich einander gegenüber und tranken schweigend ihren Tee.

Dann trat Egon wieder an das Fenster, während Kove im Kreise um den Tisch zu gehen begann.

Endlich drehte Egon sich um: „Bitte, setzen Sie sich doch!“ sagte er. Kove ließ sich mit ärgerlicher Bewegung in einen Stuhl fallen. Egons Blick fiel auf eine Photographie an der Wand. „Wer ist das?“ fragte er.

„Lia, als sie noch in die Schule ging.“

„Haben Sie sie da schon gekannt?“

Kove machte nur eine Bewegung.

Egon betrachtete das schlanke Kind mit den begehrliehen Augen. Kove begann jetzt von einer Reise durch Rußland zu erzählen, auf der Lia ihn begleitet hatte, von dem Schnee, von den breiten Strömen, von den bunten weichen Seidenstoffen in Nishnij, in die er sie gehüllt hatte. Die zärtliche Sorge tönte noch aus seinen Worten. Er hatte wieder zu gehen angefangen, jetzt sank er ermattet und seufzend in einen Stuhl. Beide dachten an Lia, und jeder grübelte zugleich über die Gedanken des andern. Und als fürchteten sich beide zu sprechen, holte Kove das Schachbrett und forderte Egon wieder zum Spiele auf. Kaum aber hatten sie damit begonnen, als die Figuren auch wieder wie in einem wirren schleierhaften Traum unter seinen Händen allerlei zu erleben schienen, ohne daß er in diese zweite Welt hätte dringen können. Und wieder schien ihm, als ob Kove seine Figuren in sonderbarer Weise handhabte; bald schien er seine Königin zu lieblosen, bald griff er sie so, daß es für Egon peinlich zu sehen war, und wenn er den feindlichen Läufer faßte, der die Dame angriff, oder den eigenen Springer oder einen Bauern, der sie nicht geschützt hatte, dann war etwas Grausames in seinen Augen und seine Bewegung sah aus wie eine Hinrichtung.

Die Partie war zu Ende, die Magd brachte Licht, und Egon griff nach der Zeitung. Irgend etwas störte ihn, und als er vom Blatte auffah, bemerkte er, daß Kove allein mit den Schachfiguren weiter spielte.

„Sie haben ihn verrückt gemacht“, sagte er sich und wünschte zugleich, daß die andern heimkommen möchten, um nicht mehr mit dem unheimlichen Menschen allein zu sein. Er beschloß, am nächsten Tag abzureisen.

Die beiden kamen indessen wirklich, und da Lia den Abend und das Zimmer frostig fand, braute Albert einen Punsch. Egon sah streng nach Lia; sie hatte ein Tuch umgeschlagen und saß in der Sofaecke und merkte es nicht. Der Punsch stieg ihm rasch zu Kopf. Er sah Kove hastig trinken und aufstehen und im Zimmer hin und her gehen, und er sah, wie Albert und Lia, als jener gerade von ihnen wegschritt, einander zutranken. Er fühlte eine heftige Empörung über die dreiste Art, mit der dieser Mann betrogen wurde.

Aber als Nove an den Tisch trat und das Tuch an Lias Nacken richtete, trank sie auch ihm zu und streichelte seine Hand. Da stieß Nove einen Seufzer aus, und die Hand, in der er sein Glas hielt, zitterte. Es war, als wollte er etwas sagen. Egon sah, daß er den Mund mit einem furchtbaren Ausdruck öffnete . . . aber plötzlich zog er die Hand, die auf dem Tisch gelegen hatte, zurück und ging wieder im Hintergrund der Stube auf und ab und zuletzt ganz hinaus. Aber nur Egon schien all dies bemerkt zu haben: die beiden andern plauderten und lachten.

Er glaubte, daß sie über Nove lachten. „Das ist unerhört!“ rief er.

„Was ist unerhört?“

„Erst ihn betrügen . . .“

Da bekam er einen scharfen Schlag auf die Hand, daß er schrie. Es war Lia, die ihn geschlagen hatte.

Was dann an ihm vorbeiwirbelte, wußte er nicht mehr, Getränke, Scherze und Reden; Noves Gesicht erschien in der Türe, und er rief Lia etwas zu, worauf Lia heftig erwiderte, aber was, wußte er nicht; Albert saß ruhig da, und Lia warf ihren Schal ab, weil ihr zu heiß geworden war, und legte die schönen Arme auf den Tisch, von denen die langen Ärmel zurückfielen. Und vor diesen schönen Armen, die Egon so oft geküßt hatte, schwand alles andere. Er wußte nicht, daß er vor Lia auf den Knien lag, ihre Hände küßte und sie um Liebe bat. „Ich bin so unglücklich“, stöhnte er.

„Furchtbar!“ sagte Lia lachend.

„Affe!“ rief Albert dazwischen.

„Ja, du mein Affe!“ wiederholte Lia. Sie wickelte ihm ein blaues Band in die Haare, und dann hatte sie plötzlich einen Einfall, sprang auf, kramte aus einem Schrank im Nebenzimmer eine alte Affenmaske hervor, band sie ihm vors Gesicht und schlug ihn auf die Finger, wenn er sie entfernen wollte.

Indessen war Nove wieder hereingekommen und hatte sich an den Tisch gesetzt: er sah zu, wie Lia den Affen neckte, und versuchte unheimlich mitzulachen. Lia aber tanzte, ihr Kleid zupfend, durchs Zimmer und sang:

„Hochzeitmachen ist wunderschön!“

„Tanze nur, mein Mädelschen, tanze nur!“ sagte Peter; aber als Albert aufsprang, Lia umfaßte und, während er selbst den

Takt dazu pfiff, mit ihr durchs Zimmer und durch die Türe auf die Veranda hinaus tanzte, da sah er mit zitternden, auf den Tisch gestützten Händen zu; er kante an seinem Schnurrbart, und gerade als die Tanzenden draußen ein paar Blumentöpfe herabstreiften und zur Erde schmetterten, warf auch er die brennende Lampe um. Sie kamen gerade zurecht: Albert erfasste den noch halbvollen Glaskörper, riß das brennende Tischtuch herab, und erstickte die Flammen . . . es gelang ihnen, alles zu löschen. Dann sahen sie einander an und sahen Peter Rove an, der scheu nach Lia blickte und murmelte:

„Nichts, meine Herren; nichts Kinder; es ist nichts; gehen wir schlafen.“

Das taten sie denn auch und verließen das verwüstete Zimmer. Egon in der Affenmaske lag in der Ecke und schlief.

Er erwachte gegen Mittag. Verwirrt entfernte er die unbequeme Pappe von seinem Gesicht; als er sie betrachtete, ward er dunkelrot. Die drei Männer gingen mit grauen Gesichtern umher; Lia kam nicht zu Tische. Sogleich nach dem Essen packte Egon seinen Koffer. Er hatte genug. Albert war an den Strand gegangen, Möwen zu schießen.

Von seinem Fenster sah Egon Peter Rove über den Hof gehen und in einem Schuppen verschwinden. Da er ihn nicht wieder erscheinen sah, ging er zuletzt hinunter, und vorsichtig spähend, sah er ihn in dem großen trüben Raume, in dem Holz aufgeschichtet war und Sägen und Ärte an der Wand lehnten, vor einem kleinen Fenster stehen und aus einem starken Strick eine Schlinge drehen, die er zuzog und auf ihre Festigkeit prüfte.

Immer mußte er Lias weißen Hals in der Schlinge sehen. Der Sturm hatte zugenommen, auf dem Hofe trieb er trockene Blätter und Halme im Kreise umher, das Wasser draußen war grau und bewegt, und schwere Wellen schlugen ans Ufer. Von unten her tönten die Schüsse, und manchmal trug der Wind das Geschrei der aufgeschreckten Vögel herüber. Egon suchte Lia vergeblich in den Zimmern und verließ wie gejagt das Haus, um die andern zu finden.

Es dämmerte bereits, das Schießen hatte aufgehört, und niemand war zu sehen. Er war auf dem Rückweg, als er Albert allein längs den dünnen Baumreihen am Ufer gehen sah. Rasch

schritt er durch die Wiese hinab und auf ihn zu. „Was ist denn los?“ rief Albert. Er hatte sein Gewehr unterm Arm.

„Nimm dich in acht! Rove ist wahnsinnig!“

„Er war ja immer verrückt“, sagte Albert gleichmütig.

„Aber jetzt ist er gefährlich. Ich warne dich. Es ist ja auch unerhört . . .“

Die großen, scheinbar sanften Augen sahen ihn scharf an. Er sprach nicht zu Ende. Albert schritt rasch weiter und blickte sich nach allen Seiten um.

Jenseits der Wiese kam Lia über den Fußpfad. Der Wind schlug ihre Kleider um sie. Alle drei beschleunigten ihre Schritte.

Aus dem Hause erscholl ein schreckliches Geschrei, so daß ihnen das Herz stille stand. Lia rang die Hände und sah Albert an. Egon fühlte solch eine Beflemmung, daß er nicht weiter gehen konnte. Albert lief bereits mit großen Sprüngen über die Wiese und verschwand in der Türe.

Da es stille ward, gingen die beiden schweigend nach. In dem Zimmer sahen sie eine der Mägde, an einen Tischpfosten gebunden, mißhandelt und blutend auf der Erde liegen, während Albert Peter Rove festhielt, der immer neu auf sie losschlagen wollte. Die Unvorsichtige hatte ihm nachgerufen, was er war.

Jetzt saß er ganz still im Wohnzimmer auf dem Sofa und ließ sich ruhig auf sein Zimmer und zu Bette bringen. Lia selbst reichte ihm ein Schlafmittel: er streichelte ihre Hände.

Die drei setzten sich unten zusammen und berieten. „Er muß in eine Anstalt“, sagte Albert und erbot sich, ihn selber hinzubringen, „er gehört schon lange hin!“ Empört rief Egon dem Vetter seine Meinung ins Gesicht, der ihm die Antwort nicht schuldig blieb. Lia kam ihrem Liebhaber zu Hilfe — Egons Rolle vom Abend vorher fiel ihr ein, und sie mußte laut auflachen. Er aber schrie ihr zu, daß der Magd geschehen sei, was sie verdient habe — da sah er ein wutentstelltes Gesicht, das er nie gekannt: „Der Rittmeister vom vergangenen Sommer läßt dich grüßen!“ sagte er zurückweichend. Die Frau wurde bleich, eine Flut unsauberer Worte folgte, bis Albert den schwächeren Egon faßte und aus dem Zimmer drängte. Erst schrie er noch durch die Türe, bis er sich besann und fortging; im Speisezimmer sah er etwas Erschreckendes: die Schachfiguren standen auf dem

Brett im Kreis geordnet; einigen war der Kopf abgeschnitten, andere waren aufgehängt.

In glühender Scham ging er in seinem Zimmer auf und ab: von unten hörte er schreien und schluchzen, bis um Mitternacht Albert bei ihm klopfte, ihn bat, das Geschehene zu vergessen und ihm zu helfen: Peter Rove sei aus seinem Zimmer verschwunden.

Sie wachten die ganze Nacht. Am andern Morgen war das Haus wie leer, die Türen standen offen. Die weiblichen Dienstpersonen hatten es alle am frühen Morgen verlassen.

Sie suchten Peter überall und schickten den Gärtner aus. Endlich sagte Albert, der Lia und das Kind nicht allein lassen wollte, Egon, der ja ohnedies im Aufbruch war, sollte im Boot nach dem nächsten Ort fahren und bei der Gendarmerie die Anzeige machen, auch einen Arzt verständigen. Egon, glücklich, fortzukommen, trug seinen Koffer in die Schiffshütte und sprang ins Boot. Der See lag blau und spiegelnd im Sonnenschein. Er löste das Boot von der Kette und wollte es der Bohlenwand entlang ins Freie schieben. Aber das Boot wich nicht vom Fleck. Er beugte sich über den Rand, um nach dem Hindernis zu sehen. Aus dem seichten Wasser sah ihm Peter Roves gelbes Gesicht und seine glasigen Augen entgegen; in der einen Hand, die geballt am Grunde lag, hielt er die weiße Schachkönigin fest.

Im Strom

Seit zehn Minuten arbeiteten die Männer mit all ihren Kräften gegen den Wind und die Strömung, und immer noch sahen sie dieselbe Landspitze, dieselben Baumgruppen am Ufer neben sich. Eine Art Erbitterung, beinahe Wut war in ihren Gesichtern. Endlich ließ einer die Ruder fahren und sagte:

„Das muß die Stelle sein!“

Der Steuermann — er war klein und blaß mit dunklem Spitzbart, und hatte den Mantel um sich gewickelt — erwiderte:

„Und wenn es die Stelle ist; daß wir nicht weiter kommen, das macht der Wind. Und wenn du ausseht, treiben wir nur zurück.“

„Aber die Stelle ist es doch!“ sagte der andere.

„Was für eine Stelle? was ist es damit?“ fragte betroffen die Frau, die vorn im Boot saß.

„Das werden wir dir ein andermal erzählen, Rose“, erwiderte ihr Gatte. „Los!“

Und sie zogen wieder an.

Die junge Frau saß fröstelnd im Winde, in den dunkeln Rodenmantel ihres Gatten gehüllt, die Kapuze über den Kopf geschlagen. —

Als sie längst heimgekommen waren und das Abendbrot beendet hatten, die Lampe brannte und nur draußen der Wind an den Fenstern zerrte, und von unten das Schlagen und Spritzen der Wasser am Ufer heraufstönte, fragte Frau Rose plötzlich wieder.

Ihr Gatte sah von seiner Zeitung auf, der Doktor, der am Steuer gesessen war und jetzt eine Zigarette drehte, hielt inne und sah sie durch seine dunkeln Gläser gespannt an.

„Ihr müßt mich nicht im Ungewissen graulen lassen.“ Sie schloß die Augen und sah die tückische Stelle im Strom vor sich.

„Es ist gar nicht zum Graulen“, sagte der Doktor, „durchaus nicht.“

„Theodor kennt die Geschichte am besten“, sagte der Gatte. Theodor, der dritte Mann, hatte die eine Hand unterm Kinn, mit der andern strich er über die Tischplatte. „Wie Sie befehlen“, sagte er. „Ich weiß sie am besten; und ich hab ja auch heut daran erinnert. Und es war ja wirklich nicht darum, sondern nur der Wind und der Strom, daß wir nicht weitergekommen sind.“

Sie sind nicht von hier, gnädige Frau, darum haben Sie die beiden Hiller nicht gekannt. Es waren Freunde von mir. Das heißt, Freunde, wie man so sagt. Jedenfalls waren sie zwei tüchtige Burschen, die sich beim Rudern und Schießen alle Beste geholt haben. Geld war auch im Haus. Gegen die zwei wär gar nicht aufzukommen gewesen, wenn sie zusammengehalten hätten. Das heißt, manchmal haben sie schon zusammengehalten und manchmal nicht, wie Brüder sind. Als Buben haben sie miteinander gerauft, wenn sie allein waren, und draußen sind sie zusammengestanden und haben die andern gehauen.

Bis dann der große Streit angefangen hat: der Rudolf als der ältere hätte das Geschäft übernehmen sollen, und der Franz hat wollen Offizier werden. Aber der Rudolf hat zum Geschäft keine Freude gehabt, nur zur Landwirtschaft. Und so hat der Franz ins Geschäft müssen; er war erst ganz wild, aber dann später das Verdienen hat ihm doch gefallen. Es war ja auch ein schönes Geschäft. Dann aber, wie der alte Hiller gestorben ist, hat der Rudolf seinen Teil ausbezahlt verlangt, weil er eine Wirtschaft hat kaufen wollen; denn immer Volontär sein oder Adjunkt auf fremden Gütern, das hat ihm nicht gefallen. Der Franz hat gesagt: „das kann ich nicht, soviel kann ich nicht; ich kann dir jedes Jahr vom Ertrag den Teil geben, der dir zukommt, nachdem ich meinen Arbeitslohn als Geschäftsführer abgerechnet hab“; aber das halbe Kapital herauszahlen, das heißt mich zugrund richten. Auch ein Drittel, auch ein Viertel nicht!“ Der Rudolf hat gesagt: „dann kann ich mein Lebtag die Füße untern fremden Tisch stecken und mich vom Direktor schurigeln lassen; das paßt mir nicht! ich will mit meinem Zeugl fahren und meinen Hafer einführen, nicht fremden.“ Es hat auch geheißt, er hat damals heiraten wollen; sicher weiß ich's nicht. Er hat ja recht gehabt, aber der Franz auch, man kann doch so ein Geschäft nicht zugrund richten lassen.

Sie haben lang hin und her geredet, und die Verwandten auch, und fremde Leute, manche haben gut zugeredet und andere haben gehehrt; aber einig sind sie nicht geworden. Dann haben sie Prozeß geführt.

Sie wissen nicht, gnädige Frau, was das heißt, wenn Leute auf dem Land Prozeß miteinander führen. Das wissen Sie nicht. In der Stadt sehen die Gegner sich nicht, nicht einmal bei den Terminen; da kommen nur die Advokaten zusammen; aber auf dem Land hat jeder den andern immer vor sich, und jeder glaubt, der andere lacht über ihn, und da wächst der Haß. Denn der Rudolf war damals auch wieder hier; eine ganze Zeit lang haben sie im selben Haus gewohnt und nie ein Wort miteinander gesprochen.

Da sind Termine angesetzt worden zum Vergleich, und Inventare aufgenommen und der Ertrag abgeschätzt, und Sachverständige und Verrechnungen — was das gekostet hat, das ist nicht zum sagen. Die Jahre sind vergangen und nichts ist herausgekommen. Und der Rudolf war außer sich und der Franz auch, und jeder hat gesagt, der andere ist der eigensinnige Bockesel, der nicht nachgeben will und an allem schuld ist.

Es waren aber noch andere Sachen. Der Franz war ein schöner Bursch, mit solchen Augen! Alle Mädels hinter ihm her und er hinter den Mädeln. Was sie wollen, haben die Mädels mit ihm gemacht. Merkwürdig war das. Wenn je ein Mann die Weiber hätt' unterm Schuh haben können, war er's: derweil haben immer sie ihn unterm Schuh gehabt; weil er gleich ganz toll war."

"Er war ein Erotiker", sagte der Doktor.

"Der Rudolf hat die Frauenzimmer ja auch gern leiden mögen; aber er war lang nicht so hübsch wie der Franz, und auf ihn sind sie nicht so geflogen. Aber er war wie er war, immer ruhig, als wär' ihm nichts an ihnen gelegen. Und das war manchmal merkwürdig mit den Zweien.

Als Buben waren wir alle in die Schlüter-Marie verliebt, die jetzt vom Rosner die Frau ist. Warum, könnt' ich nicht sagen; es war eigentlich nichts an ihr dran. Aber es war so. Einmal, da war ich dabei, steht der Rudolf Hiller und hilft der Marie, ihre Jacke anziehen; der Franzl, der erst zwölf Jahr alt war, steht neben ihm und gibt ihm einen Stoß. Der Rudi glaubt,

es ist ein dummer Wis und sagt nur: ‚Geh, hör auf, dummer Bub!‘ aber der Franzl hat die Augen gerollt vor Zorn, und wir haben gelacht. Der Rudolf geht mit der Marie nach Haus, und wie er zurückkommt, steht der Franzl auf dem Weg und haut auf ihn los, wie nicht geschieht. Für die Marie waren sie beide zu jung, aber ich glaub’, sie hat den Rudolf ganz gern mögen.

Wie der Franz beim Militär war, da hat er eine Geschichte gehabt mit einer Baronin; sie war eine Witfrau, und unter uns gesagt: ich sag, sie war ein Luder. Wo die Baronin war, da war er, und hat Pferde zu Schanden geritten und Schulden gemacht, und ich weiß nicht, was alles, um die Baronin. Und dann war das so. Der Franz und der Rudolf haben immer viel voneinander geredet und erzählt. Und so hat er auch der Baronin vom Rudolf erzählt, und die Baronin hat den Rudolf wollen kennen lernen. Der Rudolf ist auch hingekommen und vorgestellt worden, und manchmal war er da, und manchmal nicht. Ihm war’s gleich. Und dann auf einmal war der Franz wie verrückt, und der Rudolf hat nicht recht gewußt, wie ihm geschieht: die Baronin ist dem Rudolf nachgelaufen und hat den Franz stehen lassen.

Der Franz hat getobt; drei Flaschen Wein hat er ausgetrunken auf einem Sitz und geschrien, er schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Der Rudolf hat gesagt, so dumme Reden mag er gar nicht hören, und ist abgereist. Er hat sich aus der Baronin nichts gemacht.“

„Vielleicht war’s auch nicht so“, sagte der Doktor.

„Vielleicht war’s auch nicht so. Wer kann denn bei solchen Geschichten wissen, was vorgefallen ist. Aber jedenfalls ist er abgereist. Und ich bin selbst dabei gewesen, wie er zum Franz gesagt hat: ‚Ich hab’ das Frauenzimmer nicht angerührt, das weißt du.‘

Das war noch vor dem Prozeß, aber damit hat der Haß angefangen und das nicht gut sein wollen zum andern. Es wär’ ja zum Verwinden gewesen, denn wer hat denn die Flammen von Franz zählen können! Aber wenn so was sich wiederholt! Ein paar Jahr waren seitdem vergangen; da war ein liebes Mädel hier, von einer Sommerpartei aus Wien die Tochter, nicht so vom Land wie die Schlüter-Marie und nicht überspielt

wie die Baronin! Es war eine, die auch Ihnen gefallen hätt', gnädige Frau!" Der Erzähler wurde warm. „Es war so was Feines und Festes an ihr, was andre nicht haben; in sich fest war sie, das heißt, ganz fest nicht, sonst wär's nicht so gekommen. Aber wenn sie klar war, daß sie was will, dann hat sie's getan. Sie war ja noch jung, und man irrt sich doch auch, nicht wahr?

Jedenfalls hat sie ein liebes Wesen gehabt, das einem schon hat gefallen können. In dem Sommer damals, bei der Kirchweih, war sie in einem weißen Kleid, das so was Apartes gehabt hat, und alles hat nach ihr gesehen. Der Franz, wie immer, da, in der Uniform, und der getanzt hat wie keiner, hat ihr gewiß gefallen; und wie der Franz schon war, hat er alles vergessen, den Prozeß und alles, und wie sie sich beim Fest getroffen haben, er und der Rudolf, hat er ihm zugetrunken und hat gesagt, es ist ihm alles recht; denn er hat sein Ziel und sein Glück, und sie werden schon einen Weg finden und einig werden; er war wirklich lieb, der Franz, an dem Abend; und wie er mit ihr getanzt hat, es war ein hübsches Paar, wirklich, ich muß sagen, ein hübsches Paar. Nachher ist der Rudolf am Tisch mit ihr gegessen, ganz ruhig und vernünftig, und hat von der Erde gesprochen und ihren Früchten, die er lieb hat, und warum er nicht zum Geschäft hat wollen und auch nicht zum Militär, so wie er sonst nicht gesprochen hat, denn er hat sonst wenig von sich geredet. Dann hat der Franz das Fräulein wieder weggeführt und hat mit ihr getanzt; sie sind aber bald wieder an den Tisch gekommen, und er war nicht mehr lustig und sie auch nicht. Der Rudolf hat auch nicht mehr viel geredet, er ist dagesessen wie einer, der in sich selber hineinsieht. Wie das Fräulein wieder tanzen geht, steht er auf und sagt: 'Gute Nacht', und sie sagt: 'wir müssen ein andres Mal darüber sprechen', . . . Alle wollen ihn halten, aber er läßt sich nicht halten, sondern geht durch die Felder nach Haus.

Und dann nach drei Wochen hat sich's ergeben, daß das Fräulein und der Rudolf füreinander waren und nicht der Franz; und wie der Sommer um war, da waren der Rudolf und sie verlobt.

Ich seh's noch, wie der Franz hinterm Haus gegessen ist und mit der Art immer ein Scheit nach dem andern zerhaut hat, ohne Sinn und Vernunft.

Der Rudolf hat jetzt wirklich heiraten wollen und Geld haben, und das Geschäft hat sollen sequestriert werden, und jeder die Hälfte bekommen. Und das war natürlich der Anfang vom Ende; denn ein sequestriertes Geschäft kann doch nicht gehen, besonders so eins nicht, wo alles darauf ankommt, wie einer zur Rundschaft steht.

Der Franz hat mir leid getan, denn ich hab' ihn gern gehabt; denn nobel war er: für einen Freund hat er alles getan und Angst gehabt hat er vor gar nichts, auf dem Pferd nicht und auf den Bergen nicht, und wenn er einem was angetan hat, so war's im Zorn und nicht aus Bosheit. Ich hab' ihn sagen hören, damals, daß er gebetet hat, daß der Rudolf ihm nicht in den Weg kommen soll.

Aber der war damals nicht gescheit und ist hingekommen und hat mit ihm reden wollen, aber der Franz hat ihn zur Tür hinausgejagt, und der Rudolf ist wieder fortgegangen: 'Mit einem Tollen kann man nicht reden', hat er gesagt.

Dann war nicht mehr viel . . . ein kalter Abend auf dem Wasser; der Rudolf ist hinausgefahren, er hat fischen wollen, das hat er manchmal getan; und wie's dann war, das weiß ich nicht genau: ist der Franz dort auf der Landspitze gestanden und der Rudolf vorbeigefahren, oder war der Franz grad auch auf dem Wasser, das weiß ich nicht mehr, aber sie sind einander begegnet und ins Reden gekommen, und wie der Rudolf angefahren ist, ist der Franz zu ihm ins Boot gesprungen, — so hat der Rudolf erzählt, — und der Franz hat gesagt, daß er ihm jetzt nicht auskommt und er ihm alles sagen will, wie er ihn jedesmal betrogen hat, um seinen Beruf erst, und um sein Gut dann, und ihm ein Weib nach dem andern weggenommen.

Und der Rudolf hat ihm ganz ruhig, — was den andern noch mehr in die Wut bringt, — gesagt, daß das nicht wahr ist, denn er hätt' ja auch tun können, was er wollen hat . . .

'Nein, das hab' ich nicht,' schreit der Franz, 'denn einer hat müssen beim Vater bleiben!'

Und der Rudolf sagt, daß er ihm die Weiber nicht genommen hat, denn die Schlüter-Marie hat er zuerst gern gehabt und dann erst der Franz, und die Baronin hat er gar nicht mögen und auch nicht angerührt, und daß die Cäcilie ihn haben will, da kann man nichts machen, und die gibt er nicht auf.

Der Franz aber hat getrunken gehabt: ‚Ein Schuft bist du, ein Hund!‘ hat er in der Wut geschrien, ‚ein Betrüger, ein scheinheiliger . . .!‘

Der Rudolf hat immer zum Land gerudert, ganz kalt, und ihm gesagt, er soll aussteigen, und der Franz hat das Schiff immer wieder mit der Hand abgestoßen, und da ist dem Rudolf zuletzt die Geduld gerissen und dort, wo das Wasser seicht war, an der Landspitze, hat er ihn hinauswerfen wollen, wo nichts häßlich geschehen können, wie er sagt; aber der Franz hat ihn am Hals gepackt und sich auf ihn geworfen, und ist im Boot geblieben; er war wie ein Rasender, sagt der Rudolf, und bei dem Ringen ist das Boot bis über den Rand ins Wasser gekommen und umgeschlagen, und beide haben sich daran gehalten und weitergerauft im Wasser, halb im Stehen und halb im Schwimmen, wie der Grund war.

Und der Rudolf, der stark war und ruhiger, hat den Franz, der ihn würgen will, mit dem Kopf unters Wasser gedrückt, bis er wieder heraufgekommen ist, ganz blau im Gesicht, und nach ihm gepackt hat, und so oft er ihn losgelassen hat, weil er ihm zu leid getan hat, hat der ihn wieder angepackt und gewürgt und gebissen, und so, sagt der Rudolf, hat er, wenn er hat leben wollen, nicht aufhören können und ihm den Kopf unters Wasser drücken müssen, bis er sich nicht mehr gewehrt hat . . . zuletzt war der Franz erstickt oder ersoffen. Daß er tot war, ist sicher.

Dann ist der Rudolf selber aufs Gericht gegangen und hat die Anzeige erstattet. Man hat ihm geglaubt, weil man ihn gekannt hat und den Franz auch. Acht Monate hat er bekommen wegen Überschreitung der Notwehr.“

„Und dann?“

„Aus war's mit ihm. Immer hat er das Gesicht von seinem Bruder sehen müssen. Die Cäcilie hat er nicht geheiratet; er hat nicht können und sie auch nicht. Aus war's mit ihm. Aus war's.“

Der Wagen

Die Nachmittagssonne lag über Hecken und Bäumen. Aus einem offenen weißen Gartenzimmer war ein lachender plaudernder Schwarm junger, froher Menschen von dem behaglich gedeckten Tisch aufgeeilt, und alle standen ans Geländer des Gartens gedrängt, um ein buntes Schiff zu sehen, das mit Fahnen und rauschender Musik unten auf dem Fluß vorüberfuhr.

Nur zwei waren im Zimmer geblieben und standen jetzt allein einander gegenüber: ein Mann im Tennisanzug, nicht mehr ganz jung, aber straff und sehnig, braun, alle Zeichen eines leidenschaftlichen Gemüths im Antlitz, und ein junges Mädchen, blond, strahlend von Gesundheit und reif wie die Sommerähren auf den Hügeln.

Die Hände hinter sich auf den Fensterrahmen gestützt, blickte er ihr in die Augen; ihre Wangen wurden heiß und rot; die Hand vorschühend gegen seinen Blick, machte sie einen halben Schritt zur Seite, und ihre Lippen formten ein fast lautloses „Nein“. Er hatte ihre Hand erfaßt, sie zurückzuhalten, da warnte ihn ihr Blick, und er gab sie frei, den Ingrimms über ihren Widerstand und über die Störung kaum bergend. Plaudernd und lachend strömte die Schar an den eben verlassenen Tisch zurück, auf den die Tochter des Hauses eine Schüssel aus grünem Glas auf hohem gebauchten Stiel und voll goldgrüner Trauben niederstellte: die ersten, die aus heißeren Tälern gekommen waren. Rufe des Entzückens erschollen; ein kleiner weißgekleideter Knabe mit blondem Haar kniete bereits auf einem Stuhl und, mit halbem Körper über dem Tisch liegend, langte er nach den Früchten; eines der jungen Mädchen beugte sich über ihn und küßte ihn. Die Sonne war im Sinken über Fluß und Hügel, das warme rötliche Licht des Abends übergoldete Fenster und Gärten; heiße Fülle war in der Welt.

Der enttäuschte Mann sah sich noch immer mit scharfen, unruhigen Augen nach dem Mädchen um, während er scheinbar

harmlos mit andern plauderte. Die Gruppen begannen sich zu zerstreuen; mit einem halben Lächeln der Befriedigung sah er, wie überall die Paare sich zusammenfanden. Er verließ den Garten und ging, in Gedanken versunken, zum Fluß hinab, wo die Badehütten standen. Entkleidet tauchte er in das kühle, strömende Wasser. Um ihn dunkelte es schon, vor ihm lag spiegelnd der Strom, während über den fernen Hügeln der Himmel noch in mattem Feuer glühte. Er stand im weiten seichten Wasser, und während die Tropfen in der lauen Luft von seiner weißen Haut niederrannen, stieß er ein paar wilde Rufe aus, wie ein starkes brünstiges Tier; dann, während er sich wieder in das leichte Gewand hüllte, begann er, die Wildheit seines Blutes rhythmisch dämpfend, mit schöner Männerstimme zu singen, und tief aus seiner Leidenschaft geboren, stieg der Gesang wie eine Stimme des Wassers und der Erde empor, daß oben alle schwiegen und lauschten.

Aber als er hinaufkam, fand er niemanden. Im Garten dunkelten die Laubgänge; die Blumen, die ihre Farben in der Dämmerung verloren, dufteten stark; zu Füßen der schattenden Bäume lagen die Wiesen in düsterem Grün; in Haus und Garten war eine sonderbare Stille. Die großen niederen Zimmer waren leer, und in ihren Spiegeln sah er seine eigene Gestalt durch die lautlose Dämmerung gleiten. Er stieg die Treppe empor zu den Fremdenzimmern. Aus einer offenen Thür kam ein Lichtschein. Es war eine weiße reinliche Kinderstube; auf dem hellen wachsglatten Boden saßen zwei kräftige Kinder essend an einem Tischchen. Seine Frau kniete vor ihnen auf dem Boden. „Da kommt Papa“, sagte sie. „Küsse, Papa, deine Kinder!“

Er küßte seine Kinder.

„Sieh, er muß neue Schuhe haben, so läuft er hier herum!“

Sie sah Verdruß in seinen Augen und kniete wieder hin; dann hob sie das eine Kind auf den Waschtisch und begann es auszukleiden. — Er war schweigend gegangen.

„Papa kommt wieder!“ sagte das Kind hinter ihm.

„Ja, er kommt wieder!“ sagte die Mutter.

Er stand auf dem Balkon und blickte über Büsche und Wege nach den Kommenden aus. Da fühlte er eine Berührung; seine Frau stand hinter ihm, eines der Kinder auf dem Arm: „Sie wollen Papa gute Nacht sagen!“

„Wie lange bleiben wir noch hier?“ fragte sie und sah ihm forschend in die Augen.

„Ich weiß noch nicht“, antwortete er beinahe schroff. „Kleidest du dich zum Abendessen nicht um?“

„Ja, gewiß“, antwortete sie. „Was soll ich anziehen?“

Er zuckte die Achseln. Sie ging wieder, und er sah ihr einen Augenblick nach, wie ihre nicht kleine, ruhige Gestalt, mit dem schwarzen Haar im Nacken, durch die Balkontüre verschwand. Er atmete tief auf, da er nahe Stimmen aus der Allee vernahm.

Die sich gesucht und gemieden hatten, fanden sich am Abendtisch wieder, und sie fanden sich nachher beim Tanz in dem niederen Saal, aus dem fast alle Möbel ausgeräumt waren und in dem die Paare sich drehten.

Sie riß sich endlich los: sie hatte einen Frauenblick auf sich gerichtet gefühlt, der sie störte.

Auch er hatte den Blick bemerkt. Er ging auf seine Frau zu und forderte sie zum Tanze auf. Sie tanzte ruhig, gleichmäßig, unerregt, mit einer gewissen Schwere, die er fühlte.

Er tanzte nicht mehr; er stand am Fenster, wo die schwüle Nachtlust hereinzog und den altmodischen weißen Vorhang bewegte. Die Musik tönte fort, und die Paare tanzten vorüber, beinahe wie Schatten für sein abgewendetes Auge. Er wußte, daß sie kommen würde, und sie kam auch und blieb in der tiefen Fensternische ihm gegenüber stehen, so daß der andere Vorhang ihr Gesicht den Blicken im Saal verbarg.

„Haben Sie abends unten am Wasser gesungen?“ fragte sie. Sie wußte es ja; er fühlte, daß sie ihm damit nur die Antwort gab auf das, was sein Singen ihr gesagt hatte. Von selbst in gleichzeitiger Regung beugten sie sich beide zum Fenster hinaus und vereinten im Dunkel draußen ihre Hände.

Als er in sein Schlafzimmer trat, sah er seine Frau vor dem Spiegel stehen; sie trug noch das weiße Kleid, das sie für den Abend angezogen hatte, und in dem sie sehr hübsch aussah. Sie sah sich nicht um, als sie ihn kommen hörte, und er folgte ihrem Blick nicht, aber er wußte, was sie im Spiegel verglich. Eines der Kinder rief im Nebenzimmer aus dem Schlaf; sie ging an ihm vorüber: da mußte er ihr Gesicht sehen.

Als sie zurückkam, saß er auf seinem Bett.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „ob ich ein ewiges Recht an

dich habe, -- aber du hast eine ewige Pflicht!" und sie wies auf die kleinen Betten in dem weißen Zimmer nebenan.

Er antwortete ungeduldig: „Du kannst mir das Beste ver-
stören und unendlich machen, indem du es zum Zwang machst!“

Darauf erwiderte sie nichts mehr.

So verging die schwüle, unbefreiende Nacht.

Am nächsten Morgen trafen sich die beiden in der Vormittagssonne auf dem Tennisplatz, aber sie fanden sich keinen Augenblick allein. Er saß in einiger Entfernung von ihr auf einer Bank und merkte, daß sie nach seinen schönen Händen sah. Drüben auf der Wiese ging seine Frau mit den Kindern. Da warf sie verächtlich die Lippen auf; er sah es wohl und fühlte die Ungerechtigkeit dieser Verachtung und liebte doch den Übermut, der verachtete. Sie richtete etwas an ihrem schweren blonden Haar; er trat hinter ihre Bank, und ihre Finger flüchtig berührend, fragte er leise: „Wollen Sie nachmittag mit mir nach Lühs gehen?“ Es war ein heißer Ton in seiner Stimme, und die Frage fast wie ein Befehl. Sie hob den Kopf und senkte ihn wieder, ohne zu antworten.

Nachmittags, als alle andern schliefen, stand er im Garten hinter den Treibhäusern; und er sah sie kommen.

Sie gingen auf Treppenhwegen, ganz von Büschen gedeckt, zwischen den Gärten und Häusern empor. Oben sahen sie durch die Bäume die hohe ferne Bläue leuchten.

Sie küßten einander im Gehen, und als sie das kleine Gehölz erreicht hatten, und sie sich atmend an einen der braunen Stämme lehnte, sah er entzückt ihr heißes Gesicht, den leicht gebräunten Nacken, den kräftigen Fuß im niederen Schuh, der auf dem mit Nadeln bedeckten Boden ruhte. Sie hatte für den Spaziergang ein ländliches Gewand angelegt, und im Ausschnitt ihres Brusttuchs hing ein kleines silbernes Kreuz an einem schwarzen Samtband. Es hatte sich beim Gehen verschoben, und sie brachte es jetzt an seine Stelle. Er beugte sich vor und küßte ihre Hände, und noch einmal ihre Lippen, ehe sie ins Freie traten. Aus der Ferne tönte das Dengeln einer Sense herüber.

In den Tälern rings um sie leuchtete die Flur. Sie gingen über den Hügelrücken zwischen Wiesen und Kornfeldern.

„Es geht so nicht weiter, ich kann nicht mehr!“ sagte er plötzlich.

Sie hob das Gesicht unter dem braunen Strohhut, aber sie antwortete nicht.

„Anna!“ sagte er heftig.

„Wohin gehen wir jetzt?“ fragte sie. „Durch den Wald nach Lühs, oder nur in die Welt hinaus?“

„Wohin Sie wollen!“

„Und wann müssen wir zurück sein?“

„Ja, müssen wir zurück?“ und er fügte hinzu: „Das hängt von deinem Mut ab!“

Sie blieb stehen. „Oder von deinem!“ sagte sie.

„Glaubst du, mir fehlt es daran?“

„Vielleicht meinen wir anderes“, sagte sie langsam.

Er wußte genau, was sie meinte, so wie sie fühlte, was er begehrte. Mit seinem Stock schlug er die Mohnblumen am Rand des Weges nieder, bis sie seine Hand festhielt.

Unten arbeiteten die Schnitter rastlos und eilig auf den Feldern. Der Himmel war bleiern geworden. Steile weiße Wolken standen über dem Wald. Er nahm seinen Hut ab unter dem spärlichen Schatten eines Baumes und wies auf das Feld vor ihnen, in dem der Mohn im satten Gelb glühte. „Nur die Natur hat recht“, sagte er, „nur was blüht und fruchtbar ist!“

„Ja!“ sagte sie.

„Die die Kraft zum Glück haben, haben auch ein Recht darauf!“

„Ja!“

„Und was nachher kommt, Anna, und wenn es der Tod wäre . . .!“

„Der Tod?“ sagte sie unangenehm berührt, „László, wir wollen miteinander leben!“

Er sah sie an und dachte: „Wie eine rote Blume, die nur einen Augenblick blüht, und die man unwiderstehlich pflücken muß!“ Er nahm ihr den Strohhut ab, bückte sich und befestigte die Mohnblumen, die er am Wegrand abriß, daran. Als er ihr den Hut wieder aufgesetzt, sah er ihr heiß in die Augen, ein leichter Schauer lief durch ihren Leib, aber diesmal schüßte sie sich nicht vor seinen Blicken, sie reichte ihm ihre Hand und so gingen sie in starken gleichmäßigen Schritten weiter. Die Wolken standen jetzt wie eine graue Wand über den Hügeln; donnerlose Blitze zuckten tief drüben am Rand der Felder auf.

Die Straße führte in Schlangenlinien ins Tal hinab; auf

der einen Seite die steile Böschung, auf der andern eine niedere Steinmauer. Ganz in sich selbst und ineinander versenkt, schritten sie weiter, und als der erste Donner aufgrollte, achteten sie es nicht; sie hörten nur das Brausen ihres Blutes.

Die Straße machte eine Biegung. Sie standen in tiefster Einsamkeit unter dem grauen Himmel. Er hatte den Arm um sie gelegt; zitternd und sehnfüchtig schmiegte sie sich an ihn; sein Mund sprach halblaute gestammelte heiße Worte zwischen langen gierigen Küssen . . . Es rollte ganz nahe; ein leichtes Rasseln ließ sie aus ihrer Vergessenheit auffahren; ein Schatten war über ihnen: ein nicht gar großer Wagen, mit Heu beladen, war um die Biegung gekommen; unsicher und auseinanderstrebend zogen die Pferde an: der Bauer war übermüdet auf seinem Sitz eingeschlafen und lag im Heu. Die Straße war schmal und die Pferde kamen schief herüber fast bis an die Mauer, an der sie standen, und ihre Köpfe waren schon über ihnen. Mit dem einen Arm drückte er das Mädchen an die Mauer und reckte sich neben ihr; die Tiere trotteten stumpf an ihnen vorüber, die Räder streiften den flatternden Rock des Mädchens . . . aber todbleich sahen beide, daß aus dem Heu am hintern Ende des Wagens gerade in der Höhe ihres Halses die graue Krümmung der Sense sah und die Schneide sich auf sie zubewegte . . . Sekunden vergingen, in denen sich beide bis auf den Mauerrand und weit über den Abgrund hinaus nach rückwärts bogen . . . haarscharf über ihren Gesichtern ging die Todesfichel weg; eine von den Feuerblumen, die er an des Mädchens Strohhut gesteckt hatte, flog durchschnitten in die Tiefe . . . Der Wagen, von den führerlosen Pferden gezogen, rasselte weiter.

Bleich erhoben sich die zwei; verstört und wortlos gingen sie ihre Straße. Unten sahen sie den fahlen Fluß und das Stationsgebäude; als sie es erreichten, brach der Sturm los und prasselnder Regen. Schauernd saßen sie in dem dunstigen menschengefüllten Wagen des Zuges; ihre Blicke mieden einander.

Im Hause angekommen, reichte sie ihm flüchtig die Hand. Jetzt erst machte er einen Schritt auf sie zu, aber sie wich zurück. „Ich hatte heute nacht um ein Zeichen gebetet,“ sagte sie leise, als sie seinen bestürzten Ausdruck sah, und dann kühl: „Ich reise morgen. Adieu“, und sie ging nach ihrem Zimmer. Er machte keinen Versuch, sie zu halten.

Jugendwacht

In einem üppigen sonnenreichen Sommer hatten sich die Kaninchen so über alles Maß vermehrt, daß die Klagen der Leute bis in das rote Ziegellandhaus drangen, in dem die Familie des Konsistorialrats Mehl wohnte. In der dämmerigen Stube nebenan hörte die Konsistorialrätin ihren Knaben und ihre Schwestertochter die Frage erörtern, ob die Menschen sich unter Umständen ebenso schnell und gewaltig vermehren könnten, und beide Kinder neigten zur Ansicht, daß die Juden es gekonnt haben müßten, da sie doch nach den Worten der Bibel zahlreich werden sollten wie der Sand am Meer. Die entsetzte Mutter gab jedem Kind eine Ohrfeige für die unnützen Reden und sperrte, um sie von ihrer schlechten Neugier zu heilen, jedes in ein besonderes Zimmer ein. Sie war von dem belauschten Gespräch um so mehr betroffen, als sie ohnedies wegen eines peinlichen Vorfalls vom gleichen Tag in Sorgen ging und nicht wußte, wie sie verhüten sollte, daß ein Gerede darüber an die Ohren der Kinder drang. Das hübscheste, blondeste Dienstmädchen, das selbst in einem Pastorhause aufgewachsen war, hatte plötzlich entlassen werden müssen. Beinahe selber weinend, schloß sie die Türen hinter den weinenden Gefangenen ab; dann dachte sie der kleineren Kinder, durchweg Mädchen, die noch im Garten spielten, ging ans Fenster und rief sie ins Haus, da es dunkel und kühl ward und der Tau fiel.

Als all die Kinder nach vielen Ermahnungen und nicht ohne daß manche heiße Träne floss, zu Bett gebracht waren, saß die Mutter bekümmert in der Wohnstube bei der Lampe und nähte. Ihre verheiratete und ihre unverheiratete Schwester, die es allerdings nur vom Vater her waren, denn der Pastor Hohe hatte zweimal geheiratet, saßen, beide ebenso dunkel gekleidet, mit ebenso nüchtern gescheiteltem Haar, ebenso streng in Blick und Haltung, am Tisch und nähten wie sie. Jetzt hielt sie mit Hand und Nadel inne und lauschte: sie hatte den Schritt ihres Mannes

gehört, der nicht allein kam. Aus dem Vorzimmer tönte die Stimme ihres Bruders.

„Gerade heute!“ dachte sie mit Verdruss.

Der Konsistorialrat trat ein. Seine nicht ganz sicheren Blicke schienen seiner Frau etwas andeuten zu wollen. Ein blasser hübscher Mensch kam mit ihm; nur daß seine Lider schwer über die Augen fielen und um seinen Mund ein höhnischer Zug war.

Der Begrüßung folgte ein kurzes Schweigen, dann fragte die älteste Schwester: „Wie geht es dir, Artur?“

„Danke, schlecht!“ war die Antwort.

Die beiden andern Schwestern nickten, und der junge Mann lachte.

Der Konsistorialrat fragte, ob das verlorene Geschöpf schon fort wäre.

„Gott sei Dank, ja!“ antwortete seine Frau und berichtete die Einzelheiten der Abreise, wie das Frauenzimmer tränenlos, ohne Dank, fast ohne Abschied auf einem Wagen des Grünkaufmanns fortgefahren sei.

Fräulein Hohe, sagte sie, habe alles kommen sehen; denn das Mädchen hätte schon im Vorjahre einen Federhut getragen und Schuhe mit so hohen Absätzen. Sie zeigte es mit den Händen.

„Und solchen Menschen vertraut man seine Kinder an!“ sagte die zweite Schwester.

Da hielt auch die Konsistorialrätin nicht länger an sich, und obwohl sie es ihrem Gatten später allein im Schlafzimmer hatte berichten wollen, erzählte sie schon jetzt am Tische, was sie die Kinder des Abends reden gehört hatte.

„Die zuchtlose Natur macht vor dem frömmsten Hause nicht Halt“, sagte ihr Bruder.

Da niemand etwas darauf erwiderte — denn man wußte nie, was ihm ernst war und erwartete nichts Erbauliches von ihm, — fuhr er fort: „Sperlinge, Hunde, selbst die Haushühner, ja die Tauben! — und wenn die unschuldigen Tiere sich so benehmen, was soll man von den Menschen erwarten? Das mit den Kaninchen ist eine wahre Heimsuchung!“

Den Blicken der Schwestern hielt er mit gesenkten Lidern stand. Er wollte weiter sprechen, aber ein unheimlicher Hustenanfall hinderte ihn daran. Die Schwestern benutzten dies, um ihm ins Gewissen zu reden. Er hustete, bis sie ihre Mahnungen

beschlossen hatten, dann leuchtete er nur noch ein wenig; aber der hübsche kleine Mund unter dem Schnurrbärtchen lachte bereits wieder, als er sagte: „Wenn ich früh sterbe, Kläre, so ist nur mein sündhaftes Leben schuld. Dankt dem lieben Gott, daß ich nicht tugendhaft bin: ich muß für meine zeitlichen Sünden in der Ewigkeit büßen, und du erbst die Depots!“

Ein bitteres Schweigen folgte diesen Worten. Die älteste Schwester sah ihren Gatten an, zu ihrem Erstaunen sagte der strenge Mann nur: „Ich glaube, euer . . . unser Bruder ist mit dem Munde frecher als im Herzen . . . wir haben ja übrigens noch miteinander zu sprechen, Artur.“

Wieder deuteten seine Blicke der Gattin an, daß er ihr später manches sagen würde; dann zog er sich mit dem Schwager zurück.

Erst redete niemand ein Wort, dann sprachen die beiden jüngeren Schwestern ihr Urteil über den Stiefbruder aus; die älteste richtete ihre Blicke empor.

Was ihr Mann später von Regungen ernster Reue bei ihrem Bruder sagte, das glaubte sie nicht. Aber tags darauf erfuhr sie, daß er wirklich schwer krank in seinem Hause lag.

Der Bruder war lange krank. Täglich kam eine oder die andere der Schwestern, ihn zu besuchen. Sie betraten sein Schlafzimmer mit den üppigen Teppichen, den seidenen Bettvorhängen, dem farbigen Glanz der Büchereinbände und den zum Teil verletzenden Bildern, nicht ohne Widerwillen. Sie führten lange, leise Gespräche mit der Diaconessin, die ihn pflegte, und ertrugen die Klagen wie den Spott des Kranken mit Geduld. Nur einmal weinte die Konsistorialrätin, als er ihr wieder von der Erbschaft sprach: da streichelte er ihre Hand und sagte: „Ich weiß, Schwesterchen, du pflegst mich darum nicht weniger gewissenhaft — aber unglücklich wirst du nicht darüber sein: ich werde dir's auch gar nicht übelnehmen!“ und er sah ihr mit den fieberglänzenden Augen lange ins Gesicht und freute sich, die widerstreitenden Empfindungen wahrzunehmen, die er aufwühlte.

Sobald es ihm ein wenig besser ging, reiste er nach dem Süden und kam erst nach einigen Jahren zurück.

Die beiden verheirateten Schwestern waren indessen in ihren Formen runder geworden, ohne daß dies die Strenge ihrer Haltung geändert hätte. Fräulein Hohe blieb mager und scharf.

Die Töchter der Konsistorialrätin und ihrer Schwester Klingemann trugen noch immer die gleichen, zu langen Kleider aus schottischem Wollstoff; nur Elsbeth, die damals mit ihrem kleinen Vetter das ärgerliche Gespräch geführt hatte und nun bereits konfirmiert war, trug schwarze und bei besonderen Gelegenheiten sogar helle Kleider, in denen sie anmutig aussah. Es geschah auch, da sie sich selbst wohlgefiel, daß sie das feine blonde Haar, anstatt es, einfach gescheitelt, mit um den Kopf gelegten Zöpfen zu tragen, aufsteckte und es über der Stirne sich zierlich wellen und an den Schläfen weich überfallen ließ. Aber wenn sie der Mutter auswich, so konnte sie sicher sein, daß Tante Hohe dies irgendwie bemerkte und berichtete und bittre Strafreden und strenge Verbote die Folge waren. Denn obwohl ihr Vatte nicht geistlich, sondern nur Kaufmann war, wollte die zweite Tochter des Pastor Hohe vor ihrer Schwester Mehl bestehen und war in ihren Anschauungen wie in ihrer Lebensführung womöglich noch strenger als sie. Und da Elsbeth behauptete, das Haar stünde von selbst auf und lasse sich anders nicht legen, so klebte die Mutter es ihr kurzerhand des Morgens mit etwas Kleister glatt. Das aber ward für das Kind die Quelle vieler heißer Tränen, da sie sich vor den Freundinnen schämte und diesen Kummer auch ihrem Vetter Wilhelm, der sonst ihr vertrauter Gespieler war, nicht mitteilen konnte: er hätte ihn ja doch nicht begriffen und sie vielleicht geneckt und verspottet. Er war in den letzten Jahren ohnedies fremder und störrischer geworden, und daß dies eben an seinen Jahren lag, begriff sie nicht. Trotz alledem wußte sie sich kleine Freuden zu schaffen, und wenn es nur ein zahmer Vogel war oder ein heimliches Seidenband, das sie ungesehen als Schleife aufsteckte; und ob ihr gleich vieles vergällt wurde, ihre Seele ward nicht verbittert: die Eltern und die Tanten waren nun einmal so, böse meinten sie es nicht; die Fünfzehnjährige sang durchs Haus, oder sie pfiff im fernsten Gartenwinkel, versteckt und ungehört, und fühlte nur das glückliche junge Leben.

So lugte sie eines Tags über die Hecke auf die Straße hinaus, die französische Grammatik und das Strickzeug als doppelten Vorwand neben sich im Gras, und pfiff ganz leise vor sich hin, als ein unten vorübergehender wohlgekleideter blasser Herr lächelnd zu ihr heraufgrüßte. Erst wurde sie ganz verwirrt

und mußte nicht, was dies bedeuten sollte, dann erkannte sie ihren Onkel Artur, der vom Süden heimgekommen war und seine schöne, von den Kindern nie betretene Wohnung wieder bezogen hatte. Er sagte ihr sogleich von der Straße aus, daß sie hübsch geworden sei, und daß er ihr gern schöne Sachen schenken würde, die er aus dem Süden mitgebracht, wenn er nicht fürchten müßte, daß man sie ihr doch nicht zu tragen gestatten würde. Und er begann ihr die wundervollsten Seidenstoffe und Schmuckstücke, Gürtel, Ohrgehänge und Schleier zu schildern, daß all die bunten Schätze dem Kinde vor den Augen flammten. Dann trug er ihr Grüße auf und ließ sie verwirrt zurück mit einer heimlichen Sehnsucht nach den schönen verbotenen Dingen im Herzen.

Aber das nordische Klima schien er auch jetzt nicht ertragen zu können; denn wenige Tage darauf kam ein Brief an den Konsistorialrat: „Es geht mir schlecht. Satan und der Erzengel kämpfen um meine Seele. Bitte, schicke mir die Bücher, die du für geeignet hältst.“

Der unbedachte, an diesem Tage sehr beschäftigte Mann, der die Gelegenheit, eine Menschenseele zu retten, keinen Augenblick versäumen wollte, suchte eilig die rechten Bücher heraus, schrieb ein paar einführende Zeilen dazu und rief seinen Sohn, den er im Garten Früchte verzehrend vor einem Apfelbaum sah, herauf und ließ ihn Bücher und Brief sofort in die Wohnung des Oheims bringen.

Der Oheim öffnete dem Knaben selber die Tür und empfing ihn mit freundlichstem Dank. Er entschuldigte sich, daß er auf dem Sofa liegen mußte, bot ihm ein Glas Sherry und eine Zigarette an und plauderte mit ihm wie mit einem Erwachsenen und völlig Gleichgestellten, so daß er sich überaus wohl bei ihm fühlte. Während der Knabe, der eben im Begriff war, kein Knabe mehr zu sein, sich in dem Zimmer des Oheims umsah, das für ihn eine befremdliche Schönheit besaß, wurde der Vorhang zum andern Zimmer von einem bloßen weißen Arm zurückgeschoben, und eine weibliche Stimme fragte: „Ist's erlaubt?“

„Nur herein, Bibi!“ sagte der Oheim lachend, „ich habe zwar Besuch, aber das macht nichts.“

Darauf erschien eine junge Dame durch den Vorhang: sie trug schwarze Seidenstrümpfe und Beinkleider, und ein schwarzes,

tief ausgeschnittenes Leibchen mit gelber Stickerei, das nur durch zwei ganz schmale schwarze Streifen über den Achseln befestigt war.

Dem Knaben stockte der Atem; der Kranke betrachtete ihn lächelnd.

Bibi zündete sich eine Zigarette an: „Wer ist der reizende Junge, Artur?“ fragte sie.

„Mein Nefse, Bibi. Er hat mir neue Bücher gebracht. — Bibi liest mir die Bücher deines Vaters vor. Wir kommen ja doch beide in die Hölle, und so wollen wir wissen, wie es darin aussieht.“

Auch der Knabe glaubte, in der Hölle zu sein, und sie hatte einen süßen und schrecklichen Reiz für ihn. Er wollte fortgehen, aber er vermochte es nicht. Bibi war zart und schlank wie Elsbeth, wenn sie auch sicherlich älter war; das zog ihn an. Ihre Stimme war ein wenig belegt, Klang aber ganz reizend. Und Bibi war sehr liebenswürdig mit ihm, nannte ihn Herr Mehl, bat ihn um Feuer, als ihre Zigarette ausging, fragte ihn, ob er häufig ins Theater ginge und schlug die Hände zusammen, als sie hörte, daß er nur einmal ein Festspiel „Gustav Adolf, der protestantische Glaubensheld“ gesehen hatte. Sie zündete eine Spiritusflamme an und braute ein süßes, starkes Getränk, von dem alle drei tranken. Auch Bibi und Wilhelm stießen miteinander an. „Auf bessere Bekanntschaft!“ sagte sie. Dann aber streckte sie sich auf ein Sofa an der andern Wand und schlief rasch ein. Die blonden Haare fielen ihr übers Gesicht.

Der kranke junge Oheim führte indessen ein langes Gespräch mit dem Nefsen über das Leben und warf kleine Brandgeschosse in seine, von den Eltern so wohlgerichtete Welt, und ergökte sich zugleich daran, wenn der Schüler immer wieder den Kopf wendete und heimliche Blicke nach der hübschen Schläferin warf. Endlich erinnerte die Dämmerung im Zimmer den Knaben daran, daß es spät geworden war und daß er eilig fort mußte. Er fuhr für einen kostbaren Groschen aus seinem kargen Taschengelde mit der Straßenbahn, um mit einem Gewinn von einigen Minuten sein böses Gewissen und seine schlimmen Ahnungen zu beruhigen; indessen gelangte er ganz unbemerkt auf sein Zimmer und blieb auch dort und zeigte sich nicht, als wäre er schon lange zu Hause; als zum Abendbrot gerufen wurde, fand

die Mutter ihn fest eingeschlafen auf seinem Bette liegen. Was Unschuld schien, war der Punsch, den Bibi gebrannt hatte. Der Vater, der sich erinnerte, unvorsichtig gewesen zu sein, stellte keine Frage an ihn, um Vorwürfe von seiten der Gattin zu vermeiden.

Er selbst sprach nie ein Wort von dem, was er gesehen und erlebt hatte; in seinem Innern aber haßte es nach. Bisher war ihm Elisabeth als süßeste Weiblichkeit erschienen; jetzt trat das Bild Bibis in ihrem verruchten schwarzen Anzug mit den schöngeformten Beinen, dem weißen Glanz von Brust und Armen störend und verwirrend dazwischen. Dies bewirkte, daß er sich bald in heimlichem Verlangen enger als früher an die hübsche Kusine gebunden und bald wieder völlig unwürdig und weit von ihr entfernt fühlte.

Er kam erst nach Monaten wieder in die Wohnung des Oheims, traf aber niemanden als den Arzt und die Krankenschwester; Onkel Artur hatte ehrliche Angst vor der Hölle bekommen und Bibi war abgeschafft worden. Dagegen waren der Konsistorialrat und seine Gattin um so häufiger bei ihm. Und eines Tages war Onkel Artur gestorben, und Kläre Mehl überlebte ihn.

Sie trug darum kein besseres Kleid als vorher, kein neues Gericht kam auf ihren Tisch; das einzige, was sie und ihr Gatte sich gönnten, war, daß sie die viel zu eng gewordene Wohnung aufgaben und eine geräumigere bezogen, und daß der Konsistorialrat seiner Frau versprach, zur silbernen Hochzeit mit ihr eine Reise an den Rhein zu machen.

Durch die Übersiedlung hörte die Nachbarschaft der Schwestern und der harmlose tägliche Verkehr ihrer Kinder auf. Aber tiefer noch war die innere Kluft, die entstand, da die Familie des Konsistorialrats Mehl nun zu den wohlhabenden gehörte, während es seinem Schwager Klingemann keineswegs gut ging.

Wilhelm war indessen bereits auf der Universität und studierte Jura. Er war fünf Bahnstunden von seiner Vaterstadt entfernt und fühlte eine ungeheure Freiheit. Gleichsam zur inneren Sicherung war er dem „Bund der Reinen“ beigetreten, der von einem mit dem Vater befreundeten Theologen begründet war.

Da sprach ihn eines Tages eine wohlgekleidete junge Dame an, die lachte, als er sie nicht erkannte, und die Bibi war. Er

mußte sie bis zum städtischen Theater begleiten, zu dem sie gehörte. So ging denn das Mitglied des Bundes der Reinen mit Bibi durch die Straßen, und Bibi forderte ihn auf, sie zu besuchen und gab ihm Freikarten für das Theater. Er kam auch hinter die Kulissen, und es hätte schlimm werden können, wenn er nicht wirklich ein reiner Mensch gewesen und in dieser Welt der Versuchungen sich als Parsifal erwiesen hätte. Die geschminkten Mädchen und Frauen gefielen ihm auf der Bühne besser als in den staubigen Kulissen und engen Garderoben. Nur Bibi kam ihm immer noch reizend vor, und er wartete in Furcht und heimlichem Verlangen zugleich auf den Besuch, den er ihr machen sollte. Sie hatte ihn bisher selbst immer hinausgeschoben; endlich aber kam er an einem Abend, an dem sie nicht im Theater auftrat, vorsichtig in ihr Haus und in ihre Wohnung. Es war ein recht klägliches Zimmer, und er traf sie in einem schlechten unsauberen Schlafrock, sehr verärgert, weil sie erst bei der Probe und dann mit ihrer Hauswirtin Verdruß gehabt hatte. Sie ließ sich sogleich etwas Geld von ihm aus und ließ dafür ein Abendbrot besorgen. All dies war sehr enttäuschend, besonders aber, daß sie Wurst und Braten aus dem Papier aß und die Butter aus dem Papier aufs Brot strich; nachher braute sie wieder Punsch oder eigentlich Grog wie damals, obwohl es ihm heute nicht so zierlich vorkam; und als sie zwei Gläser davon getrunken hatte, begann sie zu weinen und ihm häßliche Dinge von seinem Onkel Artur zu erzählen, und nannte ihn ein Schwein, von dem sie zugrunde gerichtet und dann auf die Straße gesetzt worden. Als er den toten Oheim zu verteidigen suchte, wurde sie heftig und sagte ihm zuletzt ins Gesicht, daß seine Eltern die Erbschleicher wären, die daran schuld trügen, daß sie im Elend sitze, sonst hätte ihr teurer Artur sie sicherlich geheiratet, und sie wäre jetzt seine Tante. Das war für den Bestürzten zuviel. Er hörte noch ihr krampfhaftes böses Lachen und ihre Schimpfworte, als er die Treppe hinabeilte.

Von da an sah er die Schauspielerinnen nur da, wo sie ihm schön schienen: auf der Bühne; und als er, ein hübscher Junge von dreiundzwanzig Jahren, mit einem Backenbärtchen auf den frischen Wangen, nach Hause kam, um sich zum Referendar-examen vorzubereiten, da hatte er ein fünfsaftiges Stück in Versen in seinem kleinen Koffer mit. Er traf seine Eltern in

einiger Aufregung und das Haus ganz von Vorbereitungen erfüllt, denn die silberne Hochzeit stand bevor und fiel gerade ans Ende der Herbstferien, so daß sie die lang besprochene Rheinreise vorher machen mußten. Damit seine jüngeren Schwestern, Mädchen von dreizehn zu siebzehn Jahren, nicht ohne Aufsicht blieben — denn Wilhelm konnte unmöglich als geeignete Aufsicht gelten, und die alte Köchin, die um zehn Uhr unwiderstehlich einschlief, ebensowenig, — so versprach Tante Hoke, so lange ins Haus zu ziehen.

Vier Augenpaare senkten sich und vier Seelen fügten sich, als dieser Beschluß von der Mutter verkündet wurde. Aber als Fräulein Hoke an einem dieser Tage die Treppe ihrer Wohnung hinabstieg, machte sie einen Schritt zu viel oder zu wenig und verrenkte sich in schmerzhafter Weise den Knöchel. Sie mußte sogleich ins Bett gebracht werden, um es nach dem Gebot des Arztes wochenlang nicht zu verlassen. Und da eine Aufsicht sein mußte, so wurde die vernünftige vierundzwanzigjährige Elsbeth, die bereits Lehrerin und Erzieherin junger Mädchen gewesen und eben für die Ferien nach Hause gekommen war, von ihrer Mutter angeboten.

Und sie blieb nach Empfang unendlicher Vorschriften und Ermahnungen zur Tugendwacht über die drei jungen Kusinen im Hause, während der Konsistorialrat im schwarzen Überzieher und Zylinder, den Feldstecher umgehängt, und seine Frau mit einem kleinen Hütchen und einem blauen um Hütchen und Kinn gebundenen Schleier ihre Reise antraten, mit einem ungeheuren Korbe auf dem Kutschbock und einer alten schwarzen Ledertasche im Wagen.

Zwei Tage vergingen stille genug, obwohl der Tisch, um den nur junge Geschöpfe saßen, ungewohnt heiter war. Am Abend des zweiten begannen die Mädchen zu singen. Elsbeth mit ihrer hübschen geschulten Stimme führte; dann las Wilhelm vor. Am nächsten Nachmittag, da Sonnabend und das Wetter besonders schön war, gingen alle nach der Arbeit in den Garten, um auf der Wiese Verstecken und Ball zu spielen; junge frohe Stimmen tönnten durch das Haus und aus dem Garten.

Wenn Wilhelm im Garten studierte und Elsbeth nähernd auf einer Bank saß, ließ er die Bücher, um mit ihr zu plaudern. Sie hatten eine alte Kinderfreundschaft zu erneuern. Elsbeth

hatte noch immer die feinen Glieder und das zarte blonde Haar, und wenn sie nicht auffallend hübsch war, so hatte sie doch ein klares Gesicht, und ihr anmutiges, immer heiteres Wesen gefiel allen. Er fühlte den alten Zauber und wußte plötzlich, daß die Gedichte, die er an eine ersehnte Geliebte verfaßt, ihr gegolten hatten. Die Verse waren auf seinen Lippen, sowie sie im Hause verschwunden war. Wenn sie da war, erzählte sie allerlei: es war im Grunde Verdrießliches, klang aber heiter in ihrem Munde. Sie sah auf, da er vom Theater erzählte. Er verriet, daß er ein Stück geschrieben, und versprach ihr, daraus vorzulesen.

Furchtbar zählten die Stunden in solcher Nähe. Die Abende waren schön und warm, und der Mond wurde größer. Wilhelm kam spät abends noch in den Garten, und auch Elsbeth, wenn die müden Kinder schlafen gegangen waren.

Da sie schüchtern auf und nieder gingen oder standen, ohne sich einander zu nähern, begann er, von der halben Dunkelheit ermutigt, ihr seine Gedichte vorzusagen. Elsbeth war hingerissen. Da gestand er, daß diese sehnstichtigen Verse an sie gerichtet, die gepriesenen Locken die ihren waren. Erschrocken und beseligt sprang sie auf und wich zurück; dann sagte sie tief atmend und herzlich: „Gute Nacht, Wilhelm“, und floh ins Haus.

Der Mond wurde heller und heller, aber er ging immer später auf. Sie trafen sich jede Nacht.

Als die Eltern nach drei Wochen zurückkehrten, fanden sie ein stilles, zufriedenes Haus, aus dem fromme Lieder tönnten. Nun wurde auch die silberne Hochzeit mit einem schlichten Familienfest gefeiert, und in seiner Rede wies der Konsistorialrat darauf hin, daß sie alle in deutscher Zucht und Sitte ein einigendes Band umschlinge.

Es war Fräulein Hohe, die einige Wochen später entdeckte, daß das Band enger war, als ihrer Schwester Mehl erwünscht sein mochte. Erst gaben ihr die Beobachtungen und die wachsende Gewißheit manchen boshaften Genuß. Dann klärte sie ihre Schwester Klingemann auf. Der kam, da Elsbeth gar nicht wohl war, ein schrecklicher Verdacht; die Lehrstunden zu entschuldigen, die die Tochter an der Schule nicht geben konnte, war das Zeugnis eines Arztes nötig — mit gleichmütigem Nicken

sagte der Arzt nach kurzer Untersuchung der entsetzten Mutter die Wahrheit.

Das unglückliche Mädchen lag, allem elterlichen Zorn preisgegeben, zu Bett. Dann aber ging Frau Klingemann mit aus Wut und Befriedigung gemischten Gefühlen zu ihrer Schwester Kläre hinüber. Sie sah das eichene Büfett, den roten Teppich, nicht überreiche, aber doch Dinge, die sie sich in ihrem armen Hausrat nicht gönnen konnte.

Kläre lud sie zum Kaffee ein.

„Danke, danke, darum komme ich nicht . . .“ sagte die Schwester.

Die Konsistorialrätin sah sie an. Die beiden strengen, schwarzgekleideten Frauen mit den runden ernstesten Gesichtern, den gescheitelten, nun schon stark ergrauten Haaren, standen einander gegenüber. Kläre ahnte, daß etwas bevorstand, vielleicht eine Bitte um Hilfe, die sie schon einmal hatte verweigern müssen. Aber nun kam unter Tränen und heißen Zornausbrüchen die ganze schreckliche Tatsache. Und „dein Wilhelm hat das Unheil angerichtet!“

Aber das glaubte die Mutter nicht. Sie wollte den Sohn rufen: er war nicht zu Hause. Die Klingemann legte ihr heiße Liebesbriefe vor, die sie in der Bibel ihrer Tochter gefunden und der Weinenden unter mehreren Ohrfeigen weggenommen hatte.

„Also darauf hattet ihr es angelegt,“ sagte die ältere Schwester schneidend, „darum habt ihr sie mir ins Haus geschickt, meine armen Kinder zu überwachen!“ Sie lachte laut. „Denn das wirst du mir doch nicht einreden wollen, daß der arme Junge sie verführt hat: sie ist doch die ältere!“

Frau Klingemann lachte noch bitterer; jemand hatte ihrem Mann erzählt, in welcher Gesellschaft man ihren Neffen in der Universitätsstadt gesehen hatte. An dem war nichts zu verderben gewesen.

In diesem Augenblick trat der Konsistorialrat, durch das Geschrei der Frauen gestört, ins Zimmer, und fast zugleich mit ihm Wilhelm, der eben nach Hause gekommen war. Nun fuhren alle auf den Erblasten los.

„Laufeshund!“ sagte die Tante.

„Du vom Bund der Reinen!“ sagte der erschütterte Vater, „du . . . nein, du bist mein Sohn nicht mehr, ich kenne dich nicht mehr, ich verstoße dich!“

Da stellte die Mutter sich schützend vor ihren Ältesten: „Nein nein, Mekl! das ist zuviel!“ rief sie.

Elsbeths Mutter aber sagte kühler, das sei alles recht schön, sie aber wolle wissen, wann die Hochzeit sein würde!

„Hochzeit? Hochzeit?!“ schrie Frau Kläre. „Niemals!“ Und nun fielen Worte über die arme Elsbeth, daß Frau Klingemann zunächst das Fenster schloß, dann sich aufschluchzend hinwarf und zuletzt zur Hausbibel im Zimmer des Konsistorialrats flüchtete und Gott zum Zeugen anrief.

Aber Wilhelm trat für die Geliebte ein. Fest und blaß erklärte er, daß er allein der Schuldige sei und Elsbeth zur Frau nehmen müsse und werde . . .

Frau Klingemann horchte auf.

Da verboten die Eltern dem Sohne solche Absichten: „Eine Gefallene zur Frau nehmen! in ihr Haus bringen! niemals!“

Wilhelm antwortete, er wisse wohl, daß sie ihm jede Unterstützung weigern und ihn noch durch anderthalb Jahre an der Heirat hindern könnten; dennoch werde er Elsbeth nachher unfehlbar heiraten und sie schon jetzt zu sich nehmen, und da das Kind, — er wurde ganz rot, als er dies sagte, — indessen würde geboren werden, so werde der Skandal nur noch größer sein. Er aber werde unbedingt dies alles tun, um ihre und seine Ehre wiederherzustellen; und damit ging er auf Frau Klingemann zu, nannte sie „Mutter!“ und bat sie um Verzeihung.

Da trat auch der Konsistorialrat auf des Sohnes Seite und sagte: wie schmerzlich seine Schuld auch und ihre Folgen für sie alle seien, so freue es ihn doch zu sehen, daß er seine Pflicht tun wolle.

So blieb Frau Kläre mit ihrem Widerstande allein.

Es gab noch viele Tränen, viel Zorn und Aufregung, dann trat eine beruhigtere Stimmung ein. Eine ganz kleine Hochzeit wurde im November gefeiert, bei der eine unter dem Schleier und unter Tränen übermüdete Braut saß, und der Konsistorialrat eine kleine Rede hielt, in der er zwar diesmal nichts von Zucht

und Sitte, dafür aber von dem doppelten Bande sprach, das sich nun um die Familie schlinge.

Jedem Menschen ward gesagt: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß die schon lange heimlich verlobt waren?“ und manche glaubten es sogar. Und sieben Monate später erhielt Wilhelm, der am 1. April als Einjähriger zu seinem Regiment eingerückt war, die Nachricht, daß seine Frau entzückende Zwillinge geboren hätte.

„Wie die Kaninchen!“ sagte Fräulein Høge.

Zusammenhänge

Erich von Schleyden und Botho Strachwitz hatten als Kinder miteinander gespielt, hatten im gleichen Regiment gedient und waren einander in ihrem jungen Leben in warmer Freundschaft zugetan. Als Knaben hatten sie oft gestritten; denn Botho, sonst der Gutmütigere von beiden, war sehr jähzornig, während Erich sich empfindlicher und oft lange gekränkt zeigte. Aber jeder Zwist hatte mit einer heißen Versöhnung geendet, und wie es oft geschieht, war ihre Freundschaft erst, da sie erwachsen waren, recht innig geworden.

Kurze Zeit jedoch, ehe Strachwitz, der zunächst im Militärdienst verbleiben wollte, wieder zu seinem Regiment einrückte, trat in Schleydens Benehmen eine Veränderung ein. Seine Besuche wurden seltener. Von gemeinsamen Verabredungen sagte er sich unter allerlei Vorwänden los, und es war vorgekommen, daß Strachwitz ihn aufgesucht hatte und ihn dem Diener sagen hörte, daß er nicht zu Hause wäre, um ihn dann rasch herauskommen, ihn herzlich begrüßen, von einem Mißverständnis reden zu hören. Aber seine Herzlichkeit war gezwungen, und oft ruhten seine Blicke forschend auf dem kräftigen Männergesicht des andern und wendeten sich rasch ab, wenn dieser auffah. All dies hatte Strachwitz nur halb unbewußt gefühlt und zu einer Aussprache war es nicht gekommen.

Er war schon einige Zeit in der Garnison, als er von Schleyden einen Brief erhielt, in dem dieser schrieb: „wenn er in letzter Zeit sonderbar gewesen sei, möge er ihm dies nicht übelnehmen; die Ursache sei ein seltsames, ja lächerliches Erlebnis, das er ihm bei Gelegenheit erzählen werde und das ihn nervös und unliebenswürdig gemacht hätte: er bitte ihn herzlich und dringend, ihm sein Verhalten nicht nachzutragen.“ Graf Strachwitz schrieb sogleich heiter zurück, „er habe mehr Gründe, ihm gut zu sein, als je, und hätte ihm nie etwas übel genommen; er selber wisse zwar nicht, was Nervosität sei, aber er wolle sich

bemühen, es bei ihm zu verstehen; er möge sich indessen um Gottes willen davon befreien, da dies insbesondere für einen gesunden Nachwuchs, den jeder wünschen müsse, keineswegs günstig sei!"

Bald wurde ihm die Erklärung dieser Antwort. Zu Weihnachten fuhr er nach dem väterlichen Gut, wo seine einzige Schwester ihn froh und zärtlich begrüßte und ihm gestand, sie hätte eine große Überraschung für ihn. Auf seine heiteren Fragen zögerte sie eine Weile scherzend mit der Antwort und verriet zuletzt, sie habe sich mit seinem Freunde Botho verlobt. Wie erstaunte sie, als ihr Bruder, anstatt die herzliche Freude zu zeigen, die sie erwarten mußte, nur überrascht, ja betroffen schien, einsilbige Worte sprach und keinen Glückwunsch für sie fand. Gefränkt wollte sich das Mädchen zurückziehen, als Erich sich zu besinnen schien und sie liebevoll festhielt; indessen kam schon die ganze Familie in der Vorhalle zusammen und unter Umarmungen und Fragen und Erzählungen hätte der erste peinliche Eindruck sich verloren, wäre Erich nicht auch in den folgenden Tagen unerklärlich verstimmt gewesen; und völlig betroffen waren alle, als er bei einer Gelegenheit aufgeregt fragte, ob die Sache denn sein müßte, ja Einwendungen gegen die Verbindung erhob. Ein peinliches Schweigen entstand: der Vater erbat sich nähere Erklärungen, die Erich nicht zu geben wußte, die Mutter sagte nur, sie freue sich, daß Maria, die Tochter, jetzt nicht zugegen gewesen sei. Einige Tage später traf Botho selbst ein, harmlos und glücklich, und seine überquellende Herzlichkeit zerstreute die üble Laune, auch bei Erich, und die Stimmung wurde wieder festlich und heiter.

Als die Hochzeit gefeiert werden sollte, kam auch Erich wieder, aber er war nicht mehr der harmlose liebenswürdige Schleyden von einst, sein Benehmen hatte etwas Unsicheres, und wo er hinkam, warf er einen Schatten über die Fröhlichkeit. Seine Eltern verhehlten dem alten Freunde und neuen Sohne nicht ihre Besorgnis um den wirklichen Sohn und baten Botho, in ihn zu dringen, ob er nicht ein peinliches Geheimnis, Schulden, eine Krankheit, eine heimliche Liebe, irgendein Unheil verbärge, von dem sie ihn vielleicht befreien könnten.

Die beiden Schwäger gingen lange auf und ab, ohne daß aus Erich etwas herauszubekommen gewesen wäre; einmal sah

er den andern an: sein Geheimnis, wenn er eines hatte, schien ihm auf der Zunge zu sein, aber er schwieg.

Nach der Hochzeit sahen sie einander lange nicht. Die Schwester hatte schon einen Sohn, als Erich ihrer dringenden Einladung endlich folgte und sich zu einem Besuche entschloß. Botho, der ihn von der Bahn abholte, erschrak, als er sein faltiges junges Gesicht sah, die langen nervösen Hände, das unstete Lächeln um den Mund, der fortwährend Scherze sprach, die zu bitter waren, um wohlzutun. Aber er kam zu solchem Glück, zu solcher Ruhe und Gesundheit, in ein so stilles Landleben zwischen Obstgärten und Feldern und Büschen; so fruchtreich war alles um ihn, daß er sichtlich aufatmete.

Am Abend des zweiten Tages kam das Gespräch auf abergläubische Gebräuche und seltsame Ereignisse, und Botho spottete der Leute, die an solche Dinge glaubten. Erich stimmte ihm heftig bei, ja er konnte sich nicht daran genug tun, auseinanderzusetzen, wie unsinnig dergleichen sei.

„Du hältst ja einen Vortrag, Erich“, sagte die Schwester neckend.

Da sprach zu aller Überraschung Erichs Vater, der gleichfalls anwesend war, ihnen entgegen. Ihm war einmal eine Prophezeiung in Erfüllung gegangen; er erzählte die ganze etwas umständliche Geschichte. Botho lächelte höflich, die Tochter schwieg, nur Erich widersprach so heftig, ja fast unartig, daß alle die Partei des alten Herrn gegen ihn ergriffen, und Botho eine vernunftgemäße Erklärung des erzählten Falles gab, in der alles Übernatürliche ausgeschaltet war. Er zeigte, wie der Glaube an solche Ereignisse, ja die Angst vor ihnen zu ihnen führe, und wie Prophezeiungen sich erfüllen könnten durch Vorgänge in der Seele des Abergläubischen, die erst nachher und völlig natürlich entstünden, so daß man sagen könnte, daß derjenige, der an unheilvolle Verkündungen glaube, selbst das Unheil verschulde.

„Blödsinn!“ rief Erich heftig.

Botho verstummte, dann sagte er lächelnd: „Jetzt müßte ich dich ja eigentlich fordern . . . Wenn das unserm alten Oberst zu Ohren käme!“

Erich wurde freideweis und stammelte eine Entschuldigung.

„Der arme Erich!“ sagte die Gräfin, als der Bruder den Tisch verlassen hatte.

In dieser Nacht wurde die junge Frau durch Schritte auf dem Kiesweg im Garten vor ihrem Fenster erschreckt. Sie weckte ihren Gatten, der, als er das gleiche Geräusch deutlich vernommen hatte, seinen Revolver zur Hand nahm und ans Fenster trat. Erst war alles still, dann hörte er abermals Schritte, die sich entfernten. Der Graf warf einen Mantel über und eilte hinaus.

Eine Gestalt schien sich dem Eingang des Landhauses zu nähern.

„Halt! Stehen bleiben, oder ich schieße!“ rief der Herr nacheilend.

„Schieße nicht, Botho! ich bins, Erich“, sagte sein Schwager.

„Was treibst du denn, zum Teufel? — Warum sprichst du nicht?“

„Ich habe nicht schlafen können und ging daher ein wenig ins Freie“, erklärte Erich. Der Graf war indessen ganz nahe herangekommen und sah, daß der andere an allen Gliedern zitterte. „Warum fürchtest du dich so?“ fragte er mißmutig.

„Ich weiß nicht — ich pflege mich doch sonst nicht zu fürchten, wenigstens nicht vor natürlichen Dingen“, erwiderte dieser. „Gute Nacht, Botho.“ Er lehnte die angebotene Begleitung ab und ging auf sein Zimmer.

„Du solltest einen Arzt fragen!“ rief sein Schwager ihm nach. Am nächsten Morgen war Erich abgereist.

Am Tage nach seiner Ankunft in Berlin hörte er im Klub eine Nachricht besprechen, die in allen Abendzeitungen der Welt gestanden hatte. Ein junger österreichischer Offizier hatte eine Prinzessin aus kaiserlichem Hause geheiratet. Jeder wußte eine andere Version, andere Begleitumstände. Da machte ein Diener die Redenden aufmerksam, daß ein Herr auf dem Sofa neben ihnen in Ohnmacht gefallen sei.

„Schleiden!“ rief einer der Herren und eilte ihm zu Hilfe. Er kam zu sich, trank ein wenig Wasser, seine Lippen zitterten. Man besorgte ihm einen Wagen, und er fuhr nach Hause.

Während er noch mit sich kämpfte, ob er einen Arzt aufsuchen und ihm seinen Zustand enthüllen sollte, führte ihn der Zufall in Gesellschaft mit einem der berühmtesten Nervenärzte

zusammen. Im Gespräch mit ihm behauptete Schleyden — im Gegensatz zur Meinung, die er auf dem Gute seines Schwagers verfochten — hartnäckig die Möglichkeit übernatürlicher Zusammenhänge. Dem Professor war kein Fall bekannt. „Ich werde Ihnen einen erzählen, den ich selbst erlebt habe“, sagte Schleyden erregt. Der Arzt sah ihn aufmerksam an. Sie gingen misammen fort, und Schleyden erzählte ihm:

Vor fünf Jahren sei er mit seinem Freunde Strachwitz in Ungarn zur Jagd gewesen. Als die aufgetriebenen Tiere gestreckt waren und man im Walde gefrühstückt hatte, waren die Herren plaudernd unter den uralten Riesenbäumen hervor in eine Tallichtung geschritten, in der eine große Schafherde weidete. Der Hirt im langen weißen Hemd, geflochtene Zöpfe unter dem runden kleinen Hut, sei still dagestanden, das geladene Gewehr auf dem Rücken. Näherkommend hätten sie gesehen, daß er nicht allein war: an einem Baum saß eine alte Zigeunerin, und am fernen Walbrand sahen sie den Trupp um ein im Schatten zuckendes Feuer beschäftigt. Schleyden konnte sich jedes kleinsten Umstandes genau entsinnen.

Irgend jemand hatte gerufen: „Die soll uns wahr sagen!“ und hatte Beifall gefunden.

Die Zigeunerin habe gelassen rauchend dageessen, ohne sich um die Jäger zu kümmern: ihr dunkles Gesicht unter den aschgrauen Haaren streifte sie flüchtig und sah an ihnen vorüber.

Dennoch weigerte sie sich nicht, als man ihr Geld bot. Schleyden stand dicht neben ihr, während sie die Hand des ersten, der zu ihr gesprochen, ergriff und in erträglichem Deutsch, wenn auch mit fremdartigem Ton, sagte:

„Du wirst jung sterben in fremdem Land!“

Er sah auch, wie der junge Mann bleich wurde, zu lachen versuchte und seine Züge mitten im Lachen starr wurden; ihn selbst hätte es überlaufen. Da hörte er bereits, wie sie die dargebotene Hand des zweiten fassend, sprach: „Merke dir diesen Tag; heute über drei Jahre wird dir große Ehre widerfahren durch ein Weib!“ Der junge Mann lachte und schrieb das Datum auf. Schleyden war der dritte, der ihr mechanisch die Hand hinstreckte, und mit einer deutlichen Kopfbewegung nach der andern Seite sagte sie zu ihm: „Dort, durch deinen Freund wirst du umkommen!“ Sie hatte auf Botho gewiesen, der ab-

seits von den andern bei dem Hirten stand, sich mit dessen Hunden beschäftigte und nichts gehört haben konnte.

Schleyden warf ihr ein Geldstück hin und schritt fort. Er hörte noch sprechen, lachen, protestieren, aber was den übrigen, Gutes oder Schlimmes, verkündet wurde, hörte er nicht mehr. Nur diese drei Prophezeiungen, von denen die dritte ihm gegolten, hatte er sich gemerkt.

„Und nun?“ sagte der Arzt lächelnd.

„Ein Jahr später ist der erste in Afrika ertrunken!“

„So? Wirklich?“ fragte der Arzt.

Ohne auf ihn zu achten, erzählte Schleyden, wie er seither einen Druck empfunden, den er nicht los hätte werden können, wie er dem Freunde, der ihm der Feuerste gewesen, nicht mehr unbefangen hätte begegnen können, und so ihr Verhältnis und dadurch auch seit nunmehr drei Jahren sein ganzes Gemütsleben zerstört worden sei.

„Was hat denn die Frau Ihrem Freunde geweissagt?“ fragte der Professor.

Das habe er natürlich auch gefragt, um zu erfahren, ob die Prophezeiung, die dieser erhalten, die greulichen Worte bestätigte. Graf Strachwitz hätte jedoch geantwortet, daß er solchen Aberglauben nicht unterstützen mochte und sich gehütet hätte, die Frau zu fragen. Das sei für die ungarischen Herren gut; er aber tue da nicht mit.

„Ihr Freund ist sehr vernünftig“, sagte der Professor.

Diese Antwort habe erst auch ihn befreit, fuhr Schleyden fort, dann habe ihn sogleich der Gedanke bestürzt gemacht, daß das Weib den ihr gänzlich unbekannten, nie gesehenen, im Augenblick fern von ihm stehenden Strachwitz als seinen Freund bezeichnet hätte; sie mußte also doch ein zweites Gesicht besitzen!

„Sind Sie der Sache ganz sicher?“ fragte der Arzt wieder.

Schleyden sah ihn ironisch an: „Glauben Sie, daß ich mir das nicht alles selbst gesagt? Glauben Sie, ich hätte mir nicht gesagt, das sei alles vollkommener Unsinn, mir nicht gesagt, daß ich damals eine schlaflose Nacht hinter mir hatte, und davon, wie von dem frühen Aufbruch, den Aufregungen der Jagd, den vielen bunten Eindrücken und nicht zum wenigsten dem genossenen Kognak . . .“

„Nicht zum wenigsten!“ warf der Professor ein . . .

Schlehdens elegante Gestalt gab sich einen Ruck, und er sah mit Hohn auf den berühmten Mann herab.

„. . . in einem halbawachen Traumzustand versetzt worden;“ fuhr er fort, „daß die Zigeunerin gar nicht auf meinen Schwager gezeigt, sondern auf irgend jemanden in meiner Nähe, und daß nur ich mir die Bewegung in der Richtung auf jenen ergänzt, weil das Wort ‚Freund‘ mir den einen suggerieren mußte, der mein Freund war!“

„Sehr richtig!“

„Sehr richtig! Wenn ich nur nicht in mir die unumstößliche Gewißheit hätte, daß dies alles nur haltlose Gegenreden meines modernen Bewußtseins sind, und daß die Sache sich so verhält, wie ich sie Ihnen erzählt habe. Ein Jahr später hörte ich, daß ein österreichischer Sportsmann auf der Jagd in Afrika ertrunken sei. Erst achtete ich nicht darauf, und auch den Namen erkannte ich nicht wieder: erst auf dem Heimweg kam mir ganz deutlich die Erinnerung, daß es der Name des jungen Mannes war, der die erste Prophezeiung erhalten hatte.“

„So? Erst auf dem Heimweg?“

„Zufall, sagte ich mir; es gibt viele Herren dieses Namens in Osterreich, und alle sind Jäger. Darum schrieb ich an unsern Freund in Ungarn und erhielt die Antwort, daß zwei Herren dieses Namens regelmäßig in der Gegend gejagt hätten; ob einer von ihnen und welcher, ob beide gerade an jener Jagd teilgenommen, könnte er, der nicht Jagdherr, sondern selbst mit eingeladen gewesen, sich nicht erinnern. Unwahrscheinlich sei es nicht.“

„Dieser Fall ist also nicht bewiesen“, sagte der Arzt.

„Mir scheint es doch, hinreichend“, erwiderte Schlehdn.

„Um Sie aufzuregen, gewiß.“

„Ich hätte mir die unumstößlichen Beweise verschaffen können, aber ich wollte nicht. Begreifen Sie das?“

„Vollkommen. Bitte, erzählen Sie weiter.“

„Nun gestern haben Sie sicherlich auch in der Zeitung gelesen, daß der Oberleutnant von Hutten eine kaiserliche Prinzessin geheiratet hat. Er war der zweite.“

Der Professor stellte noch einige Fragen, dann sagte er: „Damals haben Sie recht gehabt, als Sie einsahen, daß Sie die Sache selbst kombiniert haben.“

„Und die immer neu eintreffenden Ereignisse, die Tatsachen, der Name, das Datum, das auf den Tag stimmt?“

„Ja, das ist eben Ihre Krankheit, daß Sie das glauben. Solche Zusammenhänge gibt es nicht, oder zum mindesten sie sind unbeweislich, und es läßt sich mit den angeführten Fällen nichts anfangen; auch mit dem Ihren nicht. Irgendein kleiner Umstand wird immer zu den Ereignissen hinzuergänzt und auf diesen kleinen Umstand kommt es an; und der scheinbare Zusammenhang ist immer ein post hoc, nicht ein propter hoc. Ich werde den sonderbaren Zufall in Ihrem zweiten Falle nicht leugnen, — ich wiederhole, den sonderbaren Zufall, nichts weiter, — wenn Sie mir den Zettel schaffen, den der Oberleutnant von Hutten damals in die Tasche gesteckt. Sonst erlauben Sie mir, an Ihren Daten zu zweifeln. Ich habe es in schweren Prozessen erlebt, daß Daten, die von Ehrenmännern im besten Glauben beschworen wurden, nicht stimmten!“

„Auf diese Weise kann man an allem zweifeln!“ rief Schleyden heftig.

„Das muß man auch, lieber Baron“, sagte der Arzt gelassen.

„Ich besitze selbst noch einen alten unabgeschickten Brief von jenem Jagdtag und konnte daher das Datum feststellen. Aber wenn es auch nicht völlig gestimmt hätte, die Prophezeiung wäre meiner Meinung nach doch eingetroffen. Und es ist für mich keine Beruhigung, wenn ich durch meinen Schwager erschossen werde, — wie er es vor wenigen Tagen beinahe getan hätte — und Sie es nachher für einen dritten Zufall erklären!“

„Erlauben Sie mir, das als einen Fehlschluß zu bezeichnen, weil die Prämisse falsch ist. Sie sind nervenkrank: ob die Zwangsvorstellung, unter der Sie leiden, die Ursache ist, als Suggestion, und das Ganze eine Folge des erlittenen Choks, oder ob eine Disposition vorhanden war, will ich jetzt nicht entscheiden.“

Er lud ihn ein, ihn in seiner Sprechstunde aufzusuchen, und empfahl sich.

Schleyden ging hin, obwohl er bereits wußte, daß der Arzt ihm nicht helfen konnte. Die Tatsachen standen zu starr und erschreckend vor seinen Augen, als daß die Zweifel des andern, die ihm billig schienen, ihn hätten beruhigen können. Eine Zeitlang folgte er seinen Anordnungen, dann gab er sie höhnlachend

auf, da sie keinen Erfolg hatten. Statt dessen begann er Bücher zu lesen, die sich mit diesen Zwielfichterscheinungen unserer Erfahrung beschäftigten, und mit Leuten zu verkehren, die das gleiche thaten. Einer dieser Adepten sagte ihm, daß auch jene, die ein zweites Gesicht besäßen, immer nur trübe und ungefähr durch den Schleier der Zukunft blicken könnten: daß sein Schwager beinahe auf ihn geschossen, könnte sehr wohl bereits die Erfüllung der Prophezeiung sein; denn eine wirkliche Feindseligkeit, die aus dem Wesen des andern ströme und ihn verfolge, bestünde ja nicht, sie müßte denn aus einer früheren Existenz herrühren.

Dieser Gedanke erregte ihn sehr, und er war bald überzeugt, daß es sich so verhalten müsse. In Träumen sah er den Schwager sonderbar verändert als seinen Feind: einmal saß er im Theater und wußte, Botho sitze in einer Loge als der Hofmarschall, der ihm übelwollte, und alles verhinderte; was er verhindert hatte, wußte er am andern Morgen nicht mehr. Ein andermal begegnete ihm Strachwitz als Jäger im selben Urwald in Ungarn, in dem das Unheil seinen Anfang genommen hatte, auch diesmal in veränderter unbekannter Tracht, und verworrene und unangenehme Dinge ereigneten sich zwischen ihnen, die er sich wiederum am andern Morgen nicht mehr deutlich ins Bewußtsein rufen konnte, nur die Feindseligkeit des Erlebnisses und der Stimmung war geblieben und machte ihm das Erwachen und den Tag bitter. Er war überzeugt, daß diese Träume Erinnerungen aus jenen früheren Existenzen waren.

Zu seiner Schwester kam er nie mehr und lehnte Bothos Besuche mit der Begründung ab, er sei ein Mensch geworden, der der Einsamkeit bedürfe, der Freund möge seiner als eines jungen Mannes gedenken, den er einst lieb gehabt, und der nicht mehr da sei. Alle Versuche, ihn aufzurütteln, waren vergeblich. Er ließ sich in eine Provinzstadt versetzen und lebte seinem Amt, seinen Büchern und seinen Spaziergängen mit starrer Regelmäßigkeit.

Einmal wurde ihm ein Besuch gemeldet, und in sein Empfangszimmer tretend, sah er seinen Schwager vor sich. Durch den Tod des alten Herrn von Schleyden waren geschäftliche Auseinandersetzungen nötig geworden, denen Erich sich bisher stets entzogen hatte, und Strachwitz, der sich in Schwierigkeiten befand, war kurzerhand zu ihm gefahren. Dieser unerwartete

Besuch versetzte Schleyden in eine peinliche Verlegenheit, und er ersuchte den überraschten Grafen, dies nicht wieder zu tun.

Strachwitz beherrschte sich und setzte ihm auseinander, was er vorhatte. Aber Schleyden sah in den finanziellen Plänen seines Schwagers eine Gefahr nicht nur für sich, sondern auch für seine Schwester und deren Kinder, in deren Angelegenheiten er mit der gleichen Gewissenhaftigkeit verfahren wollte, die er sonst als Vormundschaftsrichter zu beobachten pflegte, und er verweigerte seine Zustimmung. Wie jeder Bedrängte, der einen Ausweg sieht, war der Graf freudig hergereist; seine Pläne hielt er für völlig sicher, und schon durch die ersten Worte des Schwagers gereizt, wurde er nun durch dessen Weigerung heftig erbittert und warf ihm in schonungslosen Worten vor, daß er ihrer aller Liebe schlecht vergelte, und daß seine Krankheit nur Egoismus sei. Erich wurde sehr bleich und still und bat ihn inständigst, zu schweigen und zu gehen, und er entfernte sich ernstlich beleidigt. Von da an schrieben sie einander auch nicht mehr.

Jahre vergingen in dieser düstern Weise, als Schleyden einen Brief seiner Schwester erhielt: ihr Gatte sei bei einem Spazierritt auf glattestem Weg mit dem Pferde gestürzt, er könne sich kaum erklären wie, und liege an inneren Verletzungen rettungslos krank: ihrer beider, vornehmlich aber des Sterbenden dringender Wunsch sei es, daß er und Schleyden sich noch einmal sprechen sollten. Erich antwortete, daß er telegraphisch um Urlaub einkommen werde; aber er zögerte und zögerte, dies zu tun, durch eine unbefieglige Angst gehindert, bis am vierten Tag die Nachricht vom Tode seines Schwagers eintraf: da erst führte er seinen Vorsatz wirklich aus und reiste sogleich ab.

Tiefstes Mitleid mit dem Toten und mit seiner Schwester, und ein Gefühl der unerwartetsten Befreiung mischten sich in ihm mit dem Schmerz und der Wut über ein Leben, das er durch eine Kette von Torheit und Zufall hatte zerstören lassen, das so fröhlich begonnen hatte und durch einen Schritt in falscher Richtung zum Verdorren gebracht worden war.

„Arme, arme Maria!“ sagte er, als er die blasse, vom Weinen vernichtete Schwester sah. „Er hat so sehr nach dir verlangt“, klagte sie. Erschüttert schloß er sie in seine Arme und versprach ihr, wenn er bisher kein Bruder für sie gewesen

sei, wolle er es hinfort doppelt sein und sich ganz ihr und ihren Kindern widmen.

Er schied aus dem Amt und übersiedelte, sobald es irgend anging, auf das Gut. Traurig-friedlich vergingen ihre Tage; nur die Kinder lösten sich, wie es ihrem Alter eigen war, bald von dem unverstandenen Schmerz, und die Mutter folgte ihren Spielen halb mit Lächeln, halb mit Tränen. Mit den Kindern verbrachte Erich einen großen Teil des Tages, die Abende lesend oder Karten spielend mit der Schwester.

Eines Tages vermißte er Angelgeräte für den ältesten Knaben: „die müßten in einem alten Schrank ihres Mannes im oberen Saal neben Erichs Zimmer sein“, sagte die Gräfin. Erich und die Kinder eilten ins obere Stockwerk und kamen mit allerlei Geräten und Waffen beladen wieder herunter. Der Knabe ergriff eine Pistole.

„Laß dies!“ sagte Erich, „sie kann geladen sein.“

„Das ist ganz unmöglich,“ sagte die Gräfin, „daß mein Mann, der so vorsichtig war, eine geladene Waffe in einem unversperrten Schrank aufbewahrt hätte.“

In diesem Augenblick ging der Schuß los und die Kugel schlug dicht neben Erich in das klirrende Glas der Fensterscheibe und draußen in die Baumgipfel.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus und riß das weinende Kind an sich, dann sah sie nach ihrem Bruder. Er war völlig unverletzt, aber leichenblau und zitterte. Es sei nichts, sagte er und ging schweigend hinaus.

Die Erkenntnis stand in ihm fest: der Tote, der sein Schicksal bedeutete, hatte nach ihm gezielt und ihn gefehlt. Er schloß diese Nacht nicht; er wollte aus dem Hause fliehen, aber seine Angstzustände hatten ihn ja auch an andern Orten nicht ruhen lassen. Ein einziger Gedanke wuchs riesengroß. In den schlaflosen Nächten hatte er Erscheinungen, und einmal hörte die erschrockene Frau, wie ihr Bruder oben schrie, hörte jemanden über den Gang eilen, einen Körper fallen, und als sie mehr tot als lebendig hinaufkam, sah sie ihn völlig angekleidet auf dem Boden liegen, eine Waffe in den Händen.

„Ich bin krank, sehr krank,“ sagte er, „so krank, daß mir nicht mehr zu helfen ist. Was es ist, weiß ich nicht. Aber ich werde ja irrsinnig!“ schrie er plötzlich. Dann ging er rasch an

seinen Nachttisch, goß aus einem Fläschchen etwas in ein Glas und trank.

„Gute Nacht, Liebe“, sagte er. „Nun wird es besser“, und beide gingen schlafen.

Die Schwester hatte Angst, ihn bei den Kindern zu wissen, Angst, ihn fortzulassen. Des Nachts sperrte er sich ein, verschloß selbst die Läden, und mit einem sonderbaren Gefühl bemerkte die Frau, daß er ein Bild ihres Gatten in dem Salon, den er durchschreiten mußte, um in sein Zimmer zu kommen, gegen die Wand gekehrt hatte. Das Gehen bei Nacht über ihr nahm kein Ende und das Erwachen unter Angstschreien kam immer wieder.

Endlich reiste er ab, um denselben Arzt zu befragen, bei dem er einst gewesen, aber er kam alsbald mit Hohnworten für den Überflugen zurück. Er war zum Erschrecken mager und in solcher Erregung, daß die Schwester ihm zitternd sagte, daß er der Kinder wegen nicht bleiben könnte. Aber er sagte, er bleibe auf keinen Fall, er sei nur gekommen, um gewisse Schriftstücke zu finden, die ihr Mann für ihn hinterlassen haben mußte. Sie wußte von solchen Schriftstücken nichts; und es begann ein peinliches Suchen in allen Winkeln und Ecken des Hauses, bei Tag und bei Nacht, denn er mußte die Schriften haben; mit Lampen und Kerzen, so daß sie vor Feuergefahr zu zittern begann, ein Kramen und Lesen in Papieren, die nie die richtigen waren. Endlich begann der gespenstische Mann, der oben in dem Zimmer saß, selbst zu schreiben, ein Manuskript, das er vielfach versiegelte und dessen Eröffnung er verbot.

Die gequälte Frau begann daran zu denken, daß sie den Bruder in eine Anstalt schicken mußte. Aber es war, als erriete er ihren Gedanken, denn er sagte: „Übermorgen bist du mich ohnedies los.“

Sie wußte nicht, wie sie diese Worte auslegen sollte, und in der Nacht vor dem übernächsten Tage schritt sie in ihrem langen schwarzen Kleide voll Angst in das Zimmer ihres Bruders. Sie hörte ihn drinnen auf und abgehen und mit sich selbst sprechen und lauschte. Aber sie merkte, er sprach nicht mit sich, er sprach mit jemand anderem, mit irgend jemandem, der nicht da war . . . sie hörte ihn bitter lachen und zornig schreien. Sie legte die Hand auf die Klinke und öffnete ein wenig, aber

der Mut versagte ihr und ihr Blut erstarrte, als sie deutlich hörte, daß der, mit dem er sprach, ihr Gatte war . . . Und er sprach in regelmäßigen Pausen und Absätzen, und schien eine Gegenrede zu hören, der er erwiderte. Dann schrie er wieder und schlug mit der Hand auf den Tisch; dann redete er ganz leise, legte den Kopf in die Hände und weinte. „Botho“, jammerte er, „Botho, bei unserer alten Freundschaft . . .“ Sie flog in ihr Zimmer zurück, warf sich in die Kissen und hielt sich die Ohren zu, um kein Geräusch von oben zu hören.

Am andern Tage fand sie ihren Bruder tot im Bett.

Der Pfarrer von Sarvechs

Man hatte mich davor gewarnt, den Weg übers Röllgebirge zu nehmen; ich würde Kassalp nicht vor tiefer Nacht erreichen und im Dunkeln sei der Weg gefährlich; ich sollte dann lieber in Sarvechs bleiben, wo ich beim Pfarrer Unterkunft finden würde.

Als es sechs Uhr Abend wurde und ich noch nicht in Sarvechs war, sah ich, daß die Warner Recht behalten würden. Selten hatte ich eine so rauhe und öde Gegend gesehen. Die schmale gelbliche steinige Straße führte an einem Abgrund hin, und auf der andern Seite war nur hie und da mit Föhren bewachsener Abhang, sonst starre Felswand. Seit Stunden war ich keinem Menschen begegnet. Über mir zog schweres dunkles Gewölk herab, und jetzt machte der Weg eine Strecke vor mir eine Biegung, so daß ich nur Wolken und Nebel sah und die Welt zu Ende schien. Da hörte ich einen Ton und ein Rasseln; ein Ochsenwagen kam um die Ecke und mir entgegen; es schien, als könnte ich nur in den Abgrund oder in die Wand ausweichen. Ich eilte zurück und abwärts, bis der Fels eine Art Nische bot, in die ich mich pressen und das Gefährt vorbeilassen konnte. Es war ein gedeckter Leiterwagen, auf dem Möbel mit Stricken festgebunden waren. Der Kutscher kam hinter ihm her und sah mich erstaunt an; einige Schritte weiter kam eine Frau gegangen, hager, knochig, mit einem braunen Gesicht, das wie aus Holz geschnitten schien und, obgleich es nicht jung war und nichts weiches hatte, dennoch nicht unschön war. Auch sie sah mich mit Erstaunen, aber sie erwiderte doch meinen Gruß, und als ich fragte, wie weit es noch bis Sarvechs sei, sagte sie, daß ich bei der nächsten Biegung die Kirche und die Häuser sehen würde. Ich fragte nun nach dem Pfarrer und ob ich bei ihm wohl Nachtquartier finden könnte?

„Der Pfarrer? Da fährt seine Einrichtung zu Thal!“ antwortete sie, auf den Wagen weisend.

Mein Gesicht wurde wohl betroffen. „Aber geht nur immer zu ihm“, fuhr sie fort. „Er wird Euch schon beraten; er tut es; und Raum hat er mehr als je.“

Sie lachte; aber dieses Lachen hatte etwas Trauriges. Sie senkte den Kopf und sah vor sich hin; dann, indem sie mit einer eckigen, aber wieder nicht unschönen Handbewegung sich zurückwendend mir den Weg wies, eilte sie dem Wagen nach.

Ich stand am Abgrund allein, über mir das dunkle Gewölk und die starrende Felswand.

Aber als die Straße ihre nächste Biegung machte, erweiterte sich das Thal; der Bergabhang wich in einer Art steiler Mulde zurück, und ich sah da und dort die kleinen Häuser an die dunkle Wand geklebt, und auf einem Vorsprung, gleichsam gefährlich über die Tiefe hinausragend, die weiße Kirche.

Steile schmale Wege und Treppen führten rechts und links von der Straße zu den Häuschen aus weißem Kalk und dunklem Holz, die von armseligen Gärten umgeben waren. Aber kein Mensch war zu sehen, kein Kind; nur ein Huhn lief über einen der kleinen Wege und verschwand mit leisem Glucksen. Ich ging auf die Kirche zu, da ich damit auch in die Nähe des Pfarrhofs zu kommen dachte.

Zwei oder drei Stufen führten mich durch eine offenstehende hölzerne Gittertüre auf den kleinen Friedhof, in dem die Toten hoch über dem Thalgrund lagen. Die Kirchentür war geschlossen. Da ich um die Kirche herumging, sah ich auf der andern Seite einen Mann stehen, der einen Spaten in der Hand hielt und Scholle um Scholle umdrehte. Jetzt hielt er in dieser Arbeit, die ohne Sinn schien, inne und sah in das ungeheure Nebelmeer über dem Thal hinaus. Als ich mich bewegte und er meine Schritte hörte, wendete er sich rasch um. Er war mittelgroß, sehr blaß, mit einem dünnen dunkelblonden Bart; er mochte an vierzig Jahre alt sein; stille blaue Augen sahen mich durch eine Brille an. Noch während ich die Frage nach dem Pfarrer aussprach, wußte ich, daß ich vor ihm stand.

„Ich bin der Pfarrer“, antwortete er.

Ich sagte ihm, daß ich von Sinthalen heraufgekommen und Kassalp nicht mehr erreichen könnte, und fragte, ob ich, wenn es ihn nicht zu sehr belästigte, bei ihm übernachten könnte.

Er sah mich aufmerksam an und dachte einen Augenblick nach. „Mein Haus ist zwar teilweise ausgeräumt,“ sagte er, „und nicht sehr in Ordnung, aber wenn Sie vorliebnehmen, werden Sie schon eine Schlafgelegenheit finden.“

Er stellte den Spaten beiseite, und wir gingen. Mit beinahe weltmännischer Höflichkeit trat er zurück, indem er mir den Vortritt durch die Friedhofstür auf die Straße ließ.

Wir gingen einen der schmalen Wege aufwärts. Jetzt sah ich Zeichen von Leben. Da und dort waren kleine Fenster erleuchtet; Hunde bellten; aus einem Stall meckerten Ziegen. Nach wenigen Schritten kamen wir zu einem einfachen nicht großen, aber freundlichen weißgetünchten Haus. Es lag im letzten Tageslicht.

Ich folgte meinem Wirt die Treppen hinauf. Durch halb offene Türen sah ich auf der einen Seite des Ganges in zwei fast leere Zimmer; an der einen Wand stand noch ein Sofa. „Hier werden wir Ihnen das Lager bereiten“, sagte er und trug einen schönen geschnittenen Stuhl herein. Ich war froh, den schweren Rucksack ablegen zu können, und half ihm dann, als er schweigend noch einen Tisch und sonst das Nötigste aus andern Räumen herüberschaffte. Jedes Stück war einfach, aber von auffallend guten Formen.

Es war indessen rasch dunkel geworden. Sowie ich allein war, trat ich auf den kleinen hölzernen Balkon, erfüllt von jenem freudigen Gefühl gesteigerten Lebens, das man in der reinen Luft der Höhen, wenn man des Abends angelangt ist, so stark empfindet.

An der riesigen Wand gegenüber funkelten einige ferne kleine Lichter auf. Hinter mir im Zimmer schollen Schritte, und ich trat durch die Türe. „Sie werden hungrig sein“, sagte der Pfarrer, „und wir müssen an Speise und Trank denken. Ich bin heute . . . allein. Auch die Magd ist fort. Und der Knecht wird wohl erst morgen zurückkommen . . .“ Er schien sich entschuldigen zu wollen.

Ich holte Vorräte aus meinem Rucksack und folgte ihm in die sauber gehaltene Küche. Während wir Eier kochten und Brot schnitten, wurde an die Türe gepocht. Der Pfarrer sah nach, und ich hörte ihn mit einer Frau sprechen. Es klang nicht wie ein gewöhnliches gleichgültiges Gespräch; irgendwie fiel der

Ton mir auf, obwohl ich die Worte nicht verstehen konnte. Die Stimmen wurden leiser; jemand ging; und der Pfarrer kam ernst zurück. Eine Weile später kam ein barfüßiges Mädchen und brachte einen irdenen Topf mit Milch, den sie auf den Küchentisch stellte. Was mir auffiel, war die Innigkeit der Bewegung und der angstvoll gespannte Ausdruck, mit dem sie auf den Pfarrer blickte, ehe sie wieder fortging.

In seinem Zimmer, in dem wir aßen, sah ich seine alte Schränke und schöne Bücher; dazwischen hingen vortreffliche große Radierungen in dunkeln Holzrahmen, Bilder aus einer belebten Stadt; in bunten Gefäßen standen Blumen; sauber und in zierlicher Ordnung lagen die kleinsten Dinge; in diesen Räumen war eine Frauenhand tätig gewesen. Unauffällig suchte und fand ich einen Trauring an des Pfarrers Hand.

Indessen füllte er mir das Glas und bot mir von den Speisen an, freundlich, aber mit einer gewissen Hast und einem Zwang in seinem Tun, die mir bereits aufgefallen waren. Und seine Gedanken wanderten im Gespräch, so daß er nicht immer gleich auf mich hörte, obwohl er sich sichtlich zu beherrschen suchte. Erst als es sich ergab, daß wir, wenn auch zu sehr verschiedener Zeit, an der gleichen Universität studiert hatten, erkundigte er sich mit etwas regerem Interesse nach Personen und Orten, die wir beide gekannt hatten.

Unten ging die Haustüre; schwere Schritte kamen die Treppe herauf; der Pfarrer erhob sich mit unruhigem, betroffenen Ausdruck. Ein langer Knecht mit einem ernstesten männlichen Gesicht, blondem Schnurrbart und ruhigen blauen Augen trat guten Abend wünschend ein.

„Wie, du bist schon da, Josef?“ fragte der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer. Die Frau Pfarrerin läßt auch noch vielmals grüßen und schickt das . . .“; er legte ein kleines zierlich gebundenes Päckchen und ein paar Alpenblumen auf den Tisch. „Und die Perpetua kommt morgen zurück.“

Rot und blaß wurde das Gesicht meines Wirts, und so hilflos und betroffen sah er nach mir, daß ich, da ich nicht wußte, was ich sagen sollte, die Augen abwendete. Als ich eine Minute später aufsaß, hatte er sich bereits gefast. „Es ist gut, Josef,“ sagte er, „nimm dir unten zu essen.“

Der Knecht ging schweren Schritts, der Pfarrer seufzte und setzte sich wieder. Wir rauchten beide; er sprach jetzt kaum und ich noch weniger. Mir kamen mancherlei Gedanken; da ich vermutete, daß er lieber allein gewesen wäre, stand ich auf, um schlafen zu gehen. Trotz meiner Versicherung, daß ich keine Hilfe brauchte, leuchtete er mir und trug selbst noch ein Glas frischen Wassers in mein Zimmer und verließ mich, mir eine gute Ruhe wünschend.

Eine zitternde Stille lag in der kühlen weiten Luft vor den offenen Fenstern und der Balkontüre; in mir war das Gefühl der Weite und Tiefe des Tals, über dem ich mich befand.

Ich war nicht sehr müde, das eben Erlebte gab mir zu denken, und ich konnte lange nicht einschlafen. Um Mitternacht, die Glocke vom nahen Kirchturm läutete in mein Fenster, erwachte ich wieder. Als der letzte Schlag verhallt war, hörte ich Geräusch im Hause. Jemand ging hin und her, eine Türe wurde leise geöffnet und geschlossen. Dann sprach jemand, aber nicht in natürlichem Ton. Eine Unruhe ward in mir, ich erhob mich; leise öffnete ich meine Türe. Da begriff ich: der Pfarrer las laut oder betete; er las Bibelverse. Jetzt brach er ab, und ein anderer Ton drang herüber, der mich betroffen machte. Der Mann weinte.

Obgleich ich meine Türe sehr leise schloß, mußte er es gehört haben, denn es trat eine vollkommene Stille ein. Und nun hatte ich, von Gedanken hingenommen, das Unglück, im Dunkeln den Stuhl umzustößen, wodurch auch eine Menge von Dingen, die ich darauf gelegt hatte, zur Erde fielen, und ich zunächst kein Licht machen konnte, weil Kerze und Streichhölzer irgendwo auf dem Boden lagen.

Es klopfte, und der Pfarrer fragte, was geschehen sei. Er brachte Licht und half mir. „Ich habe Sie wohl gestört,“ sagte er, „verzeihen Sie mir . . . Es ist eine schlimme Nacht für mich . . .“

Bei dem geringen Licht der Kerze stand er vor mir, mit verstörtem und doch mildem Ausdruck, und das Gefühl der Einsamkeit, in der er hier oben lebte, ergriff mich. Mir war, als brauchte, als suchte er jemand. „Wollen wir nicht noch eins zusammen rauchen oder trinken?“ fragte ich.

Er nickte nur. Ich folgte ihm in sein Zimmer, wir saßen eine Weile schweigend vor den schönen Schränken und Büchern; dann sagte er: „Sie haben mich an einem schweren, vielleicht dem schwersten Tage meines Lebens getroffen. Und ich möchte zu jemandem davon sprechen können. Vor Gott muß ich selber mich rechtfertigen; von Ihnen möchte ich hören, wie ein Mensch darüber denkt, der von der Welt weiß; denn die Guten hier um mich können es ja nicht erkennen . . . Und Sie gehen vorüber und kommen nicht wieder . . . und was Sie hören, hören Sie als ein Fremder, und doch, das fühle ich, nicht ohne Theilnahme.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort.

„Immer scheint es im Leben, als ob alles auch anders sein könnte, und muß doch unwiderruslich so sein, wie es ist. Als ich ein Kind war, schien alles wahrscheinlicher, als daß ich heute, ein einsamer Pfarrer im Gebirge, hier sitzen würde, mit meinem Schicksal hadern, oder doch mich unter ihm krümmend.

Ich bin in einem stattlichen Hause aufgewachsen, das meinem Vater gehörte, in einer stillen Straße einer großen lauten Stadt. Meine Mutter ist früh gestorben und, ich glaube, mein Vater . . . aber davon will ich nicht reden. Eine Tante, die mich verwöhnte und mir das Leben fernhielt, führte ihm das Haus. Ich erzähle Ihnen von all den kleinen und großen Ereignissen, die das Gespinnst des Lebens ziehen, nur diejenigen, die zu dem hinführen, was heute über mich hereingebrochen ist. Es kam, daß ich dem Stande meines Vaters folgte, der Rechtsanwalt war und wohl der erste der Stadt, obschon ich keinen besonderen Beruf dazu fühlte. Ich ließ mich meinen Weg führen oder gleiten, wie die meisten Menschen.

Ich war unscheinbar neben meinem Vater, der eine glänzende Persönlichkeit war, und ich glaube, daß ihn dies im Grunde verdross; er hatte es anders gewünscht und gehofft. Die meisten meiner Altersgenossen übertrafen mich in mannigfachen Gaben und vor allem in der Gewandtheit des Umgangs. Ich zog mich nicht zurück; der Verkehr zwischen den guten Familien war ein streng geregelter, der sich gleichsam selbstverständlich abspielte; aber ich fühlte mich unter andern nicht wohl, und am wenigsten in der Gesellschaft junger Mädchen und Frauen, so sehr sie mich natürlicherweise anzogen. Je schöner sie waren, desto mehr schüchtern sie mich ein, und ich kam oft in großer Beschämung

nach Hause, weil ich meine Empfindung und Haltung nicht meistern konnte.

In unserem Kreise war ein Mädchen, etwa acht Jahre jünger als ich, und als sie noch ein Kind gewesen, hatte ich mich oft freundlich mit ihr beschäftigt, da ich vor einem Kinde nicht schüchtern war. Sie war dann in einem Pensionat gewesen, und als ich sie wiedersah, war sie erwachsen und eine strahlende Schönheit geworden. Sie hatte die stolze, sichere Haltung, die schön gewählte Kleidung, die Anmut in Sprache und Bewegung, die mich einschüchterten. Ich sah wohl, daß es junge Männer gab, die ähnliche Eigenschaften in unserem Geschlecht widerspiegeln und ihr mit kühner Bewunderung entgegen traten; ich sah es, begriff es und wußte, daß solche Eigenschaften mir vollkommen fehlten, und ich, wie sehr ich es wünschen mochte, sie mir nie aneignen würde. So trat ich zurück, während sie auf allen Bällen glänzte, die Offiziere sie umschwärmten, berühmte Männer, die in die Stadt kamen, sich ihr vorstellen ließen. Sie aber war mir irgendwie gut geblieben oder hatte doch eine Erinnerung an unsre Kinderfreundschaft bewahrt; in irgendeiner flüchtigen Regung, wie es schien, kam sie bisweilen aus ihren Triumphzügen auf mich zu, fragte mich, ob ich nicht auch einmal mit ihr tanzen wollte, und sprach vertraulicher mit mir, wenn wir allein waren. Aber das geschah selten genug. Wenn ihre glänzenden Bewunderer um sie waren, verstummte ich oder hielt mich fern.

Diese jungen Leute, die ihre Kleider besser zu tragen und kühner und sicherer zu reden wußten als ich, hatten eine Freude daran, mich in Verlegenheit zu bringen. Da war besonders einer, schlank, mit einem Spitzbart und feinen klugen Zügen, den ich eigentlich bewunderte, der mich eines Abends witzig verspottete, indem er auf meine einfachen Reden die ungereimtesten Antworten gab; es war Schaum und Spiel in Worten, die ich längst vergessen, während ich den hellen Saal, die Lichter und Vorhänge und die Gesichter noch vor mir sehe; die Ruhe, mit der er das tollste Zeug vorbrachte, wirkte so, daß, während ich immer verwirrter wurde, zuletzt alle, auch das schöne Mädchen, obgleich sie und einige der andern sich zu beherrschen versuchten, in helles Gelächter ausbrachen.

Eine Weile später saß ich allein in einem andern Raum mit nicht sehr frohen Gedanken, als sie zufällig vorüberkam, dann aber stehen blieb und auf mich zutrat, als ob sie mir etwas sagen wollte. Da ich aufstand, zögerte sie einen Augenblick und fragte dann unvermittelt: „Warum lassen Sie sich das gefallen?“

Ich antwortete, daß ich dem völlig Willkürlichen gegenüber nichts zu sagen wüßte, daß mir ein rasches Erwidern im Redespiel nicht gegeben sei, daß es mich aber im Innern ganz unbeirrt lasse.

„Ja“, sagte sie, und ihre Augen leuchteten.

Sie ließ mir zu einer weiteren Antwort nicht Zeit, es trat wohl auch im Augenblick jemand ein, und unser Gespräch war zu Ende. Aber an diesem Abend war ein sehr frohes Gefühl in mir.

Die Mutter meiner Freundin — habe ich Ihnen gesagt, daß sie Gabriele hieß? — besaß eine Villa unweit der Stadt. Im folgenden Sommer mietete mein Vater in dem gleichen Thal eine Sommerwohnung, so daß ich öfter mit ihr zusammen-treffen mußte. Eines Sonnabends — an diesem Tage wurde unser Bureau um ein Uhr mittags geschlossen — kam ich allein aus der Stadt; mein Vater war aus irgend einem Grunde nicht mitgekommen. Es war gegen zwei Uhr und drückend heiß. Als ich an dem kleinen, auf einer Anhöhe gelegenen Bahnhof den Zug verließ, fiel mir eine Bewegung der Leute auf und zugleich sah ich bereits, wie über dem Bahnhof ungeheure Flammen auf-schlugen. Da ich den Hügel hinabließ, sah ich, daß ein Haus, das unten jenseits der Straße lag und das einem reichen Bauern gehörte, in Feuer stand. Eine große Zahl von Menschen hatte sich angesammelt, Sommergäste, Einheimische und Durch-wandernde, die umherstanden und zusahen, aber kaum drei oder vier Leute beteiligten sich an den Löscharbeiten.

Ich warf die Jacke ab und half, Möbel und Habseligkeiten der Bewohner aus dem Hause schaffen; denn an ein Löschen des Feuers war mit unsern geringen Kräften um so weniger zu denken, als der Dachboden des Hauses bis zum Giebel mit Heu gefüllt war. Darum loderten die Flammen so ungeheuer auf, daß ich zuerst geglaubt hatte, der Bahnhof selbst brenne. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, und die Gefahr war, daß

Funken nach den anderen Häusern flogen; an den Dächern einiger kleinerer Sommerhäuschen in der Nähe begann es tatsächlich zu glimmen. Jammernde Leute, die darin wohnten, stürzten heraus, während wir Leitern ansetzten und die glühenden, da und dort anflackernden Schindeln herunterschlugen. Aber, so erstaunlich es war, niemand half, niemand griff zu, und die Feuerwehr aus dem nächsten Städtchen kam noch immer nicht. Da ich von dem niedern Dach, an dem ich arbeitete, nach Wasser rief, reichte mir jemand, der auf der Leiter hinter mir herauf gestiegen war, einen Eimer. Ich griff danach. „Schnell, noch einen!“ rief ich, ohne hinzusehen. „Ja, gleich!“ antwortete eine mir bekannte Stimme. Jetzt erst sah ich Gabriele, die in ihrem Sommerkleid, das sie ein wenig geschürzt hatte, rasch die Leiter hinabstieg. Eine Weile arbeiteten wir eifrig, einander anweisend, fort; aber das Schleppen der großen, wassergefüllten Eimer ward ihr schwer. „So helfen Sie mir doch!“ rief sie einem Manne zu, der rauchend da stand und zuschaute. Und sogleich legte er die Zigarre weg und griff mit an, und noch einer und ein anderer, eine Kette wurde gebildet, und das Wasser kam schnell.

Viele nahmen jetzt teil; aber nun tönten die Glocken und das Rasseln der Wagen, die Spritzen kamen; unsere Tätigkeit, die immerhin das Umsichgreifen des Feuers verhütet hatte, nahm ein Ende. Wir sahen übel aus; Gabrielens Schuhe und Strümpfe waren völlig durchnäßt und ihr helles Kleid hatte große häßliche Flecken. Ich fühlte jetzt erst, daß ich noch gar nicht zu Mittag gegessen und wilden Hunger hatte. Gabriele hatte schon vorher die Kinder aus dem großen Bauernhause, das völlig niederbrannte, in ihre Villa gebracht. Ich folgte ihr dahin, und während sie sich umkleidete, setzte ihre Mutter mir Speisen vor. Ich blieb bis zum späten Abend dort und war nie so froh gewesen. Wir waren in diesem Sommer noch oft freundschaftlich zusammen, bis der Herbst kam, und sie mit ihrer Mutter nach Italien reiste.

Kurz vor Weihnachten brachte jemand, der von der Riviera kam, die Nachricht, daß sie sich verlobt hatte, mit einem Manne, der einen glänzenden Namen trug. An dem Schmerz, der wie ein Stich mit einer glühenden Nadel mich durchdrang, erkannte ich, was ich bis dahin nicht gewußt oder mir nicht gestanden hatte.

Nie, nie hatte ich mir eingebildet, daß Gabriele mehr als eine flüchtige Freundschaft für mich empfinden könnte; dennoch fühlte ich, daß etwas aus meinem Leben für immer verloren ging. Das Weihnachtsfest war bitter und traurig für mich, um so mehr, als ich niemanden etwas merken lassen durfte, und die tiefe Qual, die mich völlig in mich selbst zurücksinken ließ, löste sich erst wieder, als eine andere wunderbare Veränderung eintrat, die die wichtigste in meinem Leben wurde.

Ich war ein frommes Kind gewesen; die ersten Kindergebete, erbauliche Bücher machten großen Eindruck, und unvergeßlich ist mir ein früher Kirchgang mit meiner Mutter, die gläubig war. Der hohe kahle düstere Raum mit einzelnen Lichtern, die Worte des Predigers, die ich nur halb begriff, das Singen der Gemeinde, der Orgelklang, alles bewegte mich unsagbar. Dann traten wir in die schneebedeckte Straße hinaus; vom grauen Winterhimmel hoben sich die dunkeln gotischen Pfeiler und Türme ab; — ich sehe alles noch wie heute, es war eine völlig veränderte, seltsame Feiertagswelt. Später wurde ich zweifelnd und zuletzt gleichgültig, wie es die Gebildeten heute zumeist sind.

In jener Zeit waren innere Kämpfe mancher Art in mir. Eines Abends war ich in einer großen Gesellschaft. Ich hatte allein im Bureau auf meinen Vater gewartet und sah ihn in sein Zimmer treten, das hell erleuchtet war, sah ihn Pelz und Stock ablegen und sah den damals schon weißhaarigen, aber immer noch schönen und glänzenden Mann, wie er mit verfallenem Gesicht in einen Stuhl sank; all seine Erfolge und seine Weltfreude fielen gleichsam von ihm ab, ich hörte ihn tief seufzen und er schob die Briefe und Akten, die für ihn bereit gelegt waren, mit einer Bewegung von sich, die einen unendlichen müden Ekel verriet. Im Augenblick, da ich eintrat, schien er ein anderer Mensch und hatte ein Scherzwort auf den Lippen. Er kleidete sich um, und wir fuhren zusammen nach dem Hause, in dem jene Gesellschaft gegeben wurde. Wir kamen in festliche Räume unter lächelnde Gesichter; mein Vater trat mit witzigen scherzenden Worten ein und wurde froh begrüßt. Ich aber wußte, wie wenig glücklich die Leute des Hauses waren, wie mühsam ihre Ehe zusammenhielt, von welchen bitteren Streitigkeiten die Zimmer am Tage erfüllt waren — in wieviel geheimes

Elend habe ich dadurch, daß ich im Bureau meines Vaters arbeitete, hineingesehen! Und die Lampen brannten, Blumen dufteten in feinen Glasgefäßen, Speisen wurden aufgetragen, die Diener mit weißen Handschuhen gingen auf leisen Teppichen . . . ich sah eine Larve neben der andern sitzen; und, was das schlimmste war, ich hatte das geistreiche, lebensfrohe Gesicht meines Vaters als Larve erkannt. Und wie ich darüber nachdachte, wußte ich mit Schrecken, daß auch mein Gesicht eine Larve war.

Am nächsten Tage ging ich durch die grauen winterlichen Straßen und sah eine magere, ganz alte Frau mit wachsgelber durchsichtiger Haut in dem kleinen Gesicht, dünngekleidet, frierend Streichhölzer feilbieten . . . auch ihr Gesicht, und ihre drei Worte beim Verkauf, immer noch eine Maske, hinter der sich Gott weiß welcher Jammer barg. Ich kam nach Hause und speiste mit meinem Vater; wir sprachen wenig, wir waren uns ja so unendlich fremde. Wir waren Masken für einander.

Ich ging in mein Zimmer, das nicht sehr groß war, mit einer alten, von meinen Großeltern geerbten Einrichtung; es hatte nur ein hohes Fenster, dessen dunkle Holzläden von innen zugeschlossen waren; nebenan war niemand. Ich saß völlig allein, wie in einer Zelle, und dachte. Ich sah alle Ziele und alles Treiben der Menschen wesenlos; ich sah die einen in Not, die andern in Reichtum, beide ein Scheinleben führend, weil sie sich losgelöst hatten von den hohen unirdischen Zielen, an die einst die Menschen geglaubt, und die ihrem Leben einen Sinn gegeben hatten, ob es elend oder glücklich war. Und ich dachte, wie arm die Menschheit dadurch geworden war, und daß es zuring, als ob Gott gestorben wäre.

Ich saß allein und sann; zuletzt nahm ich mein Tagebuch und begann die strömenden Gedanken hinzuschreiben. Stunde um Stunde verging, und es schienen wenige Minuten zu sein. Und es war, als ob ich nicht allein in meinem Zimmer gewesen wäre, und, der Pfarrer legte, sich ein wenig vorbeugend, die Hand auf meinen Arm „ich war auch nicht allein. Eine unirdische Gegenwart war um mich. Blikartig brausten alle Einwände des Zweifels und der Wissenschaft durch mein Hirn und lösten sich spielend in einer höheren Erkenntnis.

Ich weiß nicht, wie Sie denken. Ich will nicht disputieren und nichts begründen. Genug, daß ich jene Nacht erlebte, in der ich erkannte, daß es eine unirdische Gewißheit gibt. Ich nahm das Evangelium hervor, das ich so lange nicht gelesen hatte, und ich begriff seinen Sinn; ein Jubel ward in mir und fast weinend rief ich: „Jesus lebt und tröstet!“

Erst gegen Morgen ging ich zu Bett und schlief tief und lange und erwachte froh, gläubig und glücklich.

Wie es immer ist, fand ich Menschen, die meines Sinnes waren, entdeckte, wieviel Welten es nebeneinander gibt, die durch unsichtbare Wände getrennt, in dem selben Land, den selben Städten leben. Die Kirchen, die Schulen, die Menschen in den Straßen, alle Vorgänge unserer Zeit bekamen einen andern Sinn für mich. So kam es, daß ich meinen Beruf änderte. Der Verdruß meines Vaters, der Widerstand der Familie, das Staunen der Menschen ließen mich unbeirrt. Ich hatte zwei ältere Schwestern, die seit langem verheiratet waren; der Gatte der einen war Jurist; er trat an meiner Stelle in das Bureau meines Vaters ein und zog mit meiner Schwester zu ihm.

Als ich meine theologischen Studien beendet hatte, wurde ich Hilfspfarrer in einem kleinen Ort in unserm Lande; es war ein Fabriksort mit einer Arbeiterbevölkerung, es war nicht leicht dort und viel Widerstand, aber ich tat mein Möglichstes. Als meine Zeit um war, erfuhr ich von dem Kirchlein in Sarvechs im Gebirge, wo eine gläubige Gemeinde einfacher Menschen wohnte, denen ein guter alter Pfarrer gestorben war, und ich hörte, daß nicht gerne jemand in diese Einöde ging. Da war mein Beruf und meine Pflicht mir klar. Ich predigte hier, die Gemeinde wählte mich und das Konsistorium gab seine Zustimmung. Es waren, da ich außer Landes ging, mancherlei Förmlichkeiten zu erledigen; das dauerte ziemlich lange, und ich wohnte inzwischen wieder in unserm Hause.

Wir saßen eines Morgens am Frühstückstisch; mein Vater, der sehr alt geworden war, las die Zeitung, die er mit zitternden Händen hielt; ich plauderte mit meiner Schwester, die mir erzählte, daß am Tage vorher in einer Gesellschaft von mir die Rede gewesen und eine Dame mich sehr warm verteidigt und gelobt hätte. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es Gabriele war, die gesagt hatte, sie begreife mich sehr gut, ich sei der einzige,

der seinen eigenen Weg ginge und etwas Ungewöhnliches zu tun imstande wäre. Ich hörte noch, daß sie wieder in der Stadt lebte, dann unterbrach eine Frage meines Vaters das Gespräch und gab ihm eine andere Richtung. Ich hatte mich stets gehütet, von ihr zu sprechen, und mir jeden Gedanken an sie versagt, und fragte auch jetzt nicht weiter.

Wenige Tage später stand ich im Haus einer Familie, die mit der unsern weitläufig verwandt war, ihr gegenüber. Sie begrüßte mich mit großer Freude, zog mich in eine Ecke und wollte viel von mir wissen. Sie war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, voller und weiblicher und vielleicht ernster geworden. Sie trug ein dunkles Seidenkleid, die blonden Flechten ihres Haares hochgesteckt, so daß sie noch weit damenhafter erschien als einst. Zuletzt begann auch ich zu fragen. Da ich sie als Fräulein anzusprechen gehört, wußte ich, daß sie nicht geheiratet hatte. „Ich habe auch manches erlebt“ sagte sie.

„Sie waren verlobt?“ entfuhr es mir fast unwillkürlich.

„Ja,“ erwiderte sie, „aber das ist eine lange Geschichte.“ Sie sah mich sehr aufmerksam an. „Wir müssen noch viel miteinander sprechen“, bemerkte sie, da andere hinzukamen und wir getrennt wurden.

Wir trafen uns sehr bald wieder, da sie es zu wollen schien. Wir sprachen von unserem Leben mit jenem Vertrauen, das die Worte merkwürdig bedeutungsschwer macht. Und es kam dahin, daß obwohl mir schwindelte, als ob ich auf unserem kleinen Friedhof hier mich über den Abgrund beugte und hinabstürzen müßte, ich die entscheidende Frage an sie stellte, und daß wir uns verlobten.

Ich bin nur ein Mensch. Ich suchte die trunkene Seligkeit in mir, daß ich wider alle Hoffnung solch einen Preis errungen hatte, zu bändigen. Sie hat mir später gesagt, sie sei mir immer gut gewesen, die scheue Sehnsucht, mit der ich nach ihr gesehen, — ich wußte das nicht — habe es wohl bewirkt; aber ich hätte mich stets zurückgezogen, und sie hätte sich doch nicht erklären können; auch sei es weniger eine Leidenschaft als eine stille stetige Zuneigung gewesen. Dann war jener so glänzende Mann in ihr Leben getreten und hatte sie heftig angezogen, bis sie erschreckende Mängel an ihm entdeckte und nach bitteren Kämpfen ein Ende machte.

Damals wurde mir bange. Ich fragte sie „Werde ich dir genügen?“ Vielleicht ist es schon falsch, wenn der Mann zu seinem Weibe so spricht. Ich fragte: „Wirst du die Einsamkeit ertragen?“ Aber sie lächelte nur; es war ein Rausch für sie, sich zu opfern.

Wir wurden in einer stillen Kirche meiner Vaterstadt getraut; nur unsere nächsten Verwandten nahmen an der Feier teil; und wir sind dann sehr freudenvoll und sehr glücklich in dieses Haus hier gezogen.“

Die Glocke vom Turm schlug eins. Der Klang dröhnte plötzlich um die dunkeln Scheiben der kleinen Fenster. Der Pfarrer schwieg eine Weile und sah vor sich hin. Dann fuhr er fort:

„Wir haben hier glückliche Jahre gelebt. Ich hoffe, ich habe mein Amt erfüllt, wie es mich erfüllte. Aber davon will ich ja nicht erzählen. Meine Frau begleitete mich auf meinen Wegen, wenn das Wetter es irgend zuließ; sie genoß die Herrlichkeit der Berge. Sie leitete den kleinen Haushalt, als hätte sie nie anderes getan, nie anderes gewünscht, und wie sie selbst strahlend schön war, verbreitete sie Schönheit um sich her. Sie war gut gegen die einfachen Menschen um uns und verstand sie. Gewiß sie war eine merkwürdige Pfarrerin hier. Zwar trug sie hier oben nur die einfachsten Kleider — wie hätte sie als Pfarrerin unter blutarmen Menschen ihren Reichtum an Schmuck und Seiden zeigen dürfen? — aber sie sah auch im einfachsten Kleid wie eine Dame aus. Die Leute hatten lange eine Scheu vor ihr und wagten nicht, von ihren Angelegenheiten mit ihr zu sprechen wie mit mir. Mein Amtsbruder im Thal warf sehr überraschte Blicke auf sie und mich, als wir ihm den ersten Besuch machten, und seine Frau machte ein seltsames Gesicht. Gabriele gewann trotzdem ihre Freundschaft; denn damals wollte sie es noch.

Der Winter war wohl hart, mit seinen düstern Schneemassen, seiner schweren Einsamkeit. Es kommen im Sommer nicht sehr viele Menschen hier vorbei und im Winter niemand. Selbst die Post bleibt oft aus, weil die Straße, über die Sie gekommen sind, ungangbar und gefährlich wird. Im Herbst war die Mutter meiner Frau einige Wochen bei uns gewesen; als die ersten Stürme kamen, war sie entsezt abgereist; sie hatte

drei Tage warten müssen, ehe es möglich war, ins Thal zu kommen. Nach der andern Seite ist die Straße besser. Sie werden es morgen sehen. In Bengen, etwa eine Stunde von hier, wohnt der Arzt; wir sahen ihn manchmal; er ist hier selbst zum Bauer geworden. Der Lehrer hier im Ort ist ein älterer Mann; er war jede Woche einmal bei uns zu Tische, aber . . . Gewiß wir hatten unsre Bücher und hatten uns selber. Nie habe ich ein Weihnachtsfest erlebt, wie in diesem ersten Jahr im Gebirge. Wie sie den Baum schmückte und das Haus, daß überall festliche stille Freude war, und wie sie am Feiertag darauf die Dorfkinder einlud und beschenkte mit wonnigen Herrlichkeiten, und alles Freude und Lachen und Singen war. Niemand hier wird dieses Weihnachtsfest vergessen. Überhaupt nahm sie sich der Kinder viel an . . . im ersten Jahr.

Im Sommer wurde es wieder schön; aber der Sommer ist kurz hier.

Als der Winter zum dritten Mal kam, begann Gabriele ihre Fröhlichkeit zu verlieren. Sie klagte nicht, aber ich fühlte, daß sie verändert war. Auch die Feste waren nicht, wie das erste gewesen war. Unter aller Liebe und Freude barg sich eine Traurigkeit, über die ich ihr nicht hinweghelfen konnte. Vielleicht stellte ich es ungeschickt an.

Eines Abends kam ich unerwartet früh nach Hause; ich hatte meine Pelzstiefel abgelegt und war leise in mein Zimmer getreten und hörte sie in dem ihren gehen und sich bewegen; Licht fiel durch die Türrißen; einmal sprach sie etwas vor sich hin; ich ahnte nicht, was sie tat. Als ich die Thür öffnete, sah ich sie in einem ihrer herrlichsten Kleider vor dem Spiegel stehen; sie trug ihre Perlen um den Hals und Diamanten im Haar. Sie sah wundervoll aus . . . da sie mich erblickte, wurde sie blutrot, versuchte mir zuzulächeln, aber plötzlich traten Tränen in ihre Augen. Ich sagte kein Wort, und sie begann ihren Schmuck abzulegen. Ohne ein Wort ging sie hinaus, und als sie eine Weile später in ihrem Hauskleide hereinkam, sprachen wir nicht davon.

Ich aber war erschrocken über das, was ich gesehen hatte. Solange hatte sie es nicht vermißt; vielleicht war sie all des bunten Treibens satt gewesen. Aber irdische Empfindung ist vergänglich; aller Durst wird nach dem Trank geringer und das Urtheil schärfer, und vom Glauben war sie nicht erfüllt wie ich.

Sie sah alles im Geiste wieder, was sie einst gehabt: Glanz, Schönheit, Musik, Theater und Gesellschaft. Ich hatte es auch gesehen, unsichtbar im Spiegel hinter ihrem geschmückten Bild. Und draußen waren die Schneematten und hölzernen Bauernhäuser mit Ziegenställen — und Sonntags speiste ein grämlicher alter Lehrer mit uns.

Es war wohl schlimm, daß wir kein Kind hatten.

Von da an war es nicht mehr das gleiche. Ich bot ihr an, für einige Zeit zu ihrer Mutter zu gehen, die alte Frau, die dieses Leben weiter führte, das ihr fehlte, zu besuchen. Erst wollte sie nicht und tat es dann. Sie kam nach zwei Monaten zurück und war voll Liebe. Aber ich wußte nun, daß sie sich zuviel zugemutet hatte. Das Glashaus meines Glücks hatte einen Sprung bekommen. Ich wußte, ein Teil ihrer Sehnsucht ging anderswohin.

Sie hatte ein Mädchen, eine Zofe, hierher mitgebracht, die ihr sehr anhing, und die nach dem ersten Winter weinend ihren Abschied verlangt hatte und gegangen war. Darauf nahmen wir eine Magd ins Haus; sie war nicht mehr jung, groß und mager, mit einem merkwürdigen braunen Gesicht, ähnlich einem der holzgeschnitten Muttergottesbilder in den katholischen Kirchen. Sie hatte Unglück gehabt. Sie arbeitete viel und sprach wenig; aber sie konnte merkwürdige Dinge sagen.

Eines Vormittags im Frühling stand meine Frau in unserm Gärtchen traurig vor Blumen, die sie mit unendlicher Mühe gepflegt und die dennoch eingegangen waren.

„Blumen aus dem Tal wollen hier oben nicht blühen“, sagte Perpetua, über den Zaun herübersehend. Da ging ich schweigend ins Haus.

Am selben Abend saßen wir auf der hölzernen Bank vor dem Hause. Jemand spielte ein Bursch die Zither. Ich sah von meinem Buche auf und sah, wie Gabriele in die Ferne schaute. Und ich dachte: wenn sie hier wie die Perpetua würde, ein erstarrtes hölzernes Bild des Verzichts!

Sie weinte nicht, wenigstens sah ich sie nicht, hörte sie nie weinen, bis auf ein einziges Mal.

Durch zwei Sommer hatten wir viele Gäste. Ich bat sie heraus. Künstler kamen und andere Freunde aus der Stadt. Aber irgendwie paßten sie nicht mehr zu uns, vor allem nicht zu

mir. In den Gesprächen war oft ein Stocken oder ein Miston. Und die Leute meiner Gemeinde wurden auch gegen mich scheu, wenn ein fremdes Wesen von glänzenden Herren und Damen um ihres Pfarrers Haus war, so daß sie sich nicht hineinwagten. Denn das alles währte mehrere Jahre, weil immer wieder Wochen eines Scheinglücks dazwischen kamen, in denen wir uns selber täuschten, und weil sie tapfer sein wollte. Bis ich sie eines Tags, jenes einzige Mal des Nachts so bitter weinen hörte, und sie durchaus nicht sagen wollte, was sie weinen machte.

Da fragte ich mich, ob ich recht getan hatte, das Opfer anzunehmen und sie heraufzubringen. Zuletzt fragte ich sie selber. Sie sagte nichts; was immer in ihr vorging, sie vertraute sich mir nicht mehr an, wie einst; sie vermochte es wohl nicht. Und so kam in meine Seele die zweite bittere Frage, ob sie mich überhaupt wirklich geliebt, oder ob nur ein mädchenhafter Eifer sie getrieben hatte, mir Gehilfin zu sein, ein entsagender Wunsch nach Hingabe, nachdem sie die erste Enttäuschung erlitten. Was war unsere Ehe, wenn sie sie nicht entschädigen konnte für den Verlust der Glitter!

Sie werden sagen, es sind nicht Glitter: es sind die geistigen Güter, die Wärme und der Schmuck des Lebens, den die Menschen in Jahrhunderten geschaffen? Ja! . . . aber die Liebe!? Damals ist all mein Erdenstolz zerbrochen. Es war die letzte Prüfung.

Ich habe lange gerungen; dann bot ich ihr die Freiheit. Wir standen dort auf dem kleinen Friedhof, wo Sie mich heute abend getroffen, ich wies ihr die Ferne. „Nein, nein!“ rief sie; dann aber fragte sie: „Würdest du mit mir fortgehen?“ Ich zitterte und schwieg. In jenen Tagen ging sie viel allein über die Matten, es war später Sommer; der furchtbare Winter steht ja wieder vor der Türe. Perpetua blickte oft nach ihr aus. „Das Glasli bricht“, sagte sie einmal, „der Mensch hält sein Glück nicht.“ Sie hatte eine Art nach uns beiden zu sehen, die allzu wissend war.

„Willst du mit mir fortgehen?“ hatte sie mich gefragt. Wie oft in Nächten der Verzweiflung stand diese süße Versuchung vor mir! Verstehen Sie, daß ich es nicht tun konnte? daß ich all meine Selbstachtung verloren hätte und die Gabriels zu- letzt auch? Ich brauchte nur die Gesichter der Männer, der

alten Frauen und Kinder hier zu sehen, die mir vertraut hatten vom ersten Tage. Was wäre ich für ein Pfarrer unten in den Städten geworden, mit dem Gefühl der gebrochenen Pflicht in mir?

Heute, das ist gestern, ist sie fortgegangen. Schweigend wie das Schicksal half Perpetua ihre Sachen packen und folgte dem Ochsenfarren, der die Kisten ins Thal führte. Sie selbst war schon vorher hinabgestiegen, nur von Josef, dem Knecht, begleitet. Sie bat mich, ihr zu vergeben, und sie war voll Leides, aber ich weiß, daß sie befreit gegangen ist. Sie hatte in den Augen Tränen, als sie ging, aber sie schluchzte nicht. Gott gebe ihr das Glück, das sie hier nicht gefunden hat!"

Wir schwiegen beide eine Zeit, dann sagte ich: „Herr Pfarrer, ich kann nur das eine sagen, daß ich Sie sehr, daß ich Sie außerordentlich bewundere.“

„Oh, da ist nichts zu bewundern,“ antwortete er, „da ist kein Verdienst. Ich kann nicht anders. Und Sie haben mir wohlgetan, da Sie mich anhörten. Alles andre steht bei Gott.“

Er schien jetzt sehr gefaßt und ruhig. Wir standen auf; und da bemerkte ich eine Photographie auf seinem Tisch, die eine schlanke schöne junge Frau mit hellem Haar darstellte, die, beide Hände auf dem Rücken, sehnsüchtig in die Ferne zu schauen schien.

Ich ging in mein Zimmer zurück und trat auf den Balkon. Der Mond war aufgegangen; das Gewölk war verschwunden. Ungeheuer lag der Himmel, wie eine harte dunkle glitzernde Kristallschale, groß und kalt über der Erde.

Über die Gasse

Der Kaufmann und Stadtverordnete Richard Muth kam von seinem in der unteren Stadt gelegenen Geschäft nach Hause. Er wohnte auf dem Schloßberg, wo längst kein Schloß mehr stand und wo um einen kleinen Platz uralte stattliche Häuser, nur von einem mächtigen viereckigen Uhrturm überragt, sich mit ihren Seitenteilen in dunkle enge Gassen zogen. Eine nicht allzubreite Straße ging in Windungen den Berg hinab, sonst führten nur Treppenwege oder im Zickzack laufende schmale gepflasterte Gassen hinunter, mit merkwürdigen Durchgängen durch alte Häuser und Höfe, in denen hier und da ein einsamer Baum stand.

Als Muth seine Wohnung betrat, fand er Frau und Kinder noch nicht zu Hause, und er ging in mancherlei Gedanken durch die dämmernden Zimmer. Er war mittags besonders gut gelaunt gewesen und war jetzt verstimmt; irgendein Eindruck des Geschäftstags, eine halbbewusste Erinnerung, vielleicht der Mann im Lederanzug, den er am Bahnhof gesehen, war die Ursache.

Allein in der Wohnung, öffnete er die Türe zu einer der meist unbenützten Prunkstuben auf der Westseite; durch die Fenster sah er über Dächer und Gärten in die weite, im letzten Abendschein verdämmernde Ebne mit grünen, violetten und rötlichen Lichtern, fernen Kirchtürmen in gelbem oder silberblassem Duft. Schritt er nach der andern Seite des Hauses, so sah er in düstere, bereits halb nächtliche Gassen, die schnell von den Häusern am Platz, wo ansehnliche Leute von sauberem Ruf und in sauberem Tuch gleich ihm wohnten, in eine üble, viel zu nahe Gegend und in üble Erinnerungen führten.

Ofters in letzter Zeit, wenn der Spiegel ihm ein verdrossenes Gesicht zeigte, wenn er die zu früh ergrauenden Spitzen in seinem dichten braunen Bart sah, fragte er sich, ob das Leben schön oder nicht schön gewesen, und die Antwort fiel verschieden aus, je nachdem er sich an einem sonnigen Morgen oder in schlaflosen

Nächten fragte, oder je nachdem er gerade einen Erfolg oder einen Verdruss hinter sich hatte. Eine Buchführung, in der die Salbi nie stimmten! Daß er gescheiter war als mancher andre und die Dinge sah, wie sie waren, nicht wie man sie darstellte, gab man im Stadthaus wie in den Geschäftsstuben zu. Das meiste, was er sich gewünscht, hatte er erreicht, aber, wie bei gewissen Käufen, nie ganz so, wie er es sich gewünscht hatte; zu spät, entwertet, oder mit zu viel Mühe erkaufte. Das Leben war ein unverlässlicher Lieferant.

Er sah auf die Uhr und fragte sich, wozu er mit inneren Bilanzen die Zeit verlor. Manches war gut im Leben. Er brauchte nur der Kinder zu denken. Und wenn die Sache mit den Grundstücken, die er zusammen mit Jacob Cortier erworben hatte, gelang, dann konnte Charlotte sich einen Wagen halten, reisen, Brokatkleider kaufen, wie Frau Roos sie trug. Ob sie sich nicht zu jung anzog? . . . Sie war reichlich zehn Jahre älter als Frau Roos. Sie war voller geworden, aber noch immer hübsch, sie konnte noch sehr jung aussehen

So umhergehend, dies und jenes zurechtrückend, dran er liebte eine vollkommene Ordnung, war er in die kleine Stube gekommen, die neben dem Wohnzimmer lag, und hatte sich in dem breiten alten Lederstuhl unter dem runden Spiegel niedergelassen. Durchs Fenster zwischen den offenen Vorhängen konnte er in dem geringen Licht, das von der trüben Laterne unten in der Gasse heraufkam, dicht gegenüber die großen dunkeln Fenster der alten Tanzschule sehen, wo der Justizrat Madrich seine Bureaustuben hatte. Wo jetzt Registraturen und Aktenchränke in staubiger Finsternis standen, hatten die Hängelampen gebrannt und die Paare sich gedreht, als er, als sie alle jung gewesen waren . . . Und nun wußte er plötzlich, an wen der Mann im Lederanzug ihn erinnerte, der an dem Auto vor dem Bahnhofshotel gestanden und ihn, als er neugierig nach dem Auto geblickt, so scharf gemustert hatte. Es waren dieselben kalten blauen Augen mit dem starren angreiferischen Blick, die selbe Art, das Gesicht langsam auf dem Halse zu wenden, wenn er jemanden ansah, wobei er Kinn und Unterlippe höhnisch vorschob. Jedenfalls sah er jetzt dieses Gesicht, und die Erinnerung jagte den Ärger, der seit der Begegnung heute nachmittags in ihm gegärt hatte, klar herauf.

Die alte Zeit stieg heraus. Die Lampen brannten drüben, und die Paare drehten sich. Er sah seine Frau als Mädchen und sah, wie ihre Augen leuchteten, wenn der Kranich, — so nannten sie ihn, seit ein Lehrer ihn so genannt hatte, weil er Lütke hieß, — auf sie zukam, um mit ihr zu tanzen. Alle Mädchen waren mehr oder minder in ihn verliebt gewesen. In Neters Konditorei, im Stadtgarten, an den Haustüren in der Dämmerung waren sie mit ihm gesehen worden, die Schwestern den Brüdern entwertet, die Angebeteten den Bürgersöhnen weggelockt, von einem, aus dem nichts geworden war, als ein elender Advokatschreiber, der zuletzt die Stadt verlassen mußte. Daran dachte er mit einer gewissen Befriedigung. Die Mädchen hatten ihre Liebeleien vergessen und, eine nach der andern, geheiratet. So war er zuletzt der Sieger gewesen und hatte zur Frau bekommen, die er von Anfang an begehrt hatte. In der Erinnerung winzig verkürzt zogen die achtzehn Jahre seiner Ehe an ihm vorüber. Eine tüchtige, eine gut aussehende, eine angenehme Frau. In manchen Dingen zog man an den entgegengesetzten Enden eines unsichtbaren Stranges; und sie wußte ihn still, aber unnachgiebig nach ihrer Seite zu ziehen. Ihre Stimme konnte hart klingen, wenn sie gereizt war. Und nie hatten ihre Augen ihm so gelehrt, wie er sie dem . . . dem Kranich entgegenleuchten gesehen, auf dem alten Tanzboden vor ihm, wo die Akten im Staube schliefen. In gewissen Stunden kehrte der peinliche Gedanke wieder, der nie ausgesprochen wurde.

Die Zimmer drüben waren jetzt hell, und zwischen den Schränken mit den blauen und braunen Bündeln vergilbten Papiers drehten sich die Paare; deutlich hörte er die Musik. Da war Grete Hüskind, deren weiße Haut so verführerisch aus dem armseligen Rattunkleidchen hervorsah und deren dunkle Augen beständig sprachen. Er, Richard Muth, führte sie und bot ihr Kuchen an; er ging mit ihr die dunkle Gasse hinab, die immer enger wurde . . .

Er war wirklich eingenickt. Und was er geträumt, war vorgekommen; er hatte Grete Hüskind geküßt, als sie gerade von Lütke enttäuscht war, aber das zählte nicht. Er war heute in einer der engen Gassen an dem Branntweinladen Max Hollsiefers vorbeigekommen, den die Grete geheiratet hatte; er hatte im Fenster die bunten Flaschen und drinnen ihren Mann stehen

sehen, gedunsen, Bartstoppeln unter den trüben, geröteten Augen. Von der Frau sprach man schlecht. Der Weg der beiden Hollsiefers und der Lütkes war abwärts gegangen, seiner aufwärts. Und so war es recht. Es konnten nicht alle Menschen in klaren und geordneten Verhältnissen leben, wie es richtig und maßgebend war. „Sauberes Tuch und sauberer Ruf“, wie sein Schwiegervater, der verstorbene Stadtrat Weiblich zu sagen pflegte. Um den Schloßhof, hinter dem Dom, am Rathausplatz, oder in einzelnen alten Häusern abseits, wohnten die Cortiers, die Madrichs, Weiblichs, die Berneckers und andere altstädtische Familien, zu denen er mit Bewußtsein die seine zählte.

„Da bist du, Richard, im Dunkeln?“ sagte eine Stimme, als die Türe aufging. Er drehte rasch das Licht an. Seine hübsche Frau im schwarzen Federhut stand vor ihm, und wie aus den unangenehmen Traumbildern in angenehmste Wirklichkeit getreten, neben ihr seine blonde siebzehnjährige Tochter, die genau so aussah, wie seine Frau damals ausgesehen hatte, und die jetzt liebevoll die Arme um seinen Hals legte. Sein Sohn trat mit einem Scherzwort ein; das Mädchen rief zum Abendbrot, und um den weißgedeckten Esstisch, hinter den hüllenden Vorhängen, saß er gutgelaunt inmitten seiner zufrieden fröhlichen Familie.

Zwei Stunden später stand er mit seiner Frau unten auf dem Platz, um mit ihr, wie sie es allwöchentlich an diesem Abend zu tun pflegten, zu seinem Schwager Weiblich zu gehen. Da tönte ein Prusten und Rattern, ein heller Schein glitt blendend über den Platz, der dunkle große Wagen kam an ihnen vorbei, wendete und hielt im bescheideneren Licht der Laterne vor dem Hause des Justizrats Madrich. In dem Wagen saß, wie er sofort erkannte, neben dem Fremden vom Bahnhof der Bürgermeister Noos. In unwillkürlicher Neugier traten Muth und seine Frau näher, als die beiden ausstiegen. Der Fremde sprach mit dem Fahrer; seine kalten blauen Augen fielen auf das Paar; er schritt um das Auto herum, trat näher: „Herr Muth?“ sagte er herzlich, und Muth fühlte seine Hand so heftig gepreßt, daß er fast geschrien hätte. „Ich bin Heinz Lütke. — Gnädige Frau!“ und er beugte sich küssend über ihre Hand, die er emporhob und die sie fast erschrocken zurückziehen suchte. „Wir sehen uns noch“, fügte er hinzu und folgte dem Bürgermeister, der, den Hut lüftend, herübergegrüßt hatte, ins Haus.

„Das ist doch merkwürdig“ sagte Muth — nicht mehr, und seine Frau kein Wort. Sie hatten nur zwei Straßen zu ihres Schwagers Haus, das ebenso alt und giebelig mit schmaler Fensterfront am Uhrturm lag. Und obwohl sie solch eine Neuigkeit mitbrachten, erwähnte keiner von ihnen diese erstaunliche Wiederkehr. Sie hörten aber auch schon in dem niedern Vorzimmer des Schwagers laute Stimmen aus dem Innern und fanden alle in einem heftigen Gespräch darüber, daß der neue Stadtbaumeister Krenger behauptet hatte, die alten Häuser auf dem Schloßberg wären haufällig oder würden es in kurzem sein. Er bewies es aus Veränderungen im Gestein oder Rutschungen im Erdboden. Der Stadtbaumeister war von draußen gekommen, ein Fremder, und wollte zu tun haben oder sich wichtig machen. Die alten Häuser der untern Stadt waren feucht und brachten ihren Bewohnern Rheumatismus; hier oben wohnte man gesund, und keinem Hausbesitzer konnte solche Gefahr gefallen oder einleuchten, die einen völligen Umsturz in ihrem Leben bedeuten mußte. Noch auf dem Heimweg sprachen sie darüber.

Auf dem Platz vor ihrem Hause, der jetzt in völliger Nacht lag, verstummten sie. „Diese Wiederkehr ist ja sehr merkwürdig“, sagte Muth an der gleichen Stelle wie vordem, und es lag eine Art Urtheil in seinen Worten.

„Ja“, sagte seine Frau, aber ihr Ton war sanft und nachdenklich. Sie stiegen die Treppe hinauf.

„Er scheint es zu etwas gebracht zu haben, wenn es nicht eben Schein ist“, bemerkte er, während er die Wohnungstür aufschloß.

„Wir wollen nicht gleich das Schlimme denken“ erwiderte Charlotte, und es verdross ihn. Vor Jahren hatte er sich oft und scharf über den Niedergang dieses Burschen geäußert; seine Frau hatte nie etwas wesentliches darauf erwidert und das Gespräch gleichsam erlöschten lassen, und auch das hatte ihn geärgert. Es war eine wunde Stelle; die Zeit hatte den Flugsand ihrer Alltäglichkeit darüber gebreitet, aber was unter Sand begraben ist, wird leicht bloßgelegt.

Es war dunkel im Zimmer, und lange wußten beide, daß keiner schlief. Der Mond schien durch die Gardinen, als Muth erwachte und das gleichmäßige Atmen seiner Frau hörte; er

stützte sich auf den Ellbogen und beobachtete sie. Unter seinem Blick wurde sie unruhig und fuhr mit dem Wort „Bist du's?“ auf, ohne zu erwachen. „Du!“ sagte sie nochmals und warf sich auf die andre Seite. Er grübelte, aber seine Gedanken nahmen eine neue Richtung: er fragte sich, warum der Bürgermeister im Auto gewesen und was beide so spät bei Madrich wollten. Darüber sann er fruchtlos, bis er wieder einschlief.

Am nächsten Tag hörte er mit mißtrauischem Lächeln Gerüchte und Erklärungen; dann scholl und hallte das Ereignis durch die Stadt wie eine Fanfare. Bürgermeister Roos gab dem Heimgekehrten ein Abendessen, zu dem Muth und seine Frau geladen waren. Beim Betreten des Empfangsaals im Rathaus sah er Jacob Cortier, den reichsten Mann der Stadt, mit seinem kahlen eiförmigen Kopf, neben dem kleinen breit-schultrigen Justizrat Madrich stehen, der den schwarzgeränderten Kneifer über der großen Nase zwischen den ergrauenden Kotelettes befestigte, die außer ihm niemand mehr trug, während der Stadtbaumeister Krenger, gleich ihnen im Frack, Haar und Bart seines blonden Künstlerkopfs vorgestäubt, mit großen Armbewegungen auf sie einsprach. Beide suchten sich von ihm zu lösen und nach der Mitte zu kommen, wo der Bürgermeister mit dem Ehrengast des Abends stand. Bürgermeister Roos war ein Fremder und noch sehr jung, aber so tüchtig und beliebt und angesehen, daß die Stadt ihn zu verlieren fürchtete. Seine Frau war nicht eigentlich schön, aber anmutig und von gewinnender Liebenswürdigkeit, besonders gegen die Damen der Stadt, ohne je intim zu werden. Die Damen achteten darauf, wie ihr Tisch gedeckt und geschmückt, wie serviert wurde, wann und wie sie empfing und wie sie sich anzog. Die Jacken wurden lang und die Ärmel breit, weil sie es so trug, die Schneiderinnen mußten sich darnach richten oder beriefen sich auf sie.

Lütke führte Frau Roos zu Tische; er sah sofort, daß sie die einzige tadellos gekleidete, wirkliche Dame hier war, sagte es ihr mit seinem ersten Blick; sie war überaus liebenswürdig gegen ihn und ließ ihn nicht nahelkommen. Man erfuhr später, daß sie gesagt hatte: „Das ist ein sehr interessanter Mensch und eigentlich schön, aber ich möchte nicht mit ihm allein sein!“ Er war Mittelpunkt der Neugier; alle Herren hatten sich ihm vorstellen lassen; niemand schien ihn zu kennen . . . Keine

Brücke führte von dem vergessenen Advokatschreiber zu dem Fremden, der heute gefeiert wurde. Die es noch nicht wußten, erfuhren aus der Rede des Bürgermeisters auf seinen Gast, daß er einer der Direktoren einer der größten Banken des Reichs war; die unwiderstehliche Gewalt des Geldes stand hinter ihm. Aber die kalten blauen Augen hatten das gleiche Lächeln, das jetzt das einer selbstbewußten Liebenswürdigkeit zu sein schien. Er machte den Damen den Hof, „oder vielmehr sie ihm“ wie Muth ingrimmig bemerkte; in den witzigen, scheinbar ergebenen Worten, die er an sie richtete, blitzte eine aufreizende Überlegenheit. Durch ihre kleinstädtische Eleganz, die er mit einem Blick abtat, sah er ihre verhüllten Formen unverhüllt, und sie fühlten beides, verlekt oder geschmeichelt. Als man vom Essen aufstand, wendete er sich sehr freundlich an Richard Muth, der karg und trocken antwortete und nicht zu gewinnen war. In seiner Erwiderung auf die Rede des Bürgermeisters hatte Lütke nur Allgemeines gesagt, dem Bürgermeister gedankt, sein Wirken hervorgehoben, von den Aussichten und Möglichkeiten gesprochen, die sich dieser Stadt, seiner Vaterstadt böten, die einzige Anspielung, die er auf die Vergangenheit machte. Als Muth seinerseits halb ironisch zu forschen suchte, sah der andre ihn rasch und scharf an und bat, daß er ihn in seinem Hotel aufsuchen möge. Unwillkürlich, unter seinem Blick, bestimmte Muth die Zeit, und mit einer Entschuldigung wendete sich Heinz Lütke zu Frau Muth, die geduldig neben ihrem Manne gestanden und gewartet hatte. Er sprach lange mit ihr, und ihre Stimme schien leise zu zittern; sie trug ihr bestes Abendkleid, das die volle schöne Büste frei ließ, und sie hatte sich anders frisiert, so daß heute, was sie sonst nicht zu kümmern schien, kein graues Haar zu sehen war. Ihrem Manne war es nicht aufgefallen, aber die Frau des Schwagers hatte es sogleich gesehen, und unterließ es nicht, eine Bemerkung darüber zu machen.

Man brach beim Bürgermeister früh auf, und die meisten gingen noch in den Rathauskeller. Muth, der eigentlich nach Hause gewollt, sah sich mitgezogen. An dem Holztisch des Bürgermeisterstübchens bei dem berühmten Deidesheimer des Kellers sprach Lütke fast allein; die andern lauschten gespannt, wenn sie auch hinter den weinfröhlichen Gesichtern eine gewisse innere Zurückhaltung und das Bewußtsein eigener Schlaueit

und patrizischen Mehrwerts bewahrten. Das Abenteuererleben in drei Weltteilen, das er andeutete, imponierte und galt doch als minderwertig. Er war in Marokko, in den niederländischen Kolonien, in Amerika gewesen; hatte Stürme auf dem Meer erlebt und nächtliche Einbrecher im Hotel, war gefährlichen Tieren und noch gefährlicheren Menschen begegnet; er erzählte, wenn man ihn drängte, kurz und kühl, ohne zu prahlen; er ließ nur das Ungewöhnliche ahnen. „Wenn man drin ist,“ sagte er, „ist es wie ein Traum, und wenn es vorbei ist, wundert man sich, daß man noch am Leben ist.“ Und ganz plötzlich kam er auf seine Jugend zurück und auf das liebe Städtchen, und wie überrascht er gewesen sei, als er gestern mit seinem Automobil angekommen und durch die Straßen gerattert, die ihm so winzig und enge erschienen, und er „an allen Fenstern seine alten Flammen gesehen, bis er begriffen, daß es die Töchter waren, die inzwischen das Ebenbild der Anmut ihrer Mütter geworden!“

Man lächelte oder lachte. Die Uhr stand auf eins. Muth zog die Beine, die eine gewisse Schwere hatten, unter dem Tisch hervor und mahnte ans Nachhausegehen. Jergendwo knurrte ein Arger in ihm, der in seiner Stimme und in seinen Worten nicht zum Ausdruck kam, die höflich und heiter blieben.

Die kleine elektrische Straßenbahn, die bis zur halben Höhe des Schloßbergs führte, ging längst nicht mehr. Muth nahm eine Droschke, die langsam die gewundene Straße hinauffuhr, deren niedrige Dächer in der kühlen klaren Nacht dunkle Schatten warfen. Charlotte lehnte schweigend in der Ecke des Wagens, während Muth durch die müde Weinstimmung hindurch zu denken suchte. Zu Hause angekommen, sagte seine Frau: „Es freut mich doch, daß etwas aus ihm geworden ist.“

„Du hast ja einmal so viel von ihm gehalten“, erwiderte ihr Mann.

„Ach laß doch die Kindereien, Richard“ sagte sie müde.

„Aber ja. Gewiß“, murmelte er, und sie sprachen nicht weiter.

Zwei Tage später wußte Muth, daß Lütke und seine Bank eine städtische Anleihe vermitteln sollten. Nicht nur die langgewünschte Verlegung des Bahnhofs, auch große Umbauten auf dem Schloßberg, ein neues Villenviertel und wichtige Verkehrs-

anlagen sollten geplant sein. Muth war geneigt, an allem zu zweifeln und jedenfalls nur einen Teil zu glauben. Er wußte, daß Krenger verschiedene Entwürfe ausgearbeitet und vorgelegt hatte, die er im Grunde überflüssig und phantastisch fand. Aber er hielt sehr viel vom Bürgermeister Roos. Wenn solche Pläne ernst wurden, konnten sie für ihn Vorteil und Nachteil bedeuten, konnten sie ihn sein schönes altes Haus auf der Höhe der Stadt kosten, konnten sie den Wert der Grundstücke, die er und Cortier gekauft hatten, unendlich erhöhen.

Er besuchte Lütke. Er traf ihn in seinem Hotelzimmer in einem grauen Anzug, der ihn sehr gut kleidete. Daß er den Kranich oder doch den, der einst der Kranich gewesen und mit den Mädchen in Meters Konditorei gegessen, nicht ohne eine widerwillige innere Achtung „Herr Direktor“ ansprach, das hatte ihn schon im Rathaus gewundert. Lütke schien in Gedanken; er war erstaunlich jung geblieben; das Haar, an Stirn und Schläfen ein wenig gelichtet, schien so blond wie einst. Er schrieb zwei Telegramme, klingelte und schickte sie fort, dann wendete er sich zu seinem steif dastehenden Besucher und sprach von seiner Bank und was in andern Städten mit ihrer Hilfe geschaffen worden, Dinge, die zu hören Muth nicht gekommen war. Erst als er gehen wollte, fragte Lütke ihn plötzlich und nebenbei, ob, wenn die neue städtische Bank hier gegründet und von ihm finanziert werden sollte, Muth sich irgendwie beteiligen würde? Es konnte sich um die Übernahme von Aktien, möglicherweise um eine Aufsichtsratsstelle handeln.

Muth erwiderte, daß er es sich überlegen müsse.

„Selbstverständlich,“ sagte der andre „soweit sei es auch noch nicht“, und bat, der Frau Gemahlin seinen Handkuß zu bestellen.

Muth ging in tiefen Gedanken. Er war nicht der Kaufmann, der sich einen Vorteil entgehen ließ, und das Wort „Aufsichtsrat“ winkte wie ein schöner Stern. Es bedeutete eine vornehmere Stellung in der Geschäftswelt und ein müheloses Nebeneinkommen. Jacob Cortier war der einzige Mann in der Stadt, der irgendwo Aufsichtsrat war. Was mit dem Menschen, der so plötzlich wieder erschienen war, zusammenhing, war ihm zuwider, und doch konnte er nicht außerhalb der Dinge bleiben, die sich in der Stadt vorbereiteten, und kam immer

wieder mit jenem zusammen, traf ihn bei Sitzungen im Rathhaus, an Frühstückstischen und bewirtete ihn mit andern in seinem eigenen Hause. Ausflüge in die Umgegend wurden unternommen, wo es Kaffeeparks an Teichen und grünen Wiesen gab, die Damen und die Jugend nahmen teil, wobei die bevorzugtesten auf Lütkes Einladung in seinem Automobil mitzufahren. Die Damen waren entzückt von seiner Liebenswürdigkeit, und er hatte nun, wie Clara Weiblich, Muths Schwägerin, sagte, „Gelegenheit, die alten Flammen mit ihren Töchtern zu vergleichen.“

Auf dem Rathhaus lagen in großen Mappen die sauber gezeichneten Pläne des Stadtbaumeisters; die Grundrisse und Aufrisse und auch, — wie er selbst zugab, noch halb Phantasie —, in leichten Farben hingeworfene Bilder, die die künftigen Gebäude und Stadtteile zeigten. Muth selbst begann zu glauben, daß es Wirklichkeit werden könnte. Die alten Häuser auf dem Schloßberg sollten fallen, breite Terrassen sollten aufgeführt werden, mit neuen Häusern und grünen Anlagen, bequemen Zufahrten und Verbindungswegen, die dennoch, wie Krenger betonte, an das alte Stadtbild erinnern sollten. Einige davon waren auch in der Köberschen Buchhandlung am Domplatz zu sehen, die Leute standen davor und trugen ihre erregten Gedanken über solche Veränderungen bis in die kleinsten Werkstätten und Dachkammern.

Indessen blieb das hohe und steile Häuserwirrsal oben vorläufig wie es gewesen; der alte Uhrturm sah in die engen finstern Gassen mit ihren kleinen Höfen und Brunnen, um die blasse, schlecht gekleidete Kinder spielten, und an Feiertagen, neben einem gähnenden Hund oder einer stillen Kaze, alte Frauen vor dunkeln kleinen Türen saßen. Der Schloßhof lag vornehm verborgen zwischen den Giebelhäusern, und immer noch konnte Richard Muth aus den Fenstern der Seitenfront in die der alten Tanzschule hinübersehen. Aber er zog die Vorhänge zu, und die säuerlich strenge Miene des Geschäftstages, die er nach Hause brachte, fiel rasch von ihm ab, wenn die Kinder mit ihm am Tische saßen. Sie kam nur wieder, wenn er sie erzog oder wenn eine Sorge ihn verfolgte. Sohn und Tochter waren jetzt ganz von dem Gedanken beschäftigt, daß ihr Haus niedergerissen und eine neue Stadt erstehen sollte. Mit der Freude der Jugend an

großen Veränderungen sprachen sie davon und bewundernd von dem Mann, der es zuwege gebracht. „Bürgermeister Roos hat diese Ideen zuerst gehabt; seit mehr als einem Jahr wird das meiste im Rathaus erörtert“, unterbrach sie der Vater, mit dem zwiespältigen Gefühl, das diese Fragen in ihm wachriefen. Er sah sich im Sitzungsaal des Rathauses, wo ein gedämpftes Licht durch die hohen gotischen Fenster fiel, Fragen stellen und die Pläne bemängeln. Einen „Mörgler“ hatte der Stadtbaumeister ihn genannt, und er hatte es sich erregt verbeten, der Bürgermeister beide freundlich beruhigt. „Als ob es nicht um das Geld der Stadt ginge“, dachte er, „unser aller Geld“; und „ich muß mit Cortier über die Grundstücke reden“. Die Kinder, ohne auf seinen Einwurf zu achten, sprachen weiter über Lütke. Sie hatten ihn vom Fenster aus beobachtet, als er zuerst ins Haus gekommen war, die Eleganz bemerkt, mit der er Mantel und Handschuhe im Vorraum ablegte. Das Mädchen war ihm wiederholt begegnet, wenn sie in ihre, die neue Liefersche Tanzschule in der unteren Stadt ging.

„Ihr habt ihn schon früher gekannt?“ fragte sie plötzlich. Es war eine der Fragen, mit denen Kinder Räume in den Seelen ihrer Eltern streifen, in denen Menschen und Dinge eine ganz andre Rolle spielen als die, in der die Kinder sie kennen, vergangene Wirklichkeit, die gleichsam in den Boden versunken ist, auf dem sie wandeln, und dort ein unterirdisches halb gespenstisches Leben führt.

Mit einem Achselzucken, einem hingeworfenen „Ja . . wohl“ tat der Vater die Frage ab.

„Und du, Mutter?“

Aber die Mutter hatte das Zimmer verlassen. Das Mädchen richtete sich die Zöpfe vor dem Spiegel. „Sie ist wirklich Charlottens Ebenbild“ dachte Muth, und der säuerliche Geschmack kam wieder in seine Empfindung. Der andre hatte im Rathauskeller diese Worte gebraucht. Aber er und der Sohn sahen belustigt zu, wie die Tochter Tanzschritte durch das Zimmer machte. „Da drüben lag doch eure alte Tanzschule?“ fragte sie stehenbleibend und hob einen Zopf in der Hand, gerade wie Charlotte es oft getan hatte. „Wo ist denn Mutter eigentlich?“ fuhr sie fort. „Sie war doch eben noch hier.“

Trude öffnete die Thür zu dem kleinen Nebenzimmer, in dem Muth an jenem Abend gegessen, und legte den Finger auf den Mund. An dem Fenster, im matten Licht der Straßenlaterne, stand die Mutter, ein Schatten, und sah nach den dunkeln Fenstern auf der andern Seite hinüber, und als sie sich umwendete, fiel der Lichtschein durch die geöföfnete Thür auf ihr rot werdendes Gesicht.

Sie kam wieder ins Wohnzimmer, beugte sich über die Tochter, die eine Arbeit vorgenommen hatte, setzte sich selbst und begann ein Gespräch über ein Kleid, das sie ändern lassen wollte. Sie fragte auch ihren Mann, der eifig antwortete. Er nahm die Zeitung vor, um seine Stimmung den Kindern zu verbergen. Eine Stunde vorher war er in einer der nahen dunkeln Gassen an Hollsiefers Brantweinladen vorübergekommen. Der Laden war erleuchtet, und gröhrende Stimmen tönten aus dem Innern. Neben den matten undurchsichtigen Scheiben stand eine Frau. Bläß, vergrämt, mit ungepflegtem schwarzem Haar und doch Spuren der einstigen Schönheit in den Zügen, lehnte Grete Hollsiefer an der Türe. Sie kannten sich, aber er grüßte sie schon lange nicht mehr. Mit einem Blick auf sie, war er schweigend vorübergegangen. Jetzt wußte er plötzlich, daß das Weib da unten in der übeln Gasse vor dem Brantweinladen und seine Frau hier am Fenster der freundlich erleuchteten Wohnung, beide an den selben Mann gedacht hatten, von den gleichen Erinnerungen erfüllt waren. Und im Geist gab er allen Weibern einen bösen Namen.

Er begann, seine Frau schärfer zu beobachten. Wenige Tage vorher waren Lütke und Noos und andre in einem der schönen Zimmer an der anderen Seite des Hauses, wo man den weiten sonnigen Blick auf die Ebene hinaus hatte, seine Tischgäste gewesen. Charlotte, heitrer, gesprächiger, anmutiger als je, hatte, neben ihrer Tochter stehend, wie die ältere Schwester ausgesehen, und ein seltsames Lächeln war in ihrem Antlitz gewesen, als Lütkes Blick gleichfalls unter Lächeln über beide glitt. Aber für all dies konnte er ihr keine Vorwürfe machen, und den tastenden Fragen, die er bisweilen stellte, wich sie spöttisch oder geärgert aus.

Er ging zu Jacob Cortier. Der wohnte in einem Hause in einem großen parkähnlichen Garten am Rande der Stadt. Seine Zimmer waren reich und üppig eingerichtet mit alten,

guten Bildern, kostbaren Möbeln und wertvollen, aus aller Welt gesammelten Stücken: eingelegten Tischen und alten Schränken, Vasen, Figürchen, nickenden, aus Elfenbein geschnittenen chinesischen Männchen, leuchtenden Kirchenstoffen und Spitzenfächern, buntem Porzellan, fremdartigen Musikgeräten und indischen Waffen; Dinge, für die Muth wenig Sinn hatte. Er wohnte allein, seitdem er von seiner Frau geschieden war; eine Hausdame stand der Wirtschaft würdig vor und empfing, wenn er Gäste hatte, sonst war sie nie zu sehen, und über Cortiers Lebensführung wurde manches erzählt. Er erhob sich, als Muth eintrat, halb aus einem tiefen Klubsessel, in dem er lesend saß; er trug einen feinen Hausanzug, und die Füße stakten in bequemen Schuhen aus weichem Leder; auf einem Tischen standen Zigarren, sowie eine Whisky- und eine Sodaflasche. Aus dem blassen eirunden kahlen Kopf sahen die ein wenig müden Augen dem Besucher entgegen. Whisky und Soda lehnte Muth ab; er kam, über die Grundstücke zu sprechen.

Es sei schwer, darüber etwas zu sagen, meinte Cortier, noch schwerer, heute schon zu wissen, was man tun sollte. Ihr Wert hing davon ab, in welcher Weise die Verlegung des Bahnhofs und die Anlage des neuen Stadtteils erfolgte. Krenger hatte zwei Projekte eingereicht; es kam darauf an, welches von der Stadt und mehr noch, welches von der Eisenbahndirektion genehmigt wurde. Eine Minderheit unter den Stadtverordneten vertrat einen dritten Plan und drohte mit Beschwerden; aber darin konnte man sich auf Roos verlassen; schlimmstenfalls wählte man den Ingenieur Knoll, der sie führte, in eine Kommission oder beteiligte ihn. All dies, obwohl sie es beide wußten, sagten sie einander und betrachteten und erwogen die Möglichkeiten von allen Seiten. „Unter Umständen werde es gut sein, noch mehr Grund zu kaufen,“ meinte Cortier mit seiner ein wenig gebrochenen Stimme, die einschmeichelnd klingen konnte, „die Preise würden jetzt natürlich höher sein; denn jeder hoffe weit über den Wert zu verdienen . . . die Leute schliesen ja nicht mehr vor unsinnigen Hoffnungen.“

„Ja, man müsse es sich überlegen“, sagte Muth, dem dieser Gedanke neu war.

„Man muß im rechten Augenblick handeln,“ sagte Cortier und legte sich im Stuhl zurück, „und bares Geld anlegen können.“

Muth saß eine Weile schweigend, dann stand er auf und verabschiedete sich. Cortier stand gleichfalls auf und begleitete ihn hinaus. „Meine Empfehlung an die Frau Gemahlin“, sagte er.

Während Muth zwischen den im Herbstwind rauschenden Bäumen des Gartens ging, von denen das gelbe Laub niederwehte, und, als das Gitter sich hinter ihm geschlossen hatte, durch die windigen Straßen seinem Bureau zuschritt, dachte er angespannt nach. Zweieinhalb Monat waren seit Lütkes erster Ankunft vergangen; denn er war, je nach dem Wetter, bald im Auto, bald mit dem Zuge fortgefahren und wiedergekommen. Es war nicht so schnell gegangen, wie der Kranich sich das vorgestellt hatte, dachte Muth befriedigt. Für eine Anleihe waren die Stadtverordneten nicht zu haben gewesen; Zinsen und Tilgung schreckten sie. Aber wenn eine Bank und eine Baugesellschaft gegründet wurden, gab es für die einzelnen soviel zu verdienen, und allen andern, Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern konnte man Aussicht auf Gewinn und Beschäftigung machen, das war durchzusetzen. Des Bürgermeisters Hände blieben rein; er ließ die Andern Geschäfte machen und setzte seine Pläne durch; sein Vortheil war, daß man den Bürgermeister rühmte, dem die Stadt solche Anlagen und Verbesserungen dankte. Muth blieb stehen und lachte säuerlich: er durchschaute das Spiel, wie gewöhnlich.

Statt nach seinem Bureau zu gehen, ging er nach dem Rathaus. Er traf den Bürgermeister allein; alle anderen Beamten waren schon zum Mittagessen gegangen. Er fragte, wie die Dinge lägen.

„Ich sehe auch nicht klar,“ sagte Roos, „aber wir werden es erreichen. Wir müssen nur dafür sorgen, daß die Spekulation nicht zu wüsth wird“, und er sah Muth mit seinen klugen hellen Augen aus dem vollen, von Hiebnarben durchquerten Gesicht an.

Muth schwieg; dann sprachen sie über die entscheidenden Sitzungen, die bevorstanden; es gab so viele Partei-, Personen- und sachliche Fragen, Bahn, Gemeinderat, Ministerium und Kreisverwaltung, Sachverständige, Kommissionen und Straßenzüge, Hausbesitzer und Wasserleitungen, und viel anderes mehr; man konnte von jedem Gegenstand abweichen und sich in alle verlieren. Der Bürgermeister schloß sein Zimmer ab, und Muth begleitete ihn über Treppen und Gänge des Rathauses nach

seiner Amtswohnung. Sie standen vor der Türe; die anmutige Frau Noos kam eben nach Hause, mit frischen Wangen, ihre Augen leuchteten ihrem Gatten zu, und dieses Leuchten gab Muth einen Stich.

Der Herbst ging in den Winter über. Eines Tages, in den Straßen war Nebel, in Häusern und Läden brannte das Licht, Muth, der erkältet war, stand in einen Wollschal gehüllt, vor einer Apotheke, in deren Schaufenster ein schräger Spiegel war; er überlegte, ob er eintreten und sich ein Mittel besorgen sollte, als er in dem Spiegel Grete Hollsiefer in einem Umhängtuch, einen Korb am Arm, kommen sah; sie stieß fast mit einem Herrn im Pelz zusammen, der von der andern Seite kam.

„Guten Tag, Heinz Lütke,“ sagte Grete kokett; bei dem Dämmer, das das Schicksal ihren Zügen aufgeprägt hatte, fiel dies sonderbar auf.

„Guten Tag, Grete,“ antwortete Heinz Lütke freundlich.

Sie hatten Muth nicht bemerkt; er ging weiter, und der Nebel nahm ihn auf, kehrte aber wieder um, so daß er abermals an den beiden vorüberkam, die noch vor der Apotheke standen. „Ich bin euch allen heute noch gut“, hörte er Heinz Lütke sagen, in dessen Augen ein milderer und wärmerer Ausdruck war als sonst.

„Was hilft mir das?“ gab die Frau mit den verhärmtten Zügen zurück.

„Kann ich dir helfen?“ fragte Lütke eindringlich. Da sah Grete Hollsiefer den bärtigen Stadtverordneten in Mantel und Schal und wies mit den Augen nach ihm, so daß Lütke sich umsah und grüßte; Muth grüßte zurück und verschwand endgültig im Nebel. Kopfschüttelnd ging er weiter seinem Hause zu. Im Spiegel des Apothekers war ihm aufgefallen, daß sein Haar und Bart zu lang gewachsen waren, und so trat er in den Friseurladen in der Breiten Gasse, gerade unterhalb seines Hauses, dessen Fenster hoch oben darüber wegsahen. Er setzte sich in einen der schwarzen Lederstühle vor den Spiegel. Er war der einzige Klient im Laden: der Lehrling drehte die Gasflamme über ihm auf. Er fand sein Gesicht im Spiegel recht alt für seine siebenundvierzig Jahre. Der Friseur band ihm den weißen Mantel um. „Die Frau Gemahlin war heute auch schon da,“

sagte er, nach dem Damensalon weisend, „Herr Stadtrat besuchen heute eine Gesellschaft?“

Muth nickte; die Worte mahnten ihn einer Sorge. Die Art, wie Cortier bei jenem Besuche gesprochen, war ihm nachträglich sonderbar vorgekommen. Seitdem hatte er ihn vergeblich zu erreichen gesucht; denn Cortier war verreist gewesen und erst wieder zurückgekommen; Muth ahnte, warum er heute abend die Gesellschaft gab. Alles kam, wie er es vorausgesehen; er hatte das Spiel durchschaut und gewarnt und sich zuletzt nur zögernd und widerwillig der Mehrheit angeschlossen. Bei jedem Schritt hatte er gesagt, daß man ihn überlegen müsse. Aber seit diesen drei Tagen seiner Erkältung hatte er in der Seele ein fröstelndes Gefühl, ob er nicht zuviel überlegt hatte. Daß es für die Eingeweihten außerordentlich zu verdienen gab, war klar; aber gehörte er noch zu den Eingeweihten? Die plötzliche Einladung für heute abend gab ihm zu denken. Man konnte ihn seiner ehrlichen Warnungen halber doch nicht ausschließen wollen? Während seine Gedanken sich in all dies verloren, war der Friseur mit dem Haarschneiden zu Ende gekommen und hielt ihm einen Handspiegel an den Hinterkopf, so daß er im Glase gegenüber seine eigene Glase sah. Gleichzeitig fragte er ihn, was der Herr Stadtrat meine, daß man wohl für das Haus geben werde? Muth starrte ihn an; erst allmählich, da der Friseur, während er ihm den Bart kämmte und stuchte, von den Hoffnungen des Bäckers gegenüber sprach, begriff er, daß der Mann sein eignes kleines Häuschen meinte; er zuckte die Achseln. „Das werden die Sachverständigen bestimmen“ antwortete er, „er möge nur nicht zuviel erwarten und vor allem nicht spekulieren.“ Cortier hatte Recht: die Leute schliefen nicht mehr vor unsinnigen Hoffnungen. Sein eigenes Haus war ein Objekt, das man abschätzen, von dem man sprechen konnte, aber diese Rathen hier!

Der Friseur nahm ihm mit einer Verbeugung den Mantel ab, und Muth stand mit verkürztem Haar und Bart und mit verjüngtem Aussehen vom Lederstuhl auf. Die grauen Spitzen waren verschwunden. Auch seine Erkältung schien leichter geworden. Er trat in die neblige, fast dunkle Straße hinaus und schritt den kurzen steilen Weg um die Ecke nach seinem Hause, sich festlich anzuziehen.

Eine Gesellschaft bei Cortier war etwas Ungewöhnliches. Nach allem, was man sah und wußte, war er von höchster Korrektheit, und niemand hatte abgelehnt. Aber die unterirdischen Gerüchte über ihn, was die Waschfrauen und die Hauschneiderinnen erzählten, sowie die wollüstige Einrichtung seiner Wohnung ließen die Damen sich mit spannender Neugier umsehen. Die grauhaarige, schwarzgekleidete Hausdame überwachte stumm, bescheiden, unscheinbar und beflissen die Dienerschaft und die Vorbereitungen. Die Herren kamen sofort in geschäftliche Gespräche. Daß das Bankstatut genehmigt war, wußte Muth, er hatte selbst eine Anzahl Aktien gezeichnet, ebenso klar war, daß Cortier erster Aufsichtsrat wurde. Ihm selbst war bis nun keine Stelle angeboten worden. Eben traten Herr und Frau Roos zugleich mit Krenger ein. Ein Telegramm ging von Hand zu Hand: die Eisenbahndirektion hatte das eine der beiden Projekte genehmigt. Muths Hand zitterte leicht, als er es las: es war nicht der Plan, der für seine Spekulation günstig war. Aber er fand keine Gelegenheit, mit Cortier allein zu sprechen: die Diener öffneten schon die Türen zum Speisesaal. Das Eis, die Weine, der Sekt waren unübertrefflich. Reden wurden gehalten; zuletzt sprach Cortier auf die Damen; die Bedeutung des Tages, das Gelingen der Pläne wurde nur gestreift.

Nach dem Essen theilte sich die Gesellschaft. Die Herren gingen ins Rauchzimmer. Hier fand Muth Gelegenheit, den Hausherrn in eine Ecke zu ziehen und zu fragen, was mit den Grundstücken sei. Cortier zuckte die Achseln: „wir können sie behalten oder verkaufen“ antwortete er und entzog sich ihm rasch, um dem weißbärtigen alten Berner Zigarren anzubieten. Muth begriff, daß Cortier das Ergebnis gewußt oder vorausgesehen und Boden auf der andern Seite der Stadt gekauft hatte, ohne ihn zu beteiligen. Er hatte keinen großen Verlust, aber daß der andre und alle hier vermutlich ungeheure Gewinne einsteckten und er nicht, ärgerte ihn unsagbar.

Man setzte sich an die Spieltische; er wollte erst nicht, tat es dann doch, spielte schlecht und verlor. Er stand wieder auf und ging durch die Zimmer. Die strengerer Damen saßen in dem hellen Salon, in dem der Flügel stand; unter ihnen schlank, liebenswürdig, mit feiner Zurückhaltung die Bürgermeisterin.

Die kühneren, unter ihnen natürlich auch seine Frau, hatten sich in das halbdunkle türkische Zimmer gewagt, wo man unter farbig umhüllten Lampen auf niederen Sofas saß, von winzigen runden, mit Perlmutter eingelegten Tischchen Kaffee und Likör trank. Alle waren erregt und vergnügt. Einige wenige Herren waren unter ihnen. Lütke saß auf einem Sofa, Cortier auf einem Kissen beinah auf der Erde. „Ich bin allen heute noch gut“ hörte Muth Lütke sagen, die gleichen Worte, die er auf der Straße zu Grete Hollstiefer gesprochen hatte, „ihr Frauen seid arme Dinger!“

„Oh! oh!“ tönte es zurück.

„Die Frauen? Wir sind arme Dinger!“ sagte Cortier mit seiner weichen gebrochenen Stimme, und in seinem blassen Gesicht war ein seltsames, fast verzerrtes Lächeln.

Jetzt erzählte Lütke etwas, und aus dem Halbdunkel tönte das helle Frauenlachen.

Muth fühlte sich allein, bedeutungslos, überall zurückgewiesen. Er fragte sich, warum einem Menschen alle Erfolge zufließen, und andere um alles gebracht wurden. Er wollte nach Hause und sagte es seiner Frau, aber sie hatte keine Lust zu gehen; sie unterhielt sich glänzend und fand es unschicklich, früher aufzubrechen als alle andern; ihre leise Stimme hatte den gereizten Ton, den er kannte; die Worte, die er in ihr Ohr sprach, waren hart und bitter.

Er kehrte ins Rauchzimmer zurück. „Die Enteignungsanträge sind schon ausgefertigt“, sagte der Bürgermeister eben, und da er Muth mit gleichsam erstarrten Zügen vor sich stehen sah, fügte er hinzu: „Um Ihr schönes Haus tut es uns aufrichtig leid, aber es ist ohnedies gefährdet und hat böse Mängel. Das ganze Viertel erinnert zu sehr an Folter und Blutgerüst; und heute“, sagte er halblaut, „dient die ganze Gegend mit ihren Schnapsläden der geheimen Prostitution. Sie werden froh sein wegzukommen und in die neuen schönen Häuser zu ziehen, die wir bauen werden.“

Als sie endlich aufbrachen, Cortier ihm freundlich die Hand reichte und er ihm, konnte er das Wort „Gemeiner Schwindler“ nur schwer unterdrücken. Das waren die Leute mit sauberem Ruf und sauberem Tuch, Cortier, der von geflüchteten Hugenotten stammte, dessen Urgroßmutter, wie er erzählte, eine

Baronin Latour war. Welche Ruchlosigkeiten sagte man ihm nach! Den alten Bernegger, den weißhaarigen Patriarchen, der nächst Cortier die meisten Aktien zeichnete, hatte man vor zehn Jahren mit einer jungen Magd überrascht. Die Weibchens selbst hatten einen geisteskranken Bruder bei der Erbschaft über-vorteilt. Das Wohl der Stadt lag in guten Händen.

„Sie reisen übermorgen?“ sagte neben ihm der Bürger-meister zu Lütke. Frau Roos, im Spitzenschal und schwarz und weißem Pelz, stieg mit ihrem Gatten in Lütke's Automobil ein. Muth und seine Frau nahmen eine alte Droschke, die auf Fahr-gäste wartete.

Als sie durch den kristallinen Schnee, der leise zu fallen begann, heimfuhren, lehnten Muth und seine Frau getrennt in den Ecken des Wagens. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, auf die sie nur die Achseln gezuckt hatte, und jetzt dachte er nach. Er mußte mit Madrich sprechen, die Rechtslage prüfen. Madrich hatte mit ihm die gleichen Interessen; sein Haus stand gegenüber; mit allen, die dort oben ihren gefährdeten Besitz hatten, zusammen konnte man etwas ausrichten, und wenn man nur mit Beschwerden und Instanzen drohte.

Am andern Tage sagte er sich bei Madrich an, aber der war zu einer Gerichtsverhandlung in der nächsten Stadt ge-fahren und sollte erst nach fünf Uhr zurückkommen. Um fünf Uhr trat Muth in das alte Wartezimmer; die Schreiber waren im Gehen; nur einer, der in einer kleinen Kammer neben dem Bureau des Justizrats saß, sollte auf diesen warten. Muth schloß die Türe hinter sich und setzte sich in den dämmernden Raum, der rasch dunkel wurde. Er saß trübe da, am Fenster der alten Tanzschule, mitten in der Vergangenheit, als hätte er dort, vergessen, zwanzig Jahre verbracht, saß in Qual und Un-ruhe, wie einst. An der Wand mit der schadhaften braunen Tapete standen die Aktenschränke mit ihren verstaubten Papierbündeln. Ein Lichtschein fiel ins Zimmer. Er kam aus dem Fenster gegen-über, und Muth konnte über die Gasse in seine eigene Wohnung sehen. Seine Frau und Heinz Lütke saßen im Gespräch im Wohn-zimmer; sie hatten offenbar eben das Licht angedreht. Charlotte saß, die beiden Hände auf den Stuhllehnen, mit dem Fuße wippend da, wie sie gerne tat. Beide bewegten sich, sprachen und lachten sichtbar, aber lautlos hinter dem Glas, wie in einem

Traumspiel. Einmal sah er, daß sie ein wenig rot wurde. Jetzt stand seine Frau auf, ging ans Fenster, aber sie zog den Vorhang nicht zu. Den Zuschauer, der im Dunkeln saß, konnten sie nicht sehen, während für ihn die Glaswände hell und durchsichtig waren.

Charlotte war am Fenster vorübergegangen; er sah sie nicht mehr. Lütke schien allein; denn er nahm etwas zur Hand und sah darauf. Jetzt aber lächelte er und sprach; offenbar war Charlotte wieder eingetreten. Eine ganze Weile redete er lebhaft, aber mit völlig verändertem Ausdruck in den nicht sichtbaren Teil des Zimmers. Und jetzt sah Muth, sich den Tisch entlang schiebend, mit der einen Hand eine offene Haarsträhne hehend, das Ebenbild Charlottens in der Vergangenheit, seine Tochter Trude, blutrot, ein wenig bestürzt, die Augen zu dem Mann emporgehoben. Der beugte sich vor, faßte ihre Hände, zog sie an sich und küßte die Erglühte innig und lange auf den Mund.

Es wurde dunkel vor Muths Augen; er hatte mit der Faust in die Scheibe geschlagen; drüben hörten sie das Klirren und Splittern nicht. Er selbst hörte es nicht. Die Häuser, die Stadt, sein Leben, alles brach, wie bei einem Erdbeben zu Schutt rollend, über ihm zusammen. Allmählich kam er zur Besinnung. Der Mann und das Kind hatten sich jäh getrennt; seine Frau war wieder im Zimmer.

Eine Türe ging. Justizrat Madrich war eingetreten. „Was, Sie sind im Finstern?“ fragte er. „Wer hat Sie denn im Finstern gelassen? Das ist ja unerhört!“ Er drehte das Licht auf. „Was haben Sie denn? Ja, was ist denn das?“ Muth fühlte Nässe und einen scharfen Schmerz. Überall war Blut; große Splitter staken noch in seiner Hand.

„Ihre Leute haben mich wohl vergessen. Ich hatte einen Schwindelanfall und schlug gegen die Scheibe. Mir ist schon einige Tage nicht wohl.“ Er legte den Finger auf den Mund. „Nichts davon!“ Er versuchte das Taschentuch an die Hand zu halten, das sich von Blut rötete, und die Splitter zu entfernen.

„Kommen Sie zu meiner Frau!“ sagte Madrich, „oder noch besser, ich telephoniere um den Doktor.“

Als Muth sich noch einmal umsah, waren drüben die Vorhänge zugezogen. Eine Wutwelle stieg in ihm auf, und er fiel wirklich hin.

Als er aufwachte, war der Arzt bereits da. Er nähte einen Stich und verband ihn. Eine Magd wusch den Boden auf. Die Unterredung wurde verschoben.

Er kam nach Hause, gab die gleiche Erklärung und sprach fast nichts. Am andern Tage hatte er leichtes Fieber und blieb zu Bett, ließ aber niemanden zu sich. „Was man auch tut, nützt nichts,“ sagte er vor sich hin. „Charlotte, Grete, Trude . . es ist alles das Gleiche . . .“

Am zweiten Tage ging er wieder ins Geschäft und blieb über Mittag dort.

Als er des Abends den Schloßberg hinauf nach Hause ging, traf ein Schein seine Augen: um die Ecke kam das Automobil, das durch die schlecht beleuchtete Gasse rasch abwärts fuhr. Muth trat geblendet zur Seite. An der Mauer neben ihm lehnten Eisenstangen. Er hatte das Gefühl, er müsse eine dieser Stangen fassen und in das Rad stoßen, er sah im Geist das Auto sich überschlagen und den Mann darin unter sich begraben, aber er tat es nicht, wie er einst so oft wilde Angriffe auf den Kranich geplant, aber nie ausgeführt hatte.

Wenige Minuten später sah er die hellen gleitenden Lichter durch die untere Stadt in die Ebene hinauschießen.

Der Untergang der Spada

Db ich die Spada gekannt? Ja, mein lieber junger Freund, ich habe die große Zeit der Stadt gekannt und die Spada! Ich bin nur ein einfacher Schreiber und Notar; und was ich außerdem vorhabe, das weiß die Welt nicht. Gott schütze uns vor Einbildung! Aber die Sonne scheint für jeden, der sehen kann, und sie wärmt auch den Blinden. Ja, ich habe sie gekannt, die Zeit des Glanzes und der Freude!

Wie ich heute darauf komme? Es sind etwa acht Tage her, da gehe ich unter den Ulmen den Fluß entlang, und geht ein Mann vor mir, der mir bekannt vorkommt, nur daß er ein wenig hinkte. Doch ich mußte in ein Haus, in dem ich Geschäfte hatte, ehe ich ihn erreichte. Aber eine Weile später sehe ich den gleichen Mann am Tisch vor einer Schenke sitzen, einen Krug Wein und ein Brot vor sich, und jetzt erkenn' ich ihn auch: „Capitan Ferella!“ ruf' ich. Ferella de' Mori nennt er sich, *dubiae nobilitatis*: sein Vater war Stallmeister in Ferrara. Er ist recht alt geworden und erkannte mich nicht gleich. Aber dann begrüßten wir uns herzlich, und ich setzte mich zu ihm. Er war über See gewesen und hatte in Frankreich gedient, und schien nicht eben reich geworden; und als wir plauderten, erwähnte ich der Spada. Da ging ein Leuchten über sein Gesicht, das sich sogleich wieder verdußterte.

„Ich hab' ihnen nichts zu danken,“ sagte er, „sie sind an all meinem Unglück schuld. Und doch, es war eine große Zeit! Und es waren große Leute! Auf die Erinnerung und auf die Spada!“

Nun ging mir's nach, daß er gesagt hatte, sie seien an seinem Unglück schuld. Denn er war in ihren Diensten gestanden. Und so fragte ich ihn, wie Ihr mich fragt.

Wieder war das Leuchten in seinem Gesicht; er saß zurückgelehnt da und sah auf den Fluß und die getürmte Stadt vor uns und strich sich den braunen Bart und Schnurrbart, in

dem schon graue Haare sichtbar waren. „Erinnert Ihr Euch des Himmelfahrtstags, Ser Agnolo, und des Aufstandes, da sie die Münze plündern wollten?“ fragte er.

Nun sagt mir, wie einer sich dieses Tags der Schrecken nicht erinnern sollte? Der ganze Platz war von einer tobenden Menge besetzt; bisweilen wurde es still, wenn einer sprach, und wütendes Geschrei antwortete. Der Kämmerer Bragnani sprach vom Balkon des Palastes der Signoren zum Volk und drohte, und als er geendet hatte, ward eine Stille, die schlimmer war als der Lärm, und dann wieder ein Geschrei, daß einem das Blut erstarren konnte. Ich wohnte in einer Seitengasse um die Ecke, und wir konnten den Lärm hören, aber nur wenig sehen. Aber unten in der Gasse, wo sie breiter wird, sammelten sich die schweren Reiter des Marchese und warteten auf den Befehl. Und der Marchese stand auf den Stufen des Palazzo Carossa und sah nach der Sonnenuhr über ihm; ganz deutlich konnte ich's sehen. Und wenn er den Befehl gab, dann überschwemmte Blut und Feuer die Stadt. Und das Gericht, das nachher kam! Wehe uns! Jeder hatte Verwandte und Freunde unter den Aufständischen, und das Haus meiner Schwieger lag hinter der Münze. Ich bin nicht mutig. Eben war wieder ein großes Geschrei und Bewegung, Leute liefen in die Gasse herein und schrien: „Jetzt legen sie Feuer an!“ „Gott helfe uns!“ sagte ich oft, und meine Frau sprach es mir nach. Da, auf einmal wird es wieder still, und eine Stimme spricht, ein Frauenstimme . . .! Ich traute meinen Ohren nicht. Es kam wie Gesang, wie Musik. Sie sprach nicht einmal lange, und „Es lebe die Spada!“ tönte es über den Platz. Ich bin nicht mutig, aber da lief ich aus dem Hause, und mein Weib, wir waren noch jung, mit mir, wie sie Herrn Michele Alani, der damals Podestà war, auf den Balkon führte, und er redete zu den Leuten, und auch ihm jubelten sie zu.

Es wurde eine Deputation gewählt, und sie selbst führte die Bürger vor den Podestà und die Signoren. An die Wand des Saales gelehnt, hinter den Herren, stand ihr Gatte, der Altieri, schön wie ein Gott, und lächelte. Mitten in das Gerede über das schlechte Geld und die Brotpreise warf er eines seiner Scherzworte, und ein Gelächter entstand im Saal, und selbst der weißbärtige Alani, der immer ernst und gerührt redete, mußte

lächeln. Und da und dort wurde der Friede geschlossen und Amnestie gewährt und Gerechtigkeit zugesagt — wieviel davon gehalten wurde, weiß nur Gott, — aber damals war Jubel, und die Menge gab ihr das Geleite bis hinauf zu ihrem Palast, der dort über die Stadt herunter sah, unter endlosen Rufen „Es lebe die Spada!“, und der Altieri ließ Wein ausschenken für die Bürger, und der Tag des Schreckens nahm ein freudiges Ende.

Der Marchese, ihr Oheim, soll nachher gemurrt haben und gesagt, der Gehorsam werde zerstört und die Ordnung; er hätte seine Reiter lieber einhauen lassen in die Menge — Gott verzeihe ihm! Den Sampieri aber und den Mezzabarba und ihre Freunde sah man mit gelben Gesichtern aus dem Signorenpalast gehen.

Das war der Tag, an den er mich erinnerte, und er, der Ferella, war damals noch ein bartloser Bursche gewesen mit dichtem braunen Haar und war eben erst aus Ferrara gekommen, und „Diesem diene ich,“ hatte er sich sogleich gesagt, „und keinem andern!“ Bis zum Abend mußte er drängen und warten, dann sprach er mit dem Majordomo, dem Conza; der führte ihn zum Talbon, der des Altieri Leutnant war, und wie's nun sein mochte, vielleicht weil Messer Ferrante gut gelaunt war, daß der Tag so ausging, jedenfalls ward er zu ihm hinaufgeführt. Schon auf der Treppe hörte er ihre Stimme, ihr helles Lachen; dann trat der Talbon mit ihm ein. Auf der Loggia saßen sie im Licht, die weiten Vorhänge geöffnet, dahinter der Nachthimmel; an dem schweren Tisch mit Wein und Früchten saß groß, üppig, Madonna Atalanta, in einem roten Brofackleid, die dunkelblonden Haare mit Perlen durchzogen, eine glückliche Frau, ein stolze Mutter, und zu beiden Seiten ihre Söhne, schön wie die Engel, — weiß Gott, daß sie keine Engel waren... „Teufel waren sie eher!“ schrie der Ferella. Was wollt Ihr? Aus Staub ist der Mensch gemacht. Ihr gegenüber aber Messer Ferrante Altieri, ihr Gatte, der wenig sprach, und vor dem jeder das Gefühl hatte, daß er ihn lächelnd durchschaute und mehr wußte von Menschen und Dingen, als ein anderer, und sie so tief verachtete, daß er sich um nichts Mühe gab; nur daß, wenn er irgendetwas tat oder sprach, alles ihm zuslog, weil er die Herzen gewann und beherrschte, ob er redete oder schwieg.

„Und wenn ich alt und siech werde und elend zugrunde gehe an meinen Wunden,“ sagte der Ferella, „und mich an alles erinnere, was sie mir angetan, das vergesse ich nicht, wie ich sie damals gesehen, an dem Tag, an dem sie die Stadt vor Brand und Blut errettet!“

Und Ihr könnt sie selber mit Augen sehen, auf dem Altarbild des Godora in Santa Maria del Monte: der vorne kniet in der Rüstung mit abgenommenem Helm, ist Messer Ferrante; neben ihm seine Gattin, weiter rechts hinter ihnen die beiden Knaben. Und doch ist es nur lebloser Schatten! Mann, Mann, was soll ich erzählen? Wir haben uns abwechselnd daran erinnert, der Capitan und ich, wie der Altieri beim Ringreiten einen Ring nach dem andern stach, wenn er einmal mittat, denn es lag ihm nicht daran, nicht an den Preisen und nicht an dem Beifall der Menge; gerade wie seine Söhne bald jeden Ring stachen und jedes Pferd bändigten, und ihnen lag an den Preisen und am Beifall. Und der Umzüge im Carneval und der Blumenfeste im Frühling und jenes Festes im Herbst vorher am Tage der Geburt Mariens, da die Spada mit rotem Laube geschmückt als die heidnische Göttin Pomona auf dem mit allen Früchten beladenen goldenen Wagen fuhr, vom Gott Plutus geführt, von Frauen gefolgt, ein Bild der Fülle dieser Erde, froh lachend unter ihrem Kranze, allen gut und niemandem böse, obwohl sie böse genug werden konnte, wenn man sie erzürnte.

Ja, das war die Zeit unsrer Jugend, die Zeit der Freude, und selbst als der Krieg gekommen war und das schlechte Geld und die Feyerung und die Unruhen, auch da hatten sie an jenem Himmelfahrtstage ihren Triumph.

In jenem Jahr kam der Charidis, der Grieche, der behauptete, daß er Gold machen könne und in den Sternen lesen, und sie glaubte ihm, sagte der Ferella, wie so viele andere ihm geglaubt haben. Wenn aber die Spada sich für jemanden einsetzte, wer dann gegen ihn war, für den gabs keine Gnade; sie stürmte die Menschen nieder mit ihren flammenden Worten. So wars, als der Jacopo Nessi den neuen Palast der Signoren bauen sollte und kein anderer, und so war es auch mit dem Charidis. „Madonna Atalanta,“ sagte ich einmal zu ihr,“ so erzählte der Ferella, „mit Erlaubnis, Ihr seid nicht gerecht!“ „Mag sein,“ erwiderte sie, „aber dann ist es meine Natur!“ So war sie.

Sie war keine Christin, obwohl sie zur Messe und zur Beichte ging. Sie folgte ihrer Natur."

Durch mehr denn hundert Jahre hatten die Spada die Stadt beherrscht. Ich will Euch verraten, daß ich an einer Chronik schreibe, in der alles verzeichnet sein wird, wie es kam. Noch Messer Prospero, Madonna Atalantas Vater, hatte die Dinge nach seinem Willen gelenkt. Herrn Amador Sampieri hatte er aufs Schaffot gebracht, und die anderen des Hauses hatte er verbannen lassen. Aber er war uneins geworden mit seinem Bruder Messer Niccolo, und der war außer Landes gegangen und hatte fremde Kriegsdienste genommen, und der König von Neapel hatte ihn zum Marchese von Sassonero gemacht. Und jetzt lebten von dem Geschlecht nur mehr der Marchese, der keine Erben hatte, und Madonna Atalanta. Zweimal war Messer Ferrante, ihr Gatte, in der Regierung gewesen. Was half es? Er war klug, sehr klug, aber ohne Ehrgeiz; die andern fragten ihn um Rat, aber sie entschieden. Und weil er sie für Toren hielt, ließ er sich nicht mehr in die Signoria wählen. Und so verschob sich die Macht im Staat zu seines Hauses Schaden.

Eines Tages ließ Herr Orlando Sampieri, für den ich schon Verträge geschrieben hatte, mich rufen. Als ich eintrat, saß er an einem dunkeln Tisch aus schwerem Holz, auf dem seine Pergamente lagen. An der Wand saß so, daß er zugleich durchs Zimmer und zum Fenster hinaussehen konnte, Herr Ugo Mezzabarba. Herr Orlando hob seinen scharfen schmalen Kopf und sagte mir, daß er mich wegen eines Grundstücks habe kommen lassen, daß er bei Monteserra hatte. Während er in seinen Akten blätterte, sah Messer Ugo auf den Platz hinaus, auf dem die Leute in Gruppen heftig redend standen. Er hatte ein Bein übers andre geschlagen und strich den blonden Spitzbart unter den dicken Lippen; mit den großen runden Augen sah er mich lachend an und fragte beiläufig, wie ich über das Stadtre Regiment dächte. Ihr wißt, man muß den Herren nach dem Munde reden; töricht wärs gewesen, hätte ich anders gesprochen; denn er gab mir zu tun. „Heu müßten wir fressen, Ser Agnolo," sagte er zu mir, „wenn wir jene Leute wieder mächtig werden ließen." Und er wies durchs Fenster nach der Seite, wo es zum Palazzo Spada hinaufging. „Ser Agnolo Benintendi weiß Bescheid," sagte Herr Orlando. „Ist doch alles so viel besser geworden seit dem

Himmelfahrtstag — die Spada und die Signorenen habens doch versprochen!“ Und er redete von dem Pachtvertrag, den ich für ihn aufsetzen sollte.

Als ich aus der Casa Sampieri herauskam, sahen die Leute auf dem Platze mir nach. Ich wußte wohl, nach welcher Seite die Kerzen tröffen.

„Wir wußten es auch,“ sagte der Ferella, „aber wenn wir Messer Ferrante warnten, dann suchte er die Achseln und fragte: ‚Was soll ich tun? soll ich auch zum Volke reden?‘ Madonna Atalanta aber baute auf die Prophezeiungen des Griechen und erwartete Herrlichkeiten ohne Maß für ihren Mann und ihre Söhne.“

Messer Fabrizio, ihr ältester Sohn, der indessen herangewachsen war, verhöhnte den Mezzabarba, wo er ihn traf; beide Parteien ritten durch die Stadt mit großem Gefolge, ihre Macht zu zeigen. Und die Leute des Altieri hatten zwei Puppen gemacht, die eine mit einem schmalen Kopf wie der Herrn Orlando Sampieris, der andern hatten sie einen Ziegenbart angeklebt und sie sehr dick gemacht, um den Mezzabarba darzustellen. Und als sie über die Piazza d’Erbe kamen, wo die Buden standen, und sie die andern kommen sahen, nahmen sie den Marktleuten einen Esel weg und setzten die beiden Puppen darauf. Da gabs Geschrei und Gelächter, und es kam zu Steinwürfen und Schlägen. Die Marktleute schrieten, und viele flüchteten mit ihren Karren; Ochsen und Maultiere wurden scheu, die gelben und braunen Tücher, die zum Schutz gegen die Sonne dienten, wurden weggerissen, Körbe und Tische umgeworfen; über Granatäpfel, Zwiebel und Melonen stampften die Pferde, und es war lächerlich und schlimm zu sehen, wie das Ross eines Geharnischten mit dem Fuß in einen Eierkorb trat und sich versing und stürzte, oder die Hufe auf zerquetschten Feigen ausglitten, und zwischen zertretenen Trauben Menschenblut floss. Über dem Getümmel schien die Sonne, und aus den Fenstern lachten oder schrien die Leute, und ich sah — denn ich war dort, — wie Herr Rosso Sampieri mit der Faust nach einem Hause hinauf drohte, aus dem sie ihm höhnnende Worte zuriefen. Als die Häfcher kamen, verschwanden die Bewaffneten alle, der Markt war leer, und die Verkäufer kamen zurück und fluchten über den Schaden.

Von beiden Seiten wurde Klage erhoben; die Marktaufseher bezeugten, daß die Altieri begonnen, weil sie die Puppen auf den Esel gesetzt und als erste zu den Waffen gegriffen hatten. Und sie fanden es am besten, daß Messer Fabrizio sich eine Zeit verborgen halten sollte, und schickten ihn nach Belcolle aufs Land hinaus.

„Ich war,“ sagte der Ferella, „im Saal, als Madonna Atalanta laut über das Unrecht klagte, das ihrem Hause geschehe.“ Der Marchese saß ihr gegenüber. „Nichte,“ sagte er, „Ihr werdet noch die Stadt und Euch zugrunde richten, wenn Ihr Euch nicht mäßigt und die Euren!“ Sie aber, mit einem Blick auf Messer Guido, den Sechzehnjährigen, der mit mir gekommen war und an der Wand stand neben seinem Hunde, „Oheim, es ist Euer Blut, scheltet es nicht!“ Und Messer Guido sagte: „Oheim, sollen wir immer schweigen und nie erwidern, da wir doch wissen, daß der Sampieri und der Mezzabarba das Volk aufheizen gegen uns? Sie tun es listig und heimlich, und nie haben sie etwas getan; und wenn wir dann offen losgehen, sind wir die Schuldigen!“

„Ja, so ist es!“ sagte seine Mutter.

Der Marchese stand auf. „Wenn ich an der Regierung wäre,“ sagte er, „dann müßtet ihr wie die andern auf ein Jahr oder zwei die Stadt verlassen, damit Ruhe wird.“

„Oheim, Ihr redet wider Euer eignes Blut!“ rief mit flammendem Gesicht Madonna Atalanta.

„Ruhe wird nie,“ sagte Messer Ferrante, „sind sie's nicht, sind's andre!“

„So mögen es andere sein!“ erwiderte der Marchese, und sein lederfarbenes, weiß umrahmtes Gesicht blickte finster. „Mit anderen fertig zu werden wird es mir leichter“, murmelte er. „Ich rede für Euer Blut!“ sagte er noch, während er sich, auf die Hände gestützt, über den schweren Tisch beugte, und seine Augen unter den dichten weißen Brauen besorgt und drohend zugleich von einem zum andern glitten.

„Mir ist nicht bange um mein Blut!“ rief Madonna Atalanta, die gleichfalls aufgestanden war, vom Fenster her. Sie sah über den Hof nach dem Turm, aus dem ein Fenster wie ein glühendes Auge durch das Dunkel leuchtete. Dort arbeitete der Charidis. Und in diesem Augenblick flammte in dem Fenster ein helles

weißes Licht auf und erlosch wieder. Ein Schweigen war im Zimmer. Da begann Messer Guido, der, den Arm um den Hals seines Hundes gelegt, auf der Erde kauerte, leise, aber herausfordernd das alte Kampflied der Spada vor sich hin zu singen. Duster sah der Marchese auf den Knaben.

Ich stand in dem dunkeln Vorraum und konnte alles sehen und hören. Sie schienen meiner völlig vergessen zu haben, bis eine Bewegung, die ich absichtlich machte, Messer Ferrante an mich erinnerte, und er mir irgend einen Auftrag gab.

Messer Fabrizio wurde auf ein Jahr aus der Stadt verwiesen, und alles sagte, es sei ein milder Spruch, nachdem Blut vergossen worden. Nur Madonna Atalanta weinte und drohte. Einer Furie glich sie in ihrem Zorn, und sie stieß Flüche aus gegen die Sampieri und die anderen und gegen die Richter, die den Spruch gefällt hatten, da sie ihr Kind für ein Jahr missen sollte. Am andern Tage begleitete ich sie nach Belcolle; Tränen standen in ihren Augen, und sie hatte die Lippen aufeinander gepreßt, aber sie sprach kein Wort auf dem Wege. Was sie im Schlosse miteinander redeten, weiß ich nicht; sie hielt den Arm um den Sohn, als sie zur Tafel gingen. Messer Fabrizio war sehr weiß im Gesicht, und er biß die Lippen zusammen wie seine Mutter. Am andern Morgen kam Messer Odoardo Pelleoni, der sein Freund war, und gab ihm das Geleit bis zur Grenze. Er war der Einzige, der es gewagt hatte, so schlimm schien es um das Ansehen des Hauses zu stehen.

Dem Scheine nach war nichts geändert. Oben im Palast brannten die Lampen und Fackeln wie sonst; Gäste kamen, und Feste wurden gefeiert; wie sonst wurde zur Jagd geritten. Nur wir sahen immer wieder die Tränen in den Augen der Frau, und wie sie sich in die Lippen biß.

Ich werde Euch erzählen," fuhr der Ferella fort, „was niemand außer mir weiß. Es war Winter und oben auf den Bergen Schnee, ich war in Belcolle draußen, die Waffenkammer nachzusehen und die Stallungen. Da ich allein um das Kastell ging, rief jemand meinen Namen. Ich sah einen Mann in einer Lederhaube, der auf mich zukam; erst als er ganz nahe war, erkannte ich Messer Fabrizio. Er hatte sich das Gesicht mit Ziegelftaub und Fett eingerieben und die Brauen gefärbt und das lange blonde Haar in der Lederhaube geborgen. „Herrlichkeit“

rief ich, „wie könnt Ihr den Bann brechen?!“ Er gab mir einen Blick und sagte: „Ich muß heute abend nach der Stadt; bring mich hinein.“ Wenn einer aus diesem Hause etwas wollte, gab es kein Abreden und kein Dawiderreden. Er hatte seinen Gaul in der Nähe, und des Nachmittags nahm ich ihn mit als einen meiner Knechte; wir trabten nebeneinander hin in der Dämmerung ohne viel zu sprechen; nur einmal sagte er: „Kein Wort davon zu Madonna Atalanta!“ Da begriff ich erst, daß er nicht nach seinem Hause wollte. In der Dämmerung kam er mit mir durchs Thor, das sie hinter uns schlossen. Wir ritten durch die Straßen. Im Schatten des Turms der Neroni stieg er ab, hieß mich zurückbleiben und verschwand im Dunkeln. Ich wußte nicht, wohin mit dem ledigen Pferd: im Palazzo Spada hätten sie sich gewundert über mein Kommen und Fragen gestellt; so übernachtete ich bei einem Freund in der Vorstadt, dem ich sagte, ich wäre selbst um einer Liebschaft willen heimlich zur Stadt gekommen. Wenn er entdeckt wurde, galt es Kerker und Tod. Eine halbe Stunde vor Tag erwartete ich ihn am Turm der Neroni; er stand bereits da und pfiff vor sich hin. Und so brachte ich ihn wieder hinaus und über die Grenze. Bei wem er gewesen, wußte ich nicht; aber ich wußte, daß er die Tochter des Alani heiraten sollte, und so schien mir nichts gutes. Noch zweimal in diesem Winter wurden mir im Dämmern von Unbekannten Briefe gegeben, die ich an Messer Fabrizio nach dem Mailändischen besorgte.“

So erzählte der Ferella. Dann nahm ich wieder das Wort. Wie das Jahr um war, war auch die Meinung der Leute eine andre geworden, da Messer Ferrante's Spott die Sampieri traf, die nichts für das Volk zu tun vermochten, als daß sie seine Freunde in die Verbannung trieben. Bis an die Grenze ritten Verwandte und Freunde ihm entgegen, als Messer Fabrizio aus dem Bann heimkehrte. Häuser waren mit Fahnen und Blumen geschmückt, und die Menge drängte sich, ihn zu grüßen. „Er ist da! Er ist mir wiedergegeben!“ rief die Spada vom Altan der Menge zu, „und nie wieder soll er uns entrisen werden!“ „Nie wieder!“ schrie das Volk, und wenn einer von der Partei der Sampieri sich da gezeigt oder etwas gesagt hätte, es wäre ihm übel ergangen. Denn das Volk ist eine Herde, die heute hierhin läuft und morgen dahin.

Drei Monate später wurde seine Hochzeit mit Beatrice Alani gefeiert. Am Abend vorher war ein Fest im Hause der Alani gewesen; Maskenzüge, Nymphen und Helden waren über den Platz gezogen, und in den Wasserbecken und Springbrunnen war Wein geflossen, aus Füllhörnern ward süßes Backwerk in die Menge geworfen, und das Volk hatte gejubelt. Ich war in der Kirche, als der Erzbischof sie traute. Die Kinder der Verwandten streuten Blumen. Schön und ernst sah Messer Fabrizio aus, als er ganz in weiße Seide gekleidet, mit seiner Braut unter dem violetten goldbefranzten Baldachin stand, und sehr anmutig Beatrice Alani mit ihrem zarten Antlitz und dem dunkeln Haar.

„Aber niemals,“ unterbrach mich der Ferella, „erreichte sie Madonna Atalanta an Schönheit, noch er Messer Ferrante. Wunderbar war es, wie da die Herrlichkeit der Eltern weit größer schien als die des Brautpaares.“

Ich glaubte das nicht und fand die Jugend schöner, aber mit dem Ferella war darüber nicht zu streiten. „Entsinnt Ihr Euch,“ sagte ich, „wie schwül der Tag war? Schlaff hingen die Kränze und Fahnen, und die Pferde gingen unmutig; stumm gedrängt stand das Volk in der Mittagshize. Als sie vorüberfuhren, ertönte der Ruf ‚Es lebe die Spada!‘ Über der gestürzten Stadt lag ihr Palast, weiß unter schweren Wolken, und beinahe verdrossen ging der Zug hinauf. . .“

„Und als wir oben ankamen,“ so erzählte er wieder, „mußten die Lichter im Saal angezündet werden; so dunkel war der Tag geworden. Zwischen den Tischen stand der Conza, der Haushofmeister, und gab das Zeichen zum Anfang. Die Musik begann, und sie setzten sich und tafelten in gedrückter Lust. Mich aber quälte der Gedanke, daß ungekannt unter den Hochzeitsgästen die sitzen mochte, die Messer Fabrizio damals nächstlich besucht hatte, um die er Kerker und Tod gewagt hatte und ich mit ihm. Und während sie saßen, brach der Sturm los, die Blitze zuckten, der Regen prasselte auf die Steinfliesen der Loggia draußen, und die Donnerschläge übertönten die Musik. Auf der Estrade, funkelnd in Juwelen und schwerer Seide, saßen die Frauen der Großen neben den schmausenden Herren. Von den Kandelabern aus Ebenholz, zwischen denen vergoldete Blumenketten hingen, züngelten die bleichen Flammen in die dämmernde Höhe

des Raumes, wenn nicht ein Blick den ganzen Saal mit seinem jähen weißen Licht erfüllte, daß jedes Zucken eines Mundes, jede Bewegung eines Arms für einen Augenblick in der Helle erstarrt schien. In solchem Licht sah ich Madonna Atalanta, die sich erhoben hatte, zwischen dem Marchese und Herrn Michele Alani; jeden Stein des Diadems auf ihrer Stirne hätte ich zählen können, und ich sah das Leuchten ihrer Augen, als sie mit ihrer herrlichen Stimme durch den Saal rief: „Das ist die Hochzeitsmusik im Hause Spada!“ und ein langer Donner übertönte das Klirren der Gläser, als die Gäste aufsprangen und die Frau und ihr Geschlecht priesen. Aber nicht alle meinten es ehrlich. Und dann ward es stille; in beklommenen Gruppen saßen die Gäste und redeten mit verhaltenen Stimmen, bis der Wein sie laut werden ließ. Stundenlang dauerte das Unwetter; immer aufs neue fiel der Donner ein; aber noch länger dauerte das Fest, und die Tafel und die Tänze in dem erleuchteten Saal, daß sie des Gewitters vergaßen, bis es endlich nachließ. Und sie feierten und sangen Lieder, bis die Geigen und Flöten süß und schmelzend spielten, und das Brautpaar sich erhob und, von den Brautführern und Mädchen geleitet, nach seiner Kammer aufbrach. Da strauchelte Madonna Beatrice an der Schwelle des Saals, ihr Schleier blieb an einem Pfeiler hängen und zerriß, und sie stieß einen leichten Schrei aus. Herr Fabrizio wollte sie hinausgeleiten, aber sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Madonna Atalanta umfing sie mütterlich mit den Armen, denn sie selbst hatte keine Mutter mehr, und beruhigte sie, und sie verließen den Saal. Aber manche, die in der Nähe gestanden und es mit angesehen, redeten darüber.

Und Herr Odoardo Pelleoni, der Dicke, wie sie ihn nannten, der unter den Brautführern war, machte, vom Wein gereizt, einen bösen Witz, der Messer Fabrizio hinterbracht wurde; denn Ihr wißt, was ein zerrissener Brautschleier im Glauben des Volkes bedeutet.

„Bist du nicht ein dicker Mensch ohne Sinn und Überlegung, der zur Unzeit scherzet, wenn er besser schwiege?“ fragte er, als er ihn am Tage darauf ins Haus treten sah. Sehr blaß wurde Messer Odoardo; denn er liebte Herrn Fabrizio und hatte es ihm oft bewiesen. Aber der fuhr fort, ihn zu höhnen,

und verzieh ihm nicht, und sie schieden in Feindschaft. Denn so waren sie, daß sie keinen Dienst achteten und keinen Fehler vergaben.

Messer Fabrizio," sagte der Ferella, „hatte den großen Sinn der Mutter, und er wollte die alte Macht der Spada wieder aufrichten, daß die Altieri an ihre Stelle treten sollten. Oft gingen beide, er und Madonna Atalanta, in den Turm, wo der Charidis hauste, und Gott weiß, was er ihnen vorgeredet. Ich begegnete ihm manchmal auf den Treppen oder im Hofe, wenn er mager, schwarz gekleidet, halb hochmütig, halb mißtrauisch vorüberging. Ich mochte ihn nicht leiden; denn solches Wissen, wenn er es besaß, ist verflucht. Er fühlte es wohl und redete mich einmal an, mit starren Augen und drohendem Finger. ‚Der will dich fürchten machen‘ dachte ich, und ging, ohne auf ihn zu hören, weiter. Von da an haßte er mich.

Das war das Unheil, daß unter den Dienern des großen Hauses Streit und Eifersucht war; weil man die Herren liebte, wollte jeder ihr Vertrauen und ihre Gunst haben. Auch der Talbon hatte einen Groll auf mich, und stets fand er zu tadeln, was ich tat. Ich verstand mich auf Pferde von Jugend auf, hatte von meinem Vater gelernt, wie sie zu halten und zu ziehen waren, und verstand es besser als der Talbon. Weiße, braune und Schecken zog ich auf einem Grundstück bei Belcolle — sie wollten es mir zu eigen geben. Und als der Marchese bald darauf für die Stadt ins Feld zog, da ritten Messer Ferrante und seine beiden Söhne auf den Pferden, die ich gezogen hatte, weil ich sie darum bat. Ausdauernd waren sie und feurig und fromm zugleich. ‚Nie hab' ich solch ein Pferd geritten, wie die deinen‘, sagte Messer Ferrante zu mir. Das schönste ward von einem Pfeile getroffen unter Messer Fabrizio, als er bei Benzone die Reiter des Pallavicino warf und ihre Fahne nahm. Schmerzvoll bäumte es sich; dahinter lag der fahle Himmel über dem dunkeln Gehölz; Messer Fabrizio war abgesprungen, ich bot ihm mein Ross und stieß dem andern das Messer in den Hals, daß es nicht länger leiden sollte.

An jenem Abend hatten sie im Kastell von Benzone eine Zusammenkunft, der Marchese und Messer Ferrante und seine Söhne, und einigten sich, die so lange uneins gewesen waren, daß der Marchese die Nissen stützen und daß sie sich Altieri-

Spada nennen sollten, wie sie von nun an taten. Und als Messer Fabrizio wußte, daß er den Marchese und das Heer für sich hatte, ritt er nach der Stadt zurück, um sich, so jung er war, um die Wahl in den großen Rat zu bewerben, und zu sorgen, daß Monteferra befestigt würde, das den Weg zur Stadt im Süden sperrte, wie der Marchese gewollt, scheinbar zum Schutz der Stadt, in der That für ihre Pläne. Und er setzte die Wahl durch, weil er viele Freunde hatte im Adel und das Volk ihn bewunderte, weil er schön und tapfer war, und wenn er nicht so klug war wie sein Vater, so hatte er mehr Entschluß. Und er hatte sogleich eine Partei im Rat, weil viele sich ihm angeschlossen, welche dachten, daß die große Zeit der Spada wiedergekommen sei. „Blind ist das Schicksal!“ pflegte Messer Ferrante zu sagen. Aber die Menschen sind blinder noch!“

So erzählte der Ferella, da wir vor der Schenke saßen. Es war mählig Abend geworden, und der Fluß lag vor uns mit seinen Barken in trübem Schein, und darüber die grauen Häuser der aufsteigenden Stadt, während wir tief in die vergangene Zeit zurückschauten und fühlten, daß von damals zu heute keine Brücke führte, als die der Erinnerung, die den Menschen aus einer heißen Jugend in ein fröstelndes Alter führt, wenn das Licht verdämmert und die Farben fahl werden.

„War es nicht zu dieser Zeit, Ser Agnolo Benintendi,“ sagte der Ferella, „daß ich Euch kennengelernt, daß ich wie heute mit Euch beim Weine saß und manchmal an Eurem eigenen Tisch?“

„Ja,“ erwiderte ich, „und schon damals sagte ich Euch, daß, wenn viele an das Glück der Spada glaubten, derer noch mehr waren, die durch ihre steigende Macht in Besorgnis gerieten, und auch die neuen Signoren kehrten sich gegen sie. Die Stadt war bewegt von Gerüchten in den Gassen und Gesprächen hinter verschlossenen Türen: die Bürger gingen mit finstern, sorgenvollen Gesichtern, und in den Palästen der Großen kamen ihre Freunde und Anhänger zusammen. Ich hatte damals das Haus des Mignatti gekauft, das dicht an dem der Sampieri lag; in der Rückwand waren nur zwei Fenster; wenn ich hinter ihren Gittern im Dunkel stand, und in den Hof des Palastes spähte, in den das schwache Mondlicht fiel, konnte ich sehen, wie tief in ihre Mäntel gehüllte Männer zu Herrn Orlando Sampieri

kamen. Ich diente dem Sampieri, während es mich doch im Herzen zu den Spada zog. Eines Tags war ich mit Herrn Orlando in Castagnola gewesen; auf der Rückkehr kamen wir bei Monteserra vorbei, wo er ein Landgut hatte. Am Bergabhang im Sonnenschein sahen wir die Arbeiter Ziegel schichten und die Ochsenwagen Erde heransführen, während oben die Mauern und Thürme des Kastells in die Lüfte stiegen. ‚Den Berg der Esel sollten sie es nennen,‘ sagte Messer Orlando, ‚und die Esel sind die Bürger der Stadt, die es zugeben.‘ Und wir ritten weiter der Stadt zu, die im Nachmittagsdunst unter dem heißen Himmel lag; hoch oben in ihrer Mitte blühten die Fenster des Palazzo Spada in der Nachmittagssonne.

Sie stand bereits tief, und die Straßen waren im Schatten, als wir durch das Römertor in die Stadt einritten und vor seinem Hause hielten. Er nahm mich mit hinein und nahm Papiere aus einer Truhe, die mit Chiffren beschrieben waren, und sagte mir, daß die Altieri zu Venzone Abrede mit dem Feinde getroffen hätten, so daß der Marchese sein Heer gegen die Stadt führen könnte, sobald sie die Verfassung ändern wollten, wie sie vorhätten. Und er öffnete die Truhe nochmals und nahm ein zerschliffenes Hemde hervor, das fast zerfiel und an dem große dunkle Flecken waren. ‚Dies trug Herr Amador Sampieri, mein Großvater, als Prospero Spada ihn enthaupten ließ,‘ sagte er, und seine blassen Lippen zitterten. Und während ich ihm bange zusah, ging er zu einem großen Kreuzifix, das in dem dämmernden Zimmer an der Wand hing, kniete nieder und beugte das Haupt und faltete die Hände. ‚Ich habe nur wiederholt, was ich lange gelobt,‘ sagte er, als er wieder aufstand, und sah mich an. Seltsam schien mir damals, daß er solches Vertrauen zu mir hatte. Aber er wollte nur, daß ich die Gerüchte vom Verrat der Altieri weiter verbreiten sollte, und sprach zu andern in gleicher Weise. Und es wuchs der Zwist und der Verdacht. Die einen wollten, daß der Marchese nicht wieder zum Heerführer gemacht werden sollte, die andern hinwieder wollten Messer Ferrante zum Podestà machen für das folgende Jahr. Und die Genossenschaften der Zünfte zogen mit ihren bunten Fahnen durch die Stadt, und auf den Plätzen bedrohten sie einander. Von meinem Fenster sah ich Messer Fabrizio auf einem Schecken vorbeireiten und man jubelte ihm zu, während

von der andern Seite des Platzes Hohnworte und Flüche schollen. Und da er an die Ecke der Gasse der Lohgerber kam, flogen ein Zimmtkrug und Scherben aus den Fenstern des Hauses nach ihm, und eine muß sein Pferd gestreift haben, das sich aufbäumte und ihn um die Ecke riß. Die von seiner Partei waren, schlugen die Türe ein und brachen in das Haus, und Steine wurden geworfen und Leute blutig geschlagen. Und da sie von beiden Seiten kamen, staute sich die Menge vor dem Kloster des heiligen Franz, da wo der Platz enge wird, und das Thor flog auf und der Prior erschien auf den Stufen mit den Mönchen, die den Gefreuzigten am Holze trugen, und sie hoben es hoch und beruhigten das Volk noch einmal.

Noch hatten die von der Partei der Sampieri, die sich ‚die Hüter des Rechts und der Freiheit gegen die Spada‘ nannten, die Macht in der Hand, aber sie kannten ihre Gefahr. ‚Liebe Mitbürger,‘ sagte Herr Ugo Mezzabarba in einer nächtlichen Versammlung, ‚noch ist der Giftbaum nicht zur vollen Höhe gewachsen, und man kann ihn leicht fällen. Bald aber wird es zu spät sein.‘ Es schwankten die Signore und saßen bleich auf ihren roten Stühlen; schwer wird den Menschen ein großes Wagnis. Da warf Herr Orlando Sampieri sich vor Herrn Oddo Greschi, dem ältesten unter ihnen, dessen Stimme am meisten galt und der sein Verwandter war, nieder, faßte ihn an der Hand und beschwor ihn zu handeln. Und sie traten beiseite und sprachen leise miteinander, und als sie wieder herantreten und Messer Orlando befriedigt schien, da befreuzigte sich Niccolo Oberti und auf eines der Fenster zugehend, sagte er: ‚Ich sehe Blut und Flammen über der Stadt!‘ Der Sampieri aber riß den Vorhang zur Seite und erwiderte: ‚Wollte Gott, ich sähe es auch!‘ und er wies nach dem Palazzo Spada, der, weil er am höchsten über der Stadt lag, von vielen Fenstern sichtbar war. Und all dies weiß ich von einem, der an dem Rat teilgenommen.

Weil sie aber sich an Herrn Fabrizio selbst noch nicht wagten, so griffen sie am Tage darauf zwei seiner Diener und brachten sie vor das Gericht der Acht und folterten sie, bis sie aussagten, was man wollte. Herr Ugo Mezzabarba hatte dies geraten, und mit seinem steten Lächeln auf den dicken Lippen hatte er gesagt: ‚Erst die Hunde, dann die Jäger!‘ Messer Fabrizio

aber, wie er gehört, daß man seine Leute gefangen gesetzt, war sogleich gekommen, aber man ließ ihn weder ins Gerichtshaus, noch wollten die Signoren ihn anhören oder sehen.

So ging er auf dem Platze auf und ab, und Massimo Pelleoni und Gherardo Alani und andere seiner Freunde waren mit ihm, aber sie standen ein paar Schritte abseits und flüsterten untereinander; denn er war so, daß man ihm nicht nahe kommen durfte. Wenn jemand ihn anredete, sah er ihn nur mit wilden Blicken an und gab keine Antwort. Volk sammelte sich an und sah nach ihm aus der Entfernung, und ich war darunter. Wir wunderten uns, daß er blieb, da er selbst in Gefahr war. Indem kam einer der Acht, ich glaube, es war Herr Andrea Palma, zusammen mit Herrn Ugo Mezzabarba, aus dem Gebäude. Totenbleich wurde der Mezzabarba, als er sich plötzlich den andern gegenüber sah, und unter irgendeinem Vorwand kehrte er in das Gerichtshaus zurück. Herr Andrea aber, von allen umdrängt, erklärte, nichts sagen zu können. Herr Massimo Pelleoni wollte ihn an seinem schwarzen Gewand festhalten, daß er spräche, aber Herr Fabrizio, dessen Gesicht blutrot wurde, winkte ab, und sie bestiegen ihre Pferde und ritten davon.

Als ich eine Weile später die Treppe, die bei San Luca hinauf zur Piazza Spada führte, emporging, da stieß ich oben auf Bewaffnete, die mich nicht hindurch ließen. Und als ich mich ihnen nannte als Ser Agnolo Benintendi, der Notar, da faßte mich einer an der Schulter, daß meine Frau noch abends den Griff in meinem Fleische sah: „Das ist so ein Spürhund der Sampieri!“ rief er und kam mir mit dem Gesicht ganz nahe, und ich, froh, als er mich losließ, eilte unter ihrem wilden Gelächter abwärts.“

„Die hatte ich gestellt,“ sagte lachend der Ferella, — denn ich erzählte ihm alles, wie ich es heute Euch erzähle, — „auch war der Hergang nicht ganz so, wie Ihr Euch zu erinnern glaubt, Ser Agnolo. Ich war, sowie ich von dem Vorgefallenen hörte, nach dem Palazzo Spada geeilt. In der Halle saß Madonna Atalanta dem Francesco Godora, der ihr Porträt malte; sie war eben aufgestanden, das Bild zu besehen; er selbst trat ehrerbietig zurück, und sie, mit dem schönen vollen Arm, von dem der weite Armel zurückglitt, auf Madonna Beatrice weisend, sagte: „Diese hier mögt Ihr wie eine Taube malen,

aber nicht mich!’ Da trat ich ein, und sie, die bisher ahnungslos gewesen, hörte von mir, was vorging. Ich gab ihr zu bedenken, daß die Signore, nachdem sie den Schritt getan, einen weiteren wagen könnten, und drängte, daß sie und ihr Sohn die Stadt sogleich verlassen sollten. Und sie sandte mich nach Herrn Fabrizio, und ich holte ihn, und zur Vorsicht stellte ich Wachen in den Gassen, die zu unsern Häusern führten.

Da wir ankamen, sah Madonna Atalanta für ihr Bild, als wäre nichts vorgefallen. Madonna Beatrice ging in der Halle auf und nieder und schlang eine Perlenschnur mehrmals um ihr Handgelenk und zog sie wieder herunter in Kastlosigkeit. Jetzt legte der Godora seine Pinsel nieder und ging, und wir berieten. Madonna Atalanta beschloß, in der Stadt zu bleiben; wir andern sollten sogleich aufbrechen. ‚Niemand wagt, Atalanta Spada zu berühren!’ rief sie.

‚Mich braucht er nicht,’ sagte Madonna Beatrice, die bis dahin wortlos zugehört hatte.

‚Wenn Ihr bleiben wollt, so bleibt,’ sagte Messer Fabrizio kühl.

Madonna Beatrice rang die Hände und rief ‚O möchte ich sterben!’

‚Besser, Ihr reitet ohne Weib!’ sagte Madonna Atalanta ungeduldig.

So ward es getan. Und da den ganzen Tag die Aufregung in der Stadt groß war, auf den Plätzen und in den Straßen die Leute drängten, ritten Messer Fabrizio und ich und drei Diener durch die äußeren Gassen, die leer waren, nach dem Lombardentor; wir kamen ohne Schwierigkeit hindurch und ritten durch den heißen Abend auf den stäubenden Straßen nach Belcolle. Denn das Kastell war wohlbesetzt und befestigt, und nicht leicht zu nehmen.

Da wir zu Abend gegessen hatten und ich mich zur Ruhe legen wollte, begegnete ich dem jüngsten von Messer Fabrizio's Dienern, wie er über den Gang einen Krug Wassers nach seines Herrn Zimmer trug, gerade unter einem Licht, dessen Schein auf sein Gesicht und sein rotes Haar fiel, das mit einem Neze gehalten war. Da ich ihn nicht kannte, fragte ich ihn, wie er heiße und woher er sei. Da wurde der Junge rot und stotterte etwas und lachte zuletzt, und ich ging schweigend weiter. Wir

wußten es damals bereits, daß Herr Fabrizio ein Weib aus dem Volke liebte, eines Seilers Tochter, die Besotta hieß, und die Leidenschaft zu ihr war ihm so ins Blut gegangen, daß er von ihr nicht lassen konnte. Dies, und daß sie selbst kein Kind von ihm hatte, war Madonna Beatricens Verzweiflung. Sehet, sein Weib hatte er zurückgelassen, aber die andre mitgenommen, weil es seine oder ihre Laune war.

Mit dem ersten Dämmern brachen ich und zwei Knechte auf; wir ritten Kasse, die ich gezogen, auf getrennten Wegen. Kurze Rasten hielt ich in den heißen Stunden an versteckten Uferstellen, wo ich das Tier tränken konnte, und ritt durch die helle Nacht und den Morgen, wenn ich das Licht zwischen den Olbäumen aufblitzen sah, die lange Schatten über das Korn warfen. Unter mir, den Kopf gesenkt, leicht in den Zügeln, flog das Pferd. Am zweiten Abend hatte ich die Vorposten erreicht, da stolperte es über einen losen Stein und fiel hin, und ich lag mit dem linken Beine unter ihm. Ich sah es mit den Hufen schlagen und den Kopf heben, die Zähne gebleckt, mit hängender Zunge und blutumränderten Augen; es schnob und röchelte, während die Flanken sich furchtbar hoben und senkten. Soldaten zogen mich hervor, und ich hieß sie, mich zu den Herren tragen . . . Ich sah den Marchese und Messer Ferrante und andre über mir stehen und machte meine Meldung, dann ward es dunkel um mich, und ich wußte von nichts mehr. Viele Wochen lag ich im Fieber, und als ich geheilt war und zurückkam, da geschah mir, was ich nie geglaubt und von denen ich es nie erwartet hätte."

Der Ferella verstummte. Wir saßen nun in halber Nacht. Die Barken auf dem Strom glitten über dunkles Wasser. Über Hügel und Häuser kam der Mond hervor, und unser Tisch vor der Schenke stand in seinem Licht. So konnte ich sehen, wie finster die Züge des Mannes geworden waren. Ich wußte nun auch, warum er hinkte. Er setzte den Weinkrug an den Mund. „Gott gebe uns Vergessen!“ sagte er.

Ich meinte, das wäre eine üble Gabe für mich und meine Chronik. „Ja, was inzwischen hier geschah, das wißt Ihr besser als ich, Ser Agnolo“, erwiderte er. Und so ist es auch.

Bereits am nächsten Tag — sie hatten wohl wieder nächtlich beraten — wurde die Anklage wider Herrn Fabrizio Altieri

erhoben, auf Grund der Aussagen der Diener, die sie peinlich vernommen hatten, und er wurde vor die Acht geladen. Und da sie ihn nicht mehr fanden, brachten sie die Tage in langen Beratungen hin und konnten sich nicht einig werden, was sie tun sollten. Am vierten Tag wußten sie, daß der Marchese mit dem Heer auf die Stadt zu rückte. Da erkannten sie ihre Lage und wie sie gefehlt hatten. Aber ihre Uneinigkeit ward nur noch größer, und jeder schlug einen anderen Weg vor. „Nun sei es ja klar,“ sagte Herr Orlando Sampieri, „daß die Altieri Verrat geübt und sich mit dem Feinde geeinigt hatten.“ „Und was nützt Euch diese Erkenntnis?“ fragte Niccolo Oberti. Und bitter bereute Herr Oddo Greschi, daß er nachgegeben hatte. Und sie machten einander Vorwürfe und stritten und gingen aus dem Rat und kamen wieder zusammen, und schickten Boten und hörten Boten, und die ganze Zeit rückten die schweren Reiter des Marchese und sein gepanzertes Fußvolk näher und näher. Eine bleierne Unruhe lag über der Stadt. Die Bürger gingen in Angst; die meisten schlossen sich in ihre Häuser ein oder lagen in den Kirchen und beteten, besonders die Frauen. Und viele saßen des Nachts auf ums Licht, als ob das geholfen hätte. Oben aber lag der Palazzo Spada mit geschlossenen Läden, und nichts rührte sich darin, so daß viele zweifelten, ob die Spada wirklich da sei oder gleichfalls die Stadt verlassen hätte. Und ich habe Leute sagen hören in ihrer Angst, sie übe da oben mit dem Griechen durch Flüche und Zauberei geheime Macht, und Herr Ugo Mezzabarba verlangte, daß auch sie verhaftet würde, aber niemand wagte es auszuführen, wie sie vorausgesehen hatte. Und immer noch stritten sie im Rat. Die Sampieri wollten die Bürger bewaffnen und die Mauern verteidigen. „Wißt Ihr auch, wen Ihr für Euch und wieviele Ihr gegen Euch habt?“ fragte der Oberti höhrend. Und gerade da hörten sie das Geschrei des Volkes auf der Piazza, das „Spada! Spada!“ rief; denn von den Hügeln hatte man die ersten Reiter und Fahnen gesehen. Herr Oddo Greschi trat auf den Balkon hinaus und wollte reden, aber sie hörten ihn nicht an; da riß er das Barett und den hermelinbesetzten Mantel herunter, warf sie von sich und legte sein Amt nieder, und sie verhöhnten ihn dafür. Jetzt hörte man auch die Trompeten und Hörner vor den Thoren, und in der Stadt begannen die Glocken zu läuten.

Wer ihnen das Thor geöffnet, weiß ich nicht, aber bald quollen sie aus den Gassen auf die Plätze, überall schlugen die Hufe das Pflaster, und alles starrte von Spießen. Und vor den Reitern ritt der Falbon, ganz in Eisen, mit grimmigem Gesicht, denn einer von denen, die sie gefoltert hatten, war sein Sohn gewesen. Viele Bürger hatten mit Kreide oder Farbe gekreuzte Schwerter auf ihre Türe gemalt, als Zeichen, daß sie zu den Spada hielten. Die Sonne neigte sich bereits, als die Herren selbst einzogen, und von den Fenstern jubelte man ihnen zu, und überall sangen sie das Kampflied der Spada. Als sie das Stadthaus betraten, fanden sie es fast leer; denn die Signoren und die meisten vom großen Rat hatten es heimlich durch Seitenthüren verlassen. Ich weiß nicht, was sie so lange darin beriethen; unten auf dem Platze standen die Kriegersleute, und da und dort zeigte sich ängstliches Volk. Bald hörte man Schüsse und sah Rauch aufsteigen. In grauen Wolken ging die Sonne unter, und die Nacht stieg nieder mit ihren Schrecken. Ich wachte in großer Angst und Sorge, da ich des Sampieri Notar gewesen; aber ich entging durch die Fürbitte der Engel und Heiligen. Am andern Morgen hörten wir, daß Herr Orlando Sampieri durch das Römertor entkommen war, während sein Bruder Herr Rosso erschlagen in den Straßen lag. Zweiundzwanzig Häuser wurden niedergebrannt und mehr geplündert. Herrn Ugo Mezzabarba hatten sie an einem Fenster seines Hauses aufgehängt; er zappelte noch, schwer und dick, wie er war, als der Falbon vorüberritt und ihn abzunehmen befahl; aber der Falbon strich seinen braunen Bart und grinste, als sie den Halberstücken vor ihn legten und ihm Wein einflößten; und er ist auch nie wieder ganz zu seinen Sinnen gekommen, und das stete Lächeln war für immer erstorben auf seinen Lippen.

Als aber die Sonne völlig aufging, ritten Herolde und Trompeter durch die Stadt, die das Volk beruhigten, Freiheit und Gerechtigkeit versprachen und die Leute ihren Geschäften nachgehen hießen. Viele strömten in den Dom, wo der Erzbischof selbst das Hochamt feierte und die Bürger Frieden schwören ließ. Und sie machten Messer Ferrante zum Podestà und den Marchese aufs neue zum Feldhauptmann und wählten Herrn Fabrizio, so jung er war, in die Signoria mit Herrn Michele Anani, seinem Schwiegervater, und anderen. Und mit meinen Augen sah

ich, wie die Spada, von ihren Frauen gefolgt, über die teppichbelegten Treppen niederstieg, ihren Gemahl und Oheim zu begrüßen und den Sohn zu umarmen. Acht Tage hatte sie im Hause gefessen und alle Diener bewaffnet, und sie sagte, daß sie sich bis aufs Messer verteidigt und eher den Palast angezündet hätte, ehe sie die Feinde ihres Geschlechts eingelassen. Und wahrlich, sie hätte es getan! Und sie stießen viele aus dem großen Rat und schickten andre in Verbannung und nahmen ihnen Häuser und Gut, so daß sie Reichthümer gewannen, die sie brauchten. Denn sehet, wer die Macht will, der kann nicht gut sein. Und alle Ämter besetzten sie mit ihren Anhängern, und zumeist mit Leuten aus dem Volk, was die aus den alten Geschlechtern erboste. „Und darum wundert es mich, Capitano Ferella,“ so sagte ich zu ihm, und ich sagte es nicht ohne Absicht — „welcher Lohn Euch zu teil ward?“

„Welcher Lohn? Der hier!“ rief er bitter und streckte sein lahmes Bein neben dem Tische aus. „Wochen war ich bei fremden Leuten gelegen, und als ich wieder zu Ross steigen konnte, — das Reiten ging fast wie vorher, nur das Gehen ward mir schwer, — brach ich hierher auf. Als ich nach Belcolle kam, wo ich die Pferdezucht hatte, sah ich mit Erstaunen, daß vieles verändert war. Es war spät im Herbst und kühl, und die Tiere waren in den Ställen. Auf dem Hof sah ich zwei Knechte, der eine hatte Zaumzeug über der Schulter hängen, der andere trug einen Eimer zum Brunnen und leerte ihn aus. Ich rief sie an, und da sie mir fremd waren, fragte ich nach dem Renzo Gatta, dem ich das Gut zu verwesen gegeben; sie schüttelten die Köpfe und grüßten und sagten, der sei schon lange fort. Mein Pferd drängte nach dem Stall, den es kannte; ich ließ es herangehen, sie hinderten mich nicht, und sah durch die Stalltüre. ‚Wo sind denn die Schrecken?‘ fragte ich. ‚Der Herr hat die meisten fortgenommen; vier stehen noch da drüben.‘ Ich bezwang ein Gefühl, das wie Gift in mir aufstieg, und fragte, wer denn der Herr wäre, der dies alles angeordnet hätte? ‚Der Herr Talbon‘ war die Antwort. ‚Wo ist denn er?‘ fragte ich. Sie zeigten nach dem Kastell, dessen Thürme über den Wiesenhang sahen. Ich ließ das Pferd rückwärtstreten, nahm es herum, sprach kein Wort, ritt aus dem Hof heraus und nach dem Kastell hinüber. Dort stellte ich den Talbon zur Rede. Er sagte, daß er auf Belcolle den

Befehl führe, und ob die Pferde nicht Messer Fabrizio's seien? Und das war wahr, aber er wußte sehr wohl, wie die Sachen standen, und ich sagte es ihm. Da lachte er in seiner bitteren Art und sprach von Leuten, die er ins Haus gebracht und die sich zu hoch dünkten und Gehorsam lernen mußten. Ich hatte Lust zu ziehen, und er sah es. Er war ohne Waffe und griff nach einem Stuhl; er hatte Kräfte für drei; aber ich hatte Schwert und Dold. Gott weiß, wie es geendet hätte, doch ich bezwang mich und ging..

Am andern Tag war ich in der Stadt und sprach mit Messer Fabrizio, und vielleicht zu heftig, so daß er sich erzürnt abwendete. ‚Ich pfeife und Ihr tanzt!‘ sagte er, ‚nicht daß Ihr pfeift und mich tanzen laßt!‘ ‚Ihr mögt pfeifen, Herrlichkeit, und ich darfs nicht,‘ gab ich zur Antwort, ‚aber nach Eurer Pfeife tanzen muß ich nicht! Treue um Treue!‘ Da wurde er blaß und sah mich böse an. Er stand an einem kleinen Tisch und hielt die Handschuh in der Hand und schlug damit auf die Platte: ‚Du würdest besser gehen!‘ rief er

Ich ging zu Madonna Atalanta und erzählte es ihr; schweigend hörte sie mich an. Ich sah, daß sie mir recht geben mußte. Da trat Messer Fabrizio ein und wendete mir den Rücken zu. ‚Glaubt nicht, daß ich ihn nicht reich entschädigt hätte, wenn er zu gehorchen verstünde!‘ sagte er, ‚aber er hat unziemlich gegen mich geredet.‘ Und Madonna Atalanta gab sogleich ihrem Sohne recht und mir unrecht. So ging ich. Ich war bereits im Vorfaal, als mir noch ein Wort einfiel, das ich vorbringen wollte, ich kehrte um und schob den Türvorhang zur Seite; da sah ich Madonna Atalanta im Stuhle sitzen und Herrn Fabrizio vor ihr knien, wie ein Knäblein, mit dem Kopf in ihrem Schoß, den sie streichelte und küßte. Da sah ich, daß sie mich und meine Sache längst vergessen hatten, und ließ den Vorhang fallen und ging.

Das Unglück war, daß Messer Ferrante in diesen Tagen abwesend war, und ich ihn nicht sprechen konnte. Ich weiß wohl, der Talbon war mehr als ich, und sie brauchten ihn, aber mein Herz hing an den Tieren, die ich gezogen, und sie hatten mir das Grundstück zugesagt; ja, ich hatte gerechnet, daß sie mich zum Kastellan machen würden in Belcolle. Der Talbon hats gehindert, weil er es mir nicht gönnte, und auch der Charidis hatte

gegen mich gehet, der Hund, dem sie das Haus auf dem Neuen Markte gaben zum Lohn für seine leeren Worte und Prophezeiungen. Sehet, ich dachte damals, mich zu beweiben; obs gut oder übel war, daß nun nichts daraus werden konnte, weiß ich nicht. Ich schwor, keine Hand mehr zu rühren im Dienste der Altieri, und ritt im Zorn aus der Stadt. Aber das weiß ich, daß es nichts so Bitteres gibt für des Menschen Herz, als die hassen zu müssen, die er lieben möchte."

"Die Großen sind alle gleich", sagte ich, da er schwieg, „und wir zählen für sie nur als Kupfermünzen, die sie nehmen und hinwerfen, ohne ihrer zu achten." Das sagte ich ihm, und er nickte finster. „Und so seid Ihr all die Jahre in der Ferne gewesen", fuhr ich fort, „und nicht wiedergekommen bis heute?"

Da wendete er sein Gesicht mir zu, und beim Schein des Mondes und der Lampe sah ich, daß ein seltsam gramvoller Ausdruck darin lag, als er sprach: „Nein, Ser Agnolo, ich bin schon früher wieder da gewesen und durch die alten Tore und Straßen geritten, und ich habe gesehen . . ." aber, was er mir fast flüsternd mit allen Zeichen des Schreckens erzählte, das sag' ich Euch später.

Die Nacht war kühl geworden und der Weinkrug leer; wir erhoben uns beide, verließen die Schenke und das Flußufer und gingen durch die Stadt, zwischen den schweigenden Häusern hin, bis wir auf dem Domplatz standen. Zusammen schritten wir die breite Marmortreppe hinauf, die die Altieri dem Dom gegenüber angelegt hatten; vor uns stand dunkel im Mondlicht das Reiterstandbild Messer Prospero Spadas, das sie ihm errichtet. Denn sie haben die Stadt geschmückt, wie keiner vor ihnen. Und das Hospital der armen Bürger haben sie gegründet und die Domschule ausgebaut. Ehrentafeln und Denkmäler wurden ihnen zuerkannt, als man erfuhr, daß die Verträge, die sie nach ihren Siegen getroffen, das Gebiet vermehrt hatten, und die Sampieri wurden als Verleumder und Lügner auf ewig verbannt. Wenn sie den Purpur genommen, wenn Messer Ferrante sich zum Herzog gemacht hätte, wer hätte es ihm verwehrt? Er wollte es nicht. Ihm genügte, daß er Frieden und Einigkeit geschaffen. Aber das Los der Menschen ist Unfriede, und seine Söhne dachten nicht wie er. Herrn Fabrizio's Stolz reizte viele im Adel; denn er nahm nicht Rücksicht, wenn er etwas begehrte. Noch übermütiger ward das schöne rothhaarige

Weib, die Besotta, und sie rühmte sich, daß, wer bei Herrn Fabrizio etwas erreichen wollte, es durch sie tun müßte. Und sehet, aus wie geringen Ursachen das Verhängnis quillt. Am Tage von Mariae Himmelfahrt geschah es, daß Madonna Beatrice mit Frauen und Dienern zur Kirche ging, und daß sie an einer Stelle vorüberkam, an der ein vollbusiges rothaariges Weib stand, das sie frech ansah und lächelte. Rot und blaß wurde Madonna Beatrice; denn sie erriet, wer es war; und mochte es ihr Befehl sein oder Eifer in ihrem Dienst, einer ihrer Begleiter stieß die Besotta zur Seite und trieb sie durch die Straße zurück, bis der Zug vorüber war und sie hinter ihm Drohungen und Verwünschungen rief. Desselben Nachmittags sah man Messer Michele Alani, Madonna Beatricens Vater, und Messer Gherardo Alani, ihren Bruder, nach dem Palazzo Spada eilen; was sie forderten, was ihnen erwidert wurde, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß jener Mann, der das Weib vom Wege getrieben, aus dem Dienst der Altieri weichen mußte. Wenige Tage darauf wurde die Besotta krank auf den Tod, und in ihren Krämpfen schrie sie, daß sie vergiftet worden, und das Volk glaubte es.

Nun sehet das Geschick. Die Besotta wurde geheilt. Aber einige Tage später erkrankte Madonna Beatrice in gleicher Weise und lag auf den Tod, und wieder kamen die Gerüchte und Klagen, nun von der andern Seite. Eine Buhlerin und Giftmischerin nannten die Alani und ihr Anhang die Besotta, und wenig fehlte, daß sie Messer Fabrizio selbst bezichtigt hätten. Das sind schlimme Dinge. Ich war nicht im Palast, ich weiß nicht, was Herr Fabrizio seinem Schwäher erwiderte. Messer Gherardo liebte seine Schwester, und man sah ihn und Herrn Michele, ihren Vater, besorgt und tränenden Auges auf dem Wege zwischen beiden Häusern und in der Halle des Palazzo Spada. Es mag ein seltsames Treiben und Flüstern um das Bett der Kranken gewesen sein. Auch sie erstand wieder, aber sie sah von da an blaß und gealtert aus. Was aber schlimmer als alles war, das waren die bösen Worte, die heimlich von Mund zu Mund gingen, und Schmähdgedichte, die gefunden wurden, und Spottlieder, die man sang. Es kam so weit, daß sechs Richter eingesetzt wurden, über die Schmähungen und angeblichen bösen Zauber der Besotta zu erkennen; aber sie scheuten sich vor Messer Fabrizio; sie

gedachten vielleicht des Tags, da er unten auf dem Plage auf und ab geschritten, und was darauf gefolgt war: sie hielten ihre Vergehen nicht für erwiesen und sprachen die Besotta frei; und der Spott gegen die Alani ward groß. Messer Gherardo tönte es nach, als er durch die Straßen ritt; er trieb sein Ross gegen die Leute und ergriff einen beim Halse; aber ihrer waren zu viele. Steine flogen, er mußte den Mann fahren lassen und in ein Haus flüchten, das sie hinter ihm schlossen. Aber Männer, die Masken trugen, überfielen des Nachts das Haus der Besotta, sie rissen ihren Vater und die Brüder aus den Betten und ließen den alten Andrea Besotti für tot liegen. Sie selber konnte mit ihrem Kinde zu Nachbarn fliehen; großer Lärm ward, und das Volk sammelte sich, und es gab eine arge Schlägerei. Sie hatten Diener der Alani erkannt, und die Zunftgenossen versammelten sich und klagten über den Bruch des Stadtfriedens. Schwer war es für Messer Ferrante, der gerecht und gütig war, zu richten, wo sein eignes Blut mit den andern im Streite lag, und wo Madonna Atalanta, sein Weib, die ganz ihrem Sohne zu willen war, ihn drängte. Und so kam es, daß die Alani, die ihnen die nächsten gewesen, den Altieri feind wurden, und Herr Michele verlangte, daß seine Tochter in sein Haus zurückkehrte und die Mitgift ihm zurückgezahlt werde; und über all die Klagen und Prozesse, die entstanden, spaltete sich der Adel und das Volk und der Rat von neuem.

Denn viel Neid und Unzufriedenheit war entstanden, und viele hatten Verwandte unter den Vertriebenen, die sie aufreizten. Zum erstenmal erhob sich Widerspruch im großen Rat, als die aus dem Avogliotal über die Abgaben klagten und Messer Fabrizio darüber hinweggehen wollte. Die auf den roten Stühlen saßen, und viele im Rat, stimmten zu, aber Herr Odoardo Pelleoni, den er gekränkt hatte, und die jüngeren murrten. Messer Fabrizio sah sich erstaunt um, und sie murrten wieder. Sein Vater, Messer Ferrante, versprach lächelnd, die Sache zu untersuchen, und da mußten sie sich zufrieden geben. Neuer Streit und große Feindschaft entstand um die Grundstücke, die die Sampieri bei Monteferra hatten und die ihnen abgesprochen waren; denn die Greschi, ihre Verwandten, erhoben Einspruch, während das Kloster der Dominikaner ein Heimfallsrecht behauptete. Dies schuf große Erbitterung, weil Bewaff-

nete Herrn Fabrizio von Monteserra auf das Gut drangen und den Vogt der Greschi hinauswarfen. Der Prior des Klosters aber sagte, er könne warten: der Heilige überlebe alle. Und all die Streitigkeiten führten zu bitteren Reden über die Freiheit der Richter, und wer immer in einem Prozeß verlor, der behauptete, daß sie den Altieri zuliebe so entschieden hätten. Die Alani aber verhielten sich stille, obwohl Madonna Beatrice nicht zurückkam und die Mitgift nicht herausgegeben wurde, so daß viele sich wunderten; und ich weiß, daß Herr Odoardo Pelleoni Herrn Gherardo Alani fragte, ob er sich von oben und unten bespeien ließe; er meinte den Hohn des Volkes und den Schimpf der Altieri. Und Herr Gherardo gab Antwort: „Spielt Ihr Euer Spiel und laßt mich meines spielen!“ Dieses Gespräch führten sie in dem Steingang des Stadthauses, wo die römischen Statuen stehen, und der junge Lazaro Greschi war Zeuge. Und in dem Augenblick sahen sie Herrn Ugo Mezzabarba vorübergehen, der ihnen zwei oder dreimal zunickte; er war aber, seitdem er am Fenster seines Hauses gehangen, nicht mehr recht bei Sinnen, und sie wußten nicht, ob er etwas gehört und gedacht hatte.

Das Schlimme war, daß auch die Altieri-Spada unter sich uneins waren; denn Messer Ferrante wollte alles in Klugheit und Güte schlichten, während der Marchese, obwohl er Herrn Fabrizio herbe Worte des Tadelns sagte, für die unerbittliche Strenge der Herrschaft war. Und Messer Fabrizio, während er dem Oheim troßig erwiderte, war doch im Innern der gleichen Meinung mit ihm, nur daß er und sein Bruder Guido ihm nicht trauten und ihn fürchteten. All dies war aber wie verborgenes Feuer, das nicht Lust bekam, und die Spada waren im Glanze wie zuvor, und überall war Jubel und Festlichkeit, da in diesen Tagen Messer Guido, Madonna Atalantas jüngerer Sohn, sich mit Violante Sforza vermählte.

All dies kam mir in den Sinn, als ich mit dem Ferella oben auf der Marmortreppe der Altieri am Denkmal Messer Prospero Spadas stand, der die steinerne Hand gebietend ausstreckte, als wiese er in die Vergangenheit. Auf dem nächtlichen Fluß sah ich Barke an Barke gedrängt mit seidnen Baldachinen, mit farbigen Segeln und Wimpeln; in den Straßen sah ich Fackeln und Lichter in allen Fenstern; ich hörte das Schreien der Maskenzüge,

die sich auf Straßen und Plätze ergossen, sah die Kasse mit nickenden Straußfedern den goldenen Wagen, in dem das vermählte Paar saß, langsam durch die Menge ziehen; ich hörte die Musik aus den Lüften, und noch einmal den Jubelruf „Es lebe die Spada!“, als Madonna Atalanta mit schon ergrauendem Haar, aber immer noch herrlich und stolz, neben ihrem Gatten vorüberfuhr.

Messer Fabrizio war zu Ross, während sein Weib im Wagen saß. Freigebig ließ er Gold unter die Menge werfen, die ihm zujubelte; er ritt auf einem jungen weißen Pferde, das das Geschrei unruhig machte. Ich weiß nicht, wer ihm irgend eine Botschaft brachte, und was ihn zu wenden bewog, noch wohin er wollte; aber vor ihm waren, eine dichte Mauer, die Zuschauer; von der andern Seite erhob sich neues Geschrei, da ein neuer Maskenzug aus einer Straße kam. Wieder wurde das Tier unruhig und bäumte sich; deutlich sah ich es gegen die Wand der grauen Häuser, wo von den Balkonen Teppiche hingen, und Herren und Frauen heruntersehen. Jetzt wies er mit der Hand irgendwohin, und er und die um ihn setzten sich in Bewegung und waren sogleich vom Zuge getrennt, denn ganze Scharen von Masken und Zuschauern drängten und schoben sich dazwischen. Wir hörten dann noch wildes Gelächter, und dann plötzlich wieder ein Geschrei, das allen durch die Seele ging; denn es war anders und furchtbar, und jeder wußte, daß etwas geschehen sein mußte. Die Wagen stockten, ein Gedränge entstand, Menschen schrien, Frauen und Kinder riefen laut um Hilfe. Dann tönten irgendwoher schreckliche Trompeten, die Menschen fluteten zurück; Reiter drängten sie in die Seitengassen; auf dem Platze ward eine große Leere. Männer mit Fackeln kamen; wieder tönte furchtbares Geschrei, dann ein Jammern: Leute trugen auf einer Bahre einen liegenden Mann; andere liefen nebenher, und wieder andere, und neue von einer andern Seite hinzu. Jetzt erst lief es wie ein erschrockener Laut von Mund zu Mund: es war Messer Fabrizio, den sie brachten. Ärzte waren um ihn; aber er lag völlig bleich, von seiner Brust troff das Blut über die goldgestickte Seide, die er trug. Wieder machten die Bewaffneten Bahn, und überall wichen die Leute zurück, als Madonna Atalanta und Messer Ferrante eilig herankamen und sich über die Bahre beugten; aber er öffnete die

Augen nicht mehr, er war im Sterben. Die Musik war verstummt, schweres Glockenläuten setzte ein, und die Mönche aus dem Dominikanerkloster kamen, das Miserere singend, auf den Platz geschritten, und sie umgaben die Bahre und geleiteten sie langsam nach dem Dom, dessen großes Thor geöffnet wurde und sie aufnahm. Überall wurden die Lichter gelöscht; auf den entfernteren Plätzen, wo noch getanz und gesungen wurde, und ebenso auf dem Wasser die Musik in den Barken hörte nach und nach auf, und nur das unausgesezte Läuten der Glocken und die Rufe der Wachen tönten durch die Stadt.

Wir hörten dann, daß Herr Fabrizio in einer Seitengasse von dem unruhigen Pferde gestiegen war; in dem Gewühl mußte sich der Mörder in der Maske an ihn herangedrängt haben; niemand hatte in dem Lärm den Schmerzensruf gehört, und als er zusammensank, war der, der es getan, schon verschwunden. Die Wasse hatten die Blutrichter bereits in den Händen, die heimlich nach dem Täter forschten; es war ein dünner scharfer dreieckiger Dolch, der rasch und leicht eindrang. Die Tore der Stadt waren geschlossen worden, und eine Stunde später verkündeten Reiter in den Straßen den Mord und forderten alle Bürger auf, zu helfen, daß der Täter ergriffen würde. Wer ihn verbar, sollte gleich ihm gerichtet werden.

So ging die zweite Hochzeit aus im Hause Altieri-Spada. Weinend und zitternd stand Madonna Violante Sforza in ihrem Brautgewand oben im Palazzo und bleich stand Messer Guido neben ihr, der der Erbe geworden war. Viele haben sie so gesehen und haben auch erzählt, wie Madonna Beatrice an der Wand des Saales stand, bleich, ohne Tränen, ohne ein Wort; nur ein beständiges Zittern lief durch ihre Glieder. Als die beiden andern sich vor Madonna Atalanta hinwarfen, da machte auch sie ein paar Schritte auf sie zu, blieb aber plötzlich stehen und wankte, Messer Ferrante und eine Dienerin fingen die Stürzende auf. Sie lag die Nacht im Fieber, dennoch erhob sie sich aus dem Bette, schleppte sich in die Kapelle und betete. All dies und viel anderes hab' ich vom Conza erfahren, der, ein alter Mann, noch heute auf seinem kleinen Gut vor dem Römertor lebt.

Am nächsten Tag lag Herr Fabrizio aufgebahrt im Dom, in dem wohl tausend Kerzen brannten, und den ganzen Tag

strömte das Volk herein, um ihn zu sehen, bis die Signorenen und die Herren und Damen alle erschienen und die Feier begann.

Aber lange vorher, als die Leiche allein lag und nur die Hellebardiere an der Bahre Wache hielten und ein Priester Gebete verrichtete, hatte Madonna Atalanta viele Stunden lang am Sarge ihres Sohnes gesessen und sein Haupt immer wieder in ihren Händen gehalten und ihn gesegnet.

Und da hatte sie ein Schluchzen vernommen und, sich umwendend, hatte sie ein Weib gesehen, das, ihr Gesicht in den Händen, bitterlich weinend auf den kalten Steinen lag. Da war sie aufgestanden und zu ihr hingegangen und hatte stehend zu der Liegenden gesprochen: „Geh hin zu ihm und küsse und segne ihn; denn auch du hast ihn geliebt!“ Und die Besotta hatte sich halb aufgerichtet und den Saum ihres Kleides geküßt; dann war sie schluchzend an den Sarg getreten und hatte die Hand des Toten mit Küssen bedeckt.

Als der Erzbischof das Totenamt las, knieten Messer Gerante und Madonna Atalanta und die andern von ihrem Hause schwarz gekleidet vor dem Sarge; auch Madonna Beatrice kniete mit ihrem blassen, gealterten, kleinen Gesicht und sah nicht ein Mal empor, und hinter ihr alle Alani in schwarzen Kleidern und mit starren weißen Gesichtern. Und der Dom war erfüllt vom ganzen Adel der Stadt, alle in Trauer gekleidet und viele mit Frohlocken im Herzen.

Am Tage danach wurde Herr Fabrizio Altieri-Spada auf dem Friedhof der Dominikaner beigesetzt; und so hatte der Prior recht behalten: einen der Streitenden hatte der Heilige bereits überlebt.

Bald darauf nahm Madonna Atalanta das Kind der Besotta zu sich in den Palast und ließ es dort aufziehen; sie sagen, daß sie es oft geherzt hat als ihr einziges Enkelkind — es ist Herr Giulio Spada, der noch heute als Protonotar am Hofe des Herrn Papstes lebt. Und sie baute Kirchen und stiftete Messen für den Toten, und sie ließ den Giovanni da Pausula kommen, zusammen mit dem Jacopo Messi sollte er ihrem Sohn ein Grabmal errichten, wie es keiner zuvor gehabt. Noch größer ward sie in allem, was sie tat, und wie keiner der Entwürfe ihr genügte, die der Pausula und der Messi ihr vorlegten, so schien

ihr keine Strafe und Qual für den Mörder ihres Sohnes zu groß.

Viele waren in Haft gesetzt worden, einer, weil sein Armel am andern Tag blutbefleckt war, andere, die sich durch Reden oder ein scheues Wesen verdächtig gemacht hatten, aber alle konnten den Nachweis führen, daß sie gar nicht in der Nähe gewesen waren. Daß die Sampieri und die Mezzabarba den Mörder gedungen, sagten die meisten, bis vom Quartier am Turm der Meroni ein Gerücht ausging, daß die Alani anklagte. Und da war es Herr Lazaro Greschi, der nicht schweigen konnte und vor andern verriet, was Herr Gherardo Alani vor ihm im Stadthaus gesagt hatte. Und wenn er zuerst nur geschwast hatte, so ward er nun, um sich zu retten, zum Judas. Noch in der Nacht kamen die Schirren nach dem Hause der Alani, aber sie fanden Herrn Gherardo nicht mehr, der geflohen war. Die Acht wollten alle von seinem Geschlecht gefangen setzen, aber Messer Ferrante ließ es nicht zu. Zwei Tage später floh Madonna Beatrice aus dem Palazzo Spada nach ihres Vaters Haus, und von dort ging sie in ein Kloster. Um ihre Mitgift wurde Prozeß geführt. Herr Michele war ein alter Mann, der stotternd und sabbernd um seinen Sohn klagte, den er nicht wiedersehen sollte, und um das Schicksal der Tochter. Aber wenn die Altieri ihn schonten, Herr Odoardo Pelleoni, der das Gespräch im Stadthause begonnen hatte, und Herr Ugo Mezzabarba, der nur vorübergegangen und der nicht mehr recht bei Sinnen war, wurden von den Acht vorgeladen und peinlich befragt und gefangen gehalten. Und es verbreitete sich das Gerücht, daß die Acht einer großen Verschwörung gegen die Altieri auf der Spur seien, und in den Häusern des Adels war Schrecken und Haß. Viele flohen aus der Stadt und trugen ihren Haß an fremde Höfe und in ferne Städte. Daß Herr Fabrizio ermordet worden, ließ die Altieri als Tyrannen erscheinen, und nichts nützte Messer Ferrantes Klugheit und Güte. Denn das Unglück, das ein Mensch erleidet, und das Unrecht, das ihm geschieht, belastet ihn vor der Welt oft mehr als das Übel, das er tut. Und es wäre besser für sie gewesen, wenn sie sich zu Fürsten gemacht hätten; Herr Guido, das weiß ich, wünschte es, um seines Weibes willen und damit, wenn er als letzter und jüngster zur Macht käme, er den Schutz der fürstlichen Würde hätte. Ich

weiß, daß sie darüber berieten und daß Herr Guido sagte, er hoffe, daß sein Herr Vater noch lange leben und ihm mit seinem Rat zur Seite stehen werde, und es sei nicht Ehrgeiz, was ihn bewöge, aber den Menschen gelte ein Name so viel, und es werde ihnen die Gunst des Kaisers bringen, wenn sie sich von ihm belehnen ließen. Der Marchese gab ihm recht, aber er war vor allem dafür, die Unverläßlichen aus der Stadt zu treiben, ihnen ihr Vermögen zu nehmen, und dafür ein starkes Heer zu werben und zu unterhalten. „Denn nur das Schwert gibt die Macht“, sagte er. Und auch das habe ich gehört, daß Herr Ferrante aufstand und mit einem wehmütigen Lächeln sagte: es würde nicht helfen. „Die Felder“, sagte er, „sind überreif und der Himmel gewitterschwer, und es kommt der Sturm, der alle umreißt. Wie sollte ein Mensch und ein Haus oder eine Stadt bestehen, wo für ganz Italien das Verderben naht?“ Der Marchese zuckte die Achseln und sagte, mit Worten sei nichts getan, und denen, die prophezeiten, aber nicht handelten, sei nicht zu helfen. Er selbst sei alt und seine Zeit bald um, und er denke sich nach Sassonero zurückzuziehen.

Aber es kam nicht dazu; denn wenige Tage später, da er über einen seiner Diener ergrimmt, der etwas versehen hatte, traf ihn ein Schlagfluß, daß er an seiner ganzen rechten Seite gelähmt wurde und getragen werden mußte oder im Hause sitzen und nie mehr zu Feld ziehen konnte. Und da sie den Feldhauptmann verloren, den alle fürchteten, sank ihre Macht.

Im November sprachen die Axt ihr Urtheil; ich weiß nicht, wie sie die Schuld nachgewiesen, — die einen glaubten es, die andern nicht, und es wurde auch erzählt, daß der Eigentümer des Dolches gefunden worden, und daß man den Mörder wüßte, aber nicht zu erreichen vermöchte. Bei Fackelschein wurde anstelle Herrn Gherardos eine Puppe auf dem Schaffot enthauptet, das vor dem Palazzo Alani errichtet wurde, dort, wo einst die Festzüge Herrn Fabrizio Hochzeit mit Beatrice Alani gefeiert hatten und die Füllhörner der Fortuna künftiges Glück bedeuten sollten! Und auf anderen Plätzen floss wirkliches Blut; auch Herr Odoardo Pelleoni wurde verurtheilt, die Zunge und die rechte Hand zu verlieren; doch Messer Ferrante wandelte das Urtheil in Verbannung um. Aber diese Milde versöhnte die

ändern nicht. Im Lande draussen schrien die Verbannten und Geflüchteten gegen die Grausamkeit der Spada.

In jenen Tage machte ich eine Reise, die mich ins Gebiet der Kirche führte, und ich saß in einer Wirtschaft an der großen Brücke von Cesena, als ein Mann mich ansprach, der an einem andern Tische saß, und zu mir herüberkam. Er erzählte dies und jenes und sprach von unserer Stadt, und da er von einem aus meiner Reisegesellschaft mich beim Namen nennen gehört, fragte er, ob ich jener Ser Agnolo Benintendi sei, der einst der Sampieri Notar gewesen. Nun war mir die Erinnerung daran dort nicht so unlieb, wie sie es hier gewesen wäre. Alle Papiere der Sampieri hatte ich, um sie nicht zu verraten und mich nicht zu gefährden, versiegelt den Vorstehern unserer Zunft übergeben. Und ich antwortete ihm vorsichtig, daß dem so wäre; da rückte der Mann mir näher und sprach leiser; er saß mit dem Rücken gegen das Fenster und mit dem Hut im Gesicht, so daß ich nicht eben viel von ihm sah. Er erwähnte, daß die Sampieri viel Land gekauft und viele Freunde hätten, und daß der Mann viel verlangen und erwarten könnte, der ihre Briefe in der Stadt in Empfang nähme und sicher weitergeben würde; und da ich auswich, redete er um so dringlicher; er deutete an, daß den Tyrannen in allen Städten das Ende bevorstünde, und während ich immer betroffener wurde und sagte, ich wüßte von nichts und täte gern meine Schuldigkeit gegen jedermann als Notar und Schreiber, da hörte ich plötzlich aus dem Nebenzimmer einen Ruf, und der Mann stand rasch auf, schüttelte mir die Hand und ging durch die Türe. Als er nicht wieder kam, ging auch ich nach einer Weile zur Türe und spähte in den niederen Raum, sah aber nur leere Bänke; im gleichen Augenblick hörte ich Hufschlag von der Straße und sah zwei Männer in Mänteln am Fenster vorüberreiten. Und niemand wußte, wer sie gewesen waren.

In jenem Herbst lag ein grauer Himmel beständig über der Stadt, obwohl in den Gärten die Blumen noch blühten und die Luft milde war. Alles schien friedlich und beruhigt, da die Fäden des Verderbens schon gesponnen und gezogen waren. Bürger und Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, die Kinder spielten auf den Plätzen oder gingen in die Klosterschulen, die Mönche und Bruderschaften zogen durch die Stadt mit ihren Kerzen; auf den Märkten standen die Buden und Karren wie sonst; und

die Großen logen und schmeichelten und stellten sich den Spada freundlich, die sie haßten, und die wußten es gleichfalls, und Herrn Ferrante ward es zum Ekel. Dabei wurden Feste gefeiert; denn die Menge und die Jugend vergiftet schnell, und das Leben geht über jeden Tod hinweg. Schön war es zu sehen, als beim Fest der Fahnen, nachdem das Pferderennen vorbei war, Messer Guido mit Madonna Violante des Abends oben auf der Marmorterrasse am Denkmal Herrn Prosperos die Pavane führte. Mit Tränen im Auge sah Madonna Atalanta ihren einzigen Sohn; ihr Haar war jetzt völlig grau geworden, und es war seltsam, wie jung ihr Gatte neben ihr aussah, der doch älter war als sie. Sie hielt sich damals viel in Belcolle auf, immer noch mit den Entwürfen für Herrn Fabrizio's Grab beschäftigt. und auch den Charidis ließ sie wieder öfters zu sich kommen. Manchmal besuchte sie den Marchese im Palazzo Carossa, und er freute sich, wenn sie kam. Oft, wenn man vorüberging, konnte man den alten Mann im offenen Saal des Erdgeschosses in seinem Pelz sitzen sehen, Kriegskarten und Stift und Zirkel vor sich, da er alten Schlachten und Feldzügen im Geiste nachging; oft begehrte er, den Falbon zu sehen, und mit schwerer halb-gelähmter Zunge und schiefem Munde fragte er, wieviel Reiter und Fußvolk und was er an Geschütz habe, oder fragte mit finsterem Lachen, ob die Altieri die Stadt mit Glauben und Liebe zu halten gedächten.

Aber unsere Stadt schien im Frieden, während in ganz Italien Kriegswetter waren. Ich erinnere mich, daß ich mit meinem Weibe bei Tische saß und wir jenes Himmelfahrtstages gedachten, an dem die Spada Frieden gestiftet hatte, als ich von der Straße Lärm hörte, und da ich ans Fenster ging, sah ich unten auf der Straße Menschen zusammenlaufen und rufen: „Krieg! Krieg!“ Nun wißt Ihr, daß neben meinem Hause der Palazzo Sampieri, der, als die Spada die Stadt einnahmen, geplündert worden war, jetzt für die Staatskanzlei diente; dort drängten die Leute hin, und ich sah Boten und Bewaffnete aus- und eingehen. Aber es zeigte sich, daß man wohl fremde Kriegsvölker an der Grenze gesehen hatte, die zum Heer des französischen Königs gehörten, das vorüberzog, und daß es zu Streitigkeiten gekommen war, weil sie Dörfer auf unserm Gebiet geplündert hatten. Und es wurden zwei Kommissare hingeschickt, danach

zu sehen. Aber es blieb eine Unruhe in den Leuten, Gerüchte liefen, und die Menschen hörten auf Befürchtungen und auf ängstliche Reden, die sie sonst verlacht oder nicht beachtet hätten. Immer neue Truppen zogen an unseren Grenzen vorbei; die Signorenschickten eine Gesandtschaft zum König, und da ich Bekannte unter den Schreibern der Staatskanzlei hatte, vernahm ich, daß bei den Verhandlungen, die erst glatt gelaufen waren, Schwierigkeiten sich ergeben hätten, und daß Forderungen gestellt wurden, die Herr Ferrante und die Signoria nicht annehmen wollten. Und obwohl nur wenige darum wissen konnten, wuchs die Unruhe in der Stadt beständig.

Ich erinnere mich des Tags, an dem ich früh die Glocken hörte und der Rat versammelt wurde. Boten waren des Morgens durchs Lombardentor eingeritten und Ludovico Piacci, der eine der Kommissare. Das Volk drängte sich vor dem Stadthause. Regen begann zu fallen, aber die meisten wichen nicht. Ich kam hindurch; denn ich war als Notar zum Schreiber der Signoria berufen worden und hatte an diesem Tage Dienst. Und wir erfuhren von Herrn Ferrante, daß man die Kommissare getäuscht und hingehalten und daß der französische Prinz, der das Heer führte, erklärt hätte, daß er als Friedensstifter in die Stadt kommen werde, als Vertreter seines Herrn Vaters: die Sampieri, die Alani und die andern Verbannten hätten ihn dazu aufgefördert und ihm die Entscheidung überlassen, und auch der Herr Papst wollte es gleichfalls. Da sehet, wie die Welt ist: die, die immer von Recht und Freiheit sprachen und gegen die Tyrannei der Spada, die hatten die Freiheit der Stadt an den fremden König verkauft um ihrer Rache willen!

Ich meine, daß Herr Ferrante dem Rat und der Stadt die Gefahr verhehlt hätte, wenn das noch möglich gewesen wäre. Aber alle hatten Nachrichten von draußen, und wenn das Heer des Königs groß war, in den Erzählungen der Flüchtlinge wurde es zu einem Meer von Kriegern, das alle Straßen erfüllte und über Berge und Täler wogte. Im Rat war Herr Oddo Greschi aufgestanden und hatte gefragt, wie man die Stadt gegen solche Übermacht halten sollte und ob Bundesgenossen zum Entsatz erwartet würden? Da lächelte Herr Ferrante, der wußte, daß er verloren war. Er glaube nicht, daß man die Bundesgenossen zur Zeit erwarten könnte, sagte er, da alle dem König verbündet

seien oder ihn fürchteten. Und der Regen schlug an die Fenster, und die Männer sahen in dem dunkeln Saal und sahen einander an. Und Herr Oddo Greschi fragte wieder, ob Herr Ferrante bedenke, daß er die Stadt mit Frauen und Kindern dem Feuer und Schwert der Söldner preisgäbe, wenn er Widerstand versuchte. Wenn der König als Friedensstifter käme, so könnte alles in Güte geschlichtet und der alte Hader zwischen den feindlichen Geschlechtern, die ewige Zwietracht beendet werden: wer das vermöchte, sei kein Feind, sondern ein Glücksbringer. Da lächelte Herr Ferrante abermals.

Gegen den Widerspruch Herrn Oddo Greschis und einiger anderer wurde beschlossen, daß alle waffenfähigen Männer sich zur Verteidigung der Stadt rüsten sollten. Aber auch die Anhänger der Spada, die es beschlossen und die die Mehrheit waren, hatten keinen Mut. Die andern aber gingen hinaus, den Leuten Angst zu machen und sie aufzuwiegeln, und obwohl das Volk die Spada liebte, war doch die Furcht mächtiger. Noch während die Signoren im Stadthaus berieten, versammelten sich die Zunftvorsteher und andre, die niemand berufen hatte. Nur Madonna Atalanta glaubte, das Volk würde bis zuletzt zu ihnen stehen. Und schon war ein Rufen von den Fenstern und ein Schreien auf den Plätzen, und man sah die Leute mit Karren, die aus der Stadt flüchten wollten und nicht konnten, da sie die Tore bewacht und geschlossen fanden, während andere flüchtend von draußen kamen und in die Stadt drängten. Reiter und Bewaffnete zogen zu zweien und dreien durch die Straßen, die die Leute in Scheu hielten, aber ihrer wurden bald wenige, weil sie jeden Mann brauchten. Der Regen hatte für eine Weile aufgehört, und alles drängte auf die Straße.

Inzwischen hatten sich Messer Ferrante und Herr Guido mit dem Talbon zum Marchese begeben, um die Maßnahmen mit ihm zu besprechen, und hatten auch den Kommissar Herrn Lodovico Piacci mitgenommen, der im Lager der Feinde gewesen war. Das Volk grüßte, da sie vorüberkamen, und auf dem großen Platz schloß sich ihnen Ronello della Badia an, der Vorsteher der Lederhändler, der in der Versammlung das Wort geführt, und sie wiesen ihn nicht zurück, da es von ihm abhing, ob die Zünfte sich bewaffnen würden. Er war ein hagerer Mann mit großen Augen und einem schütterten Bart; als sie in den Palazzo

Carossa kamen, schwieg er anfangs, wie sie glaubten, aus Schen, aber er überlegte nur, was er vorbringen könnte. Der Marchese warf Herrn Ferrante vor, daß er nicht früher auf ihn gehört. Als sie dann berieten, wie und wie lange sie die Stadt halten könnten, und der Marchese grimmig sagte, lieber sollten sie sie an den vier Ecken anzünden, als den andern übergeben, da fuhr Meister Ronello jäh dazwischen und sagte: „Das Volk wolle sich nicht länger für die Großen scheeren und schlachten lassen, das sei vorbei, eine Deputation der Zünfte werde mit dem Könige verhandeln . . ., er, der Marchese, habe sein Lebenlang Blut getrunken, nun sei es dessen genug . . .!“ Sprachlos vor Zorn sah der Marchese ihn an; er öffnete den Mund und brachte kein Wort hervor, wie sehr er sich bemühte, und da der andere heftig weiterredete und die Hände vor seinem Gesicht bewegte, da griff der Marchese nach seiner Krücke, die neben ihm am Stuhl lehnte und schlug ihm damit über die Hände, daß er aufschrie, und er hätte sie ihm übers Gesicht geschlagen, wenn er nicht selbst zurückgefallen wäre; er konnte nicht mehr sprechen und lebte nur noch wenige Tage. Sie konnten sich um den Sterbenden nicht kümmern, der es auch nicht begehrte; denn wieder läuteten die Sturmglocken und tönte Geschrei, und sie eilten hinaus.

Der Ronello war bereits auf dem großen Platz und sprach zum Volk und schrie, daß die Spada die Stadt verbrennen wollten, er habe es mit eigenen Ohren gehört . . . und da der Talbon mit Reitern vorüberkam und ihn greifen und hängen lassen wollte, da stellte das Volk sich vor ihn, und er entkam in das Kloster der Dominikaner.

In der Stadt aber wuchs der Aufruhr. Ich weiß nicht, was die Spada dachten; vielleicht konnten sie nicht mehr fliehen, vielleicht wollten sie nicht. Sie wußten, daß sie Feinde drinnen und draußen hatten, und daß sie in der Stadt ein Blutbad hätten anrichten müssen, um sicher zu sein. Und wenn der Talbon es getan hätte, Herr Ferrante wollte nicht. Sie stellten aus dem Fußvolk fünf Haufen, einen an jedem Tore der Stadt, während der Talbon mit dreihundert Reitern einen Ausfall machte; er hatte eine Schar zwischen Belcolle, das sich noch hielt, und der Stadt beobachtet, und dachte sie zu überfallen und abzuschneiden; es waren ihrer indessen mehr, als er gedacht, und er geriet selbst in Bedrängnis, und als die Söldner die Überzahl

und die Höhen besetzt sahen, da weigerten sie den Kampf, und da er sie im Zorn bedrohte, erschlugen sie ihn und gingen zum Feind über. Ein blutender Reiter am Tor brachte Herrn Ferrante die Nachricht, daß er seinen besten Mann verloren hatte und die Söldner abgefallen waren. Von diesem Augenblick taten seine Gegner, was sie wollten.

Manche Nacht der Angst und Unruhe hab ich in unserer Stadt erlebt, aber keine wie diese. Bewaffnete zogen durch die Straßen und dann wieder ein Zug in Mänteln und Kapuzen, seltsam singend, war es Hoffnung, war es Buße. Kirchen waren erleuchtet, und viele lagen darin auf den Steinen und beteten, während andre vor den nahen Schrecken sich der Lust hingaben. So geschah es im Haus der Camerlenghi; durch die erleuchteten Fenster hörte man ihre trunkenen Gesänge, bis rasendes Volk, von einem Barfüßermönch geführt, hinaufdrang und Krüge und Gläser zerschlug und die Weiber aus dem Fenster werfen wollte, während die andern sich mit Dolschen und Stühlen wehrten und Tote und Verwundete auf den Fliesen lagen. Aber auch Verbrecher drangen in dieser Nacht in die Häuser, die stehlen und plündern wollten, und so fand man am andern Morgen in seinem Hause am neuen Markt unter seinen Instrumenten und Sternbildern den Charidis mit eingeschlagenem Schädel liegen, weil sie Gold bei ihm zu finden erwartet hatten.

Ich weiß nicht, ob Herr Ferrante viel Schlaf fand in dieser Nacht, aber das hab' ich vom Conza gehört, daß Madonna Atalanta den ganzen Tag im Palazzo Spada ihre Anordnungen so ruhig getroffen hatte, als ob es eine Zeit wie sonst gewesen, so daß er sie einmal in einem Buche lesend fand, als er ins Zimmer trat, und er es selbst nicht glaubte. Als es Nacht wurde, wollte sie das Kind Herrn Fabrizio nach dem Kloster der Töchter Mariens bringen, aber sie erinnerte sich, daß Madonna Beatrice dort war, und so brachte sie es zu den Dominikanern und übergab es dem Prior. Und wie man mir erzählte, sah sie dort den Ronello noch schlotternd vor Angst, und sie suchte ihn mit ihrer schönen Stimme und ihren starken Worten zu beruhigen, da sie ja nicht wußte, was er fürchtete. Sie war aber noch nicht lange fort, als der Ronello von Leuten seiner Zunft geholt und nach der Kirche von San Luca geführt wurde; dort fand er die meisten der Zunftvorsteher und viele vom Adel versammelt; und ein

fremder französischer Ritter war da, der heimlich von draußen in die Stadt gekommen war, und mit dem Herr Oddo Greschi und die andern verhandelten. Und sie sagten nachher, daß alles, was sie abmachten, geschehen war, um die Stadt zu retten vor den Gräueln der Plünderung und vor der Tollheit der Spada.

Es war ein Malcorssi, der einen der fünf Haufen führte und der den Greschi verwandt war, der den Feinden am andern Morgen, als bereits an den Mauern gekämpft wurde, das Thor am Wasser öffnete. Als die andern den Feind in der Stadt und sich von rückwärts angegriffen sahen, als das Lombardenthor gleichfalls gebrochen und erobert war, zogen sie sich zurück und kämpften noch um den Turm der Neroni und um die obere Stadt.

So lange der Kriegslärm und das Geschrei dauerte und ich die Hörner und das Krachen fallenden Gesteins hörte und Flammen und Rauch aufsteigen sah, hielt ich mich im Hause. Des Nachmittags ward es ruhiger. Sie hatten die Straßen, die nach oben zum Palazzo Spada führten, verrammelt und sich gewehrt, bis Herr Ferrante von einem Pfeil getroffen und auch Herr Guido verwundet und gefangen war.

Ich sah Herrn Ferrante vor dem Dom liegen, groß und herrlich, das blasse Antlitz zurückgeneigt; Weisheit und Frieden stand darin; selbst seine Feinde haßten ihn nicht.

Bis zum letzten Augenblick hatte Madonna Atalanta den Kämpfenden Wein und Brot geschickt, die Verwundeten pflegen lassen. Es waren aber die Verteidiger an verschiedenen Stellen umgangen und abgedrängt, so daß sie von nichts wußte, als die fremden Krieger schon in den Palast drangen. Ein junger Diener des Hauses lehnte an einem Tisch in der Halle und hielt die Hand an die Stirn, von der das Blut strömte, und ein Kriegsknecht kam auf ihn zu, um ihn abzutun. Da trat sie dazwischen und streckte die bloße Hand gegen ihn. „Du, töte ihn nicht!“ gebot sie, und der Mann wich zurück und ließ das Schwert sinken und sah betroffen auf die Frau, die vor ihm stand. Indessen waren schon viele in der Halle, und „Es ist die Spada!“ sagte einer.

Und sie standen und schwiegen.

„Wo ist Messer Ferrante Altieri?“ fragte sie.

„Er ist tot, Madonna!“ erwiderte einer.

Sie stieß einen leisen Weheruf aus. „Und Herr Guido Altieri, mein Sohn?“

„Er ist gefangen.“

„So bringt mich zu ihm!“

Und sie geleiteten sie fast ehrfürchtig durch die verwüsteten Straßen, und da sie weiter hinunterkamen, wo das Volk schon wieder auf der Straße drängte, da knieten viele nieder und segneten sie. Ihr Unglück war, daß sie zu Herrn Guido hatte geführt werden wollen, der des Sampieri Gefangener war.

Am Tage darauf trat ein Gericht zusammen, in dem nur Feinde der Spada saßen; Herr Orlando Sampieri stand an der Spitze. Und während in der Stadt Häuser im Schutt lagen und andere noch brannten, viele Bürger beraubt oder gefangen abgeführt wurden, und französische und päpstliche Reiter durch die Straßen zogen, sah man in vielen Palästen Feste feiern und Männer sich freuen wie die Teufel. Niemand aus dem Blute der Spada sollte am Leben bleiben.

Am fünften Abend darnach ritt der Ferella, der französische Dienste genommen hatte, mit einer Schar in die Stadt ein und das war es, was er mir flüsternd erzählt hatte, als wir im Mondschein am Flusse saßen. Durch zertrümmerte Tore war er eingeritten, in den Straßen, und auf dem großen Plage sah er Menschen wogen, von denen viele zitterten und weinten, und alle waren in großer Erregung; vor ihnen standen Geharnischte mit starrenden Spießen. Am Himmel waren Wolken, in denen ein roter Schein war, der vom Hügel über der Stadt widerleuchtete.

Auf dem Plage sah er ein Schaffot errichtet, auf dem Balkon und in den Fenstern des Signorenpalastes sah er die verzerrten, haßerfüllten Gesichter all derer, die die Feinde des großen Hauses waren, dem er gedient hatte. Er hörte Trompetenstöße, er sah das Beil blißen, ein wilder Schrei kam aus der Menge, und dann war es vorüber: die Häupter, die er so sehr geliebt und geehrt und dann so sehr gehaßt, ein graues und ein dunkles waren gefallen; und da er den Blick emporhob, sah er den roten Schein wieder, der jetzt den Himmel überzog, daß der ganze Platz mit den Menschen und Häusern wie in nächtlicher Blut lag, und sah, daß sie vom Brande des Palazzo Spada kam, der wie eine ungeheure Fackel über der Stadt in Flammen stand.

So wurde die Freiheit der Stadt und das Herrlichste, was sie hervorgebracht, in Blut und Feuer zerstört, und wir, wir wandeln in der Asche der Erinnerung an die Größe, die vorüber ist.

Heimroths Verlassenschaft

Wir sprachen vom Einfluß, den Menschen, oft ohne es zu wissen und zu wollen, auf das Schicksal anderer nehmen und Heil oder Unheil bringen.

„Sie haben sicherlich von Carl Heimroth gehört“, sagte der Justizrat.

„Dem Erfinder?“ erwiderte ich, „ich erinnere mich eines wissenschaftlichen Skandals . . .“

„Der ist es. Da war sein Ruf schon beschädigt. Aber ich kannte ihn noch auf der Höhe seines Lebens, als ich selbst noch sehr jung war. Einer der ungewöhnlichsten Menschen, denen ich begegnet bin. Schon seine Erscheinung war eine bedeutende: stattlich und sehr männlich; nicht eigentlich elegant, aber er sah immer gut aus: ein schöner Kopf mit aufstehendem graublondem Haar und leuchtenden Augen, und ein wahrhaft bezwingendes Organ. Man mußte ihn vortragen oder erzählen hören, ihn hören, wenn er in Männergesellschaft einen feinen oder üppigen Wit anbrachte und sein dröhnendes Lachen erscholl. Er war viel gereist, ein großer Jäger in allen Erdteilen; dann sah man ihn wieder in Wien, Paris, London bei den Rennen und im Foyer der Theater; die Nächte verbrachte er in Ballsälen, Gesellschaften oder an schlimmeren Orten. Von Zeit zu Zeit aber zog er sich zurück, und einige Monate später kam eine bedeutsame chemische Abhandlung, eine neue Entdeckung heraus; unter anderem hat er, glaube ich, ein Verfahren gefunden, auf dem die ganze heutige Seifenfabrikation beruht. Es waren immer wichtige, wenn auch für die Menge nicht augenfällige Entdeckungen, die ihm Summen einbrachten, die vielleicht überschätzt wurden, aber doch sicherlich recht hohe waren, und die immer wieder hinschmolzen, weil er sogleich müßig ging, die Hände öffnete, ausgab und genoß. Einmal hatte er eine ganze Flucht von Zimmern auf dem Boulevard des Capucines und ein riesiges Laboratorium, ein ganzes Haus, in Cligny, wo er Er-

perimente machte, während er in der Pariser Wohnung Gelage gab, wie sie nur ein Mensch von kultiviertem Geist und halbwilden Sinnen feiern kann.

In solch einer Nacht hatte ich ihn kennengelernt, und vom Wein und von seiner Rede und Persönlichkeit begeistert, wagte ich ihm zu sagen: „Sie müssen doch ein sehr glücklicher Mensch sein!“ Es war vier Uhr morgens und die meisten Gäste schon fort; zwei hübsche Frauenzimmer lagen schlafend auf den Sofas; wir saßen noch am Tisch; nach meinen Worten stand er auf: „Jedenfalls bringe ich kein Glück!“ sagte er mit sonderbarem Lachen, riß die Vorhänge zu seinem Schlafzimmer auseinander und ging.

Er hatte eine wunderbare Frau geheiratet. Aber Carl Heimroth konnte auch mit dem Glück nicht haushalten; er betrog sie, obwohl er sie heftig liebte, vom Augenblick hingerissen, immer wieder. Und seine Lebensführung war so sehr die gleiche geblieben, daß in dem entzückenden Hause, das er ihr hier eingerichtet hatte, heute eine wundervolle Gastlichkeit geübt wurde, und drei Wochen später der Gerichtsvollzieher erschien und der erschrockenen Frau die Seidenkleider und das Silbergeschirr, die Teppiche und Möbel pfändete. Es kam soweit, daß, während Heimroth wieder einmal in Petersburg oder London Unterhandlungen wegen einer neuen Erfindung pflog und seit Wochen nichts hatte von sich hören lassen, seiner Gattin in der verödeten Wohnung nicht ein Pfennig blieb, so daß sie, zu stolz und zu verwundet, um irgend jemanden um Hilfe anzugehen, nachdem sie das letzte Mädchen entlassen und den ganzen Tag nicht geheizt und nicht gegessen hatte, zuletzt elend und verzweifelt an dem nebligen Winterabend am Kanal umherirrte; man weiß nicht, was sie tun wollte oder getan hätte, wenn sie nicht zufällig der Assistent und Mitarbeiter ihres Mannes, ein Doktor Nehen, dort getroffen hätte, der sie trotz dem Schleier erkannte und die fast Willenlose mit sich in seine Wohnung nahm, wo seine Gattin, eine feine und liebenswürdige Frau, sie zu Bett brachte und in den nächsten Tagen beherbergte. Nehen hatte noch in derselben Nacht an Heimroth telegraphiert, und dieser war mit dem ersten Zuge abgereist und zurückgekommen. Wie Frau Nehen erzählte, bat er seine Frau nicht um Verzeihung, sowie sie ihn ohne Vorwurf aufnahm, — sondern riß sie nur an sich, und sie feierten ein Liebesfest, neue Glitterwochen. Dann tat er etwas

Vernünftiges; er hatte seine Erfindung glänzend verkauft und legte das Geld, das er dafür bekam, beiläufig eine Viertelmillion, für seine Frau — und das Kind, das sie bald darauf trug — fest, derart, daß ihm jedes Verfügungsrecht über dieses Kapital und jeder Anspruch darauf für alle Zeit entzogen ward.

Das Fest war für die Frau nur ein kurzes; denn bald darauf begann seine lange und bekannte Verbindung mit Sophia Blanska. Es gibt Leute, wie die beiden Nehen, für die Heimroth immer ein Ideal blieb, und die sagen, daß dies nie ein Liebesverhältnis gewesen, und das die Blanska auch mit seiner Frau freundschaftlich verkehrt hätte. Jedenfalls sah er Frau Blanska täglich und seine Frau fast nie. Es war um diese Zeit, daß er auf die neuen und absonderlichen Wege geriet, auf denen sein Ruf und seine früheren Erfolge verloren gingen. Er freilich glaubte, an die Quellen alles wirklichen Wissens gelangt zu sein. Die Fachleute und die Gelehrten wollten von den „Logischen und experimentellen Beweisen für die Existenz unsichtbarer Wesen“ und anderen ähnlichen Abhandlungen nichts wissen; und diese Schriften, die er mit großen Kosten drucken ließ, weil farbige Tafeln und für die unendlich feinen Reproduktionen besondere Maschinen notwendig waren, wurden nur verhöhnt. Er kämpfte löwenhaft für seine Gedanken; und da er seine Gegner, Geheimräte und Professoren, als kurzsichtige Idioten abtat, so weigerten sich die Zeitschriften bald, seine Erwiderungen aufzunehmen; und in ihm entstand eine tiefe Verbitterung und um ihn Ode. Ein einziger Mitarbeiter blieb ihm, Dr. Nehen. In begeisterten Abhandlungen trat er für Heimroths mystische Naturforschung ein. Und er mußte wissen, daß damit auch er in Verruf kam, und daß an eine Lehrstelle, die er für frühere Arbeiten erwarten durfte, nicht mehr zu denken war.

Bei seinen Versuchen entdeckte Heimroth ein neues photographisches Verfahren, das er wiederum verkaufte, und obwohl ihm gerade diese Leistung wenig galt, weil sie mit den geheimnisvollen Fragen, die ihn beschäftigten, nichts zu tun hatte, stellte er, vielleicht gereizt durch die Mißachtung von seiten wissenschaftlicher Gegner, die Bedingung, daß die Gesellschaft, die sie erwarb, seinen Namen führen mußte. Er war etwa fünfzig Jahre alt, als jene Wandlung in seinen Anschauungen und in seinem Werk eintrat, und niemand hätte ihm damals mehr als vierzig geglaubt. Als ich

ihn bei den Verhandlungen zur Gründung der neuen Gesellschaft wieder sah, hatte er mit dem Mann, den ich in Paris gekannt, keine Ähnlichkeit mehr. Sein Schädel war in der Mitte völlig kahl; zu beiden Seiten stand je ein weißer Haarbusch in die Höhe; auch der Schnurrbart war weiß geworden; die Augen lagen tief und hatten durch das anstrengende Schauen in Licht und Farbe gelitten, der Blick war mißtrauisch geworden, aber sie konnten noch auf Funkeln und er noch mit dem alten Feuer sprechen. Er trug ein langes Gewand in violetter Farbe, das mit seidenen Schnüren geschlossen war; er hatte solche in den verschiedensten Farben; wie er auch der Farbe der Wände für die Zimmer, in denen ein Mensch arbeitete, schlief oder wohnte, eine besondere Wichtigkeit beimaß. Rot zog die Dämonen an und durfte unter keinen Umständen verwendet werden. Dies sagte er mir sogleich in seiner gebieterischen Weise. Er hatte auch die Bedingungen für den Vertrag in einer merkwürdig befehlenden Art aufgesetzt und ein Verhandeln gab es eigentlich nicht. Man nahm ihn als wunderbarlich und fand sich damit ab.

An jenem Abend sah ich auch Frau Blanska, die während unseres Gesprächs unhörbar eintrat. Sie hatte ein blasses Gesicht von unbestimmtem Alter und müde Augen; ihr Haar konnte ich nicht sehen, da es ganz von einem weißseidenen Tuch verhüllt war. In dem verdunkelten Saal wohnte ich den letzten Vorgängen eines Experimentes bei, das sie seit langem beschäftigt hatte. Ein Apparat stand auf dem Tisch, an dem bald Neven, bald Heimroth selbst arbeitete; ein violettes Licht entstand und an der Tafel sah ich kristallähnliche sich bewegende und wandelnde Gebilde, die ich nicht verstand. Ihnen aber mußten sie besonderes bedeuten, denn Heimroth ward dann überaus freudig gestimmt; er ließ vom Pförtner Champagner heraufbringen, den wir in einem anstoßenden viereckigen Raum mit geweißten Wänden und einem hochangebrachten Fenster tranken. Wir befanden uns im obersten Stockwerk, in einer Art Turm des sonst menschenleeren einsamen Gebäudes, das draußen unter Fabriken an verwahrlosten Straßen zwischen ummauerten Höfen lag; da standen diese weltentrückten Menschen, allein mit ihren Gedanken und völlig überzeugt, eine Tat in Zeit und Geschichte zu schleudern. Neven erinnerte daran, wie die erste Begegnung und das erste Gespräch vor Jahren ihn für immer an den Mann und sein Werk gebunden

hatte. „Ja, ja,“ sagte Heimroth, „die Schicksalsströme kreisen um uns und können jeden von uns in jedem Augenblick ergreifen, wenn er sich dem aussetzt, wie ein Wasser- oder Feuerstrom den auf seinem Wege Befindlichen ergreift. Manchmal fühlt man es, ohne daß man es sich erklären könnte. Wer von uns weiß, was er selbst, was die anderen sind? oder was sie ihm sind, was er ihnen ist? Man schläft neben einer Frau, und sie ist unsere Mörderin; man bekämpft einen Gegner, und er ist unser Wohltäter. Einer reißt den anderen mit, trägt ihn in die Höhe oder richtet ihn zu Grunde, und keiner weiß es!“

Frau Blanska nickte. Hochaufgerichtet stand Heimroth da; seine Augen verschlangen den, der ihn ansah, ohne daß er ihn wirklich zu sehen schien, so erfüllte ihn, was er sprach. „Denken sie an diesen Abend!“ sagte Frau Blanska zu mir. Ihre Stimme war angenehm, mit einem fremdartigen Klang. Nehen saß vorgebeugt und hingerissen; er war Brennholz, glücklich, sich in diesem Feuer verzehren zu dürfen. Der Pförtner trat jetzt ein, der die Gebläse besorgte und den Raum reinigte. Nehen sprang auf und sagte, er müsse gehen; als er Heimroth die Hand reichte, streichelte dieser sie mit seiner anderen Hand und sagte zu mir gewendet: „Wenn der nicht wäre, der Treueste der Treuen . . . ! Auch an dem Verfahren, das Sie mit sich forttragen, hat er ein Hauptverdienst.“ Nehen verwahrte sich dagegen, aber er strahlte in bescheidener Freude.

Auf dem ganzen Wege, — ich war zugleich mit ihm aufgebrochen — redete Nehen mit glühender Bewunderung und Dankbarkeit von Heimroth. Mir fiel auf, daß er bei der heftigen Kälte nur einen leichten Überzieher und einen schlechten Shawl trug. Er aber ging noch eine ganze Strecke mit mir, bis er sich plötzlich besann und eilig verabschiedete, „seine Frau erwarte heute ein Kind.“

Vier oder fünf Jahre darauf starb Heimroth. Es ergab sich, daß er seiner Frau auch jene Gelder, die er mit so strengen Vorsichten für sie angelegt, dennoch wieder abgenommen hatte, um seine Forschungen bis zuletzt betreiben zu können; sie hatte es ihm nie verweigert und Anweisung auf Anweisung ausgestellt, bis nichts davon übrig geblieben war. Die kostspieligen Apparate, die unverkauften Bücher, und was sonst in dem Laboratorium war, wurde sogleich von Buchdruckern und chemischen Fabriken für ihre

Forderungen in Beschlag genommen. Was seiner Frau als ganzes Erbe blieb, war ein ungewisser Anspruch an die Gesellschaft, die unter seinem Namen seine letzte Erfindung betrieb. Ungewiß, zumindestens dem Umfang nach, wenn an der Spitze des Unternehmens ein Mann stand, der aus Eigennutz oder unbarmherzigem Geschäftssinn die zweifelhaften Bestimmungen des Vertrages einseitig auslegen wollte. Der Direktor war jedoch ein höchst menschlicher Mensch; zudem verwendeten sich Personen bei ihm, auf die zu hören ihm vorteilhaft scheinen mochte. So erhielt ich Vollmacht, nach meinem Wissen und Gewissen zu handeln.

Während ich noch überlegte, was ich zu gewähren, was zu weigern hätte, erhielt ich ein Schreiben der Frau Blanska: „Denken Sie an Nehen, er hat alles für Heimroth geopfert und besißt gar nichts mehr. S. B.“

Ich überlas die merkwürdige, wie aus kleinen Kreisen geformte Handschrift der wenigen Zeilen und erwiderte der Dame, wie ich mußte, Nehen möchte sich mit seinen Ansprüchen an die Erben wenden.

Einige Tage darauf bekam ich einen sonderbaren Besuch: die ganze Familie Nehen erschien in meinem Büro: der lange Mensch mit seinem braunen Bart, dem schon ergrauenden Haar und der Brille, hinter der seine naiven Augen sich gleichsam verbargen, drehte sich in seltsamer Befangenheit auf seinem Stuhl, blieb stumm oder redete nur wenig und schwerfällig, wie betäubt von seinem Schicksal, während die aufgeregte Frau, durch unendliche Sorgen und Überanstrengung in den Nerven wie im Außern verwahrlost, — obwohl ihr angenehmes Wesen noch immer durchleuchtete, — für ihn das Wort führte. Nur mühevoll verstand ich, daß Nehen seit Jahren auf jeden Gehalt verzichtet, daß er sein und seiner Frau Vermögen für Heimroth aufgebraucht und Schulden gemacht hatte. Hier brach sie in Tränen aus. Die zierlichen Kinder, die sich stumm an sie geschmiegt oder neugierig umgesehen hatten, begannen gleichfalls zu weinen, nur ihr Gatte sah wie versteint auf sie; es arbeitete um seinen Mund, aber er sprach nichts.

Ich sah die Verlorenheit einer Familie, die eben, weil es vier Mäuler sind, so rasch untergeht; ich sah die Gespenster, die sie in ihrer Wohnung, die sie auf der Straße bedrohten, und schien doch

nichts für sie tun zu können. Ich nahm auf, was sie sagten, und versprach, die Erben darauf aufmerksam zu machen.

Ehe ich noch Zeit gehabt, mit dem Rechtsanwalt Schäler zu sprechen, der diese vertrat, kam Herr von Denneberg, Heimroths Schwiegersohn, selbst zu mir, um sich über den Stand der Sache zu unterrichten. Ein langer Herr im Pelz, der ein Monokel trug, mit blondem Schnurrbart und schütterem Haar, sehr preussisch, sehr korrekt. Beiläufig erwähnte er, daß ein gewisser Nehen völlig lächerliche Ansprüche an ihn gestellt hätte. „Man habe also nach unendlichem Verlust und Ärger kaum eine ungewisse Erbschaft in Aussicht, so begännen schon zweifelhafte Leute ihre Spekulationen darauf . . .“

Ich mußte Nehen verteidigen.

Herr von Denneberg klemmte das Monokel fester ins Auge und sah von den Papieren auf, die er vor sich hatte. „Verehrter Herr,“ sagte er, „mein Schwiegervater hat nicht eines, sondern mehrere Vermögen durchgebracht. Er war eben“ er wies auf seine Stirn. „Wenn also dieser Herr, wie sie sagen, der einzige war, der ihn in seinen Verrücktheiten bestärkt hat, so sind wir die letzten, die ihm dafür Dank wissen. Aber er wird schon seine Rechnung dabei gefunden haben; er hat doch von der Sache gelebt und auf der Bude meines Schwiegervaters gearbeitet. — Was bedeutet dies hier?“ und er wies auf einen Posten in den Papieren.

Er war nur zu ganz kurzem Aufenthalt gekommen und fuhr noch am selben Abend auf sein Gut zurück; im übrigen verwies er mich an seinen Rechtsanwalt.

Ich hatte nichts mehr erwidert, aber ich bat Nehen, mich nochmals aufzusuchen. Ich wollte bestimmte Dinge genau wissen; in dem wundervollen Räderwerk der gesellschaftlichen Formen genügt oft ein unscheinbares Schlüsseldchen, um das ganze Spiel anders aufzuziehen und laufen zu lassen. Zu meinem Staunen fand ich, daß Nehens ganzer Schmerz dem Tode Carl Heimroths und nicht seinem Elend galt; was er den Erben vorwarf, war, daß sie es ihm nicht möglich machten, jene wundervollen Arbeiten, jene großartigen Entdeckungen fortzuführen. Seine Frau und Kinder, — ja, das war sehr traurig, — aber was war dies gegen die Ideen, die da verhungerten und zugrunde gingen? Und er

beschwor mich, zu Frau Blanska zu gehen, damit sie, die an Heimroths Arbeiten teilgenommen, ihm jene Hilfe gewähren möchte, obschon auch sie sich mit Heimroth entzweit und in Bitterkeit und Zorn von ihm getrennt hatte.

„Das müssen Sie selber tun“, sagte ich. Er schüttelte den Kopf, und ich zuckte die Achseln. Wie kam ich dazu, die Frau, die ich nur einmal gesehen, für ihn und für Ideen, die ich nicht begriff und die mir nichts bedeuteten, um Geld zu bitten?

Am Tage darauf schrieb er mir, daß seine Frau zusammengebrochen und eines der Kinder erkrankt sei, er selbst sich in völliger Verzweiflung befinde.

Obwohl ich die Trägheit des menschlichen Herzens nur zu gut kannte, suchte ich Frau Heimroth auf. Es war an einem regnerischen Wintertag. In dem Garten mit den laublosen Bäumen waren breite Wasserlachen im Sande, und um die kleine gelbe Villa mit dem flachen Vorbau, die sie seit langem bewohnte, war es so still, daß das Zufallen der Gittertüre sonderbar durch das Schweigen klang. Und dann in den Zimmern die Möbel, die Bilder und Nippsachen standen gleichsam vergessen umher und schienen nur Erinnerungen eines Lebens; bis in den runden Salon, in dem ich wartete wie in dem Haus eines Verstorbenen — obwohl Heimroth Jahre nicht dort gewesen — die noch immer große, aber wie versteinerte alte Frau eintrat, die mich mit müder Stimme begrüßte und Platz nehmen hieß, und ich in ihr die Frau suchte, die einst so strahlend gewesen, die ihre Jugend durchjauchzt hatte, die in Glittern und farbiger Seidenpracht die Feste, die Heimroth gab, mehr als irgendeiner seiner Gäste genossen hatte. Was ich vorbrachte, erschreckte sie nur; sie sah mich verwirrt durch ihre Brillengläser an, und mit unsicheren Handbewegungen sagte sie, daß sie gar nichts tun könne. Ich sah, daß auch sie von ihrem Schicksal betäubt und gleichgültig geworden war, und ich bat sie um die Adresse ihrer Tochter, damit ich dieser davon schreiben könnte. Die alte Dame stand auf, ging bis an den Türvorhang des runden Zimmers und rief: „Irene!“ Und nun trat, gleichfalls schwarz gekleidet, eine junge Frau ein, die trotz dem blassen Gesicht und den vergrämten Zügen, so sehr das Jugendbild der Mutter war, daß ich mein Staunen kaum verbergen konnte. Erst allmählich traten die nicht so klar ausgesprochenen Ähnlichkeiten mit dem Vater zu Tage. Sie sprach sehr entschieden; dankte mir

für meine Bemühungen, bat mich aber, alle Vermögensangelegenheiten mit ihrem Gatten, Herrn von Denneberg, zu besprechen.

Beide Frauen schienen zu erwarten, daß ich gehen würde, und als ich dennoch blieb und ihnen die Lage der unglücklichen Menschen zu schildern suchte, als ich ihnen sagte, was Nehen für den Verstorbenen und sein Werk getan und geopfert, daß ich es aus Heimroths eigenem Munde wußte, . . . da unterbrach die blasser, junge Frau mich und bat mich für einen Augenblick zu warten; dann führte sie ihre Mutter, die am ganzen Leibe zitterte, zärtlich aus dem Salon. Als sie zurückkam, setzte sie sich nicht, so daß auch ich aufstehen mußte, und sagte: „Es ist gewiß traurig, aber ich kann ihnen nur nochmals sagen, daß wir gar nichts tun können. Wir haben keinen Einfluß. Herr von Denneberg hat die Mitgift, die ihm versprochen war, nie bekommen; denn das Vermögen meiner Mutter hat mein Vater . . . verbraucht. Wir haben gar nichts; wir leben von der Gnade Herrn von Dennebergs, und ich werde glücklich sein, wenn ich ihm endlich etwas erstatten kann.“

Sie schien noch etwas sagen zu wollen, aber sie besann sich offenbar und sagte es nicht. Ich wußte, daß ihre Ehe keine glückliche war und daß sie nicht mit ihrem Manne lebte.

„Sie sagen, Herr Nehen sei der einzige, der meinen Vater nicht verlassen,“ fuhr sie fort, „der sich für seine Arbeiten geopfert hat . . . und wir sollen ihm das danken! Ich habe meinen Vater einmal grenzenlos geliebt und heute hasse ich ihn! Er hat meine Mutter zerbrochen, und mich, und wieviel andere! Ich wäre anders aufgewachsen, ich hätte diese Ehe nicht geschlossen, wenn er sich um mich gekümmert hätte.“ Sie sprach mit flammenden Augen, genau wie ihr Vater. „Und wenn es große Ideen waren und nicht Wahnvorstellungen, hätte es ihnen geschadet, wenn er auch ein wenig an uns gedacht hätte?! Große Ideen sterben nicht, das sagte der Vater selbst, aber Menschen sterben; Ideen kommen wieder, ein Menschenschicksal wiederholt sich nicht!“

Es war erstaunlich, wie sie Carl Heimroth jetzt glich. Es war dunkel geworden, das Feuer flackerte im Kamin, ohne daß es im Zimmer warm gewesen wäre; der Lichtschein zeigte mir ihr aufgeregtes Gesicht. Einen Augenblick stand sie in Gedanken verloren, aber sie wendete sich mir sogleich wieder zu: „Es ist sehr traurig,“ wiederholte sie, „aber Sie sehen, ich kann nichts tun. Sagen Sie

Margarete Meyen, sie sei immer noch glücklicher als ich . . . Und wenn sie dienen oder betteln gehen muß, sie"

Ich sah, daß sie die Tränen noch mühsam beherrschte und daß hier nichts zu tun war, und ging. Der verregnete Garten sah jetzt noch lichtloser und öder aus, und das Gitter schlug hinter mir zu. — — —

Und nun ging ich dennoch zu Frau Blanska. Ich besuchte sie im Hotel; in dem Zimmer, in dem ich wartete, war ein Mädchen vor halb gepackten Koffern beschäftigt. Dann wurde ich in ein zweites Zimmer geführt, in dem Frau Blanska auf dem Sofa lag. Sie schien gealtert; um den Kopf hatte sie wie damals ein Seidentuch gewunden. Ihre Stimme hatte noch den gleichen angenehmen und fremdartigen Klang, und ihre Bewegungen waren langsam, ein wenig geziert, wie einst. Sie hörte mich ruhig an, dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Ich kann nichts tun. Ich bin zu oft und zu tief enttäuscht worden, ich habe mir geschworen, nie wieder derartige Opfer für andere zu bringen. Ich kann es auch nicht. Dieser Mann war ein Dämon, ein Vampyr. Der arme Meyen!“

Die Charakterisierung Heimroths ließ mich seine Witwe und meinen Besuch bei ihr erwähnen. Ein Zug von Ablehnung und Verachtung trat in ihr blasses Gesicht. Sie griff nach einer Handtasche aus Silberstoff, die neben ihr auf dem Sofa lag: „Hier sind fünfzig Mark,“ sagte sie, „aber mehr kann ich nicht tun. Ich reise morgen nach Warschau zu meinen Verwandten. — Nadia!“ Sie klingelte und sprach auf polnisch mit dem eintretenden Mädchen. Ich war aufgestanden; sie nickte mir sehr liebenswürdig und entfernt zu, und ich verließ sie.

So oder so hatte ich die Sache in Ordnung zu bringen.

Durch das Bureau eines Anwalts gehen viel außerordentliche Dinge; papieren oder in menschlicher Gestalt treten sie ein; in dem Filter des Gesetzes fällt dann alles Menschliche zu Boden; nur das bleibt zurück, was sich in den Paragraphen auffangen läßt. Und in seiner Seele vollzieht sich meistens der gleiche Vorgang.

In den Räumen der Rechtsanwälte Schäler und Garris war ein kaltes trübes Licht. Schreiber und Damen arbeiteten eifrig; Maschinen klapperten, Klienten traten ein, warteten oder gingen. Als ich kam, wurde ein Klient, der bereits im Zimmer war, er-

sucht, sich so lange zu gedulden und nebeman zu warten, und ich fogleich hineingebeten.

Ich hatte damals noch nicht meine weißen Haare und mochte in einem Alter mit dem Kollegen Schäler sein, der groß war, mit glatt rasiertem rundem Gesicht, und mich lächelnd begrüßte. Er dankte mir für meinen Besuch, da es an ihm gewesen wäre, zu mir zu kommen, und er sagte, nachdem er sich die Akten hatte bringen lassen: „er vermute, daß ich die Ansprüche der Erben an die Heimrothgesellschaft anerkenne?“

Ich erwiderte, daß ich vorher noch über einige Punkte eine Aufklärung wünschte, und darum gekommen sei; unter anderem wäre es mir von Wichtigkeit zu wissen, wie sich die Erben zu den Ansprüchen des Dr. Meyen stellten.

Der Rechtsanwalt zog die Brauen hoch und meinte, er wisse wirklich nicht, was das mit der Frage nach dem Recht der Erben zu tun hätte.

„Doch,“ sagte ich, „da ja Meyen seine Ansprüche bei der Gesellschaft geltend machen und ein Verbot erwirken könnte.“

„Das halte ich wohl für ausgeschlossen,“ sagte Schäler. „Die Erben erkennen die Forderungen Meyens ganz und gar nicht an. Womit will er sie denn begründen, außer mit Gefühlen, auf die wir uns nicht einlassen können?“

Er lächelte, und hörte mir lächelnd zu, solange ich sprach.

„Daß Meyen sein Vermögen für Heimroth geopfert, kann ich nicht zugeben,“ erwiderte er dann, „er hat mit seiner Familie von diesem Vermögen gelebt; was er sonst damit getan, geht uns nichts an; und daß er durch so viele Jahre auf sein Gehalt verzichtet hat, daraus folgt doch eben, daß er keinen Anspruch mehr hat, weil er ihn selbst aufgegeben. — Aber lassen Sie doch Herrn Meyen seine Ansprüche vertreten!“

„Er hat mich darum ersucht,“ sagte ich nach kurzer Überlegung, „und solange ich keinen Konflikt zwischen seinen Interessen und denen meiner Mandantin sehe, kann ich es ja tun; und es gibt Fälle, in denen auch rein moralische Gründe sich nicht einfach abweisen lassen.“

„Herr Kollege,“ sagte Schäler und mußte wirklich lachen, „Ihre Empfindungen machen Ihrem Herzen alle Ehre, aber juristisch . . . ist nichts zu machen . . . ! Wir jedenfalls lehnen alle Ansprüche des Herrn Meyen ab; und ich wäre Ihnen sehr

verbunden, wenn Sie mir jetzt Ihre Stellungnahme als Vertreter der Heimrothgesellschaft mittheilen würden."

Ich schwieg eine Weile; dann sagte ich: „Die Gesellschaft erkennt die Ansprüche der Frau Heimroth und ihrer Tochter nicht an. Der Erfinder Carl Heimroth ist mit Aktien beteiligt worden, die er verkauft hat. Ein weiterer Anspruch des Erfinders oder seiner Erben erscheint nach den Bestimmungen des Vertrages so zweifelhaft, daß ich meiner Klientin nicht raten kann, ihn anzuerkennen."

Schäler hatte noch nicht begriffen; denn er bemühte sich, mir die Gründe für eine andere Auslegung des Vertrages klarzumachen. Ich erwiderte: „Ich stelle Ihnen anheim, diese Gründe im Prozeßwege geltend zu machen."

Er begann von der traurigen Lage der Frau und der Tochter des Toten zu sprechen, von den großen Gewinnen, die die Heimrothgesellschaft seiner genialen Erfindung dankte.

„Herr von Denneberg hat einiges Vermögen," sagte ich, „Übrigens kann ich mich auf Gefühle wirklich nicht einlassen . . ." und ich sah ihn fest an.

„Hm, ja so," sagte er mit einem verlegenen Lachen, und in seinem glatten Gesicht entstanden zwei peinliche Falten, „dann wird uns nichts übrig bleiben, als Prozeß zu führen."

„Allerdings," sagte ich, „und der Prozeß wird lang und kostspielig sein und sein Ausgang ungewiß."

„Und die Heimrothgesellschaft wird von ihrer Haltung unter keinen Umständen abgehen?"

„Das weiß ich nicht. Vorläufig sehe ich keinen Grund dazu."

„Ich werde Herrn von Denneberg berichten," sagte er, und wir gingen auseinander.

Zwei Wochen später wurde in meiner Anwaltsstube ein Vergleich abgeschlossen. Wir erkannten die Ansprüche der Erben zu einem großen Teil an, und Hans Meyen erhielt den rückständigen Gehalt der letzten acht Jahre ausgezahlt. Es war nicht allzu viel; aber es bedeutete die Rettung.

Ich hatte dieses Spiel spielen können, weil der Direktor der Heimrothgesellschaft ein gütiger und wohlwollender Mensch war, weil ich aus bestimmten Gründen gerade damals viel wagen durfte, und weil in der ganzen Sache andere als rein juristische und kaufmännische Erwägungen und Einflüsse die Entscheidung hatten.

Neyen fand eine Stellung in einer chemischen Fabrik. Aber er war ein gebrochener Mann, dem sein Lebenswerk entrisen und die Erinnerung daran vergällt war.

„Erinnern Sie sich an jenen Abend im Laboratorium?“ sagte er zu mir, als er mir zu danken kam, „Damals waren wir auf dem Wege zu den tiefsten Geheimnissen. Das ist Carl Heimroths Erbe; und ich könnte es vielleicht fortführen, — obgleich mir jener unvergleichliche Genius fehlt, — wenn ich die Mittel hätte. Aber die gibt mir Ihre Gesellschaft, die gibt mir die Familie nicht. Denn wem gilt der Geist und die Wahrheit etwas? Wer liebt denn in einem Menschen das, was er ist?“

Er versank wieder in Starrheit, drückte mir die Hand und ging.

So hat dieser eine Mensch so viele andere in sein Schicksal gerissen und aufgezehrt und gleichsam nur die leeren Hüllen übrig gelassen.

Chouhou

Ich erwachte, als an die Türe geklopft wurde; die Türe öffnete sich, und die Hand meiner Wirtin schob, wie jeden Morgen, das Tablett mit dem Frühstück auf den Kamin neben die zerbrochene Standuhr, die niemand wieder hätte in Gang setzen können. Nur in Paris kann man ein so winziges Zimmer finden und bewohnen. Das Fenster mit seinen alten schadhafte Gardinen und trüben Scheiben ging auf die rußgeschwärzte Feuermauer in einem kleinen Hof. Die uralte schmutzige und zerrissene Tapete mit dem einst goldenen Blumenmuster hatte eine dunkel schwarzbraune Farbe angenommen. Das Bett nahm die Länge einer Wand ein. Die Hand ausstreckend konnte ich das Tablett an mich ziehen. Es lag ein Brief darauf, den ich las, und sein Inhalt bewog mich rascher aufzustehen, als ich sonst in diesen Tagen tat.

So klein, so traurig und düster war das Zimmer, daß nur die Not mich darin bleiben ließ, und die Hoffnung, die dieser Brief mir brachte, war die, daß ich es bald mit einem helleren und größeren würde vertauschen können.

Ich hatte Eile; denn auf dem mattblauen Papier stand, daß ich mich zwischen 11 und 12 Uhr bei Herrn Lecordier in der Rue Médicis einfinden sollte, um, wenn die Besprechung zu einem Ergebnis führte, den Unterricht seines Sohnes zu übernehmen.

Nicht ohne eine gewisse Beklommenheit stieg ich die zwei Treppen empor, klingelte und gab dem Mädchen, das mir aufmachte, eine meiner letzten Visitenkarten. Sie öffnete mir die Türe zu einem kleinen Salon, der, wenn er kalt und gewöhnlich aussah, durch die beiden großen, bis zum Fußboden reichenden Fenster mit ihrem geschmiedeten Geländer, den Blick auf den Luxembourgsgarten und das hereinströmende Licht, reichlich entschädigt.

Ich sah in den Park hinüber und auf die noch laublosen Bäume, die um diese Zeit spärlichen Spaziergänger darin, als Herr Lecordier eintrat. Er hielt meine Visitenkarte in der Hand

und blickte darauf nieder und dann wieder auf mich. Er war ein hagerer Mann im schwarzen Gehrock, die akademische Palme im Knopfloch; sein Gesicht war schmal und mit Sommersprossen bedeckt, mit einem rötlichen frisierten Bart, rötlichen schon ergrauenden Haaren. Die Augen waren traurig und schienen einen unsicheren Blick zu haben.

„Sie sind uns von Herrn Ricous empfohlen“, wiederholte er mehrmals im Lauf eines kurzen Gesprächs, in dem er mich nach meinen Studien fragte. Dann nahm er seinen schwarz geränderten Kneifer ab und reinigte ihn mit seinem Taschentuch, setzte ihn wieder auf und sah meine Karte an.

Er sagte nichts Endgültiges, und ich wußte nun kaum mehr, als ich beim Eintreten gewußt hatte. Sein Zögern erklärte sich, als eine weibliche Stimme aus dem Nebenzimmer „Costhène!“ rief.

Er ging bis an die Türe, öffnete sie ein wenig und fragte etwas, was ich nicht genau verstand. „Aber ja, aber ja, meine Liebe!“ antwortete er wie auf einen Vorwurf; dann verschwand er durch die Türe, die er, als das Gespräch fortgesetzt wurde, hinter sich schloß. Nach einer Weile kam er wieder, und fast unmittelbar hinter ihm eine Dame in einem dunkel schillernden Seidenkleid, der er mich vorstellte und die sich an den Tisch setzte und mich durch ein Lorgnon betrachtete. Es war eine etwa dreißigjährige Frau von üppigen Formen mit dichtem blondem Haar, das einen nicht natürlichen goldenen Schimmer hatte; ihre Haut war sehr weiß und zart; sie war zweifellos hübsch, aber in ihren Augen war ein kalter Ausdruck.

Auch sie sprach kurz von der Empfehlung Herrn Ricous, sagte, daß ihr Sohn kränklich gewesen sei und daher zu Hause unterrichtet werden sollte. Ich erwiderte, daß ich mich bemühen würde, ihn vorwärts zu bringen. Sie schien ungeduldig, fertig zu werden, und Bemerkungen ihres Gatten machten sie sichlich noch ungeduldiger, obwohl sie es nur durch ein Aufwerfen ihres hübschen Kopfes zeigte. Sie wünschte zu wissen, was ich forderte, und während ich einen Augenblick überlegte, da ich nicht zu wenig verlangen und noch weniger die Stellung, die meine letzte Hoffnung war, verlieren wollte, machte sie ein Angebot, das sehr sparsam war, und das ich annahm.

„Es ist gut,“ sagte sie, „wir sind einig,“ und aufstehend rief sie: „Georges! Chouchou! komm doch!“

Ein etwa zwölfjähriger Knabe trat ein, sah mich von der Seite an und gab mir, von der Mutter aufgefordert, gleichgültig die Hand. Sein Gesicht war blaß und lang, er hatte die zarte weiße Haut der Mutter und die Sommersprossen des Vaters; er trug das Haar ziemlich lang; es war zurückgekämmt, aber es lockte sich nicht; sein Ausdruck hatte etwas Schläfriges.

Die Stunden begannen am nächsten Tage. Es war weder ein liebenswürdiges noch ein begabtes Kind, das ich zu unterrichten hatte, und es hatte ein höhnisches und scheinheiliges Wesen; aber es war dennoch ein Kind, das man gewinnen konnte; und ich gewann ihn, indem ich mit ihm spielte. Das hatte keiner seiner Lehrer getan und dafür war er, soweit er es sein konnte, dankbar. Er brach, wenn er sich freute, in ein sonderbares kurzes Lachen aus, das nur einen Ton hatte; seine Spielversuche hatten etwas Ungelenkes, und er wurde leicht lärmend. Es war an einem der ersten Tage, die ich dort war, wir saßen an seinem niedern Tisch in dem nicht sehr ordentlichen kleinen Eckzimmer mit dem schrägen Fensterbalkon, das das seine war; Chouchou hatte sich an den Rand seines Bettes gehängt und den Kopf zurückgeworfen und lachte in seiner sonderbaren Art, als Frau Lecordier plötzlich eintrat und mit kaltem scharfen Ton fragte, ob wir nicht besser täten, die Zeit zur Arbeit zu benützen. Ich erlaubte mir, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Stunde längst überschritten wäre, worauf sie sofort mit der liebenswürdigsten Stimme mich tausendmal um Entschuldigung bat, und mir dankte, daß ich mich Chouchou so widmete und mich des armen Jungen annahm.

In der That wurde er verzogen und vernachlässigt zugleich. Herr Lecordier betonte bisweilen, wenn ich ihn sah, daß der Zeichenunterricht wichtig sei, für den ich keine Begabung hatte, während der Knabe sonst bald Fortschritte machte. Ich erfuhr später, daß Herr Lecordier selbst an einer Schule Zeichenlehrer gewesen war; jetzt war er Beamter im Unterrichtsministerium.

Nach den ersten vier Wochen machte Frau Lecordier mir den Vorschlag, mich monatlich mit einer runden Summe zu bezahlen, die sehr viel geringer war als das ursprüngliche Stundenhonorar; dafür sollte ich täglich mit der Familie frühstücken und den

Tee trinken. Ich nahm dies an. Ich hatte mein düsteres kleines Hotelzimmer aufgegeben und ein angenehmeres und helleres in der Nähe gefunden, das kaum mehr kostete, und es blieb mir immer noch Zeit, für mich zu arbeiten. Ich konnte mich auch endlich wieder anständiger anziehen, so daß einer meiner Freunde, der unter uns „Marat“ genannt wurde, mir die schlimmste Verbürgerlichung voraussagte und sich drei Francs von mir auslieh.

Der Mittagstisch, an dem ich teilnahm, war weder unterhaltend noch angenehm. Madame Lecordier hatte eine Art zu sehen, wieviel ich von den Speisen nahm, wieviel Zucker ich in den Tee tat, die, obwohl sie nie ein Wort sagte, einem Verbot völlig gleich kam. Herr Lecordier erschien zerstreut und sorgenvoll; er sprach wenig, fragte vielleicht, ob das Mädchen seinen Seidenhut zum Plätten getragen, erzählte etwas Gleichgültiges aus dem Amt oder von einem Bekannten, und immer antwortete seine Frau mit eben noch merklicher Ungeduld; alles, was er sagte, schien sie irgendwie zu irritieren, und vielleicht war das der Grund, daß er so wenig sprach. Manchmal aber hatten sie lange und heftige Erörterungen in ihren Zimmern hinter verschlossenen Türen, aus denen die kalte scharfe Stimme Madame Lecordiers drang, während ihr Mann zu protestieren oder sich zu rechtfertigen schien. Dann horchte der Kleine ängstlich gespannt und aufgeregt oder auch manchmal hämisch lachend, aber als auch ich einmal unwillkürlich lauschte, weil die Stimmen besonders heftig klangen, da wurde er böse und rief: „Sie sollen nicht . . . Das ist nicht für Sie!“

„Sie haben wohl wenig Geld?“ fragte er mich eines Tages.
„Man muß sehr viel Geld haben.“

„Woher weißt du das?“

„Von Mama.“

Zum Tee kamen an bestimmten Tagen Damen und auch Herren zu Madame Lecordier; ich sah gelegentlich einen oder den anderen der Besucher gehen oder kommen, wenn ich wegging, aber nie war ich im Salon. Eines Sonntags, als ich um Stunden, die entfallen waren, nachzuholen, auch an diesem Tage unterrichtete, traf ich beim Mittagessen einen Gast, den Senator Pontifain. Ich hatte den Namen schon nennen gehört. Es war ein kleiner, etwas beleibter, wohlgekleideter Herr mit grauem Haar und Schnurrbart und blauen, manchmal unruhig blickenden

Augen in dem runden Gesicht, das von gesunder roter Farbe war. Der Tisch war an diesem Tage mit Sorgfalt gedeckt und mit Blumen geschmückt, die Gerichte waren zahlreicher und gewählt, der Wein vortrefflich. Das Gespräch war lebhaft und wurde von Herrn Pontifain beherrscht, Herr Lecordier hörte mit vorgebeugtem Kopf gespannt zu, wenn der Senator sprach, und murmelte allenfalls ein paar beifällige Worte. Frau Lecordier stellte Fragen und machte überlegen klingende, aber doch immer für den Gast zuvorkommende Einwände, der ihr seinerseits jedesmal versicherte, daß sie außerordentlich klar sehe, daß die reizendsten Frauen bisweilen auch das schärfste Urtheil hätten und ihr sonst galante Höflichkeiten sagte.

Das ganze Gerede der drei Personen war platt und überflüssig, obwohl Herr Pontifain auch von Sitzungen, von einer wichtigen Regierungsvorlage, sowie von einer Unterredung sprach, die er mit dem Minister gehabt hatte. Ich war ihm beim Eintreten flüchtig vorgestellt worden und wurde während des ganzen Mittagstisches nicht ins Gespräch gezogen, aber ich fühlte, daß diese Sätze für mich, um mir zu imponieren, gesprochen wurden. Sobald ich meine Tasse schwarzen Kaffees getrunken hatte, verließ ich mit meinem Zögling das Zimmer. Ich ging an diesem Tag etwas früher fort; zugleich mit mir kam auch der Senator aus dem Salon. Ich ließ ihm natürlich den Vortritt und eilte dann auf der Treppe mit dem schnelleren Schritt meiner Jugend grüßend an ihm vorüber, während er gewichtig, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, die Stufen hinab schritt. Er schien mir zugleich vergnügt und nachdenklich zu sein.

Ich hatte schon bemerkt, daß die finanziellen Verhältnisse im Hause nicht glänzende waren; ich konnte es schon daran merken, daß mein Gehalt mir keineswegs pünktlich bezahlt wurde; es war mir oft unangenehm; aber es stärkte im Verein mit meinen Erfolgen meine Stellung. Denn Herr Ricous war einmal dageswesen und hatte Chouchous Fortschritte bestätigt.

Chouchou prahlte gerne und erzählte mir, daß seine Eltern im Sommer eine große Reise ans Meer machen würden, in ein sehr elegantes Bad, und daß sie ihm ein Gewehr und ein Croquettspiel versprochen hätten, sobald Papa . . . da brach er ab. Da aber, je mehr meine Gegenwart eine gewohnte wurde, die Gespräche bei Tische mit weniger Zurückhaltung geführt

wurden, entnahm ich gewissen Andeutungen, daß Herr Recordier eine Beförderung erwartete, von der die Familie sich viel versprach, und ich glaubte zu erraten, daß diese Beförderung, oder was es sonst war, von dem Einfluß des Herrn Senators Pontifain abhing, und daß er darum so festlich bewirtet worden war.

Ich hatte eben wieder einmal mein Geld von Herrn Recordier am Zwölften statt am Ersten bekommen und hatte, nach dem Tee bei dem Madame gefehlt hatte, Chouchou noch bei seinen Aufgaben geholfen und war dann nach dem „Chat blanc“ geeilt, das am andern Ende der Rue de Vaugirard lag, wo ich meine Freunde traf. Wir rauchten und tranken und schwatzten Literatur und Politik, und da einer von uns, Joseph Loyset, in einer Redaktion beschäftigt war und gelegentlich in die Kammer kam, so fragte ich ihn beiläufig, ob er den Senator Pontifain kenne?

„Pontifain, Pontifain? warte, — ist das nicht so ein kleiner dicker mit blühendem Gesicht? Er ist eine Null, aber schlau und hat Einfluß.“

„Ein hohles Faß, das obenauf schwimmt“, sagte ein anderer lachend.

„Man sollte diese dreckigen Parasiten einfach abschießen“, rief Marat düster. Er trug langes Haar und einen wirren Bart und eine schlecht sitzende rote Krawatte; übrigens waren wir alle damals revolutionär gesinnt.

Das Gespräch sprang zu anderm über. Wir saßen im Freien; der Abend war warm und die Straße still. Ich stand als einer der letzten auf; Loyset, mit dem ich zu Abend essen wollte, hatte ein Rendezvous und ließ mich im Stich. Ich ging allein durch die dunkelnde Straße, in der bereits die Laternen brannten, und sah eben einem Mädchen nach, als wenige Schritte hinter mir ein geschlossener Wagen anhielt, ein Mann ausstieg und eine Stimme, die mir bekannt vorkam, dem Kutscher eine Adresse nannte. Es war der Mann, von dem wir vorhin gesprochen hatten, der Senator Pontifain. Er entfernte sich in der entgegengesetzten Richtung; der Wagen fuhr weiter und an mir vorüber; der Schein einer Laterne fiel ins Innere; tief in die Ecke gelehnt, wie um nicht gesehen zu werden, saß eine Dame; ich aber hatte zu gute Augen, und obwohl sie Hut und Schleier trug, erkannte ich Madame Recordier.

Was ging es mich an? — Trotzdem beschäftigte es meine Gedanken.

Beim nächsten Mittagessen fehlte Madame Lecordier. Das kam vor; sie speiste dann später allein. Herr Lecordier aß zerstreut, mit trüben Blicken; Chouchou spielte unaufhörlich mit seinem Besteck, bis ich es ihm aus der Hand nahm. Er wehrte sich, und ich verwies es ihm. Herr Lecordier, der, wenn seine Frau nicht zu Hause war, sich mir gegenüber gern überlegen gebärdete, begann Plattheiten über Erziehung zu sprechen, die vor dem Kind völlig unangebracht waren. Nachher nahm er ihn auf die Knie und küßte ihn; er war ein zärtlicher Vater.

Als ich aus dem Hause ging, fuhr eben ein Fiaker vor, ein offener Wagen, in dem Frau Lecordier saß; sie hatte eine Menge von Paketen, und bat mich, sie ihr abzunehmen und hinaufzutragen; ihre Bitte, trocken wie ein Befehl, verdroß mich; aber da man einer Dame solch einen Dienst nicht gut weigern kann, trat ich an den Wagen: sie belud mich mit den Paketen, dankte, und ich ging ins Haus zurück; während ich die Treppe hinanstieg, hörte ich den Wagen wieder wegfahren. Im Korridor stand Chouchou, überrascht, daß ich wiederkam; neugierig griff er nach den Paketen und half mir, sie in das Boudoir der Mutter tragen, in dem ich noch nie gewesen war; es lag auf der andern Seite des Schlafzimmers, das ich gleichfalls nie betreten hatte, neben dem Zimmer Chouchous, mit einem eignen Ausgang auf den Korridor; nur Herr Lecordier hatte kein eigenes Zimmer. Das Boudoir war mit jener falschen süßlichen Eleganz eingerichtet, die man in solchen Damenzimmern findet: himmelblaue Tapeten mit Guirlanden, rosenfarbene Fenstervorhänge, Nippsachen und Blumentischchen, Albums mit Photographien und schlechte Bilder, und alles noch nach Parfüm. Auf einem unechten Kokoschreibtisch standen gleichfalls Photographien, darunter groß unter Glas, mit einer Widmung, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, den runden Kopf wichtig erhoben, das Bild des Senators Pontifain. In seiner naiven Einbildung erinnerte mich der Ausdruck an den des großen weißen Katers, der in dem Café, in dem wir gestern von ihm gesprochen hatten, auf dem Schanktisch zu sitzen pflegte.

„Das ist ein bedeutender Mann, und unser guter Freund“, sagte plötzlich die Stimme Herrn Lecordiers hinter mir.

So unerwartet kamen diese Worte, daß ich mich umwendete und ihn anstarrte. Und mochte meine Miene, wie das vorkommt, etwas von dem verraten haben, was ich dachte: keiner von uns vermochte seine Blicke abzuwenden; ob es nur Sekunden waren, es schien eine Ewigkeit; dann senkte der Mann seine immer ein wenig müden Augen. Ein Schweigen und eine Verlegenheit entstanden zwischen uns, die beängstigend waren, bis Chouchou es mit seinem sonderbar mistönigen Lachen unterbrach: „Was habt ihr zwei denn einander so anzusehen, Papa?“ fragte er.

Herr Lecordier wollte etwas sagen, er fand offenbar nichts, er stammelte nur ein paar unverständliche Worte und ging aus dem Zimmer.

Da rief der Junge „Papa! Papa!“ und lief ihm nach.

Ich beeilte mich gleichfalls fortzukommen. Noch im Kaffee war ich so nachdenklich, daß die andern mich fragten, was mir wäre. Meine Sorge war, die Stunden, die ich so nötig brauchte, zu verlieren. Aber die Wochen vergingen, ohne daß sich irgend etwas ereignete, und jener merkwürdige Augenblick war wie nicht gewesen, wie ja alles Unausgesprochene sich leicht verwischt und vergessen wird.

Dann traf ich Chouchou eines Tags in seinem weißen Anzug, eine Blume im Knopfloch; er wollte durchaus keine Stunde nehmen; denn es sein ein Fest: Papa habe Geburtstag. Ich bestand darauf, schon weil ich nicht wußte, wie Frau Lecordier es auffassen würde. Das Kind war zerstreut und ungezogen, und als es draußen klingelte, war er kaum zu halten. Madame Lecordier öffnete die Türe des Zimmers und bat mich sehr liebenswürdig, Chouchou heute freizugeben. Ich blieb allein und überlegte, ob ich fortgehen oder am Mittagessen, auf das ich schließlich ein Recht hatte, teilnehmen sollte. Chouchou kam indessen mit einem kleineren, sehr gepuckten Jungen herein und spielte mit ihm. Dann stürmten beide hinaus und kamen sogleich wieder, und Chouchou teilte mir mit, es würde Torten und Eis geben. Gleich darauf wurden sie in den Salon gerufen. Ich versuchte zu arbeiten. Die Zeit verging langsam, schließlich kam Léocadie, das Mädchen, und rief mich zu Tische. Es fiel mir auf, in wie unfreundlichem Ton sie es tat.

Es waren gar nicht so viel Personen, als ich nach dem Stimmenlärm vermutet hätte. Ich beglückwünschte Herrn Lecor-

dier, der sich eben zu Tische setzte. Neben ihm saß eine magere junge Frau, eine Verwandte, Madame Chippe, die Mutter des kleinen Jungen; aber da auf der andern Seite zwischen ihr und Madame Lecordier, die ein enganliegendes blaues Kleid trug, der Senator Pontifain saß, so schien dieser der Ehrengast des Tisches zu sein, den man feierte. Neben Herrn Lecordier saß Chouchou, dann der kleine André, dann ich und zwischen mir und der Hausfrau Herr Chippe, gleichfalls ein stiller Mann, mit einem dünnen grauen Bart, der mit unendlicher Ehrfurcht zu dem Herrn Senator aufsaß.

Das Mittagessen und die Weine waren vortrefflich; das Gespräch wurde lebhaft; sogar Herr Chippe machte statistische Mitteilungen aus seiner Branche — er hatte ein Konfektionsgeschäft — zu den allgemeinen Bemerkungen des Herrn Senators über die wirtschaftliche Lage. Mit dem Eis kam Champagner; die Gläser wurden gefüllt; und Herr Pontifain stand auf:

„Meine Damen und Herren,“ begann er feierlich, „wir sind heute nicht an einem gewöhnlichen Tage beisammen: es ist der Tag, der Coëthène Lecordier der Welt geschenkt hat.“ Chouchou ergriff seines Vaters Hand und hielt sie fest. Der Senator pries Coëthène Lecordiers Verdienste um die Erziehung der Jugend Frankreichs und um den Zeichenunterricht an den Elementarschulen, erst als Lehrer, dann als Beamter im Ministerium, pries ihn, während Herr Lecordier bald beschämt in seinen Teller und bald strahlend zu ihm aufsaß, als Muster eines pflichttreuen Beamten, deutete an, daß der Lohn dieser Pflichttreue nicht lange mehr ausbleiben würde, pries ihn als Menschen und als Freund und als den musterhaften Gatten der liebenswürdigsten, geistreichsten und liebevollsten Gattin, sowie als Vater eines reizenden vielversprechenden Kindes. „Erlauben Sie, mein lieber Freund,“ schloß er, „daß ich Sie zu alledem von ganzem Herzen beglückwünsche!“ Alle klatschten lauten Beifall, während er, den gerundeten Bauch anlehnend, über den Tisch mit Herrn Lecordier anstieß; auch die andern erhoben sich und ihre Gläser; die beiden Kinder, die einen Tropfen Wein in Zuckerwasser bekommen hatten, stellten sich auf ihre Stühle und riefen „Es lebe Papa!“ und „Es lebe Onkel Coëthène!“

Jetzt stand Herr Lecordier auf, nahm den schwarzgeränderten Kneifer ab und pußte ihn mit der Serviette und sah in seinen

Zeller. „Herr Senator,“ begann er, „Herr Senator . . . meine lieben Freunde . . . ich kann nicht so sprechen, wie ein Mann, der gewohnt ist, auf der Tribüne des Parlaments vor ganz Frankreich zu reden, der heute abend dort sprechen wird. Was Sie mir gesagt haben . . . was Sie mir gesagt haben, . . . das ist zu viel . . ., aber . . . ich . . .“ so weit kam er, dann hatte er den Faden verloren; man hörte nur ein Stammeln von Dank, und er begann zu schluchzen. Vielleicht sah nur ich die Bewegung des Ärgers und des Hohns in den Lippen und Augen seiner Frau . . . der Senator Pontifain jedoch war aufgesprungen und auf Herrn Lecordier zugeeilt und umarmte und küßte ihn. Wieder klatschten alle Beifall, und die Kinder schrien, so laut sie konnten. Man ging in den Salon. Der Wein hatte eine gemüthliche Stimmung erzeugt; selbst Léocadie servierte jetzt die Liköre und den Kaffee mit ganz anderer Laune, sie erwiderte sogar zu Madames sichtlicher Unzufriedenheit auf einen Scherz, den Herr Chippe sich erlaubte, und erzählte, wie die Kinder ihr immer wieder in die Küche gelaufen waren. Der Senator saß rauchend und pompös in der Sofaecke, und seine Blicke suchten, wie es mir wenigstens schien, ziemlich offen nach der Hausfrau, die sich unter dem Rauschen ihrer seidenen Röcke lächelnd zu ihm setzte, und sein Gesicht mit dem grauen Schnurrbart sah mehr als je wie das unfres weißen Katers aus, wenn er gekraut wurde. Herr Lecordier bot Herrn Chippe und auch mir von den teuren Zigarren an, die er von seinem Freunde, dem Herrn Senator, bekommen hatte; Chouchou und der kleine André hatten sich auf Schemel ans Fenster gesetzt und spielten Karten um Geld, wobei Chouchou gewann, bis der kleinere Junge weinte und von seiner Mutter beruhigt werden mußte. Inzwischen servierte Léocadie weiter, und in dem engen Raum stieß sie Herrn Lecordier an, oder er sie; die vollen kleinen Gläschen fielen um und der grüne und gelbe Likör floss auf dem silbernen Tablett zusammen. Madame preßte nur die Lippen aufeinander und winkte mit den Augen. „Oh mein Gott!“ rief Léocadie und verschwand. Es mußte mehrmals geklingelt werden, ehe sie wiederkam und nochmals servierte. Der Senator trank lächelnd und stellte sein Glas auf das Tischchen neben ihm. Die Kinder jagten durchs Zimmer, Chouchou stieß an das Tischchen, und der Curacao floss dem Herrn Senator auf die weiße Weste und die hellgraue Hose. „Oh ver-

flucht!" rief er und sprang auf. Herr Lecordier stürzte mit seinem Taschentuch zu Hilfe, aber Madame hielt ihn zurück und bestellte heißes Wasser; Madame Chippe empfahl Eau de Cologne. Léocadie brachte ein Becken voll heißen Wassers herein und rieb an den dicken Schenkeln des würdigen Mannes. Aber so ginge es nicht, erklärte sie gleich, Monsieur möge die Hosen ausziehen, da sie die Stelle überplätten müßte. Herr und Frau Lecordier waren verzweifelt, aber Chouchou, der sich entschuldigen mußte, lachte schadensfroh beim Zusehen. Der Senator bemerkte es wohl, und ich sah, daß die Wut in ihm kochte. Dennoch begütigte er: er habe ja noch reichlich Zeit, nach Hause zu fahren und sich umzukleiden, ehe die Senatsitzung begann.

Er schien einen Augenblick nachzudenken und stand auf: „Lecordier, mein Freund, hören Sie“, sagte er, und trat mit ihm ans Fenster und sie sprachen leise miteinander. Madame beobachtete sie sehr aufmerksam. Léocadie trug Becken und Tücher hinaus. Herr und Frau Chippe hatten indessen Chouchou und ihrem eigenen Jungen ins Gewissen geredet; sie wollten nun fortgehen, aber Chippe hatte, wie er Madame leise sagte, gleichfalls noch etwas Geschäftliches mit ihrem Mann zu erledigen. „Nicht heute!“ erwiderte sie ebenso leise, aber mit so entschiedenen Blicken, daß Herr Chippe, wenn auch kopfschüttelnd, verzichtete. Der Senator reichte ihm nur sehr zerstreut die Hand, während er sich vor Madame Chippe mit gewohnter Höflichkeit verbeugte; man fühlte, daß seine Anwesenheit dem ganzen Mittagstisch für die beiden Chippe etwas Feierliches, fast Gottesdienstliches gegeben hatte. Sie gingen endlich wirklich, Frau Lecordier begleitete sie hinaus, und ich nahm Chouchou in sein Zimmer hinüber. Bald darauf hörte ich die Wohnungstüre nochmals schließen: Herr Lecordier ging wie jeden Nachmittag ins Ministerium.

Eine Weile später hörten wir nebenan die Türe gehen: Madame und ihr Gast waren in dem kleinen Boudoir; wir hörten sie reden und Madame manchmal laut und herzlich lachen. Dann wurde es still.

Durch das offene Fenster drang die heiße Nachmittagsluft herein und von Zeit zu Zeit der ferne Lärm spielender Kinder aus dem Luxembourgsgarten oder das Rollen eines vorüberfahrenden Omnibusses. Der Wein hatte mich müde gemacht;

Chouchou wäre auch jetzt keiner Aufmerksamkeit fähig gewesen, und wir spielten. Plötzlich hatte er einen Einfall; er wollte die Dominosteine seiner Mutter haben, sprang auf, und „Mama! Mama!“ rufend, öffnete er die Türe zum Boudoir. Es war leer. Chouchou stürmte durch das Schlafzimmer nach dem Salon hinüber; da er alle Türen offen ließ, hörte ich, wie Frau Lecordier ihn scharf aus dem Zimmer wies. Aber er hörte nicht darauf, und auch ich rief vergeblich „Georges! Georges!“ Da hörte ich ganz deutlich den Senator sagen: „Lassen Sie mich machen, Coralie! . . . Komm, mein Junge: wir spielen Expresszug mit Retourbillet!“ Einen Augenblick später kam er rasch durch die Schlafzimmertüre, während er Chouchou vor sich hielt und herübertrug. Chouchou brüllte und schlug ihn mit den Absätzen an die Schienbeine und mit dem Kopf in den Bauch. Der Senator setzte ihn nieder, faßte ihn am Ohr und zog ihn ins Kinderzimmer, wo er ihn losließ.

Rasend vor Wut schlug Chouchou mit den Füßen an die Türe, die der Senator hinter sich abgeschlossen hatte, während er gleichzeitig die Hand über das mißhandelte Ohr hielt. Schließlich wurde die Türe wieder geöffnet und Frau Lecordier kam herein; ihr hübsches rundes Gesicht unter den so sehr hellen goldenen Haaren schien völlig ruhig: „Herr Berthaud,“ sagte sie zu mir, „bitte, gehen Sie mit Chouchou aus, damit er sich in der frischen Luft beruhigt. Mein kleiner Chouchou, sei artig!“

„Ich will nicht artig sein! der infame Kerl! ich kann ihn nicht ausstehen! ich . . .“ die Hand der Mutter verschloß ihm den Mund; sie beugte sich herab und sprach in sein Ohr, Chouchou wurde still.

Während des Spaziergangs sprach er kaum ein Wort. Ich setzte mich im Park auf eine Bank im Schatten; Chouchou stand oder spielte versonnen um mich herum. Ich versuchte zu lesen, aber immer wieder schweiften meine Gedanken ab.

Als wir zurückkamen, war das Treppenhaus dämmrig und kühl. Wir mußten lange klingeln; dann öffnete uns nicht Léocadie, sondern Frau Lecordier. Sie war im Hauskleid, das Haar in Unordnung. Sie habe geschlafen und wolle noch schlafen, sagte sie; Chouchou sollte in sein Zimmer gehen und sich vollkommen still verhalten. Von mir schien sie zu erwarten, daß ich sogleich wieder gehen würde.

Das tat ich auch. Unten rief man die Abendblätter aus. „La Presse . . .!“ „La Patrie . . .!“ brüllten die Zeitungs-
jungen auf dem Boulevard Saint Michel. Ich ging zum „Chat
blanc“, in dem nur Lohset saß. Der große weiße Kater lag auf
dem Schanktisch und blinzelte mich an.

„Wie gehts, Pontifain?“ sprach ich ihn an und kraute ihn
unterm Kinn; er schnurrte behaglich.

„Du mit deinem Pontifain!“ sagte Lohset. „Was hast du
mit ihm? woher kennst du ihn? mache dich nur beliebt: vielleicht
kannst du etwas abkriegen. Der Mann macht jetzt rasende Ge-
schäfte an der Börse, er und seine Bande.“

Am nächsten Tag, — ich hatte Chouchou seine Stunde ge-
geben, wie gewöhnlich, — bestand das Mittagmahl aus den
Resten vom Tage vorher. Sie waren auffallend gering. Léocadie
befragt, erklärte kurz, mehr sei nicht übrig geblieben. Als auch
von der Torte und vom Wein fast nichts hereinkam, verlor
Madame Lecordier ihre Beherrschung. „Das ist zu stark. Das
werden Sie ersetzen, Léocadie!“ rief sie.

„Da werden Sie mir erst meinen Lohn für die letzten Monate
zahlen müssen!“ schrie Léocadie und schlug die Türe hinter
sich zu.

„Costhène!“ sagte Frau Lecordier.

„Meine Liebe?“ antwortete ihr Gatte.

„Ich ersuche dich, mit Léocadie zu sprechen!“

„Meine Liebe, du weißt, daß mir das nicht liegt und daß es
keinen Zweck hat.“ Sie stand empört auf. Er folgte ihr be-
gütigend. „Warte nur acht Tage; Pontifain hat mir . . .“ und
sie verschwanden beide durch die Schlafzimmertüre.

Ich ging hungrig vom Tische.

Die acht Tage vergingen, ohne daß sich etwas besonderes
ereignet hätte. Dann war ein Sonntag, und am Montag mußte
Chouchou aus irgendeinem Grunde mit seiner Mutter ausgehen.
Ich sollte darum erst abends kommen, ihn zu unterrichten.

Vorher war ich im Café. Meine Freunde saßen in eifrigem
Gespräch. „Wieder ein Panama!“ rief der eine.

„Wie?“ fragte ich.

Lohset wies auf die Zeitung. Ich las: „Große Skandale in
der Kammer. Der Immunitätsausschuß tritt zusammen. Man

spricht von einer Krise." „Da, dein Freund Pontifain ist auch dabei!"

„Mein Freund!"

„Er hat sich auch schon in Sicherheit gebracht." Er las: „Der Senator Pontifain ist gestern nacht nach Brüssel abgereist. Er wird vorläufig nicht zurückkehren."

Unwillkürlich sah ich mich nach dem Kater um. Er war nicht da.

„Wenn man diese schmutzigen Räuber nur alle hängen würde!" sagte Marat.

Ich stand auf, denn es war Zeit, zu meinem Schüler zu gehen. Als ich aus dem Kaffeehaus trat, sah ich den Kater vorsichtig um die Ecke schleichen. „Hast du auch Aktien bekommen?" rief ich.

Ich dachte lebhaft über das künftige Schicksal der Familie Lecordier nach, während ich mich nach ihrer Wohnung begab.

Ich ging die Treppe hinauf. Das Haus war mir plötzlich umheimlich geworden. Auf mein Klingeln öffnete Léocadie. Grußlos verschwand sie wieder in die Küche. Die Wohnung schien leer; auch in dem kleinen Kinderzimmer war niemand.

Ich wollte Léocadie fragen; da hörte ich ein Geräusch im Boudoir nebenan. Die Türe war halb offen; ich sah Chouchou und trat ein.

Chouchou war allein; er stand an dem kleinen Schreibtisch, er hatte das Bild des Senators Pontifain aus dem Rahmen gelöst und hielt es in der Hand. Er sah mich nicht kommen, sah auch seinen Vater nicht, der, wie damals, von der anderen Seite erschien. Mit wutverzerrtem Gesicht sah er auf das Bild; dann spuckte er es an, warf es zur Erde und trat mit dem Fuße darauf.

Herr Lecordier sah dies, wurde bleich, machte einen Schritt vorwärts, faßte Chouchou beim Kragen, und dieser sonst so zärtliche Vater gab seinem Sohne zwei schallende Ohrfeigen. Chouchou brach in ein wildes Geheul aus und stampfte und schlug mit den Füßen.

Herr Lecordier hob das Bild auf, reinigte es und befestigte es sorgfältig wieder in dem Rahmen. „Er weiß noch nichts!" dachte ich.

Eine Stimme rief: „Gosthène!"

„Coralie?“ rief er zurück, durch den Ton ebenso betroffen wie Chouchou, der zu weinen aufhörte.

In der Türe, eine Zeitung in der Hand, stand Madame Lecordier. Nie habe ich ein so verstörtes, blasses Gesicht gesehen. Im nächsten Augenblick drückte sie die Zeitung zusammen, warf sie von sich und entfloß wieder und schloß die Türe hinter sich ab.

Ich rief Chouchou in sein Zimmer. Die Stunde, die ich ihm gab, wollte nicht viel heißen.

Am anderen Tage wurde mir gekündigt.

Ich saß im Restaurant mit einem Freunde in lebhafter Unterhaltung, als nach der Theaterzeit neue Besucher von der Straße hereinkamen, Tische besetzt und in dem still gewordenen Saal wieder geräuschvoll bestellt, gespeist und geplaudert wurde. Von einem Tisch, an dem mehrere Herren und Damen Platz genommen hatten, grüßte ein junger Mann herüber, und mein Freund dankte. Dann lehnte er den dunkelbärtigen Kopf, den er beim Sprechen gerne lebhaft vorbeugte, an die Wand, die Augengläser, die das Funkeln seiner Augen noch zu steigern schienen, nachdenklich zur Decke gerichtet, während er den Rauch der Zigarre von sich blies. Wie er so dasaß, fiel im Abendanzug die Breite seiner Brust auf; er war, wenn er stand, nicht groß, aber sehr breit und kraftvoll. Als er das Gespräch wieder aufnahm, schien er innerlich beschäftigt und blickte wiederholt nach dem andern Tisch hinüber.

Nach einer Weile stand der junge Mann auf und kam zu uns. Er war auf den ersten Blick als Angelsachse zu erkennen. Beide, mein Freund und er, konnten eine gewisse Erregung nicht völlig verbergen. Und selten hatte ich einen so auffallend schönen jungen Mann gesehen. Schlank, groß, wohlgebaut, mit rot-blondem Haar, einem gewinnenden Lächeln in den feingeschnittenen Zügen, wundervollen kleinen Händen, die doch nicht weibisch waren; dabei von jener Unbefangenhait, die wohlgezogenen Engländern so gut steht.

„Immer noch allein unterwegs?“ fragte mein Freund. „Gibt es noch immer keine Mrs. Hallgrave?“

„Sie würden es bestimmt erfahren haben, Doktor Lanz.“

Beide schwiegen einen Augenblick; dann sprachen sie von andern Dingen.

Nach einer Weile brach die Gesellschaft am Tisch drüben wieder auf. „Man vermißt Sie“, sagte ich.

Der junge Mann erhob sich. „Wann sehen wir uns wieder, Doktor?“ fragte er.

„Inseh' Allah, bukra!“ erwiderte der Doktor.

„Dann will Allah es nicht; denn ich reise morgen früh.“

„Läßt sich das nicht aufschieben?“

„Es tut mir so leid; aber es ist unmöglich. Ich wußte ja nicht, daß Sie in Berlin sind, Doktor Lanz.“

Es tat beiden sichtlich leid, und sie besprachen irgendein späteres Zusammentreffen an irgendeinem Ort der Erde. Hallgrave reichte mir die Hand und lächelte mir zu, als wären wir alte Freunde.

Ein Schatten war über uns und der Saal schien leer geworden, als der schöne Junge mit den andern hinausging und die Türe sich hinter ihm schloß.

Ich verhehlte meinen Eindruck nicht.

„Sie hätten ihn erst in türkischer oder in tscherkessischer Tracht sehen sollen, die graue Lammfellmütze auf dem Kopf, im langen bunten Rock mit den aufgenähten Patronen, und Sporenstiefeln. Er hat manches Unheil angerichtet durch seine Schönheit, und ich habe ihn leider daran erinnert.“

„Woher kennen Sie ihn?“

„Wir kennen uns schon lange. Er ist nicht so jung, wie er scheint. Ich traf ihn in England im Haus einer älteren Dame, seiner Tante oder einer Freundin seiner Mutter, die sich für ihn interessierte. Er gefiel mir sogleich. Und wenige Tage später sah ich ihn unter merkwürdigen Umständen wieder.“

Ich hatte eine Bekanntschaft zweifelhafter Art gemacht, die mich sehr anzog, und durch die ich in noch zweifelhaftere Gesellschaft geriet. Sie kennen meine Vorliebe für ethnologische Studien dieser Art: Apachen, Zigeuner, seltsame Sekten, zweideutige Menschengattungen; und ich habe mich oft im Leben weiter gewagt, als die Vorsicht erlaubte. Damals war es ein merkwürdiges Lokal in den „Seven Deils“, einem Slum zwischen Coventgarden und Oxfordstreet: kleine Zimmer mit weißen Gardinen und geblühten Sofas, Blumen auf den Fensterbrettern, und darinnen die sonderbarste und gefährlichste Gesellschaft. Dort geriet ich in Unannehmlichkeiten. Der Inhaber trat dazwischen, und ich kam die Treppe hinunter und in die leere nächtliche Gasse hinaus. Aber zwei oder drei kamen mir nach, Drohungen gegen den „bloody German“ durch die Zähne ausstoßend. Ich stand gegen die Häuserwand; durch den weißlichen

Nebel sah ich eine Laterne über einem Gitterfenster an der gelbgrauen Mauer gegenüber. Sie waren in der Überzahl; da tauchte Hugh Hallgrave aus dem Nebel auf; woher er in diesem Augenblick kam, weiß ich nicht. Sie ahnen nicht, was dieser zarte mädchenhafte Junge für Kräfte hat; zu zweien wurden wir mit den andern rasch fertig und gingen noch in eine jener langen schmalen Bars in London, die einzigen, die um diese Zeit noch offen waren, und ließen uns zwei- oder dreimal einschenken. Sie begreifen, daß meine Zuneigung zu ihm nicht geringer wurde.

Ich konnte ihm den Dienst erwidern, fünf Jahre später, in Homs, wo er krank liegen geblieben war. Er hatte ein paar Syrer in Dienst genommen, aber es waren „Lutis“, die ihn, als er bewußtlos lag, und sie ihn verloren glaubten, verlassen und alles mitgenommen hatten. Zum Glück hatte er mir vorher geschrieben; ich war auf dem Weg nach Damaskus, und so fand ich ihn noch. Wunders genug, daß ich ihn fand. Ich irrte lange durch die öde, heiße, totenstille Stadt, eine Steinwüste finsterner Mauern mit winzigen dunkeln Fensterlöchern, flachen Dächern in einer zitternden glühenden Luft, auf die die Hitze sich von einem unerbittlichen milchweißen Himmel niedersenkt. Nie wäre ich um diese Tageszeit ausgegangen, wenn ich nicht um den Jungen so in Sorge gewesen wäre. Vor dem verfallenen Haus, das mein Führer erfragt hatte, hing ein dicker Färber mit grellblauen Händen seine feuchten frischgefärbten Tücher in die Sonne. Er starrte den Europäer im Tropenhelm an und wies uns dann in einen engen dunklen Torweg; über den in weißer Glut liegenden Hof kam ich durch einen türlosen Eingang in einen unsauberen Raum mit nackten Seitenwänden, wo Hallgrave fiebernd auf einer Wolldecke auf dem Lehm Boden lag. In der Nähe des Eingangs saß ein alter weißbärtiger Mann mit gekreuzten Beinen rauchend auf der Erde. Zwei braune Burschen standen an die Wand gelehnt.

Ich begrüßte sie auf arabisch, und sie erwiderten höflich. Die Leute von Homs zeigten sich besser als ihr Ruf. „Diesem jungen Franken,“ sagte der alte Mann, „fehlt, so Gott will, nichts als die Gesundheit.“ Das war nun nicht wahr, denn es fehlte ihm zur Zeit auch fast alles andre; aber der Alte hatte sich seiner angenommen und ihn mit Joghurt und Wasser zu nähren und zu heilen gesucht. Er sagte mir, er habe auch den Hakim

Scheik Sa'ad Dschemal „im Namen Allahs, des Mitleidsvollen und Gnädigen“ gebeten, zu dem Kranken zu kommen, und der gelehrte Mann habe es auch versprochen, sei aber bis jetzt nicht dagewesen. Ich sagte ihm, daß ich selbst ein Hakim und der Freund dieses jungen Mannes sei und ihn, so Gott wolle, heilen würde. Er lag stöhnend, mit geschlossenen Augen, und wenn er sie öffnete, erkannte er mich nicht. Ich flößte ihm sogleich etwas Chinin ein, das er, wenn auch mit unwilliger Kopfbewegung nahm. „Gepriesen sei Allah, der Helfer und Heiler!“ sagten die Umstehenden. Es waren brave Leute, und wenn sie ein Geschenk auch gerne nahmen, so lehnten sie es doch erst eine ganze Weile ab. Sobald es möglich war, brachten wir Hugh in mein Quartier. Genug, er wurde gesund gepflegt, und als er so weit war, reisten wir zusammen weiter nach Damaskus.

In dieser Stadt des Wassers und der Blüten, in einer Landschaft, die der Prophet das irdische Paradies genannt hat, erholte er sich vollends. Der reineren Luft wegen mietete ich ein Landhaus am Wasser vor den Toren. Im Garten wogten die Rosenbüsche zwischen Myrten, Oliven- und Zitronenbäumen. Als wir ankamen, ritt ein Drusenscheik, in schimmernde Seide gekleidet, von Dirnen und Pfeifenträgern gefolgt, aus dem Stadttor, unter der alten Zitadelle; es war merkwürdig, die dunkle Schönheit des Orientalen neben der hellen meines jungen Begleiters zu sehen, nur daß der Drusenfürst wohl die Augen langsam nach uns wendete, aber sonst kein Zeichen einer Bewegung gab, während Hugh ihn mit lächelnder Bewunderung ansah.

In der Stadt hatte ich viele Bekannte. Wir waren beim deutschen und beim englischen Konsul in Gesellschaft, beim Wali und bei Kürdag Pascha, dem türkischen Divisionär. Auch da gefiel der Junge allen, wie er heute abend Ihnen gefiel. Alle die nicht mehr jungen Männer in ihren Würden fühlten sich zu ihm hingezogen, behandelten ihn sogleich mit Wärme wie einen jungen Freund. Ein kaukasischer Fürst, den wir bei Kürdag Pascha trafen, lud ihn ein, mit ihm zu kommen; ich glaube, er hätte ihn adoptiert, wenn Hugh zum Islam übergetreten wäre.

„Bist du unbeweibt?“ fragte ihn Abu Mohammed, unser freundlicher Nachbar. „Wahrlich, o Jüngling, du mußt ein Weib nehmen. Sonst werden die Leute sagen: sehet ihn, sein Mund wässert nach den Frauen der Rechtgläubigen.“

„Fürchte Allah, o Mann!“ sagte ich, während Hugh errötete wie ein Mädchen.

Damaskus ist die Stadt aller Verdorbenheit und aller Laster des Orients, und die Blicke der Männer waren nicht immer angenehm.

Meine Reise galt der Erkundung gewisser Erzlager. Als Deutscher fand ich bei den türkischen Behörden jedes Entgegenkommen; nur daß die Auskünfte, die ich erhielt, unverläßlich waren, weil sie selber keineswegs Bescheid wußten; und die orientalische Langsamkeit bringt den Europäer, auch wenn er sie kennt und sich darauf eingestellt hat, zur Verzweiflung.

Bei einem der Konsuln lernten wir einen Inder, Professor Dara Rudabaksh, kennen, einen Sufi. Diese Mystiker sind zum Teil gefährliche Leute, die alle Bedenken in spitzfindigen Worten zu verflüchtigen wissen. Der unsere war gelehrt, sehr klug, sprach Französisch und Englisch tadellos und ging bis auf einen weißen goldbefranzten Turban europäisch gekleidet; er war beleibt, mit bräunlichem Gesicht, großen weißen Augen und einem öligen Lächeln auf den Lippen. Ich traute ihm durchaus nicht, aber irgendwie hatte er von meinen Absichten erfahren und bot mir an, mich mit einem Mann zusammenzubringen, der mir alle Auskünfte über die Gebiete geben würde, die ich bereisen wollte.

Wir standen gerade im Basar zwischen den Teppich- und Seidenläden. In der erhöhten offenen Halle, in der all die bunt dunkeln Gewebe hingen, thronte über uns, scheinbar ohne uns zu beachten, der syrische Kaufmann, mit dem er seit einigen Tagen um das gleiche Stück handelte. Sie müssen an die belebten Gassen Venedigs denken, nur in zehnfacher Fremdheit und Bunttheit, unter einer glühenderen Sonne und mit tieferen Schatten, aber in ähnlicher Stille, weil das Wagenrollen fehlt, sonst natürlich Straßengeräusche genug: Stimmen, Schritte, der Lärm der Ausrufer und platzfordernder, „Dahraf! Dahraf!“ schreiender Diener und Träger, und das Klappern von Hufen auf dem Pflaster, und wenn Sie es nicht beachten, taucht plötzlich der Kopf eines Pferdes oder Maultiers oder die Hängelippe eines Kamels und sein zottiger gelber Hals über Ihrem Kopf auf.

Das Haus sei nicht weit entfernt, sagte der Professor. Ich war mit meiner Geduld zu Ende, es war heiß und die Aussicht, Kühlung zu finden, willkommen. Wir gingen in der That nicht

weit; das Haus lag wie das unsre am Wasser, von außen leere Mauern; aber innen fanden wir ein wohlig mit kölnischem Wasser durchsprengtes Zimmer, mit kostbaren Decken und reichen Kissen auf den Divans; in dem niederer gelegenen Vorraum stand eine schöne Truhe, über der prächtige Waffen hingen. Hier empfing uns der Hausherr, ein hochgewachsener bärtiger, nicht mehr junger Mann mit einer tiefen vollklingenden Stimme und hieß uns willkommen. Er trug einen hellen Turban, einen Kaftan aus reichgeblühtem Stoff; Hemd und Schärpe waren aus feiner Seide; die Füße staken in gelben Lederpantoffeln. Im Orient ist Rasse und Religion alles; aber weder über die Rasse noch über die Religion dieses Mannes war ich mir klar. Als ich Dara Kudabaksch nach ihm gefragt hatte, da hatte er mit seinem gewohnten Lächeln geantwortet, daß Jakub Zemir Bey, so nannte er sich, Muselman sei, jedoch von freien Anschauungen, wie er selbst. Nach der hellgelben Haut und den grauen Augen unter dunklen Brauen hätte ich ihn am ehesten für einen Tscherkessen gehalten. Er hatte uns auf Arabisch begrüßt, aber er sprach, wie sich zeigte, auch Türkisch, Französisch und Italienisch. Sein Wesen war ernst und ruhig, obwohl seine Bewegungen heftig werden konnten und um Mund und Augen manchmal ein nicht immer angenehmes Lächeln spielte.

Kaffee und Zigaretten wurden auf kleinen Tischchen vor uns gestellt, falls der Gast nicht den Margileh vorzog. Wie üblich wurde lange und höflich über vielerlei gesprochen, ehe wir zu dem kamen, was mich herführte, und aus Jakub Zemir Beys Bemerkungen und Erzählungen erfuhr ich, daß er in Stambul und in Kairo und auch in europäischen Ländern gelebt hatte und erst seit kurzem in Damaskus wohnte. Er stellte einige sehr geschickte Fragen, die ich beantwortete, und gab mir schließlich, wenn auch mit gewissen Vorbehalten, Auskünfte, die für mich in der That von großem Wert waren.

Ich dankte ihm für seine Belehrung und fragte ihn, ob ich ihm meinerseits irgend dienen könnte, aber er versicherte, daß die Freude, mir durch sein geringes Wissen nützen zu können, ihm reichlich Lohn wäre, und bat mich und den Professor am nächsten Abend seine Gäste zu sein. Ich sagte, daß ich mit einem jungen Freunde in Damaskus sei, worauf er beteuerte, daß mein Gast auch der seine sein müßte.

Es folgte ein milderer Tag, in Folge eines leichten Windes, der vom Gebirg her wehte. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang fanden wir uns im Hause Jakub Temir Bays ein. Auch er warf einen wohlgefälligen Blick auf Hugh, als er ihn begrüßte, und sagte: „Gelobt sei Der, der dich geschaffen!“

Die Mahlzeit wurde auf der Erde eingenommen; in der Mitte des weißen Tuches stand ein mit Perlmutter eingelegter Stuhl aus Sandelholz mit den verschiedenen Schüsseln: Lammfleisch mit allerlei Gemüse, Geflügel und Reis; danach Backwerk und Obst, Mandeln, Rosinen und Pistazien, Datteln von Medina und die heimischen Granatäpfel. Dann wurde Kaffee in kleinen Tassen gereicht.

Während des Essens wurde wenig gesprochen; wir saßen im Abendlicht auf dem Boden, und hie und da lächelte Hugh, erfreut über dieses wie über jedes neue Erlebnis. Als wir aufstanden, bewunderte er die Waffen.

„Ich sehe, du bist ein Dschigit“, sagte Jakub Temir Bey zu ihm, und das kaukasische Wort für Krieger bestätigte meine Vermutung. „Ich,“ fügte er hinzu, „war einer, ich bin es nicht mehr.“

Er ließ uns nicht, wie es im Orient üblich ist, nach der Mahlzeit fortgehen, sondern begab sich mit dem Jnder aufs Dach, um vor Sonnenuntergang seine Andacht zu verrichten, und bat uns zu warten. Als er zurückkam, führte er uns über eine schmale Treppe in ein höher gelegenes Gemach mit einem balkonartigen Erker, aus dem man durch drei reichgeschnitzte spitze Fensterbogen auf das Wasser hinabsah, das bereits kühl und dunkel zwischen Häusern und Gärten hinfloß, während oben noch das Abendlicht golden schimmerte.

Im Zimmer wurden die hängenden Lampen angezündet; ein Diener füllte und reichte uns die Pfeifen aus Jasminrohr mit gelben Bernsteinmundstücken; auf kleinen Tischchen stand kostbarer Wein und Naki für uns bereit. Der Sufi lächelte. „Wer zweifelt an Allah und seinem Propheten?“ sagte er, „Aber im Geseß sind viele Widersprüche. Wie sollte das Geschaffene nicht heilsam sein, da doch der Schöpfer der Herr des Heiles ist?“

Nach der Meinung unseres Wirts brauchten wir nicht zu fragen. Aber er stellte mir eine Frage, die er sich gleichfalls aus eigener Erfahrung hätte beantworten können: ob die Gläubigen

in meiner Heimat die Gebote ihrer Religion so strenge hielten? Und ich erwiderte:

„Es gibt viererlei Menschen in jedem Lande und Glauben: solche, die die Gebote halten und gut sind, zweitens solche, die weder die Gebote halten noch gut sind, ferner Menschen, die die Gebote nicht halten und dennoch gut sind, und endlich solche, die die Gebote halten und dennoch böse sind.“

„Mögen diese in Dschehennum brennen, wie du recht sprichst, Effendi!“ sagte Jakub Zemir Bey und trank. Er trank übrigens sehr mäßig.

Größere Überraschungen standen uns bevor.

Während wir über Politik und Reisen sprachen, hatten wir schon mehrmals hinter einem Vorhang, der offenbar in einen andern Raum führte, leichte Schritte, leise Reden und Lachen gehört; jetzt wurde der Vorhang zur Seite geschoben, und eine üppige, nicht mehr junge, aber nicht unschöne Frau trat ein. Sie war kaum verschleiert, und wenn das Stückchen weißen Tuchs, das ihr Kinn verbarg, sich verschob, zog sie es manchmal wieder zurecht und manchmal auch nicht.

Frau Aischa, so hieß sie, war eine erfahrene Frau, die klug und unbefangen mitredete und über die heiteren Geschichten, die ich erzählte, herzlich lachte. Sie sprach Arabisch und Italienisch. „Wir haben lange in Europa gelebt und sind beinahe Europäer geworden“, sagte sie. Daß ihr Blick unter den dichten schwarzen Brauen, die durch Köhl noch tiefer geschwärzt waren, hie und da, wenn auch nur vorsichtig, meinen jungen Freund streifte, konnte ich bemerken. „Ihr Herr“, wie sie ihren Gatten anredete, bemerkte es nicht oder kümmerte sich nicht darum. Sie hatte von unserer bevorstehenden Reise gehört: „Möge Allah euch Gedeihen geben!“ sagte sie.

Wir plauderten noch, als der Vorhang sich abermals verschob, und diesmal eine junge schlanke Frau eintrat, von wunderbaren Formen und Bewegungen, deren Züge der durchsichtige weiße Jaschmak, den sie trug, nur noch zarter und schöner erscheinen ließ.

Mir war, als ob der Hausherr die Stirn gerunzelt hätte, während Frau Aischa ihr ermutigend zulächelte. War sie die zweite Frau oder die Tochter dieses toleranten Mannes? Sie lachte nur, als sie sein sehr ernst gewordenes Gesicht sah, und

streichelte seine Hand, die den Becher hielt. Da lächelte er gleichfalls und bot ihn ihr, und sie trank mit dem Spruch: „Mögen deine Jahre wie seine Tropfen sein, Oheim!“ Dann setzte sie sich und nahm Zigaretten aus einem zierlichen hölzernen Büchsen, auf dem tiefblaue arabische Zeichen eingelegt waren, und rauchte eine nach der andern.

Jakub Zemir Bey erzählte uns eine Geschichte, die er in Stambul erlebt hatte; sie war nicht ohne Pointe, und er erzählte mit Wiß; Hugh lachte sein gewinnendes Lachen.

Die junge Frau sprach kein Wort, aber ihre Blicke unter dem Schleier sahen immer wieder auf Hugh und ruhten manchmal so gebannt und selbstvergessen auf ihm, daß es mir unbehaglich wurde.

Jakub Zemir Bey, der gelassen weiter rauchte, wendete sich plötzlich um und sprach mit harter Stimme ein paar Worte zu den Frauen, worauf diese aufstanden und das Zimmer verließen.

Das schien aber einen ganz andern Grund zu haben, denn während er bisher erzählt und geplaudert hatte, kam er jetzt sogleich auf die Geschäfte zurück. Er wollte noch einiges von mir wissen, und immer mehr erkannte ich, daß ich einen ungewöhnlich erfahrenen Geschäftsmann und überlegenen Kaufmann vor mir hatte, der in die Zukunft sah. Er kam wieder auf die Erzlager zu sprechen und auf die Bahnbauten, die nötig sein würden, um sie zu verwerten; ohne daß ich ihm viel gesagt hatte, wußte er, was unsere Ingenieure nach den Karten geplant und vorgeschlagen hatten.

Als wir aufbrachen und Mas'ud, unser Diener, mit der bunten Paraffinlaterne uns durch die düsteren und schmutzigen Straßen voranleuchtete, überdachte ich, was wir erlebt hatten. Sicherlich ließen Jakub Zemirs Frauen sich auf der Straße nur im weißen Isar und im Mendihl sehen, die sie völlig verhüllten, wie das selbst die Christinnen in Damaskus taten, und vor eingeborenen Männern hätten sie sich gewiß nicht gezeigt. Nach außen lebte er als Muselman.

Es war, als hätte der Professor den Weg erraten, den meine Gedanken gingen, denn er sagte unvermittelt: „Sitt Amineh ist Jakub Zemir Beys Nichte und wohnt, seitdem sie von ihrem Manne geschieden ist, bei ihm; und ich denke, er wird sie zu seiner zweiten Frau machen.“

„So?“ fragte ich, „und hat Sitt Afscha Freude daran?“

Der Professor zuckte die Achseln, dann öffnete er die Lippen über den weißen Zähnen zu seinem gewöhnlichen Lachen und zitierte die hindostanischen Verse:

„Unerwartet zieht zu sich heran

Die junge Frau den alten Mann . . .“

„Jakub Zemir Bey ist reich und mächtig“, fügte er hinzu.

Hugh schlenderte neben uns hin und trat, unvorsichtig gehend, auf einen der elenden Straßenhunde, die in der Mitte des Weges schiefen; ein jammervolles Geheul tönte aus dem Dunkel, in das bald alle die andern einstimmten, wirklich wie ein Chor unreiner Geister, die die Nacht erfüllten. Fluchend warf Mas'ud Steine nach ihnen. Aber Hugh legte sanft die Hand auf die seine: „Ich habe sie ja gestört“, sagte er.

Dara Kudabafsch verabschiedete sich von uns. Er bewohnte ein winziges Zimmer bei einem Apotheker im gleichen Quartier, und er behalf sich auf dem Wege, moderner als wir, mit einer elektrischen Taschenlampe.

Am andern Tage fragte ich Abu Mohammed, ob er einen Mann namens Jakub Zemir Bey kenne. „Allah schütze dich!“ antwortete er. „Willst du etwas von ihm? Er ist ein sehr reicher Mann, aber ein Kefas, ein Kefzer!“ und er spuckte aus.

Nun war mir an Jakub Zemirs Rechtgläubigkeit wenig gelegen; ich wollte wissen, woher er komme; aber das wußte auch der alte freundliche Abu Mohammed nicht.

Wir ruhten an diesem Tage, der besonders heiß war. Ich hatte Hugh gelehrt Keef zu machen: rauchend lagen wir während des langen Nachmittags in dem gedeckten Gange auf der Schattenseite des Hauses, bis die Abendsonne die Zitronen- und Aprikosenhäuser des Gartens erglügen ließ, und die Blätter der Silberpappeln sich wie rieselndes Wasser in einem leichten Winde zu bewegen begannen, der die Blumendüfte zu uns trug. Hugh hatte während der letzten Stunde, während ich halbliegend dagesessen, auf den Knien Briefe geschrieben; jetzt erhoben wir uns und stiegen zum flachen Dach hinauf. Wir sahen die weiße Stadt mit ihren Minarets im Feuerglanz der sinkenden Sonne liegen, vom Kranz ihrer Gärten umgeben, eine „Perle in Smaragd“.

„Ja, aber darunter ist Schmutz, Unterdrückung und Elend!“ sagte Hugh.

Ich war nicht gekommen, den Orient umzuwandeln. Ich sagte es, und Hugh erwiderte: „Die Welt ist traurig.“

Er war so selten in solcher Stimmung, daß ich ihn fragte, was mit ihm sei — da lächelte er und bewegte die Hand, als wies er etwas von sich. „Ich habe wieder viel zu fragen“, sagte er. Der Garten lag bereits im Schatten, wir stiegen hinunter und gingen plaudernd auf und ab. Im Gespräch kamen wir bis an die niedere Steinmauer, die den Garten vom Wasser trennte, als Hugh plötzlich mit einem leichten Sprung über die Mauer setzte, sich auf dem schmalen Streifen Schwemmland, der draußen lag, bückte und etwas aufhob.

Er kam auf die gleiche Weise zurück und reichte mir, was er gefunden hatte: es war, naß und beschmutzt, ein kleines hölzernes Kästchen; als er es mit breiten Blättern, die er abriß, gereinigt hatte, sahen wir einander an: es war das eigentümliche, zierlich eingelegte Kästchen mit den tiefblauen arabischen Buchstaben, aus dem die verschleierte Schöne in Jakub Zemirs Haus die Zigaretten genommen hatte.

„Botschaft von Amineh?“ fragte ich.

Hugh zuckte die Achseln. Es gab nur eine Erklärung: wir wohnten an dem gleichen Wasserlauf wie unser Wirt vom Abend vorher: irgendwie war das Kästchen ins Wasser gefallen und durch all die Windungen zwischen Häusern und Gärten von der Strömung hierher getragen worden! zwischen faulendem Holz und anderem Abfall hatte Hugh das glänzende braun und blaue Ding gesehen.

Ich hörte Schritte und schob das Kästchen in die Tasche. Mein Diener kam und sagte mir, daß ein Kawasse an der Türe des Hauses sei, der Jakub Zemir Bey's Besuch anmelde. Ich ging ihm sogleich entgegen; er kam höflich und würdevoll im langärmlichen Kumbas aus violetter Stoff, eine breite bunte Seidenschärpe mit goldenen Fransen um die Hüften, den Musselinturban um eine gestickte rote Kappe gewunden. Mit ihm kam, der Hiße wegen diesmal in weißen Musselinkleidern, der indische Professor und begrüßte uns lächelnd.

Ich führte meine Gäste in die offene mit Koransprüchen gezierte Halle, vor deren Bogenpfeilern der mit glatten Steinen

gepflasterte Hof lag, nötigte sie auf den erhöhten Sofasitz in der Mitte und ließ Kaffee und Pfeifen bringen. Jakub Temir Bey fragte nach unserem Befinden und hoffte, daß wir mit dem Hause zufrieden wären; dann wünschte er mir Gedeihen für meine Reise; anfangs in großer Ruhe, in kurzen Reden und Gegenreden, allmählich lebhafter werdend, malte er, mit seiner tiefen Männerstimme eindrucksvoll sprechend, sich und mir dieses Gedeihen aus. Ich brauchte all meine Selbstbeherrschung, um ihm ebenso gelassen zuzuhören und meine Überraschung zu bergen, die heute noch größer war als gestern. Dieser Mann im Seidenmantel und Turban, der mir gegenüber saß, hatte alle meine Pläne oder vielmehr die meiner Gesellschaft zu Ende gedacht, nicht anders, als ob ich ihn in alles eingeweiht hätte.

Er sagte mir auch, wer mir helfen, wer mir entgegen sein würde, daß Arif Bey, der Gouverneur des Sandschak, in französischem Einfluß stehe, er, Jakub Temir, jedoch die nötigen Beziehungen habe, um mir die Wege zu öffnen. Dafür zögerte er nicht, eine angemessene Beteiligung zu fordern; das heißt, er forderte sie nicht, er bot sie als einen Dienst an, den er mir erweisen würde; er sprach auch nicht geradeheraus von einer Beteiligung, aber die Meinung war nicht zweifelhaft, und er deutete an, daß wir am besten tun würden, einen Vertrag darüber zu schließen.

Ich meinte, daß wir noch lange nicht so weit wären.

Das wisse er, das sehe er, aber da er mir den Weg zur Durchführung meiner Pläne öffnen wolle, so könnte ich mich für den Fall verbinden, daß ich den Weg erfolgreich beschreiten sollte... „und da du unsre Stadt in kurzer Zeit zu verlassen gedenkst, Effendi...“

Ich staunte, daß er auch das wußte.

Er lächelte. „Du hast zu Kürdag Pascha davon gesprochen, und Zia Bey, Kürdag Paschas Adjutant, ist mein Freund.“

Das hieß, daß Zia Bey ihm Geld schuldete.

Die grauen Augen sahen mich erwartend an; aber er rauchte in Ruhe fort, wenn er auch sogleich wieder mit großem Ernst und Nachdruck sprach, um mich die Vorteile seines Angebots erkennen zu lassen. Und wieder fragte ich mich, welcher Rasse gehörte dieser schlaue und energische Asiate an, der die europäischen Methoden genau so gut kannte und anwendete wie die

Asiens? Und ich fragte mich auch, welche Rolle Dara Kudabafsch spielen mochte, dessen Gegenwart bei alledem mir nicht angenehm war. Ich konnte ihm nur insofern trauen, als ich wußte, daß er die Engländer, die ich gleichfalls zu scheuen hatte, haßte.

Ich blieb fest und sagte, daß ich meinen Auftraggebern berichten müßte; meine Vollmachten gingen nicht so weit; ich wäre zunächst nur gekommen, um Erkundigungen einzuziehen, und würde bald nach Damaskus zurückkehren.

Die leicht gerunzelten Brauen unseres Wirts verrieten eine gewisse Unzufriedenheit; aber auch das war kaum merklich, und er bat mich und meinen Freund für den nächsten Abend wieder zu Gast, zum Abschied, wie er sagte, da auch er eine Reise würde antreten müssen.

Ehe er ging und ich ihm zum Tor das Geleit gab, überreichte ich ihm das Kästchen und sagte ihm, daß wir es am Ufer gefunden und als seines Hauses Eigentum erkannt hätten.

„Wallah!“ sagte er erstaunt und dankte und ließ es an Wünschen und Segensprüchen nicht fehlen, die ich in gleicher Weise erwiderte.

Ich hatte beschlossen, an Dara Kudabafsch keine weitere Frage zu richten, obschon er es sicherlich erwartete, aber ich erkundigte mich in der Stadt. Ich erfuhr, daß Jakub Zemirs Vater ein Jude gewesen, der zum Islam übergetreten war und im Kaukasus eine Stelle bekleidet hatte; seine Mutter war in der That eine Cirkassierin. Er selbst war in Kairo bei der Tabakregie und sonst in Geschäften des Kediw tätig gewesen. Er sei reich und schlau, wurde mir gesagt, und nicht ohne Einfluß, als Partner bedenklich, als Gegner gefährlich.

Während ich mir auf unserem Generalkonsulat diese Auskunft geholt hatte, war Hugh der Gast des kaukasischen Fürsten gewesen, der ihm einen herrlichen Tscherkessenanzug und Schwert und Pistolen zum Geschenk gemacht hatte. Diesen Anzug legte er des Abends an, als wir uns nach Jakub Zemirs Haus begaben. Er hatte darunter zu leiden, denn die Hitze war noch immer groß, und die Tscherkesska schnürt wie ein Korsett. Aber es stand ihm prachtvoll, und er hatte eine kindliche Freude daran.

„Du bist ein Dschigit“, sagte Jakub Zemir Bey wieder, als er ihn bewundernd und vielleicht mit leisem Spott zugleich be-

trachtete. Der unvermeidliche Kudabaksch war bereits da und lächelte.

Wir hatten Abschiedsgeschenke mitgebracht, einen Browning, einen schönen Kompaß, und ich insbesondere ein französisches reich illustriertes Werk über Erze und deren Verwertung; ich wünschte es als Hinweis auf eine künftige gemeinsame Tätigkeit gedeutet, denn das war mir klar, daß meine Reise, wenn Jakub Temir Bey unbefriedigt blieb, auf ungeahnte Schwierigkeiten stoßen mußte. Die Frage war, in welchem Licht meine Auftraggeber die Sache sehen würden.

Die Abendmahlzeit hatte eine Spur von Feierlichkeit; Jakub Temir Bey reichte uns ehrend die besten Stücke; sonst verlief alles wie beim erstenmal; nur daß oben in dem Erkerzimmer diesmal Sektflaschen und Gläser auf den niederen eingelegten Tischen standen.

Der Hausherr stieß mit mir auf das Gelingen meiner Pläne an. „Auch die Frauen wollen euch noch sehen,“ sagte er, „ein kluger Mann läßt ihnen in Kleinigkeiten den Willen.“

Die Frau kam und brachte die schöne Nichte mit. „Wir sind doch Europäer“, sagte sie. „Warum soll Amineh sich langweilen, und nicht gleichfalls über den Erzähler der Scherze lachen?“

Damit war ich gemeint, aber Sitt Amineh lachte über den Erzähler der Scherze nicht, dem allerdings auch nicht zum scherzen zu Mute war. Sie sprach auch nicht, sondern sah vor sich hin und rauchte wie das letzte Mal. Als sie das hölzerne Etui mit den leuchtenden blauen Buchstaben hervorzog, sah sie Hugh einmal an, dann sah sie wieder zur Erde und saß regungslos, teilnahmslos da, rauchte und sprach kein Wort. Frau Nischa sah ein paarmal nach ihr, Jakub Temir Bey nie. Hugh in seinem flammenden fremdartigen langen Gewand bewegte sich wie ein junger Fürst.

Aber das Gespräch stockte heute unter den Hängelampen, obwohl wir uns bemühten, und wir brachen früh auf. Jakub Temir fragte Hugh, ob auch er nach Damaskus zurückkommen werde.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Hallgrave, „nicht so bald wie unser Freund, der Doktor. Ich muß nach meiner Heimat zurück.“

Der Hausherr fragte, wie er reisen werde.

„In fünf Tagen werde ich in Beyrut den Dampfer nehmen“, antwortete Hugh harmlos.

„Mögest du gute Fahrt haben und deine Mutter wiedersehen!“ sagte Jakub Zemir. Er sah nach den Waffen an der Wand, nahm einen kaukasischen Dolch herab und reichte ihn seinem jungen Gast zum Abschiedsgeschenk, der erfreut dankte.

Ich hatte mich umgewendet und mein Blick glitt an der Gruppe vorbei in das Zimmer zurück. Am Vorhang zum andern Gemach stand Amineh, der Schein einer Lampe fiel auf sie, sehnstüchtig trunken lag ihr Blick auf Hugh. . . , dann wurde ihr Gesicht aschfahl; sie sank gleichsam zusammen, und war im nächsten Augenblick hinter dem Vorhang verschwunden.

Der schwere rötliche Teppich, der sich eben noch bewegt hatte, hing wieder still, als ich mich abwendete und den Blicken Sitt Aischas begegnete, die den Vorgang offenbar gleichfalls beobachtet hatte.

Ich atmete auf, als wir aus Jakub Zemir Bey's Haus in die düsteren nächtlichen Straßen traten. Die Verbindung paßte mir in keiner Weise. Hugh sprach kein Wort. Schweigend gingen wir nach unserer Wohnung, Mas'ud mit der Laterne voran. Der Professor war diesmal noch bei seinem Freunde geblieben.

Am andern Tage, wir saßen eben bei Tische, als Hugh, der wieder seinen gewöhnlichen Anzug trug, in die Tasche griff und ein zerknittertes Papier hervorzog. Er schien sich an etwas zu erinnern. „Ja, Doktor,“ sagte er, „das wollte ich Sie fragen. Gestern Nachmittag saß ich in einem der arabischen Kaffees in der Beyrutstraße, als ein Frauenzimmer zweimal an mir vorbeistreifte, und wie mir vorkam, nicht ohne Absicht. Später fand ich diesen Zettel in meiner Tasche. Aber ich vergaß es wieder. Was bedeutet das?“

Er reichte mir das Papier, auf dem arabische Worte geschrieben standen. Ich las:

„Schlank ist dein Wuchs, dein schönes Gesicht verbreitet Licht in der Welt; gepriesen sei Der, der dich geschaffen! Mit meinem Kästchen hast du mein Herz gefischt. Weißt du keinen Trost für die, die vor Sehnsucht vergeht? Komm und frage nicht nach den Reden der Mißgünstigen!“

Der Brief war deutlich genug. Völlig ahnungslos war Hugh gestern nach Jakub Zemirs Haus gegangen, und ich fragte mich einen Augenblick, ob ich ihn aufklären sollte. Gut, daß wir abreisen, dachte ich. „Ein Liebesbrief einer Schönen in Damaskus, deren Herz Sie gewonnen haben, Hugh!“ sagte ich dann laut.

Er lächelte und wünschte, daß ich ihm den Brief Wort für Wort übersehte.

„Es ist die Eigentümerin des Kästchens“, fügte ich nun hinzu und beobachtete ihn. Er sah wohl einen Augenblick überrascht auf, aber sein Interesse an dem Brieflein schien ein rein sprachliches. Als ich fertig war, zuckte er die Achseln und lächelte wieder. „Arme, kleine Dame!“ sagte er. Für Sitt Aminéh war keine Hoffnung. Wir scherzten über die Sache und gingen wieder an unser Tagewerk. Ich traf die Vorbereitungen zu unserer Abreise. Als ich den Fluß entlang kam, an den mächtigen Nußbäumen vorüber, um die sich der junge Wein rankte, sah ich vor mir den Professor auf einem Esel halten, offenbar unfreiwillig, denn der Treiber schlug mit vielen Ermahnungen und heftigen Reden auf das Tier los. Diesmal lächelte der Jnder nicht; böse und unflätige Worte ohne Zahl kamen aus seinem Munde.

Er beruhigte sich sogleich, als er mich sah. „Jakub Zemir Bey verreist heute,“ sagte er, „aber er ist nicht erfreut, und es ist Verdruß in seinem Hause.“

Ich bedauerte, es zu hören, und sprach von anderem. Sein Esel hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, und wir zogen eine Strecke den gleichen Weg.

Der Tag war schwül und drückend; unfruchtbare, heiße Winde kamen wie Glutströme über die Wüste geweht, wo sie die dünnen gelben Sandwirbel auftreiben, die die Beduinen für Wüstenteufel halten. Ich beneidete keinen, der heute unterwegs war. Die Hitze wurde zuletzt so unerträglich, daß ich mich ins Haus zurückzog. Hugh saß, nur mit einer Flanellhose und einem seidenen Hemde bekleidet, matt und schweißtriefend an die Wand gelehnt; er hatte die Augen geschlossen und redete fast nichts, er seufzte nur.

Gegen Abend wetterleuchtete es ein wenig, aber die Schwüle ließ kaum nach. In der Nacht gingen einige Wolkenstreifen

nieder mit großen Tropfen, die auf den heißen Steinen sogleich wieder verdunsteten. Wir schliefen auf dem Dach, das heißt, wir lagen oben, wir schliefen nicht. Bei den zuckenden Blicken sahen wir die Stadt mit ihren Minarets und die fernen Bergwände grell vor uns, oder, wenn wir an die Brustwehr traten, den Fluß unten zwischen Häusern und Gärten traumhaft beleuchtet.

Wir standen sehr früh wieder auf, um in der Morgenkühle zu packen. Dann nahmen wir ein leichtes Frühstück und gingen in den Garten. Das Wasser des Flusses schlug wie mit leisem schluchzenden Ton ans Ufer, und die Häuser und Bäume, die wir in der Nacht in der Traumbeleuchtung der Blicke gesehen hatten, lagen jetzt still in der Morgenluft.

Ein großer dunkler Vogel krächzte über uns und flog über die Mauer am Flußufer; irgendwo in der Nähe heulte ein Hund.

Wir waren jetzt selber bei der niederen Mauer angekommen; da sah ich Hughes Gesicht sich verfärben; er legte die Hand auf meinen Arm und drehte mich schweigend herum und wies auf den Streifen Schwemmlands hinaus. Die Mauer, über die er bequem hinwegsah, reichte mir bis zur Schulter; ich mußte ganz nahe herantreten, um hinüberschauen zu können. Ein Frauenkopf lag am Ufer; die flutenden Kleider wurden vom Wasser gehoben; der Körper lag unter Wasser, nur eine Hand war zu sehen. Das Gesicht unverschleiert, die Augen erloschen, von der Strömung hergetrieben, lag Jakub Temirs Nichte in dem seichten Wasser vor uns.

Er hatte die Lebende verschmäht, und sie war als Tote zu ihm gekommen. Übernächtigt wie wir waren, glaubten wir noch im Traum zu sein.

Wir wußten nicht, was wir tun sollten, und überlegten noch, als Mas'ud den indischen Professor meldete.

„Sitt Aminah ist seit gestern Abend verschwunden“, sagte er.

„Ja, und wir wissen, wo sie ist“, gab ich zur Antwort.

Er starrte uns an. Wir führten ihn zur Stelle, und er sah, was wir gesehen hatten.

Dann wendete er sich wieder zu uns, und in dem bräunlichen Gesicht war ein tiefer Ernst. Wir sahen, wie seine Züge sich veränderten, wie ein Nachdenken, ein Erstaunen, und ein plötz-

liches Begreifen sich in ihnen malte: „Sitt Aischa hat erreicht, was sie gewollt hat“, sagte er.

Und da wir ihn fragend ansahen, sagte er noch, auf Hughweisend: „Sie hat ihr den schönen Lockvogel da gezeigt; sie wußte, was daraus folgen würde! Sie wollte keine zweite Frau im Hause! O, die Wege und Listen der Weiber!“ und die dicken Lippen öffneten sich wieder über den weißen Zähnen zu dem gewohnten öligen Lächeln.

Wir blickten zu Boden. Dann gingen wir zu Abu Mohammed hinüber, um Leute zu holen.

Hugh war aufs tiefste betroffen und trüb gestimmt; es war das zweite Mal in seinem Leben, daß ihm dies begegnete. Fünf Tage später trennten wir uns in Beyrut. Seitdem sind vier Jahre vergangen, und ich hatte ihn bis heute abend nicht wieder gesehen.

Aus meinen Geschäften mit Jakub Temir ist nichts geworden; und ich habe die Reise nach Damaskus zu Verlust gebucht.“

Und der Doktor lehnte den breiten Kopf und Rücken an die Wand zurück, blies den Rauch der Zigarre in die Luft und sah ihm nach.

Die Heiligen

Als Tito Zanetti, der Schneider, wegen seiner schwächlichen Figur Titino genannt, die kleine Erminia Piratelli zur Frau bekam, war er vollkommen glücklich. Er hatte lange geworben; Erminia, die zart und schlank war, mit brauner Haut und schönem schwarzem Haar und einem winzigen Flämmchen auf der Oberlippe, hatte, obwohl sie Tito von Kindheit an gut war, durchaus ins Kloster gehen und Nonne werden wollen, und es hatte unendlichen Zuredens von ihren und von Titinos Eltern bedurft, bis sie, bedrückt und unter Tränen, ihr Jawort gegeben hatte.

Bei der Hochzeit war Titino maßlos vergnügt und trank vielleicht etwas mehr von dem dunkelroten Wein, als für ihn gut war. Da er vor den Gästen seiner Braut einen Kuß geben wollte, wick sie zurück und bog aus. „Jetzt ist's erlaubt! jetzt darfst du's!“ versicherte Titino eifrig. „Er hat recht!“ sagten lachend die Gevatterinnen. Aber Erminia saß blutrot da und starrte ihn ängstlich und etwas böse an. Titino legte den Arm um sie und wollte sie an sich ziehen; sie sträubte sich heftig und begann zu weinen. Da erschrak Titino: „Beruhige dich, meine Teure!“ sagte er und ließ sie los, und sie strich sich Haar und Spitzenhemd zurecht.

Die Männer lachten und stießen einander an: „Oh, was für eine Heilige!“

„Armer Titino!“ sagte Cesare Sora, der Fleischer, und er flüsterte ein paar Worte in seines Nachbars Ohr. Titino wurde bleich. Dann ward er um so ausgelassener, trank noch mehr, sang und stritt wegen gleichgültiger Dinge und konnte zuletzt nur mit Mühe beruhigt werden.

Aber nach der Hochzeit war Titino nicht glücklich. Daß er still war, blaß und fahrig, das merkten alle, während Erminia gesenkten Kopfes ging und niemanden ansah. Ein Geflüster begann in der Nachbarschaft und zuletzt ein heimliches Gelächter,

von dem niemand sagen konnte, wo es seinen Anfang genommen; vielleicht hatte die Erminia vor der Beichte ihre verheiratete Schwester oder eine Freundin zu Räte gezogen.

Die beiden Mütter redeten umsonst. Auch der Pfarrer sprach vergeblich. Und dann glitt es von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; selbst die Frauen erzählten sich, auch Titino hatte bis dahin wie ein Heiliger gelebt.

„Darum!“ sagten die Gevatterinnen.

Im Dorf sparte man nicht an Wägen. „Ihr wollt also beide Heilige werden?“ sagte Cesare Sora, der Fleischer, zu Titino.

„Wenn ich heirate, sollte die Meine einmal solch eine Mode einführen!“ bemerkte Tommaso, der Gesell des Fleischers.

Und der Schneider, der sonst auf alles eine Antwort gewußt, wagte keine. Er, der immer sauber und seiner Kunst gemäß gekleidet war, ging mit zerissenem Hemd, und an seiner Jacke fehlten die Knöpfe. Wenn er etwas zu besorgen hatte, tat er es heimlich so früh und so spät abends, als er konnte, um den Leuten nicht zu begegnen. Auch Erminia ging nur wenig aus und sprach nicht. Am häufigsten ging sie nach dem Kloster, in das sie für immer hatte gehen wollen.

Es war voller Sommer geworden. Die Hitze lag schwer und drückend auf Hügeln und Feldern; die Vögel schwiegen; nur die Zikaden zirpten im Laub.

Oben auf einem schmalen Hügelweg ging Titino ums Dorf. Im Schatten eines breiten Ulbaumes setzte er sich um auszu-ruhen auf die niedere Steinmauer, hinter der die roten Mohn-blumen aus dem gelben Korn flammten. Vor ihm stiegen Gärten, Häuser und Weinberge in Terrassen zur Straße hinab. Weit drüben lag sein kleines Haus mit drei steinernen Bogen im Vorbau. Er seufzte.

Jenseits des kleinen Mauerrandes auf der andern Seite des Weges stand eine dichte Hecke; dahinter war ein vernach-lässigtter Garten. Unter den Mandelbäumen lag ein junges Weib im Gras. Sie sah ihn sehr genau, während er sie nicht sehen konnte. Nachdem er eine Weile traurig dageessen, stand er wieder auf, um weiterzugehen.

Die im Grase liegende Frau rief: „Titino!“

Er fuhr ein wenig zusammen, sah sich überrascht um und bemerkte niemanden. Die junge Frau lachte; dann erhob sie sich und bog die Zweige auseinander. „Guten Tag, Titino!“ sagte sie.

Nun erkannte er sie; es war Lucia Cogni, die Frau des Oreste Mazzarelli, der irgendwo in Südfrankreich auf Maurerarbeit war.

Sie begann ein Gespräch mit ihm. „Ist es wahr, daß deine Frau eine Heilige ist und in deinem Hause die Mode des Himmels einführen will?“ fragte sie und lachte. Da er böse wurde und gehen wollte, hielt sie ihn an der Jacke fest. Mit einem ganz eigentümlichen Blick sah sie ihn an. „Es wäre besser für dich, wenn du eine andere Frau hättest!“

„Aber ich mag nun einmal die Erminia!“

„Es müßte anders sein!“

„Wie könnte es anders sein?“

Sie hielt den Kopf geneigt im Laub zwischen den Zweigen; ihre Wangen waren weich, ihre Haare üppig und rotblond, die Lippen groß und schwellend.

Sie standen voreinander da. Eine Eidechse huschte über den Weg.

„Ich muß gehen“, sagte er befangen.

„Oh Titino, du bist dumm! . . . aber ich habe Mitleid mit dir. Komm, ich will dir einen Rat geben. Ganz nahe . . . ich sage ihn dir ins Ohr.“

Und da er sich zu ihr herabbeugte, um den Rat zu hören, umschlang sie ihn mit den Armen, zog ihn an sich und küßte ihn auf den Mund. Und so weich waren ihre Arme und ihre Lippen sogen so fest und süß an den seinen, daß er nicht anders konnte, als sie immer wieder küssen und sich küssen lassen.

„Komm!“ sagte sie endlich mit leisem Lachen, „ich muß dir noch besseren Rat geben. Du weißt gar nicht, wie hübsch du bist, Titino!“

Ihre grauen Augen hielten die seinen fest und ihre Stimme veränderte sich. Halb ohne zu wissen, was er tat, stieg er über die niederen Steine und durch die Büsche und folgte ihr durch das weiche Gras zwischen den Mandelbäumen und Jasminstauden.

Lucia Mazzarelli wohnte ganz allein.

Die schwere Hitze lag über den Hügeln und Weinbergen. Das Dorf schlief. Cesare Sora und sein Gesell Tommaso schnarchten auf der weißen Marmorbank im Laden, während die Fliegen um das Fleisch summten. Die Schnitter auf den fernen Feldern hatten den Schatten am Fuß der Felsen aufgesucht. Die weißen Häuser und die Büsche lagen wie im Schlaf. Die Luft zitterte vor Wärme, der Himmel war ein starres Blau, in der Ferne schwebten hohe weißleuchtende Wolken.

An Titinos Jacke fehlte kein Knopf mehr, er trug sich sauber; seine Wangen röteten sich, und wenn die andern ihn neckten, lachte er. Oder er sagte: „Laßt meine Frau in Ruhe und mein Haus! Ihr versteht es doch nicht!“ Und er machte eine fromme und bedeutsame Miene.

Mit seiner Frau lebte er im besten Einvernehmen.

Sonntags ging er still neben ihr. Einmal, nach dem Gottesdienst, rief Don Colarosa, der Pfarrer, ihn heran und sprach mit ihm. Der Pfarrer war ein großer breiter Mann, und Titino stand vor ihm wie ein Schulknabe. Aber seine Augen sahen fromm zu ihm empor: „Ich habe mich in alles gefügt, Hochwürden,“ sagte er, „man kann eine Person nicht zwingen . . . Sie wissen wohl . . . das Gewissen . . . eine heikle Sache . . .“ „Hm!“ machte der Pfarrer und sah ihn an.

Titino ging davon wie ein Knabe, den der Lehrer entlassen hat. Manchmal wenn Erminia Früchte nach dem Kloster brachte, begleitete er sie eine Strecke und sprach freundlich mit ihr. Am Eingang des Klostergartens blieb er stehen und sah, wie sie auf den Kieswegen zwischen Rosen und Orangenbäumen auf das Gebäude zuschritt und einzelne Nonnen, die im Garten waren, fromm begrüßte, bis sie im Säulengang verschwand. Mancherlei dachte Titino, während er ihr nachsah, und auf dem Rückweg, aber seine Gedanken waren nicht klar.

Im Dorf hatte man sich an das stille Verhalten der beiden gewöhnt, und ließ die „Heiligen“ in Ruhe.

Gelegentlich sah man Titino am heißen Mittag einen fertigen Anzug oder einen Stoff überm Arm, auf dem obern Hügelweg gehen. Daß er in dunkeln Nächten, und auch, wenn sie mondhell waren, in den Schatten der Häuser und Garten-

mauern geduckt, sich nach dem kleinen Haus oben unter den Mandelbäumen und Jasminstauden schlich, sah niemand.

Eines Abends ging er auf der andern Seite des Tals am Rande des Eichenwalds, der sich über den Hügelrücken zog und sich dann in eine tiefe steinige Schlucht senkte.

Unter den Bäumen hörte er weibliche Stimmen singen und rufen.

Als er näher kam, sah er zwei Mädchen, die eine Last dürrer Zweige zurecht machten. Es waren die Abela und Sandra Tosin, die mit den Piratelli verwandt waren, feste Mädchen. „Wir rufen nur unserem Bruder, der uns helfen soll“, sagten sie lachend.

Aber kein Bruder kam, und so half er ihnen, die Zweige bündeln, und trug einen Teil, bis der Weg zum Dorf abwärts führte. Ihre braunen Gesichter lachten unter den weißen Kopftüchern, die, oben durch eine Platte zum Tragen gesteift, zu beiden Seiten des Kopfes in rechten Winkeln auf die Schultern fielen.

Als sie nach ihrem Hause gingen und er umkehrte, verlangte er Lohn, und da sie lachend den Kopf schüttelten, hatte er im Augenblick erst die eine, dann die andre geküßt.

„Oh, Titino!“ sagten sie erstaunt.

Die kleine Erminia hatte einen gesunden Kinderschlaf. Sie legte sich abends hin und wachte des Morgens auf. Aber einmal erwachte sie mitten in der Nacht mit einem leichten Schreck. Sie war sicher, daß sie die Türe gehen gehört hatte. Sie sprang auf und warf einen Rock über. Titino hatte ihr das große Bett überlassen und schlief in der Kammer. Die Kammer war leer.

„Titino!“ rief sie ängstlich. Aber sie war allein im Haus. Es war eine windige Nacht; durchs Fenster sah sie die Wolken am Mond vorüberjagen. Sie zündete ein Licht an und setzte sich an den Tisch, um auf Titino zu warten. Am Tisch schlief sie ein. Als sie erwachte, war das Licht niedergebrannt; die Glieder schmerzten sie, und sie ging wieder zu Bett.

Am Morgen fragte sie ihn, wo er gewesen.

„Was soll ich zu Hause?“ antwortete er, „und was kümmerts dich?“; freundlicher werdend fügte er hinzu: „Geh nur, meine Kleine, und bring uns das Frühstück!“

Sie brachte Wein, Brot und Wurst; da lag er schlafend auf dem Bett, und sie betrachtete ihn. Spät erwachte er, wusch sich und kämmte sich die Haare.

„Titino,“ fragte sie schüchtern im Lauf des Tages, „du bist jetzt zufrieden mit mir?“

„Es ist mir alles recht, meine Leure! was nicht sein kann, kann nicht sein.“ Er schnitt den Faden durch, mit dem er nähte, und legte die Schere auf den Tisch. „Bete nur fleißig, meine Erminia, und Sorge nicht um mich.“

Alles im Hause war sauber und gut gehalten, wie an Erminia selber alles sauber saß. Immer arbeitete sie, wenn sie nicht zur Andacht ging.

Er stand auf und trat ins Freie. Auch im Garten standen die Gemüsebeete und die roten Nelken in zierlicher Ordnung. An den Steinbogen rankte sich der Wein empor.

In der Türe stand Erminia und sah nach ihm, er lächelte, sagte „Auf Wiedersehen!“ und ging pfeifend den Steinweg hinab.

Eine Weile später kam Erminias Mutter, eine schöne verwitwete alte Frau im schwarzen Kopftuch. Sie fand Erminia weinend.

„Was hast du?“ fragte sie, „wo ist Titino?“

„Er ist ausgegangen.“ Mehr wollte sie nicht sagen.

„Es ist nicht recht, meine Tochter,“ sagte die Mutter seufzend, „es ist nicht recht.“

Und dann weinten beide, Mutter und Tochter, auf der Bank unter den Steinbogen.

Die Frauen der Nachbarschaft standen oder knieten in dem weiten Flußbett, in dem ein schmaler Wasserstreifen zwischen Geröll und Sand lief, und wuschen. Das schwarzgrüne Wasser, auf dem weißer Seifenschaum schwamm, funkelte in der Abendsonne; die nasse Wäsche, rot, schwarz und bunt, tauchte unter ihren Händen aus dem Wasser oder lag ausgewunden in den Körben. Über die steinerne Brücke weiter unten fuhr ein hoher zweirädriger, mit zwei weißen Ochsen bespannter Karren; der Kutscher ging nebenher und sang ein eintöniges Lied.

Die kleine Erminia war mit ihrer Wäsche fertig; sie zog Schuhe und Strümpfe an und richtete ihr Kopftuch. Da fühlte sie einen Blick auf sich gerichtet und sah auf.

Nicht weit von ihr stand Lucia Mazzarelli, die Frau des Maurers, den einen Arm in die Hüfte gestemmt; ihr fester Fuß stand im Wasser, sie hatte ihre Jacke geöffnet und zurückgeschlagen, das Hemd war ihr auf der einen Seite ein wenig von der üppigen Schulter geglitten; die grauen Augen sahen forschend auf Erminia.

„Was hast du zu schauen?“ fragte Erminia.

„Nichts“ sagte die andere.

„Lucia,“ rief eine der Knienden aufblickend, „mein Mann hat mir aus Frankreich geschrieben. Hat Dreffe dir auch geschrieben?“

„Dreffe schreibt nicht,“ sagte Lucia, „er kann nicht schreiben,“ und langsam senkte sie das ausgewundene Wäschestück in ihrer Hand in den Korb.

„Im November kommen sie zurück“, fuhr die Knieende fort, und da ihr Blick auf Erminia fiel, die sich zum Gehen anschickte. „Die Erminia hats gut; hat ihren Mann zu Haus, der muß das Brot nicht im Ausland suchen!“

„Ja, die Erminia hats gut!“ sagte die Lucia.

„Was hast du an mir zu schauen?“ fragte die kleine Frau des Schneiders gereizt.

„Nichts. Darf man eine Frau nicht anschauen, der's gut geht?“ Mit einem höhnischen Lachen wendete sie sich wieder ihrer Wäsche zu.

Die Frauen wurden stille. Erminia griff schweigend nach ihrem Korbe, hob ihn auf den Kopf und ging.

„Sie trägt Schuhe und Strümpfe auch am Werktag!“ sagte eine der Knienden, ihr nachsehend.

„Dafür ist sie auch eine Heilige!“ Ein Gelächter entstand. Erminia hörte es noch; sie hatte Lust den Korb zu Boden zu werfen, und in ihre Augen traten Tränen.

„Arme kleine Heilige!“ sagte die Cesarina Tosin, eine große stämmige Frau mit mächtigen Armen und Waden; sie sagte es lächelnd, wand einen großen schwarzen Kattunrock aus und warf ihn beiseite.

Die sinkende Sonne funkelte durch die Sträucher am Ufer gegenüber; der Fluß lag im Schatten. Die meisten waren mit ihrer Wäsche fertig; schwachend machten sie ihre Kleider und Kopfstücher zurecht und nahmen ihre Körbe auf.

„So hast du gar nichts von Dreste gehört?“ fragte die Frau, die vorher von ihrem Manne erzählt hatte.

Lucia Mazzarelli antwortete nicht.

Auf der rauhen Steinwand eines Hauses am Ausgang des Dorfes stand mit schwarzer Farbe „Wein, Getränke“ geschrieben, und ein grelles Plakat verhieß Vermuth aus Turin. Vor der engen Türe stand ein beladenes Maultier; es trug an jeder Seite einen geflochtenen Korb, aus dem eine gewaltige mit Stroh umwickelte Weinflasche sah. Auf dem Platz neben dem Hause stand Cesare Sora, der härtige Fleischer, mit dem Gemeindefschreiber Vittorio Emanuele Bontempi und dem Kaufmann Amadio, alle drei hemdärmelig, und spielten Boccia. Auf einer Steinbank hatten sie eine Flasche Wein und Gläser stehen.

Litino kam vorüber, eine schwarze Uniformhose über dem Arm; sie hielten ihn an, mitzutun; er war einer der geschicktesten, „mit der Kugel wie mit der Nadel“, sagte Bontempi. Er legte die Hose auf die Bank und spielte mit.

Don Colarosa, der Pfarrer kam vorüber, blieb stehen und besprach die Würfe mit ihnen.

Die Frauen mit ihren Waschkörben auf den Köpfen kamen vorüber und erwiderten lachend die Scherzworte und Fragen, die ihnen zugerufen wurden.

Sie waren eben mit einem Spiel zu Ende, als der Maultiertreiber, ein kurzer stämmiger Mann mit tiefbraunem Gesicht, schwarzem Haar und rundem schwarzen Bart, aus der Türe trat und sein Tier losband, das den grauen, mit roten Tuchquasten an der Stirn und einem breiten Messingring über den Nüstern geschmückten Kopf schüttelte. Andere Gäste folgten ihm; alle redeten lebhaft durcheinander. Bontempi trat hinzu.

„Habt ihr gehört?“ rief er aufgeregte zu den Spielenden hinüber.

„Was ist?“ antwortete der Fleischer, der auf der Bank saß und sich aus der Flasche Wein ins Glas goß, während Amadio

am Boden kauerte und mit seinem Stock die Entfernung zwischen zwei Kugeln maß. Titino, eine Kugel in der Hand, sah zu.

„Habt ihr gehört? In Canobbio ist eine Frau getötet worden!“

Im Augenblick standen alle drei an der Straße. „Die des Tito Cucco“, sagte der Maultiertreiber ruhig. „Er war in Südamerika, schon seit zwei Jahren, und die Pierina, seine Frau, fing mit einem andern an. Übers Meer laufen die bösen Gerüchte und kommen bis zu ihm. Er nimmt das Geld aus der Bank, denn er verdiente gut, sagen sie, fährt herüber und landet in Genua und kommt gestern Nacht heim, und heute morgen finden sie die Haustüre offen und eine Blutlache im Zimmer, und die Frau tot im Bett, den Hals durchschnitten und ein Messer im Herzen!“

„Oh Schauder! oh was für ein Sünder!“ rief der Pfarrer.

„Er hat seine Ehre gerächt“, sagte Cesare Sora.

„Er hat die Ehre gerächt“, wiederholte Bontempi.

„Es ist die Strafe Gottes . . . aber sie wird auch ihn treffen . . . oh welch ein Sünder!“

„Hochwürdiger Herr, Sie haben Recht“, sagte Amadio, „aber was wollen Sie? er hatte auch Recht! holla, Titino, was ist denn?“

Die Boccia-Kugel aus Titinos Hand war dem andern auf den Fuß gefallen. Totenbleich stand Titino da und zitterte.

„Er kann nicht von Blut reden hören . . .“

„Das könnte ich bei meinem Gewerbe brauchen!“ sagte Cesare Sora.

„Haben sie ihn verhaftet?“ fragte der Schreiber.

„Er ist versteckt.“

Sie berieten lebhaft, ob er entkommen oder ob er sich stellen werde.

„Gott erbarme sich seiner“, sagte der Pfarrer, „welch eine Welt, Kinder! welche Strafen Gottes!“

„In unserem Dorf“, sagte der Maultiertreiber, „sind wir alle Ehrenmänner. Meine Sache ist es nicht. Mit dem Schwaben verdient man kein Geld!“

Mit einem Ruf trieb er sein Tier an, und beide verschwanden im Staub der Straße zwischen Büschen und Häusern.

Titino saß auf der Steinbank und Bontempi reichte ihm ein Glas mit Wein, das er austrank. Dann stand er auf, nahm die Hose über den Arm und ging.

In einiger Entfernung vor sich sah er die dunkle große Gestalt des Pfarrers in der Dämmerung ausschreiten. Er suchte ihn nicht einzuholen. Zu Hause fand er die Erminia, die ihn still erwartete. Sein Abendbrot stand auf dem Tisch. Sie setzte sich mit ihrer Näharbeit zu ihm, aß aber nicht mit, denn es war der Tag, an dem sie, der Madonna zu Liebe, fastete. Auch Titino hatte keinen Hunger und rührte die Speise kaum an.

„Was hast du, Titino?“ begann sie schüchtern.

Aber er sah sie nur böse an und ging, ohne zu antworten, aus der Stube. „Sie hat mich in all das gebracht!“ sagte er zu sich selber.

Das Haus der Cesarina Tosin stand auf dem Wege, der nach dem Kloster und von dort in einer guten halben Stunde nach San Calisto führte. Die Tosin war eine tüchtige Frau; sie wurde mit ihrem Manne, ihren sechs Kindern und ihrer Arbeit fertig. Vor ihrem Hause war ein steinerner Brunnen im Schatten einer mächtigen Kastanie, und wenn sie am Brunnen beschäftigt war, blieben die Vorüberkommenden stehen, um mit ihr zu plaudern.

An einem dieser Tage sah sie die Nina Piratelli vorüberkommen, Erminias verheiratete Schwester, die Frau Tonio Pezzullis, des Gärtners, die in San Calisto wohnte. Der Tag war heiß, und die Nina trat gerne zu ihr in den Schatten und an die Kühle des plätschernden Wassers. Sie kam, Mutter und Schwester zu besuchen. Die Cesarina wischte die nasse Hand und den Arm ab, um sie zu begrüßen. Nachdem sie sich gegenseitig nach ihren Familien erkundigt und über den Mord in Canobbio gesprochen hatten, kamen sie auf Erminia zu reden.

„Immer das Gleiche, Tante Cesarina!“ sagte die Pezzulli, „Armer Titino!“

Aber die Cesarina hatte darüber ihre eignen Gedanken. Vor etwa einer Woche hatte sie den Titino beobachtet, der sich auf dem Wege allein glaubte: er hatte vor sich hingetrallert und dabei ein vergnügt heimliches Gesicht gemacht, und plötzlich hatte

er laut vor sich hingelacht. Daraus hatte sie ihre Schlüsse gezogen.

„Wer weiß? wer weiß?“ sagte sie jetzt, „ich will der Kleinen wohl; und wenn sie einmal ein Kind zur Taufe tragen, will ich gern die Patin sein.“

Nina schüttelte den Kopf. „Die Erminia ist schrecklich eigensinnig,“ sagte sie „wie ein Maultier!“

„Nun, sie hat ihn doch genommen!“ meinte die Cesarina.

Die Cesarina hatte ihre Beobachtung gemacht, ehe die Nachricht aus Canobbio gekommen war. In diesen Tagen sah Titino anders aus. Und weder in jener Nacht, noch in den folgenden brachte er den Mut auf, zur Frau des Mazzarelli zu gehen. Dann aber kam eine wundervolle laue Septembernacht, und trotz seiner Angst schlich er den Hügelweg hinauf.

„In sechs Wochen kommt Dreste“, sagte die Lucia.

Titino fuhr empor. „Das sagst du mir so?“

„Warum sollte ich dir's nicht sagen? du weißt es doch!“

„Und dann?“ flüsterte er.

„Dreste ist eifersüchtig. Du wirst selten kommen können.“

Lange sprach Titino kein Wort. Lucia gähnte. Plötzlich fuhr Titino zitternd empor. Draußen tönte ein Schritt.

„Still!“ sagte leise die Frau. Beide lauschten. Titino fühlte, wie ihm ein kalter Schweiß auf der Stirne ausbrach.

Wieder tönten Schritte. Jemand ging dem Hause entlang.

Als Titino sich wieder rühren konnte, griff er nach seinen Kleidern und stand reglos an der Kammertüre. Die Lucia aber war ans Fenster gegangen und fragte „Wer ist da?“

Es kam keine Antwort. Jemand ging draußen langsam auf und ab. Auf einmal begann Lucia zu lachen. „Der Esel ist es!“ sagte sie halblaut, „Ich habe den Stall zu schließen vergessen.“

Sie stieß den Laden auf. Der Mond schien hell. Draußen stand der Esel und graste.

Sie drehte sich lachend um; das Mondlicht fiel voll ins Zimmer und sie sah den tothbleichen Titino an der Kammertüre.

„Du hast eine schöne Furcht gehabt, Feigling“ sagte sie.

Titino schlug ein Kreuz und murmelte ein paar Worte.
„Vergiß du deinen Esel nicht nochmals, Lucia,“ sagte er dann,
„den andern Esel, der ich bin, siehst du nicht wieder hier!“

„Gehst du zu deiner Heiligen, Titino?“ fragte sie höhnend.

„Lasse du meine Frau! spricht nicht von ihr!“

„Danke, Titino! . . . geh jetzt, ich will schlafen!“

„Ich gehe.“

Plötzlich faßte sie ihn mit den Armen und küßte ihn auf den Mund. „Oh Titino, du bist dumm!“ sagte sie wie beim ersten Mal.

Im Garten graste der Esel im Mondschein unter den Mandelbäumen und spitzte die Ohren, als er Titino vorüber-schleichen hörte.

In den Nächten bisher war er glücklich und in sichrem Gefühl durch das schlummernde Dorf heimgegangen. Heute ging er in Todesangst. Er hatte nur den einen Gedanken, daß alles un-geschehen, alles ein Traum, und er aus aller Gefahr sein möchte. Immer wieder glaubte er Schritte zu hören und duckte sich in die Büsche, ehe er weiter ging. Der Mond stand tief, die Straße war im Dunkeln. Ein Hund bellte. Eine Kaze lief über seinen Weg. Und als er zum Fluß hinabkam, sah er wirklich einen großen Schatten sich bewegen. Es schien ein Mensch mit einem breiten Hut, genau wie der Pfarrer damals auf dem Heim-gang, nur daß er jetzt auf ihn zukam. Wenn der Pfarrer ihm nachgespürt . . . ihn jetzt ertappte . . . Die Schatten waren zwei geworden.

Sie mußten ihn bemerkt haben. Sinnlos rannte Titino zurück. Einer kam klirrend hinter ihm her, erreichte ihn und faßte ihn am Kragen. Es war ein Karabiniere in seiner schwarzen Uniform, den Dreispitz auf dem Kopf, Revolver und Seitengewehr umgeschnallt. „Es ist ein anderer Tito,“ sagte er, als der zweite herankam, „was zum Teufel treibst du dich bei Nacht herum? sollen wir dich für alle Fälle mitnehmen?“

Kein Wort brachte Titino hervor.

„Auf guten Wegen ist der nicht!“ sagte der andere Kara-biniere, der ihm fremd war.

„Es ist Titino Zanetti, der Schneider, der den Heiligen macht!“

„Scheint mir ein schöner Heiliger!“

„Warum bleibst du nicht zu Hause und machst mir meine Hose fertig?“

Was wollt ihr?“ sagte Titino, der sich gefaßt hatte, „ich habe mich geängstigt! ich bin froh, daß ihr es seid, ihre Herren Karabinieri!“

Von drüben beim Walde oben tönte ein Pfiff. „Auf, wir haben keine Zeit!“ sagte der erste wieder, „Gute Nacht, Titino! schlaf gut!“

Sie entfernten sich nach dem Walde zu. Titino aber mußte sich auf die Steinmauer setzen, ehe er weiter ging. Er war aller Dinge und seines Lebens satt.

Als er den engen steinigen Weg von der Brücke aufwärts ging und sich seinem Hause näherte, sah er Licht darin. Das wunderte ihn. Als er eintrat, fand er wieder alles dunkel. Erminia schien zu schlafen; wenn sie auf ihn gewartet hatte, so hatte sie das Licht gelöscht, sobald sie die Türe gehen hörte.

Er warf sich auf seine Bettstatt in der Kammer und konnte lange nicht einschlafen. Dann quälten ihn wüste Träume. Er kam von der Lucia, wie er wirklich gekommen war, aber einen ganz andern Weg: durch die Steinschlucht im Walde, in der Tito Cucco sich versteckt hielt, nur daß es nicht Tito Cucco, sondern der Dreste Mazzarelli war, der seine Frau ermordet hatte und nun auch ihn zu töten suchte. Er lief in großer Angst, kam aber nur schwer vorwärts weil es steil aufwärts ging. Vor sich sah er eine Flammenwand, an der ein großer Schatten drohend entlangschritt und auf ihn zukam. „Es ist der Herr Pfarrer!“ dachte Titino. Der stand bereits drohend vor ihm und sagte „Nie habe ich so einen Sünder gesehen, wie dich Titino! so einen Lügner! du machst den Heiligen!“ und er griff nach ihm, um ihn in die Flammen zu schleudern. „Aber wenn ich den Heiligen mache, so machen Sie doch nicht das Gewerbe des Teufels, Hochwürden!“ rief Titino und staunte über seine eigene Reckheit. „An allen ist nur die Erminia schuld, die die Heilige macht! nur die Weiber sind schuld! die Erminia und die Lucia, die eine so, die andere so! sie haben mich verrückt gemacht! die zwei!“ Und es schien ihm, daß er sehr gut und überzeugend redete. In der That war er vorläufig nicht im Feuer; er sah gar keine Flammen mehr; er schritt durch die nächtliche Dorfstraße und der Pfarrer ging wieder wie ein Schatten vor ihm, aber

er trug den Dreispitz und die Uniform der Karabinieri. Überall um sein Haus standen die Karabinieri. „Den nehmen wir auch mit!“ sagte der eine, „er hat meine Hose nicht gemacht!“ Den Tito Succo hatten sie bereits, aber es war wieder der Dreste Mazzarelli, der jetzt zur Türe hereinkam; er ritt auf dem Esel, der seine Hufe auf Titinos Brust setzte, während Dreste sein Messer zog. „Zu Hilfe, ihr Herren Karabinieri! Mörder!“ schrie Titino. Er vermochte nicht zu fliehen, er konnte kein Glied rühren. „Nun bin ich tot,“ dachte er, „und komme wirklich in die Hölle.“

Er war erwacht, und das Tageslicht schien durchs Fenster der Kammer. Sein Traum erschreckte ihn sehr, aber er konnte nicht umhin zu finden, daß er dem Pfarrer sehr gut geantwortet hatte; auch konnten es unmöglich die Flammen der Hölle, sondern nur die des Fegeseuers gewesen sein.

Er stand auf. Im andern Zimmer hatte Erminia das Frühstück für ihn bereitgestellt. Aber er erwiderte ihren Gruß nicht, sondern warf nur einen bösen Blick auf sie.

Vor ihm hing die schwarze Paradehose des Karabiniers, die längst hätte fertig sein sollen. Auch mit seiner Arbeit ging es zurück. An allem waren die Weiber schuld.

Auf dem Tisch lag ein Zettel: Cesare Sora wollte seine Jacke haben, die er zum Füttern gegeben hatte. Erminia hatte es mit großen Kinderbuchstaben für ihn aufgeschrieben. Sie war in die Küche gegangen; er hörte sie mit den Töpfen hantieren, während er im Schrank vergeblich nach dem Futter suchte. „Erminia!“ rief er.

Sie kam, und er fragte nach dem Stoff. „Welchen Stoff?“ fragte sie.

„Den Futterstoff, den rotweiß gemusterten, der hier im Schrank war . . .“

„Den?!“ sagte sie gedehnt. Den hatte sie vorgestern, sie habe ganz vergessen, es ihm zu sagen, ihrer Schwester Nina gegeben, die solch einen Stoff gebraucht hatte, um ihr den Weg nach der Stadt zu ersparen, da es so sehr heiß war . . . die Schwester wolle ihn auch gewiß bezahlen, fügte sie vor seinem Zorn erschreckend hinzu.

„Nun kann ich nach der Stadt gehen!“ schrie Titino, „denn beim Amadio bekomme ich den Stoff nicht! wenn ich ihn über-

haupt bekomme! Der Stoff gehört mir gar nicht. Der Schlächter hat ihn mir fürs Futter gegeben! jetzt sitz' ich drin! ich hab dir gesagt, du sollst meine Sachen lassen! und deine dummen Eigenmächtigkeiten! . . ."

Er stampfte und weinte beinahe vor Wut. „Titino!" sagte sie ängstlich und legte die Hand auf seinen Armel. Aber er stieß sie beiseite und warf die Elle auf die Erde und die Schere und das Glas mit den Blumen, daß es in Scherben flog.

„Jesus!" rief Erminia erschrocken.

Aber Titino war jetzt ganz weiß im Gesicht. „Verfluchte!" sagte er gar nicht laut. „Nichts, was du mir nicht zum Schaden tust! dir dank ich das ganze Elend! verflucht der Tag, an dem ich dich genommen! du kannst in dein Kloster gehen! für immer! ich halte dich nicht! mich wirst du nicht mehr sehen! ich gehe nach Amerika!"

Er riß seinen Hut vom Nagel, lief aus dem Hause und schlug die Türe zu.

Sie war allein. Eine ungewöhnliche Stille war im Haus. Das Glas mit den Blumen hatte er zerschlagen; er hatte gar nicht gesehen, daß sie es für ihn hingestellt hatte. Sie bückte sich zunächst und las die Scherben und die Blumen auf, dann holte sie ein Tuch aus der Küche und rieb den Fußboden trocken, legte die Elle und die Schere an ihren Platz.

Nun erst, da alles in Ordnung war, kamen ihr die Tränen. Ihr nächster Gedanke war, nach San Calisto zu laufen und den Stoff wiederzuholen. Aber das hatte ja jetzt keinen Zweck mehr. Auch hatte ihn die Schwester sicherlich längst zugeschnitten.

Es blieb ihr nichts übrig als ins Kloster zu gehen. Unter den Rosen und Orangenbäumen des Gartens, in dem die schwarzweißen Nonnen gingen, war Friede; dort konnte sie all die Quälerei vergessen. Titino hatte ja doch gar nicht gesehen, daß sie Blumen für ihn auf den Tisch gestellt hatte, und sie so gescholten. Sie nahm einen Korb, ging in den Garten und füllte den Korb mit Trauben, die sie von den Weinranken an den Pfeilern des kleinen Vorbaus schnitt, um sie ins Kloster mitzubringen. Dann zog sie einen schwarzen Rock und ihre guten Schuhe an und legte ein seidenes Kopfstuch um.

Nochmals ging sie durch den Garten und schnitt weiße Rosen ab, tat sie in ein Glas und stellte es auf den Tisch, sie wußte selbst nicht warum. Auch das Madonnenbild an der Wand bekränzte sie mit Rosen. Und plötzlich warf sie den Kopf auf den Tisch, sie mußte wieder weinen, wie sie damals mit ihrer Mutter geweint hatte.

Endlich raffte sie sich auf, besprengte sich mit Weihwasser aus dem kleinen Gefäß, das an der Türe hing, schlug ein Kreuz und ging. Vom Wege warf sie einen Blick auf das Haus, das still und sehr verlassen in der Sonne lag.

Im Kloster mußte sie Rat finden, aber sie hatte keine frohen Hoffnungen bei dem Gedanken.

Die Hitze war noch immer drückend und der Korb war schwer, und immer wieder mußte sie Tränen abwischen.

Da wurde sie angerufen. An ihrem Brunnentrog im Schatten der Kastanie stand die Cesarina Tosin mit einem Krüge. Erminia fühlte sich so matt, daß sie herankam und, ihren Korb auf dem Haupt, stehen blieb.

„Setz dich doch und stelle den Korb ab, es ist heiß“, sagte die Cesarina. Und Erminia tat es. „Wie geht es bei euch?“ fuhr die Frau fort, „ist Titino wohlgelaunt?“

Erminia schwieg.

„Er schien mir doch so?“ Erminia gab keine Antwort, die Tränen liefen ihr wieder übers Gesicht. „Was ist denn, Kleine?“

„Er war so böse, Tante Cesarina, und hat mich so gescholten! zum erstenmal! er sagt, ich soll ins Kloster gehen, und er will auswandern!“

„So?“ sagte die Cesarina und sah die andere scharf an. Dann schwieg sie eine Weile, und meinte zuletzt: „Das wundert mich nicht!“ Erminia schluchzte. „Schau, meine Kleine, ich mische mich nicht ein. Aber eines sage ich dir: heilig sein ist schön und gut, vor der Zeit oder nach der Zeit, — ich möchte ja lieber nach der Zeit heilig sein, — aber Erde und Himmel zugleich kann man nicht haben. Der Titino ist ein hübscher Junge und fleißig und gutartig.“ Erminia nickte. „Alle werden sagen: wenn er auswandert, ist's deine Schuld. Und wenn er hier bleibt, Erminia, dann nehmen die andern Weiber dir ihn weg. Ich glaube, sie haben ihn dir schon genommen!“

Blutrot sah Erminia auf. „Was weißt du?“ rief sie.

„Nichts weiß ich . . .“

„Er geht jede Nacht fort!“

„So?“ sagte die Cesarina und stand in Gedanken verloren.

„Darum . . .!“ sagte sie zuletzt. „Er geht also zur andern!“

Erminia biß sich auf die Lippen. Sie hätte das nicht sagen sollen. „Was weißt du?“ rief sie wieder.

„Nichts weiß ich. Ich sagte ja auch nichts; ich rede nur . . .“

„Wer ist es?“ rief Erminia wieder, ohne auf sie zu hören. Sie war jetzt ganz weiß. Beide sahen einander ernst an, die große breite Frau und das zarte junge Geschöpf. Endlich sagte die Cesarina:

„Sieh nur! sieh nur! . . . Komm hinein und schau in den Spiegel: so kannst du nicht auf der Straße weitergehen . . . Ihr tut mir leid, beide, und ich will dir einen Rat geben. Komm!“

In diesem Augenblick erschienen zwei braune Gesichter um das Haus; sie sahen die Basse an. „Guten Tag, Erminia!“ sagten sie. „Wie geht’s?“ und lachend fragte die eine: „Was macht dein Titino?“

„Sei still!“ rief die Mutter, „schämt euch, Sandra, Adela! und geht!“

Lachend verschwanden die braunen Gesichter. „Komm!“ wiederholte die Cesarina und legte den Arm um Erminia, die noch immer starr da stand, und führte sie ins Haus.

Als Titino am andern Morgen erwachte, — er war spät aus der Stadt zurückgekommen, das Paket mit dem rotweiß gemusterten Stoff lag auf dem Tische, — da stand die Erminia zitternd an seinem Lager. „Titino,“ sagte sie, „Lieber Titino!“ und streichelte seine Hände.

Er sah sie ganz erstaunt an, dann kam ein Strahlen in sein Gesicht, und er zog sie an sich und küßte sie.

„O welche Welt! So ein Lügner!“ sagte Don Colarosa, der Pfarrer, als Titino ihm gebeichtet hatte. Und er legte ihm eine Buße auf, die nicht zu schwer war. „Geh hin und sündige nicht mehr!“ sagte er zum Schlusse, und dann mehr für sich

selbst: „Man soll nicht vor der Zeit heilig werden“, wie die Cefarina.

Mehrere Wochen später, im Dorf war ein Fest, gegen Mittag war eine Prozession gewesen; in steifen weißen Kleidern mit künstlichen Blumen im Haar waren die Marienkinder hinter dem Kreuz gegangen; auch die Erminia hatte fromm mitgesungen. Jetzt drängten sich Männer, Frauen und Kinder in ihren besten Kleidern, kauften in den Buden, saßen in den Wirtschaften; abends wurde getanzt. Die beiden Carabinieri gingen gemessenen Schritts unter den Bäumen auf und ab oder standen und sahen dem Treiben zu. Titino tanzte mit Erminia.

An einem Tisch saß Dreste Mazzarelli, braun, schwarzhaarig, mit zwei großen Ringen in den Ohren, lächelnd neben seiner Frau. Sie tranken vom besten Wein. Er erzählte, daß er anbauen wolle, solange die Jahreszeit noch gut sei. In seinem Stalle stand neben dem Esel eine junge Kuh. Die Lucia trug ein neues Kleid und eine silberne Kette. Ihr rotblondes Haar sah unter dem Seidentuch hervor.

„Das sind zwei schmutze kleine Leute,“ sagte ein Fremder neben ihnen, auf den Schneider und seine Frauweisend, „die sind glücklich miteinander!“

„Ja,“ sagte die Lucia nachdenklich, „man muß den Leuten nur guten Rat geben!“

Hendelin

Lieber, hochzuverehrender Freund!

Sie baten mich, Sie über die Ereignisse in unserer Stadt unterrichtet zu halten, und so darf ich Ihnen heute eine Geschichte erzählen, die sich bei uns zugetragen; bei der regen Neugier, welche Sie den Vorgängen des menschlichen und vor allem des weiblichen Herzens entgegenbringen, werden Sie sie nicht ohne Theilnahme hören.

Sie kannten den kleinen Paul Hendelin, den wir den Abbé nannten, weil er sich immer schwarz trug, *boutonné partout*, und gerne über erbauliche Sujets sprach, besonders mit den Damen. Wenn man ihn bei seinem langen, an Sommersprossen reichen Gesicht, keineswegs hübsch nennen konnte, so war er doch nicht ohne Geist, im übrigen leidenschaftlich und unentschlossen. Sie wissen wohl auch, daß er Frau von Rhön anbetete, gleich vielen anderen Männern. Niemand kennt das Geheimnis dieser schönen und unglücklichen Frau; niemand begreift, weshalb sie ihrem wenig angenehmen Gatten, mit dem man sie verheiratet hat, eine so zweifellose Treue wahrte, daß trotz allen Huldigungen, die sie umgeben, sich auch nie der leiseste Verdacht an ihren Namen gewagt hat. Vielleicht hegt sie eine geheime unglückliche Neigung in ihrem Herzen für einen Unbekannten; denn von kühlem Temperament kann sie bei diesen großen Augen und dieser Pracht der Glieder unmöglich sein. Sie ist übrigens gut bewacht durch die Eifersucht ihrer vielen Anbeter. Herr von Kettler würde genügen; Sie wissen, wie reizbar und jähzornig dieser sonderbare Mensch ist, und daß er eine verfluchte Klinge führt. Und Hendelin war, *naïf* und zerstreut, ganz geeignet, den andern Anlaß zu geben. Auch Rhön, so wenig er sich im allgemeinen um seine Frau kümmert, und wenn er überhaupt anwesend ist, nur dasitzt, mit seinem scharfen, spitznäsigen Gesicht und dem dünnen Lächeln auf den Lippen und hie und da eine trockene Bemerkung macht, auch er könnte unangenehm werden.

Dieses Verhältniß war natürlich für Hendelin, sobald der erste Rausch der Bekanntschaft mit der schönen Frau und das Glück des Bewußtwerdens seiner Liebe vorüber war, alles andre als befriedigend. Ich weiß nicht, wer, ich glaube, Obereit, um ihm Abwechslung zu schaffen, hatte ihn hinter die Kulissen unseres Theaters geführt, an dem, wie Sie sich erinnern werden, einige sehr artige Aktrizen beschäftigt und recht gute Aufführungen zu sehen sind. Hier schloß er sich der Demoiselle Roca an, einer sehr schönen Person mit einer guten Figur und der sonoresten Stimme, und die wieder ihrerseits unter den Schauspielerinnen sich eines tadellosen Rufes erfreut. Sie ist übrigens ein Bürgerkind, von ehrbaren, wenn auch kleinen Leuten kommend; ihr Vater ist der Akzise-Einnehmer Schneider in Braunschweig. Die beiden schlossen eine Freundschaft miteinander; sie machten gemeinsame Spaziergänge in der Umgebung, er kam oft des Abends zu ihr, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt war, oder selbst nach dem Theater, ohne daß darüber sonderlich geredet worden wäre. Sie lächeln? Sie wundern sich? Madame Leclerc, die alte französische Tanzlehrerin, — Sie sehen sie sicherlich noch vor sich mit der grauen Perücke von Hängelocken und den immer jungen, lebhaften Augen, — nun Madame Leclerc sagte: „Monsieur Hendelin ist eben Soupirant von Beruf!“

Da um diese Zeit Frau von Rhön unsere Stadt verließ, um den Sommer und Herbst auf dem Gute ihrer Frau Mutter zu verbringen, so war Hendelins Zustand weniger befriedigend denn je. Besonders da ihm auch eine andere Gefahr drohte: ein Oheim in der Provinz, von dem er abhängig ist, verlangte durchaus, daß er ein junges Mädchen aus seiner Nachbarschaft heirate, die, wie Hendelin versicherte, sehr weiß, mit vielen Sommersprossen, ungebildet und langweilig wäre, aber einen vermögenden Gutsbesitzer zum Vater hätte. Die Frucht solch einer Verbindung müßten ja wahre Leoparden sein!

So war denn jene Freundschaft sein einziges Labfal. Er klagte der mitsühlenden Freundin sein Leid, wobei ich jedoch bemerken muß, daß er zu ihr nie über Frau von Rhön gesprochen, so daß sie von seiner tiefen Neigung für diese Dame nur durch die Indiskretionen anderer Leute gehört hatte. Er redete wohl viel mit ihr über die Liebe im allgemeinen, während Louise Roca über die Treulosigkeit und den Unwert der Männer sprach; er

kannte ihre Geschichte, die sie nicht verbarg: sie war verlobt gewesen, und ihr Bräutigam, ein reicher Kaufmannssohn, hatte sie verlassen, als sie zum Theater ging. So waren er und die Roca fast täglich zusammen, und wie es nun kommt, da sie eines Abends als Palmire ungewöhnlich rührend gestorben war, und er sie sehr ergriffen nach Hause begleitete und sie dann, nachdem sie sich flüchtig umgekleidet, über einer Weingeistflamme ein paar Eier weichkochen sah, da glaubte er blind gewesen und an einem Herzenstrost vorübergegangen zu sein. Als sie einander gegenüber saßen, war er erst sehr schweigsam und sah sie mit seinen großen, ein wenig vortretenden Augen lange an, bis er plötzlich sagte: „Louise, ich liebe Sie!“

Sie sah ihn nun ihrerseits betroffen an und erwiderte nach einigem Nachdenken: „Nein, Hendelin, Sie sind im Irrthum, Sie lieben mich nicht. Daß ich gut aussehe, weiß ich; und Sie sind unglücklich und fühlen Sympathie mit meinem Unglück; aber das genügt mir nicht.“ Nach dieser Antwort suchte er sie mit Gründen von seiner Liebe zu überzeugen; aber sie müssen wohl schwächlich gewesen sein; jedenfalls verfehlten sie ihr Ziel; und, wie es nun seine Art war, fand er den Abgang nicht, sondern blieb und verzehrte die Eier mit ihr und das kalte Hühnchen, das sie serviert hatte, und sprach gegen Herrn von Voltaire, in dessen Stück sie eben geglänzt und das seinen Zauber wieder verloren hatte. Dann ging er allerdings mit unbehaglichen Empfindungen nach Hause.

Wenn Sie nun glauben, es wäre alles aus gewesen, so irren Sie sehr. Die beiden kamen ganz so häufig wie vordem zusammen, und die Roca behandelte ihn freundlicher als je; denn ein Frauenzimmer wird einem Manne, der ihr einen Antrag gemacht, auch wenn sie ihn nicht erhören will, immer irgendwie gut sein, weil er ihr gezeigt hat, daß er ihren Wert zu schätzen weiß.

So vergingen der Sommer und der frühe Herbst. Hendelin arbeitete an einem biblischen Drama „Jakobs Werbung“, zu dem ihn die lange Wartezeit, in der der Erzvater sich vergeblich sehnen mußte, angeregt haben mochte, und er las die Szenen seiner theatererfahrenen Freundin vor. Mit den Nebeln des Spätherbstes kam Frau von Rhön zurück. Sie war gleichfalls verändert und lebte nunmehr ganz für die Musik, und zwar für

geistliche Musik. Das Rhönsche Haus ist ein ehemaliges Klostergebäude, es war eine Expositur der Serviten, und in die noch bestehende Kapelle ist eine alte Orgel eingebaut. Dort saß die schöne blonde Frau mit dem Kantor Rühl von der Apostelkirche, der in der That ein vortrefflicher Musiker ist und die Orgel neu gestimmt hatte, und übte mit ihm Choräle und andre fromme Stücke ein. Hier war auch Hendelin in seinem Element; er verschaffte ihr aus der herzoglichen Bibliothek alte Texte und Noten und nahm an diesen erbaulichen Exercitien eifrig teil. Sie wissen: „quoiqu'on dise, l'amour, c'est l'espérance.“ Woran der fromme Hendelin nun immer denken mochte, er hatte wieder entdeckt, daß Frau von Rhön die herrlichste aller Frauen war, und die freundliche lächelnde Miene, die an Stelle der traurigen Gleichgültigkeit im Antlitz seiner Dame getreten war, erwärmte ihm das Herz und erweckte unbestimmte Hoffnungen darin.

Und da er alles, äußerlich wie innerlich, fein säuberlich geordnet und klar liebte, und so wie sein Zimmer, seine Schränke und seine Kleidung, auch seine Gefühle in unzweifelhafter Ordnung hielt, so glaubte er es nötig, etwas ins reine zu bringen, was ungeklärt ihn bedrückte, und eines Tages, da er mit der Roca plauderte, während sie eine Rolle, die sie neu zu lernen hatte, unterstrich und zurechtlegte, begann er unvermittelt: „Übrigens, liebe Freundin, muß ich Ihnen etwas sagen, nämlich, wie sehr recht Sie im vergangenen Frühling hatten . . .“ — „Inwiefern?“ fragte sie zerstreut, „worin war ich im Recht?“ — „Daß ich Sie nur zu lieben glaubte, als ich es Ihnen sagte. Heute weiß ich, daß Sie vollkommen im Recht waren und ich mich über meine Gefühle täuschte.“ Die Roca machte große Augen. „Hm. So. Darin?“ versetzte sie und wurde sehr nachdenklich. Eine Weile sprach sie nichts; zuletzt sagte sie: „Ja, gewiß“, und schwieg wieder.

Von da ab war sie einsilbiger gegen ihn; es kam vor, daß sie unmutige Antworten gab, und sogar, daß sie ihn nicht vorlieb, weil sie eine Rolle lernen mußte oder beim Anziehen sei oder Kopfschmerzen hätte und ausruhen mußte. Ihm aber, der ganz von den Musikabenden im Rhönschen Hause erfüllt war, fiel das nicht weiter auf. Bis eines Tags, da sie zu mehreren beisammen waren und sie gerade eine neue Rolle, die der Miß Sara

Campson in dem Stück des Herrn Lessing, des Wolfenbütteler Bibliothekars, übernehmen sollte, Hendelin ihr auseinandersetzte, daß diese Rolle, die eine schwachtende sei, ihrem Talent und ihrer Erscheinung nicht liege. Sie wurde unruhig und er geriet in Eifer. Die andern hörten nur halb auf ihr Gespräch, bis sie die Roca heftig sagen hörten: „Sie sind nicht mein Freund und Sie meinen es nicht ehrlich und haben keine Achtung vor mir, und ich bitte Sie, mein Haus zu verlassen und es nicht wieder zu betreten.“ Sie mögen sich die Betroffenheit unseres Hendelin vorstellen, der sich nur der besten Absichten bewußt war. „Madelmoiselle,“ sagte er und legte die Hand aufs Herz, „Sie verkennen Ihren besten Freund!“ Aber mit funkelnden Augen erwiderte sie nur: „Bitte, gehen Sie und setzen Sie den Fuß nicht wieder über meine Schwelle!“, worauf Hendelin, blutrot, da ihm nichts anderes übrig blieb, sich vor der Gesellschaft verbeugte und ging. Die Anwesenden waren sehr verlegen und suchten die Rede auf andre Gegenstände zu bringen, aber da die Schauspielerin sehr mißmutig war und auf nichts recht eingehen wollte, so entfernten sie sich gleichfalls bei erster Gelegenheit.

Es erwies sich übrigens, daß Hendelin recht gehabt; denn die Sara Campson war kein Erfolg. Wunderlicherweise ward die Roca ihm nun erst recht gram und behauptete, er habe ihr durch seine unangebrachten Bemerkungen die schöne Sicherheit geraubt, so daß sie nun die Melancholie der Rolle übertrieben hätte, wie denn auf dem Theater an einem Mißerfolg immer jemand anderer die Schuld trägt.

Hendelin aber war damals von ihr geradewegs ins Kloster geeilt, wie das Rhönsche Haus oft genannt wurde, und war mit freundlichem Vorwurf, daß er so spät komme, empfangen worden, und in seiner Freude über diese Abende hatte er alles andre sehr bald vergessen.

War man früher bei Tee und kleinen Kuchen im Rhönschen Hause zusammengekommen — denn Sie wissen, Rhön ist karg und gibt seiner Frau, obwohl es ihr Eigen ist, nur wenig Geld, das Haus zu führen, — soviel Geduld, um schweigend dazusitzen und immer wieder nur Musik und noch dazu ernste fromme Musik zu hören, hatten ihre andern Freunde nicht, und ihr Unwille richtete sich gegen Hendelin, der diese Geduld hatte. Herr von Kettler war anfangs in jeder Pause aufgestanden, mit Schnauben

und „Hms“ und „Ahs“, und hatte, in der Hoffnung, daß der musikalische Teil nun vorüber sei, zu konversieren versucht. Da aber nur von Motetten und Kantaten gesprochen wurde und der Kantor sich aufs neue an die Orgel setzte, war er gegangen. Und es half ihm nicht, wenn er noch so spät kam: der unvermeidliche Hendelin saß da, und nur von Musik oder Poesie war die Rede.

Sie kennen Christian von Kettler: auch er ist ein einsamer Mensch, der viele Enttäuschungen hinter sich hatte, und die Abendgespräche mit Frau von Rhön waren ihm ein Labfal gewesen, wie denn überhaupt in diesem verwunschenen Schloß, das einst ein Kloster war, eine Anzahl enttäuschter Männer sich um eine enttäuschte Frau zusammenfanden. Jetzt saß er einsam und verärgert im Lamm; manchmal nur setzte er sich mit andern an den Tisch. Dabei kam einmal auf Hendelin die Rede, und Obereit, der jedem gefällig war, aber auch alles weitertrug und sich hinter dem Rücken eines jeden über ihn erlustigte, hatte erzählt und vermutlich mit einigem Salz, welche Disgrace Hendelin bei der schönen Roca begegnet war. Kettler spottete in seiner galligen Art; im Grunde hielt auch er Hendelin für harmlos, und eben das nahm ihn noch mehr gegen ihn ein. Er und Hans von Rhön kannten sich von Jugend auf und waren gute Freunde; er hatte auch Elisabeth von Treysa schon als Mädchen gekannt, ehe sie Rhön geheiratet hatte; sie alle kannten sich und auch die andern Herren und Damen, die gelegentlich ins Rhönsche Haus kamen, seit langem; nur Hendelin war neu hinzugekommen und störte sie, um so mehr, als er in seiner Naivität nicht verbergen konnte, was er begehrte, während er selbst seine Leidenschaft aufs tiefste geheimzuhalten glaubte.

Zu dieser Zeit wurde im Theater „Die rote Maske“ des Lagrange aufgeführt, ein Stück, in dem ein eifersüchtiger Ehemann seine tugendhafte, von vielen Anbetern umgebene Frau zu Unrecht verdächtigt. Insbesondere ein junger Mann, der auf einem Fest in einer roten Maske erscheint, und der mehreren Frauen nachstellt, bringt ihren Ruf in Gefahr, bis der doppelzüngige Verführer zuletzt entlarvt wird. Der junge Lucidor gab diese Rolle. Frau von Rhön saß in ihrer Loge und klatschte der Roca, die die Heldin gab, vielen Beifall. Sie bemerken, daß die Roca in dem Stück in der Rolle auftrat, die Frau von Rhön

mit einigen Unterschieden im Leben spielte. Andere mochten dies auch bemerkt haben. Es war das Benefice des Herrn Delbing, der den Gatten dargestellt hatte. Nachher fand eine Réunion im Lamm statt, und war es Ungeschick, war es Bosheit im Arrangement, als die Roca, die etwas länger Zeit gebraucht hatte, sich abzusminken und umzukleiden, ihren Platz einnehmen wollte, fand sie ihn neben dem Hendelins, der bereits in eifrigem Gespräch mit seiner Nachbarin saß. Ziemlich laut erklärte sie, daß sie nicht neben ihm sitzen wolle. Eine kleine Unruhe entstand; Hendelin, höflich wie immer, war sofort bereit, seinen Platz zu tauschen, aber andere legten sich ins Mittel, Delbing und Obereit beruhigten die Schauspielerin, die jedoch während der Mahlzeit Hendelin geflissentlich den Rücken zukehrte. Durch den Vorfall war eine gewisse Aufmerksamkeit und Spannung entstanden, bis man genug Wein getrunken hatte und die Gesellschaft laut wurde. Als man sich von der Tafel erhob, die Gruppen und Pärchen in Sophaecken und Fensternischen sich unterhielten, und die kleine Asmus, auf einem Tisch sitzend, zur Laute sang und ihren hübschen Fuß zeigte, ging unser Hendelin, der immer Klarheit suchte, nachdem er eine Weile überlegt, auf die Roca zu mit den Worten: „Sagen Sie mir endlich, meine Freundin, was haben Sie gegen mich? Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“ Da nahm die Roca flammenden Blicks ein Messer vom Tisch und sagte: „Dies würde ich Ihnen am liebsten ins Herz stoßen!“ „St! st!“ riefen die andern, die das Lied hören wollten; die Erregten kehrten sich nicht daran. Hendelin war so betroffen, daß ein verlegenes, aber höhnisch scheinendes Lächeln in seine Züge trat, worüber die Schauspielerin noch mehr erzürnt hinzufügte: „Wenn Sie ein Mann wären!“ und ihm abermals den Rücken wendete. „Das wäre nun schlimm, wenn s i e ein Mann wäre,“ sagte Obereit, der neben der Roca stand, zu Hendelin und dann, zu ihr gewendet: „Aber sagen Sie doch, liebe, vortreffliche Demoiselle, was der arme Hendelin verbrochen hat, daß Sie ihm so unerbittlich zürnen?“ Da wurden auch die andern neugierig und näherten sich, gerade als die kleine Asmus ihre Arie aus dem Stück wiederholte:

„Ich dachte, Verräter, dein Herz gehört mir!“

„Wenn er der Verräter in der roten Maske wäre,“ fuhr Obereit lächelnd fort, „Sie könnten ihm nicht böser sein.“

„Und der bin doch ich!“ rief Lucidor.

„Du hast meine Unschuld verlockt und betrogen!“ sang die Asmus; da aber niemand mehr auf sie hörte, glitt sie beleidigt vom Tisch herab, warf ihre Laute aufs Sopha und schmolte. Die Roca sah finster; dann brach sie in Tränen aus. Delbing und seine Frau geleiteten sie aus dem Saal, damit sie sich beruhigen und erholen sollte. Hendelin, den nun alle sonderbar ansahen, glaubte am besten zu tun, wenn er die Gesellschaft gleichfalls verließ. Auch Obereit riet ihm, zu gehen. Im Vorfaal stand die Roca vor dem Spiegel und puderte das vom Weinen gerötete Gesicht. Mit einer tiefen Verbeugung, die sie nur im Spiegel sehen konnte und unbeachtet ließ, schritt er vorüber und ging über den beschneiten Marktplatz und durch die nächtlichen Gassen nach Hause, nicht wenig verstört durch das, was ihm widerfahren war.

Sie mögen denken, was über den Vorfall und die Ursache gemutmaßt und erzählt wurde. Herr von Kettler hörte die Sache beim Friseur Kiefewetter, als er sich den Zopf flechten und pudern ließ. Das Fest war weiter gegangen und ziemlich ausgeartet; die kleine Asmus hatte zuviel Wein getrunken und war auf dem Wege nach Hause in einem nicht sehr schönen Zustand, als die Nachtwache kam, von ihrem trunkenen Kavalier verlassen worden. Man sprach von den unglaublichsten, den schamlosesten Dingen, und all dies, wobei er gar nicht gewesen, kam mit auf Hendelins Rechnung. Den man für harmlos gehalten, war in den Ruf eines Wüstlings gekommen. Herr von Kettler sprach kein Wort, dachte sich jedoch um so mehr.

Als er aus Kiefewetters Laden trat und sein Hund, der indessen draußen gewartet hatte, ein bissiger schwarzer Pudel, an ihm hochsprang, kam gerade Herr von Rhön mit seinen mageren Pferden auf seinem Jagdwagen, in dem er nie zur Jagd fuhr, vorüber. Niemand wußte genau, was die vielen Gänge und Fahrten Herrn von Rhöns bedeuteten; seine Geschäfte waren so geheimnisvoll wie sein eheliches Leben und die Tugend seiner Frau. Bald war er bei seinem Anwalt, bald beim Notar oder bei seinem Bankier, bald bei einem Kaufmann. Dazwischen suchte er die Pfarrer und Prediger auf und saß, dürr, in seinem abgetragenen Anzug da und erörterte Bibelstellen mit ihnen. Einige behaupteten, daß er Geld auf Zinsen lieh und Güter

aufkaufte. Jedenfalls waren der Fuchspelz und die Mütze, die er trug, schäbiger als der Bibernantel Herrn von Kettlers, der sich weder einen Wagen noch einen Diener halten konnte und dem ein halbwüchsiger Junge die Kammer aufräumte und die Stiefel putzte.

Rhön ließ den Wagen halten, Herr von Kettler stieg auf, der Pudel lief nebenher. Sie fuhren durch die Rosmaringasse, in der Hendelin wohnte, dem Stadttor zu.

Hendelin trat eben aus dem Hause und grüßte. Rhön dankte flüchtig, während Herr von Kettler „Guten Morgen!“ in so lautem und grobem Tone rief, daß es wie eine Beleidigung klang.

„Was scheint dir von dem Burschen?“ fragte Kettler.

„Nichts,“ erwiderte Rhön, und sie schwiegen wieder, während Kettler, sobald sie durch das Stadttor gekommen waren, sich seine Pfeife stopfte.

„Wenn er etwas will, kann er es haben!“ sagte Kettler nach einer Weile. Rhön erwiderte nichts.

Beim Mühlenwirt, bei dem er einen Schoppen zu nehmen pflegte, stieg Kettler ab.

„Deine Frau ist sehr nachsichtig“, sagte er zu Rhön, der im Wagen saß, während der Kutscher etwas am Riemenzeug der Pferde richtete.

Rhön sah ihn schief an. „Elisabeth war immer eine Träumerin“, sagte er.

„Hm!“ machte Kettler, „Schlafe nur du nicht!“

Rhön schlug eine Lache auf. Der Kutscher stieg wieder auf den Bock und nahm die Zügel auf, der Wagen fuhr unter den laublosen Kastanien davon.

Nicht Hendelin, aber Frau von Rhön fiel es auf, daß an einem der nächsten Abende, als Hendelin im Gespräch bei ihr saß, — der Kantor hatte sich entschuldigen lassen, weil er beim Abendgottesdienst in der Dorotheenkirche beschäftigt war, — die Türe sich öffnete und ihr Mann plötzlich eintrat und beide betrachtete. Nach einer Weile verschwand er wieder.

Sie wissen, daß die Fenster des Rhönschen Hauses auf den Wildgraben gehen und der Eingang in einer engen düstern Seitengasse liegt. Am folgenden Abend sprach Herr von Kettler wieder vor, und der Diener sagte ihm, die gnädige Frau empfangen nicht. Im trüben Licht der Laterne hatte er zwischen den

beiden Säulen, die das Treppenhaus abschlossen, Hendelin hinaufgehen sehen, und gleich darauf hatte das Orgelspiel, das vorher in der Winterstille deutlich zu hören gewesen war, aufgesetzt. Diesmal ging Kettler in der beschneiten Gasse vor dem Hause auf und ab und wartete. Von Zeit zu Zeit pfiff er dem Pudel, dem dies kalt und langweilig vorkommen mochte und der davonsprang, um auch ihn zum Weitergehen zu veranlassen, oder sich in den Schnee setzte und jaulte.

Schließlich mußte es auch seinem Herrn zu kalt werden; er schritt, fester in seinen Mantel gehüllt, davon; da stieß er auf Herrn von Rhön, der eben, von seinem Bedienten mit einer Laterne geleitet, nach Hause kam. Da es die Zeit war, in der die Leute sich nach dem Lamm begaben, sah man die beiden Herren auf und ab gehen und miteinander reden. Sie gingen über den ganzen Wildgraben durch die Marktgasse und wieder zurück, und wenn Herr von Kettler mehr als seine magere Pension besessen hätte, so hätte niemand bezweifelt, daß die beiden ein Geschäft miteinander vorhätten. Einige Zeit später kam Herr von Kettler selbst ins Lamm, wo er zur Nacht speiste und noch lange saß und mit seinem Hunde spielte oder Bekannten zutrank.

Um Mitternacht ging er nach der Rosmaringasse, aber alle Fenster, auch die Hendelins, waren dunkel. Alles lag in nächtlichem Schweigen, nur der lange Mann, den Dreispitz auf dem Kopf und den Degen unter dem Pelzmantel, stand allein im Mondlicht zwischen den alten Häusern und sah empor, während der schwarze Hund mit seinem schnellen Schatten über den Schnee lief oder an den Ecken schnüffelte.

Oben aber lag Hendelin, der von dem Wächter unten nichts ahnte, schlaflos und fieberisch in den Kissen. An diesem Abend hatte er mit Frau von Rhön, wie vordem mit der Roca, von seiner frommen Dichtung und von aller geistlichen Musik abschweifend, von der Liebe gesprochen, was man ihm nicht verübeln dürfte, da von der Liebe reden, zu allen Zeiten ein erprobter Weg zu ihr selber gewesen ist.

Was dann vorgegangen, weiß man nicht genau; er hatte mit Rührung und Begeisterung geredet, und die Dame mag etwa erwidert haben, „solches lögen die Dichter, solches träume man in der Jugend: in der Welt sei es nicht so“; denn ihre traurige Geschichte hatte sie mit Mißtrauen und Kälte erfüllt. Hendelin

aber hatte verlangt, daß sie an die Liebe glaube, und während über dem Kamin das Bild eines alten Priors aus der Klosterzeit streng auf ihn herabsah, ihr bebend gesagt, daß sie die Liebe vor sich sähe, daß er sein Leben für ihr Glück lassen würde, und dergleichen mehr. Und mochte seine Leidenschaft Eindruck auf sie gemacht haben: als er ihre Hand mit Küssen bedeckte, entzog sie sie ihm nicht unfreundlich.

Ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen, mein Freund. Ich sage kein Wort gegen Frau von Rhön, deren Tugend unzweifelhaft ist. Sie mag ihn auf die Bahn der Freundschaft verwiesen haben. Ich möchte schwören, sie hat dies getan. Sie sah ihn öfters an, als messe und wäge sie ihn. Es kann ja, wie ich zu Anfang schrieb, kein Zweifel sein, daß diese schöne Frau ein Bild in ihrer Erinnerung trägt, von dem er sie, und mochte es ein Trugbild sein, mit seinen Worten nicht lösen, das er nicht durch seine Liebesgewalt ersetzen konnte. Jedenfalls nicht an diesem Tag; vielleicht hätte er es nie gekonnt. Ich lasse es dahingestellt. Sie hat über diese Vorgänge nur mit einer einzigen Person gesprochen. Als er ihre Hand wieder ergreifen wollte und dabei ihre Knie berührte, rückte sie zurück, der Berührung ausweichend. . . . Jedenfalls stürzte Hendelin zuletzt, einem Wahnsinnigen gleich, davon.

Sicher ist, daß, als der Bediente eintrat, das Teeservice und die Kuchen abräumte und die Stühle zurechtstellte, Frau von Rhön, um ihre Bewegung nicht merken zu lassen, den Salon verließ. Sie schritt allein durch die stillen Zimmer, die nur das Mondlicht und der weiße Schein der Winternacht von draußen erleuchtete, und stand sinnend am Fenster, als ihr Gatte eintrat. „Wie, Sie haben kein Licht?“ fragte er und rief dem Bedienten, daß er die Kerzen, die im Salon noch brannten, herüberbrächte. „Denn dort brennen sie umsonst,“ sagte er, „und das Wachs ist teuer.“

„Elisabeth,“ bemerkte er dann, „ich ersuche Sie, diesen Herrn Hendelin nicht mehr zu empfangen!“

Die Dame zog die Brauen hoch. Sie führte seit langem ihr eigenes Leben und war nicht gewohnt, Gebote und Verbote anzunehmen. Sie war noch erregt von dem, was soeben vorgefallen war, und als ihr Mann zu erzählen begann, wurde sie abwechselnd rot und bleich. Hendelin erschien ihr um so doppel-

jüngiger, als sie begonnen hatte, sich für die schöne junge Schauspielerin zu interessieren, deren Tugend ebenso gerühmt wurde, wie ihre Kunst. Er schien durchaus die Rolle des verrätherischen Liebhabers in der roten Maske zu spielen.

Sie wissen, wie tugendhaft man in unserer Stadt ist. Vielleicht wäre man gegen einen andern milder gewesen, aber Hendelin erschien ein Tartuffe, von dem sich alle genarrt fühlten. Ich habe noch weit später einen ehrlichen Mann erzählen hören, daß er die Roca verführt und in die Hoffnung gebracht und ein anderes armes Mädchen mit einem Kinde sitzen lassen. Sein Oheim schrieb Briefe an den Stadtpfarrer, um den Dingen auf den Grund zu kommen, wobei sich denn die völlige Grundlosigkeit der Gerüchte herausstellte, und Hendelins alte Mutter, die selbst eine Predigerswitwe war, sich wenigstens darüber beruhigen konnte. Aber das war viel später.

Den ganzen nächsten Tag war Hendelin in großer Erregung durch die winterlichen Wälder und Hügel um die Stadt gestreift und hatte sich zuletzt im Zwielficht so verirrt, daß er beinahe nicht mehr durch das Stadttor gekommen wäre. Als er dann noch seinen Besuch machen wollte und in bebenden Hoffnungen nach langem unschlüssigem Zaudern auf der Straße ans Thor pochte, wurde er nicht vorgelassen und ihm gesagt, daß Frau von Rhön für ihn nicht mehr zu Hause sein werde.

Sie mögen sich seine Bestürzung vorstellen. Er konnte die Ursache nur in seiner unbedachten Erklärung sehen. Er schrieb. Auf den ersten Brief kam keine Antwort, den zweiten erhielt er uneröffnet zurück.

Es ist in unserer kleinen Stadt nicht möglich, jemanden auf die Dauer zu vermeiden. Aber als Hendelin endlich am vierten oder fünften Tage Frau von Rhön auf der Straße begegnete, da war sie von ihrer Kammerfrau und von einem Bedienten begleitet; zudem wendete sie ihm, als sie ihn erblickte, den Rücken, genau wie es die Roca getan hatte. Da im gleichen Augenblick auch der Kantor mit seiner Frau die Straße herabkam, sprach Frau von Rhön beide sehr liebenswürdig an, und Hendelin blieb nichts übrig, als sich mit vernichteter Seele zurückzuziehen.

Zwei Abende später wurde im Theater „Die rote Maske“ wiederholt; das Stück hatte sehr gefallen, und das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt. Frau von Rhön saß in ihrer

Loge. Selbst Herr von Kettler, der sonst nur Schwänke zu besuchen pflegte, war anwesend. Im Zwischenakt erschien er bei Frau von Rhön, die ihn mit freundlichem Lächeln begrüßte und zum Sitzen einlud. Rhön geht, wie Sie wissen, nie in ein Theater. Hendelin wurde zunächst nicht gesehen; er hatte sich als Habitué einen Platz im Dunkel eines Pfeilers ausgesucht, von dem er möglichst unbemerkt zu Frau von Rhön hinaufstarren konnte.

Von Anfang an fiel bei dieser Vorstellung auf, daß die Koca Frau von Rhön merkwürdig glich, der sie im Leben sonst nicht so ähnlich sah, besonders als sie im dritten Akt in einer silbergrauen Robe auf der Bühne erschien, wie Frau von Rhön sie in ihrer Loge trug. Bei dem Takt der Demoiselle Koca war eine bewußte Absicht kaum anzunehmen. Auch glich Delbings stattliche Gestalt der dünnen Herrn von Rhöns in keiner Weise. Dagegen hob Lucidor, was bei der Koca halb unbewußt sein mochte, dadurch ins Licht, daß er sichtlich als Hendelin auftrat, dessen schwarze Kleidung, dessen Züge, Bewegungen und Unschuldsmiene er nachahmte, während er, sobald er mit der roten Maske auftrat, zu einem wahren Teufel wurde.

Obwohl nur die wenigen Wissenden das Spiegelbild der Vorgänge völlig erkannten, so mußten doch alle Lucidors Absicht erkennen, und eine lebhafteste Bewegung von Heiterkeit und Entrüstung ging durch die Zuschauer, eine Spannung, die die des ersten Abends weit übertraf. Als der Verführer zuletzt entlarvt wurde, klatschte das Publikum mit wütendem Gelächter Beifall; man brüllte, schrie und stampfte mit den Füßen; immer wieder mußte der Vorhang in die Höhe gezogen werden, die Koca und Lucidor immer wieder erscheinen und danken.

„Hendelin! Hendelin!“ riefen viele, denen der Spaß noch nicht groß genug war. Als der Vorhang sich endgültig gesenkt hatte und es im Zuschauerraum lichter wurde, sah man an dem Pfeiler ein verzerrtes Gesicht. Hendelin hatte plötzlich erkannt, wer er in der Meinung der Menschen war, was zum mindesten ebensoviel bedeutet, als wer einer wirklich ist. Er hob den Kopf mit einer schmerzlichen Bewegung und sah zur Loge empor: sie war leer. Er verschwand durch einen kleinen Seitenausgang.

Die Menschen strömten aus dem Theater. Frau von Rhön, die das Gedränge nicht liebte, hatte im Hintergrund der Loge

gewartet und kam jetzt aus dem Korridor; sie war etwas schneller gegangen, während Kettler und der Bediente mit ihrem Opernglas, Pelz und Fächer folgten, und sie schien allein, als Hendelin auf sie zutrat. Mit einer schönen stolzen Bewegung wendete sie sich ab. Es scheint, — nur ein Theaterdiener hat den Auftritt beobachtet, — daß er sie beschwor, ihn anzuhören, daß er ihre Hand, ihr Kleid festzuhalten suchte, als Herr von Kettler hinzukam und mit den Worten: „Der Umgang mit solchen Buben ist den Damen untersagt!“ ihn mit beiden Händen vor die Brust stieß und wegdrängte. Dann war er Frau von Rhön, die die Treppe hinabgeeilt war, zu ihrem Wagen gefolgt.

Eine Stunde später saßen die Schauspieler sehr vergnügt im Lamm und beglückwünschten Lucidor zu seinem Einfall, als die Türe aufging und Hendelin eintrat. Alle verstummten. Er schritt auf Lucidor zu. „Sie haben die Frechheit gehabt, mein Herr,“ sagte er mit bebender Stimme, „mich auf der Bühne zu verhöhnen. Aber mit Ihresgleichen läßt man sich nicht ein, und was Sie getan haben, verstehen Sie nicht. Es ist auch jetzt gleichgültig. Obereit!“

Er winkte ihm, und Obereit sprang sogleich auf und folgte ihm aus dem Saal.

Lucidor, den ein schlechtes Gewissen zuerst hatte verstummen lassen, schimpfte heftig. Die andern verkündeten ihm eine Herausforderung, die er nicht zu fürchten erklärte.

„Ich wollte doch, das wäre nicht geschehen!“ sagte die Roca. Obereit kam nicht wieder; die Gesellschaft kam nicht mehr in eine gute Stimmung und ging früh auseinander.

Die Nacht verging und ein heller Wintermorgen brach an. Die rote Sonne schien erst durch das Stadttor und dann über die runden Tortürme in die Rosmaringasse; das Kreuz auf der Dorotheenkirche und die Kuppel leuchteten, und der Marktplatz lag in weißem Licht.

Nach zehn Uhr sah man Herrn von Kettler, in einiger Erregung, wie es schien, in seine Haustüre treten. Sein Pudel, der davor gesessen und jeden Eintretenden angeknurrt hatte, begrüßte ihn mit tollen Freudensprüngen.

Eine halbe Stunde später erschien Obereit, von Männern gefolgt, die den toten Hendelin über den Marktplatz trugen. Da eben ein Offizier der Wache kam, mußten sie die Bahre nieder-

sehen; ein Verhör begann; Leute sammelten sich; mehrere der Schauspieler, die keine Probe hatten, kamen aus dem Lamm dazu.

Hendelin lag blaß, mit einem alten Mantel bedeckt, eine tiefe Stichwunde in der Brust. Die Roca, die gleichfalls hinzugetreten war, sah auf ihn, sah, daß er tot war, sah das getrocknete Blut und fiel ohnmächtig hin. Als sie wieder zu sich kam, hatte sie ein Gespräch mit Obereit, der ihr kein Wort ersparte. Darauf ging sie in den Gasthof zurück und schrieb ein Billett an Frau von Rhön; eine halbe Stunde später kam ein Diener aus dem Kloster, der sie zu seiner Herrin bat. Von dem, was die beiden Frauen miteinander gesprochen, hat später dies und jenes verlautet. Jedenfalls sind beide beim Begräbnis des armen Hendelin gewesen und haben sein Grab mit Blumen geschmückt. Auch Herr von Rhön, der trotz seinem Geiz ein Edelmann ist, war bei der Beerdigung.

Hendelin hatte wohl von alledem nichts mehr; aber warum wollte er auch so geradlinig mit den Frauen umgehen, die dies keineswegs lieben noch danken?

Herrn von Kettler werden Sie vielleicht in R. getroffen haben. Er hat sich für einige Zeit von hier zurückgezogen, dürfte aber bald wiederkommen. Frau von Rhön ist ernster als je bei ihrer frommen Musik und liest nun auch geistliche Schriften, worüber ihr Gatte sehr erfreut ist.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und beglücken Sie uns hier durch Ihren Besuch. Bis auf den Tod unseres kleinen Abbé hat sich nichts verändert.

Ihr

Wildenau

Die Verlobte

Ich erinnere mich eines fernen Morgens am Meer. Ich saß in der Tiefe des Zimmers, ein Buch in der Hand, und durch die offene Balkontüre fiel mein Blick auf das blaue Wasser, da der schmale dunkle Steinboden den Strand verbarg. Die Sonne stand hinter dem Hause und warf ihre Strahlen aufs Meer. Der eindringende Wind war herbstlich kühl. In einem Lehnstuhl nahe der andern Balkontüre saß Großmama in ihrem grauen Kleid, und ihr weißes Gesicht unter der Spitzenhaube sah auf Grazia, die ihr gegenüberstand.

Auch ich sah auf Grazia. Sie trug einen gefältelten fußfreien Rock aus gelblich weißem Flanell, eine weiße Seidenbluse und weiße Schuhe; in der einen Hand hielt sie ein in grünes Leder gebundenes Buch mit einer Messingschließe.

„All meine Gedanken!“ sagte sie mit einer Heiterkeit, die mir gezwungen schien.

„Und Mark hat den Schlüssel dazu?“ fragte Großmama.

„Er hat ja gewünscht, daß ich sie für ihn aufschreibe.“

Großmama erwiderte nichts. Ich stand auf und verließ unter dem Vorwand, daß ich meine Zigaretten holen mußte, das Zimmer. Als ich nach einer Weile zurückkam, hörte ich Großmama sagen: „Zu meiner Zeit verlangte man nichts anderes. Aber eines wußten wir . . .“ Sie unterbrach sich, da sie mich sah. Grazia trat auf den Balkon, dessen Boden sich, fast schwarz im Schatten, von den hellblauen Wassern abhob.

Ich sah, daß Großmama unzufrieden war, und darüber dachte ich nach. Man konnte sich nichts vornehmeres denken als Großmama, wie sie schmal, aufrecht und schweigend, aber mit leise zitternden Lippen im Lehnstuhl saß.

„Da sind Voreels,“ rief Grazia von draußen und führte ein Gespräch zur Straße hinab; dann kam sie ins Zimmer herein und holte ihren Hut. „Kommst du mit, Adrian?“ sagte sie zu mir.

Wir verabschiedeten uns von Großmama und versprachen zum Mittagessen pünktlich zu sein.

Wir gingen zur Stadt, Grazia mit Harry Boreel voraus; ich folgte mit seiner Frau. Wir blickten beide auf Grazia und sprachen über die Anmut ihres Ganges.

„Wann kommt der Herr Inspekteur?“ fragte Lisa Boreel.

„Solange der Streif dauert, wird er schwerlich kommen können“, gab ich zur Antwort.

„So haben wir sie noch für uns“, erwiderte sie. Ich nickte.

„Wir müssen einen Plan machen“, fuhr sie fort.

Wir hatten die Straßen der Stadt erreicht. Vor fern kam ein rauher, aufgeregter und aufregender Gesang, in dem etwas Drohendes lag; dann hörten wir das unregelmäßige Geräusch vieler Schritte, und sehr bald mußten wir stehen bleiben: ein Zug Streikender kam vorüber. Sie trugen meist dunkle Jacken oder blaue Blusen, manche waren in Hemdärmeln; ihre Füße stakten in großen groben mit Lehm oder Ziegelstaub bedeckten Holzschuhen; die Gesichter waren finster oder gleichgültig. Zwischen ihnen gingen Frauen und Mädchen mit blassen abgehärmten, andre mit bösen Gesichtern und wilden Augen; wieder andre sahen wie in ein starres Elend in die Ferne.

Wir standen in einer schmalen, zum Teil mit Gras bewachsenen Seitengasse, da der Zug die ganze Breite der Straße einnahm, und sahen zu. Lisa Boreel hatte ihren schwarzen Sonnenschirm über die Schulter zurückgelegt und sah gespannt und halb erschreckt auf die Vorüberziehenden. Harry und ich trugen weiße Flanellanzüge; wir erhielten keine freundlichen Blicke, und hie und da fiel eine Bemerkung im Zug, die zweifellos uns galt und deren Feindseligkeit wir fühlten, wenn wir die Worte auch meist nicht verstanden. Harry Boreels Gesicht blieb gleichgültig und hochmütig; als ich mich nach Grazia umwendete, sah ich, daß ihre Augen voll von Tränen waren. Der aufreizende Gesang begann von neuem, und jetzt war der Zug vorüber.

„O, die armen, armen Leutel!“ sagte Grazia.

„Warum arbeiten sie nicht?“ erwiderte Boreel hart.

Grazia warf ihm einen betroffenen Blick zu. „Haben Sie die Schuhe gesehen und die Füße?“ fragte sie.

Harry wollte lachen, aber vor dem flehenden Ausdruck in Grazias Gesicht vermochte er es nicht.

Zwei Reiter der Maréchaussée kamen die Straße heraufgeritten, in leichtem Trab, dem Zuge nach. Wir gingen weiter durch die leeren Gassen, bis wir wieder auf den hellen Strand unter wohlgekleidete Spaziergänger hinaustraten. Vom Kasino tönte eine schmetternde Musik, und wir hatten die Arbeiter vergessen.

Für den Abend hatten wir Grazia beredet, auf den Kasinoball mitzukommen. Bisher hatte sie es immer abgelehnt. Es war der letzte Ball; viele Badegäste waren abgereist, der Saal war halb leer. Ich forderte Grazia zum Tanzen auf, aber sie sagte, sie sei müde, und ich tanzte mit Lisa Boreel. Andere Herren kamen sie aufzufordern, aber sie tanzte nicht. „Er erlaubt es ihr nicht!“ sagte Lisa empört zu mir. Wir setzten uns an einen Tisch; Harry bestellte Sekt; wir versuchten scherzhaft zu sein, aber die Stimmung blieb gezwungen, und wir brachen früh auf.

Da wir, um die weite Krümmung des Strandes abzuschneiden, durch die nur von wenigen Laternen erleuchteten Gassen der Stadt gingen, hörten wir aus den niederen Fenstern eines Wirtshauses den gleichen trostigen Gesang wie am Vormittag. Wir gingen schweigend vorüber. Irgendwie kam mir unsere Abendkleidung und unser Tanzen seltsam vor.

Zwei Tage darauf erhielt Grazia ein Telegramm: „Mark kommt heute“, sagte sie.

Ich begleitete sie zum Bahnhof, ging aber noch vor der Ankunft des Zuges weg, um die Verlobten allein zu lassen. Später, im Hause, begegneten wir uns. Er war jetzt über dreißig Jahre alt, sehr männlich, mit schönen regelmäßigen Zügen, sehr gut gekleidet und sehr höflich.

Es wurde sogleich vom Streif gesprochen. Die Arbeiter waren für ihn Menschen einer andern Welt, die die Ordnung störten, wie für Harry Boreel. Grazia hörte angestrengt zu. Er sprach ruhig mit voller tiefer Stimme — ich höre die wohl-lautende Männerstimme noch, die trotzdem durch die selbst sichere Überlegenheit, mit der er sprach, für mich etwas Aufreizendes hatte.

Eine Weile später sah ich ihn in einem Korbstuhl sitzen und in dem grünen Lederband mit der Messingschließe lesen. Grazia kniete vor einem Schrank, in dem sie etwas suchte; ich sah, wie seine Blicke über das Buch weg gingen und mit einer Leidenschaft auf ihr ruhten, die zu beobachten für mich peinlich war. Er begegnete meinen Augen und, sichtlich unangenehm berührt, senkte er die seinen auf das Buch.

Er war in einem Hotel abgestiegen und als er aufbrach, fragte er mich, ob ich mitkäme.

„Ich wohne hier“, sagte ich.

Er sah mich einen Augenblick an. Es regnete draußen, und Grazia bedauerte ihn. Sie begleitete ihn die Treppe hinab.

Der folgende Tag war warm; wir beschlossen mit Boreels an das Meer zu gehen und zu baden, und wir ließen es Mark sagen, der am Vormittag bei einer Behörde zu tun hatte und noch nicht gekommen war. Großmama, die in den letzten Tagen hatte heizen lassen, setzte sich auf eine Bank und sah uns zu. Der kühlen Tage und des Streiks wegen waren nun fast alle Badegäste abgereist, und der Strand war verlassen. Durch den weiten Bogen des flachen Ufers von uns getrennt, sahen wir nur fern noch andre Leute; einmal kam ein einsamer Reiter vorbei und ein Mann mit einem Hunde, der heftig nach uns bellte.

Grazia sah in ihrem blauen Schwimmkleid, schlank, das blonde Haar unter der blauen Gummikappe verborgen, entzückend aus. Der Strand war so flach, daß man noch weit draußen stehen konnte; da ich in ihrer Nähe kam, reichte sie mir die Hand, daß wir in den starken Wellen schaukelten, uns gemeinsam hoben, wenn die Woge kam, und hinter ihr wieder senkten. Im Geist verglich ich ihre kindliche Unbefangenheit und die strengen Züge des Mannes, den ich gestern gesehen hatte. Die Wellen hatten uns, fast ohne daß wir es merkten, zum Ufer zurückgetragen, und ich sah das Gesicht, an das ich eben gedacht hatte, und das jetzt nach uns starrte.

„Mark! Mark! Komm!“ rief Grazia.

Er wollte nicht. Sein Gesicht war finster. Er setzte sich zu Großmama auf die Bank. Sie rief ihn noch wiederholt, aber er schüttelte nur steif den Kopf und kam nicht.

Der Wind hatte zugenommen; Harry und Lisa schwammen weit draußen. Ich rief nach ihnen; als ich mich wieder umsah, stand Grazia am Ufer. Ich sah sie unter Marks Blicken blutrot werden; dann ging sie nach der Hütte, sich anzuziehen.

Als wir nach Hause gingen, um zu speisen, kamen beide die Düne entlang; Grazia sah nicht glücklich aus. Van Hest hatte nicht mehr viel Zeit; der schwarze Kaffee war kaum eingegossen, als er aufbrach. Er war nach dem Ministerium berufen worden, hoffte aber bald wiederkommen zu können, Grazia begleitete ihn auf den Bahnhof.

Als ich sie zwei Stunden später wiedersah, hatte sie verweinte Augen. Großmamas Lippen bewegten sich; das geschah, wenn sie aufgeregt war. Sie war es in dem Maße, daß die sonst so zurückhaltende alte Frau später auch mit mir sprach, so daß ich, ohne daß Grazia es ahnte, und sicherlich sehr gegen ihren Willen ihr Mitwisser wurde. Van Hest hatte es unpassend gefunden, daß sie mit mir badete, und es war ihm nicht angenehm, daß sie mit mir unter einem Dache wohnte.

Wir waren nah verwandt und früh befreundet; aber nie war ein Liebespiel zwischen uns gewesen. Das lag nicht in Grazias Art. Als meine Mutter mir ihre Verlobung mittheilte, hatte ich ihr gern und ruhig Glück gewünscht. Meine Mutter hatte mir erzählt, wie die beiden sich in einer Gesellschaft gesehen und gesprochen hatten und wie das sonst so ruhige und beherrschte Mädchen in tiefer stummer Aufregung nach Hause gekommen war, so daß Großmama in den ersten Tagen nicht begriffen hatte, was mit ihr war, bis Mark einen Besuch machte. Da Grazias Eltern nicht mehr am Leben waren, hatte die Verlobungsfeier in Onkel Jeans Haus stattgefunden, der Feste liebte. Ich sehe noch die vielen Chrysanthemen in dem grünen Salon, sehe Onkel Jean mit seinem graublondem Bart, das Sektglas in der Hand, stehen und seine Rede halten, sehe Großmamas ernstes und gerührtes Gesicht. Ich kannte auch das patrizische Haus mit den großen spiegelnden Fenstern, in dem der Bürgermeister van Hest wohnte; ich hatte ihn bei städtischen Festen mit dem schmalen strengen weißbärtigen Gesicht, im Ornat mit der goldenen Kette gesehen; auch seine stattliche Frau, auch den Sohn als Halberwachsenen, der gleichfalls ernst, viel gelobt, überlegen, uns Kinder nicht sehr beachtete. Von seiner glänzenden Laufbahn

wurde bei der Verlobung genug gesprochen. Mir aber kam in Erinnerung, daß einer meiner Freunde von Grazia gesagt hatte: „Kein Mann kann sich etwas Besseres wünschen.“ Dieser Mann schien beständig an ihn zu erziehen und zu mäkeln. Seine Eifersucht, die zu verstehen und dennoch sinnlos war, weckte sonderbare Gedanken und Empfindungen in mir.

„Soll ich in ein anderes Haus ziehen?“ fragte ich.

„Das wäre noch schöner!“ sagte Großmama. „Wenn sie sich jetzt vollkommen unterwirft, jetzt, da er noch werben muß, wie soll es erst dann werden?“

Grazia kam nicht mehr mit uns schwimmen . . .

Aber sie ging mit mir aus; ich hatte Zeit, mit ihr zu sprechen und an sie zu denken. Wenn wir heimkamen, saß Großmama, in ihren Schal gehüllt, unter der Lampe am Kamin und las. Das flackernde Feuer und das freundliche Licht, während draußen schattenhafte Wälder und das kalte Meer lagen, ließ uns die Behaglichkeit des warmen Hauses am frühen Herbstabend fühlen.

Ich beobachtete Großmamas weißes Gesicht in dem schwarzen Spitzenschal. Dachte sie ihrer fernen Jugend, wenn sie uns sah? Dachte sie daran, wie kurze Zeit sie noch mitleben und sorgen konnte?

Grazia kam aus ihrem Zimmer und schlang den Arm um sie. Großmama legte die Zeitung weg und nahm die Brille ab. „Mein liebes Kindchen!“ sagte sie und streichelte ihre Wange.

Die Verwandten mahnten uns in besorgten Briefen, abzureisen, wie es überall die meisten getan, und nach Hause zu kommen, des Streiks wegen, da niemand wissen konnte, was noch geschehen mochte. Aber weder Großmama noch wir waren ängstlich. Sie hatte uns zwar gerade aus der Zeitung vorgelesen, daß viele Züge nicht mehr verkehrten und die Post ungewiß wurde; die unheilverkündende Ruhe in den großen Hafen- und Fabrikstädten war geschildert; aber es war, als ob all das uns hier nicht berühren könnte.

Indessen sagte uns Harry Boreel, daß auch hier eine gefährliche Spannung herrschte, weil die Bürger über die vorzeitige Abreise der Badegäste und das Leerstehen ihrer Sommerhäuser erbittert waren.

Grazia wollte mehr über den Streik wissen. Sie hörte mich aufmerksam an, redete mir aber entgegen, und ich erkannte die Gedanken van Heysts.

„Heute hat niemand mehr ein Herz für den andern,“ sagte Großmama, „meine Mutter hat der Matilda und Rebekka, ihren Mägden, selbst die Hochzeit ausgerichtet; aber sie hätten auch nie gewagt, etwas gegen ihren Befehl zu tun; und die Arbeiter grüßten schon von ferne, wenn mein Vater vorüberging.“

Großmama machte keinen Versuch, die Zeit zu verstehen, und während das Land vor großer Gefahr bebt, bangte sie nur um Grazias Glück.

Am andern Vormittag kamen wir auf unserm Spaziergang an dem stillen Hafen vorüber, in dem ein paar kleine Dampfer und viele Barken in der Sonne lagen. Infolge des Streiks wurde nicht gelöscht und nicht verladen; die Leute saßen in ihren Häusern oder in den Wirtschaften. Nur in ein paar Barken aus der Nachbarschaft sahen wir da und dort einen Burschen in Holzschuhen oder eine Frau in weißer Haube mit blitzendem Schläfenschmuck an den Körben hantieren. Über dem grünen Wasser standen drei Möwen mit erhobenen weißen Schwingen gleichsam regungslos in der Luft. Auf der andern Seite des Hafens lag ein großer schwarz gestrichener Dzeandampfer am Quai; am Ufer zog sich, tiefen Schatten auf das Wasser werfend, ein hohes graublaues Speicherhaus hin; dahinter stieg die Düne mit Resten alter Festungswerke aus der spanischen Zeit auf.

Die Ufergasse war leer gewesen. Aber als wir uns wieder umsahen, stand eine große knochige Frau vor uns, barfuß in Holzschuhen, ein jammervoll aussehendes Kind im Arm, und sah uns schweigend an. Die mit weißen Gardinen verhängten Scheiben und das gemalte Schild eines Milchladens glänzten in der Sonne. Grazia schlug die Hände vors Gesicht. Dann trat sie in den Laden, kam mit einer vollen Milchflasche wieder heraus und reichte sie der Frau, die rasch dankte und forteilte.

Da wir dem Quai entlang nach dem ebenso stillen Bahnhof gingen, sahen wir eine Gruppe von Bahnarbeitern in erregten Gesprächen; die Signalglocke klingelte; eine Glastüre wurde geöffnet und zugeworfen, und ein Beamter trat auf den Perron.

Ein Zug fuhr langsam ein. Auf der Lokomotive befanden sich ein Ingenieur und zwei Gendarmen. Nur wenige Leute waren im Zug; aus dem ersten Wagen stieg Mark van Heyst. Er ging zur Lokomotive und sprach mit dem Ingenieur; der Bahnhofsbeamte trat hinzu. Als das Gespräch beendet war, und er sich umwendete, rief Grazia „Mark!“ und eilte ihm entgegen, während ich langsamer folgte. Er grüßte, sein Blick streifte uns beide und sein schönes Gesicht blieb strenge. Ein Wagen fuhr eben vor, in dem ein Herr in Uniform saß, der ihn offenbar erwartete. Als er mit den anderen Herren durch die Schranke trat und wir folgten, standen die Arbeiter finster zu beiden Seiten; sein Blick glitt kalt über sie hin. Er sprach einen Augenblick mit Grazia, sagte, er werde uns aufsuchen, falls ihm irgend Zeit bliebe, und fuhr fort.

Er kam indessen bereits am frühen Nachmittag. Irgendein bedrohliches Ereignis, das an diesem Abend hier erwartet wurde, eine Versammlung, in der jemand sprechen sollte, der für gefährlich galt, hatte ihn hergeführt; auch hatte er sehen wollen, ob der Zug sicher durchkäme. Es schien jedoch alles nicht so schlimm zu sein. Im übrigen war auch er der Ansicht, daß wir abreisen sollten. In der Hauptstadt gab es so gut wie keine Fabriken und genug Militär. Aber Großmama wollte bleiben und Grazia hier behalten; er verbeugte sich, da er gerade ans Telephon gerufen wurde, mit einem höflichen „Bitte“, wie jemand, der nur seiner Pflicht genügen wollte.

Ich sah ihn dann wieder auf dem Balkon in dem grünen Lederbuche lesen. Ich habe viele Jahre später dieses Buch in die Hände bekommen; ich fand es unter Großmamas Nachlaß. Es war hilflos geschrieben. Man fühlte alle Hemmungen des Mädchens, das weder sich zu beobachten noch sich so preisgeben gewohnt war. Damals empfand ich sein Lesen peinlich, wie eine beständige Indiskretion.

Ich ging ins Freie. Ich lag in dem nahen Wäldchen auf der Erde, als ich Schritte hörte und gleich darauf van Heysts verhaltene und vorwurfsvolle Stimme. „Mein Wunsch ist,“ sagte er, „daß du so wirst, wie die Frau Mark van Heysts sein muß, wie ich dich mir vorstelle. Erwinnere dich, was du mir versprachst, als wir uns verlobten!“

„Aber ich tue ja doch alles, Mark!“ war ihre bittende Antwort.

Seine Erwiderung konnte ich beim Rauschen des Windes in den Bäumen nicht mehr deutlich hören, aber sie klang ablehnend. Die Schritte verhallten. Ich sprang auf und kam fast gleichzeitig mit ihnen nach dem Hause zurück. Auf den Türstufen stand das Mädchen: man hatte eben wieder telephonierte, und ein Polizist hatte ein Telegramm für den Herrn Inspekteur abgegeben. Van Heyst ging rasch an den Apparat. Grazia wartete, tief in Gedanken; ich setzte mich in einen der großen Rohrstühle, die unten standen, und zündete mir eine Zigarette an. Van Heyst kam sehr bald wieder und bat, daß ein Wagen geholt würde; er mußte sogleich nach der Stadt. „Es scheint irgend etwas im Gang zu sein“, sagte er völlig ruhig auf unsere Fragen. „Ich muß sehen. Wenn möglich, telephoniere ich, und wenn ich kann, komme ich wieder.“

Wir nahmen den See mit Großmama, wir hatten nur Vermutungen. Ich rief Boreel an, bekam aber keine Verbindung. Über dem Meer standen Wolken, und das Feuer des Leuchtturms flammte in der Ferne wie ein blasser Stern auf.

Auf dem Balkon einer Villa sah ich Leute, die mit einem Fernglas nach der Mole sahen. Ich tat das gleiche, konnte aber nichts Auffallendes wahrnehmen. Die Wolken nahmen, obgleich kaum ein Wind zu merken war, rasch zu; ein Regenschauer ging nieder, der nach etwa einer halben Stunde wieder aufhörte.

Wir hatten die Balkontüren geschlossen; das Mädchen machte eben Licht, als das Geräusch von vielen Pferdehufen auf feuchtem Boden uns betroffen machte; ich öffnete die Balkontüre, wodurch das Geräusch sogleich sehr laut und nahe wurde, und wir auch das Klirren des Zaumzeugs und das Klappern der Ledertaschen hörten; eine Abteilung Husaren ritt im Trab vorüber, der Stadt zu.

Wir fingen an, besorgt zu werden. Zweifellos hatte Mark die Soldaten kommen lassen, und wir wußten, daß er es nicht leichtfertig und ohne Grund tat.

Grazia stand in der Türe, an den Pfeiler gelehnt, und sah in die Ferne. Sie hatte eine Jacke an und die Hände in den Taschen; ihr Gesicht unter den blond ansteigenden Haaren und

ihre Gestalt zeichneten sich regungslos von dem grauen Wasser und Himmel ab, die kaum mehr zu unterscheiden waren.

Ich stand in der Tiefe des Zimmers und sah ihr nach. In diesem Augenblick fühlte ich heftig, daß ich sie liebte.

Auch Großmama, die am Tisch bei der Lampe saß, sah öfter nach ihr; es war kühl, und sie wünschte sicherlich, daß die Türe geschlossen würde, aber sie sagte es nicht.

Die Flut war hereingekommen, und im weiten Halbrund spülten graue Wellen an Dünen und Häuser, in denen nur hier und da Licht schimmerte. Jenseits der Mole und des Leuchtturms in der Richtung des Hafens war ein roter Schein, der rasch röter wurde. Ein Ton drang herüber, bei dem Grazia zusammensuhr; aber der Wind ging nach der andern Seite, und die Entfernung machte alles ungewiß.

Ich ging ins andre Zimmer und rief nochmals Boreel an; diesmal kam seine Frau ans Telephon und ihre Stimme klang aufgeregter: es müsse etwas geschehen sein, am Hafen würde geschossen; sie höre übrigens gerade Harry kommen. Ich sprach ihn gleichfalls, und er bestätigte, daß es zu Zusammenstößen gekommen war; am Hafen sei ein Brand und Militär sei tätig. Von van Heyst wußte er nichts.

Ich berichtete den Frauen, was ich gehört. „Begleitest du mich, Adrian?“ fragte Grazia. „Sei nicht böse,“ sagte sie zu Großmama; „es ist solch eine Unruhe in mir! wir kommen bald zurück!“

Großmama sah sie an. „Seid vorsichtig, Kinder!“ sagte sie, sonst nichts.

Wir fuhren auf unsern Fahrrädern durch die Stadt dem Hafen zu. Dann konnten wir nicht weiter; Gedränge und Polizisten sperrten uns den Weg. Wir stellten unsere Räder ein und kamen schließlich in eine Gasse, die durch ein Gitter vom Hafenquai abgeschlossen war. Dort stand niemand; man konnte auch nichts als den dunkeln Wasserspiegel sehen. Von irgendwoher tönte Geschrei, und wir wollten eben weiter, als wir einen Funkenregen auf das Wasser fallen sahen. Ein Schiff, an dem Teile des Verdecks und der Mast mit halb verkohlten Stengen noch glimmten und glühten und jedem Luftzug Funken gaben, trieb vorüber. Einen Augenblick später kam hinter uns ein Mann, der das Gitter mit einem Schlüssel öffnete und auf den

Quai hinausging. Wir folgten ihm; er sah uns an, sagte aber nichts. Wir kamen an geschlossenen dunkeln Speichern vorbei; alles war leer und finster, nur wenige Laternen brannten; unsere Schritte hallten; aus weiter Ferne drang verworrenes Geräusch. Wir hatten eben eine Brücke betreten, als sie plötzlich mit uns in blendend weißem Lichte lag. Im nächsten Augenblick war die Finsternis noch tiefer: ein Scheinwerfer hatte die Brücke beleuchtet. Der Mann war nicht mehr zu sehen. Wir gingen am andern Ufer weiter und sahen das weiße Licht über hohe Krahne, über den Dzeandampfer und dann über die Wasserfläche gleiten; sahen auf dem andern Ufer abgeseffene Husaren, die Karabiner auf dem Rücken, und sahen ein schönes braunes Pferd auf der Erde liegen.

Jetzt lag ein Gewirr dunkler Barken vor uns, die uns die Aussicht versperrten. Ungeduldig sprang ich vom Quai auf eines der Schiffe hinüber und stieg auf das Heck um auszuschauen. Grazia rief mich; ich schob ein Brett ans Ufer und sie folgte mir; in einiger Entfernung konnten wir das lange graue Lagerhaus sehen, das bis an die alten Befestigungen reichte und jetzt halb beleuchtet vor uns lag; Menschen eilten am Ufer entlang; ein paar Feuerspritzen fuhren eben davon. Der Hafen war offenbar geräumt worden, und es schien alles vorüber zu sein. Wir gingen ans Ufer zurück; ich sah wie das Brett unter Grazia schwankte, bot ihr die Hand, und sie kam noch glücklich herüber; ich mußte an das schmale finstre Wasser zwischen Quaimauer und Schiffswand denken. Wir schwiegen beide und wollten eben weiter gehen, als wir ein Geräusch hörten. Jrgendwo in unsrer Nähe mußte jemand sich zu schaffen machen. Wir hörten ein Stöhnen. Auf den Zehen ging ich vor; zwischen den Speichern war hier ein schmaler gepflasterter Hof: an einem Brunnenbecken stand ein junger Mensch und presste ein nasses Tuch an den Kopf, an dem er eine stark blutende Wunde hatte. Er warf uns einen wilden, halb erschreckten, halb drohenden Blick zu, als wir plötzlich vor ihm standen; aber er schien am Umsinken. Grazia hatte bereits ihr Tüchlein am Brunnen befeuchtet und statt seines schmutzigen Lappens auf die Wunde gelegt. Es war offenbar ein Säbelhieb. Mißtrauisch sah er uns an; dann redete er: er wollte nicht verhaftet werden. Nun sahen wir uns an. Endlich sagte ich: wenn er den Weg wüßte, würde ich ihn dahin-

bringen, wo er wollte. Ich riß unter der Weste einen großen Streifen von meinem Hemde, und damit und mit Grazias Schal machten wir ihm einen festen Verband. Denn den Weg aus dem Hafen wußte er und hatte nur Sorge wegen der Blutspuren; Polizei und Truppen suchten den Hafen ab. Wir stützten ihn beide und gingen mit ihm durch dunkle unbekannte Gassen. Einmal hörten wir Schritte, und standen alle drei erbebend still; wir drückten uns an die Wand hinter einem Pfeiler; die Schritte hallten laut und abgemessen aus einer Quergasse; Blicke fielen in unsre Finsternis, ohne uns zu sehen, und die Patrouille schritt weiter. Nach einer Weile setzten wir unseren seltsamen Weg fort, an Bretterzäunen, hinter denen große Hunde anschlugen, und an Baracken mit wenigen erleuchteten Fenstern vorüber, bis wir wieder in enge Gassen kamen, und unser Schützling an ein Fenster klopfte. Vorsichtig wurde es ein wenig geöffnet und halblaute Worte gewechselt, die wir nicht verstanden. Dann öffnete sich eine Türe, und ein Mann mit finsternem, unrasiertem Gesicht, der eine kleine Laterne hielt, erschien und sah uns ebenso mißtrauisch, wie jener vorher, und verwundert an. Naiv fragten wir, ob wir einen Arzt schicken sollten; ein Fluch des finstern Menschen antwortete; der andre aber drückte uns rasch die Hand und verschwand im Hause; die Türe wurde wieder geschlossen, und wir standen allein.

Wir hatten nicht daran gedacht, nach unserem Weg zu fragen, und gingen aufs Geratewohl zurück; bald hörten wir Stimmen und die Schritte vieler Menschen. Wir waren in der Stadt beim Hafen, inmitten der Menge, die sich zu zerstreuen schien, gerieten aber schon in einer der nächsten Straßen in einen dicht gedrängten Arbeiterzug. Die Leute sahen finster und niedergeschlagen aus. Wir waren einfach gekleidet, und das Bewußtsein dessen, was wir eben getan, gab uns eine merkwürdige Sicherheit. Übrigens schien sich niemand um uns zu kümmern. An einer Querstraße staute sich der Zug, in den wir eingekleidet waren. Ein Wagen, der hindurchzufahren suchte, wurde mit grimmigen Rufen aufgehalten. Vorne beim Kutscher lag Gepäck; die Leute fuhren offenbar nach dem Bahnhof; wahrscheinlich ging ein Zug. Jemand im Wagen schrie dem Kutscher etwas zu, der mühsam die aufgeregten Pferde festhielt, und jetzt loszufahren suchte. Ein Gebrüll erhob sich. Leute fielen dem Kutscher in die Zügel,

ein Mann stand im Wagen auf und drohte. Es war Harry Boreel. „Streifbände, verfluchte!“ rief er, während Lisa, die ihn totenblau umfaßt hielt, ihn zurückzuhalten suchte. Wir waren nur wenige Schritte entfernt, obwohl wir weder vor noch rückwärts konnten. Ich sah nach Grazia, die noch blässer geworden war als ihre Freundin. Jetzt aber tauchten berittene Polizisten neben dem Wagen auf und machten ihm Bahn. Mit ihren Pferden schlossen sie die Straße ab, so daß sie die Leute überall zurückdrängten. Einen Augenblick glaubten wir erdrückt werden zu müssen, da der Zug noch immer von rückwärts nachdrängte. Ich hielt Grazia fest umschlungen, um nicht von ihr getrennt zu werden. Dann wurde Luft, und langsam bewegte sich die Menge zurück. Es dauerte eine Viertelstunde, ehe wir einen kleinen Platz erreicht hatten, der ganz nahe hinter uns lag. Auch er war dicht mit Menschen gefüllt. Auf einer Kiste oder einem Stuhl, wir konnten es nicht sehen, stand ein Mann vor einem Hauseingang und redete. Es war ein kleiner Mann mit dichtem Haar und einem buschigen Schnurrbart unter scharfen leuchtenden Augen. Ich habe seither viele Sozialisten kennen gelernt, die mir wenig gefielen. Aber aus dem Gesicht und den Worten dieses Mannes sprach Empörung und Entschlossenheit und eine sichtbare tiefe Liebe zu den Menschen vor ihm, die an seinem Munde hingen. „Geht nach Hause, Genossen,“ schloß er, „geht nach Hause! Es hat keinen Zweck, daß jetzt noch Blut fließe! Das wollen sie ja nur! Unser Recht wird uns werden, und kein Inspekteur mit seinen Husaren kann es niedertreten!“

Der Platz begann sich zu leeren. Ihr trohiges Lied singend, gingen die Leute auseinander. Ich suchte nach dem Mann, der gesprochen hatte; aber er war nicht zu sehen; er war mit den Leuten fort oder in ein Haus gegangen. Ich wußte nun, wer er war; ich hatte seinen Namen nennen hören: es war Jan Verkhout von der zweiten Kammer.

Auf dem Strandweg fanden wir einen Wagen und fuhren nach Hause. Großmama erwartete uns nicht ohne Sorge und hörte gespannt und mit vielen Ausrufen unsere Erzählung. Van Heyst hatte angerufen und war nicht erfreut gewesen zu hören, daß wir nach dem Hafen gefahren waren. Im Lauf des Abends rief er nochmals an, und Grazia ging ans Telephon und sprach mit ihm.

Er kam am nächsten Vormittag. Er war sehr ernst, aber sein ganzes Verhalten vom Bewußtsein seiner Leistung gehoben. „Der Kampf geht zu Ende, und die Ordnung siegt,“ sagte er, „aber niemand kann wissen, was sich noch ereignen kann,“ und er riet uns nochmals dringend, abzureisen. Auch Großmama hatte die Freude verloren und war nun ungeduldig, nach Hause zu kommen.

Grazia war sehr bleich. Man sah ihr die schlaflose Nacht an. Beide sprachen eine kurze Zeit allein miteinander; dann fuhr er sogleich wieder fort. Ein Herr wartete im Wagen vor dem Hause auf ihn. Auf dem Strandweg sahen wir berittene Posten.

Draußen regnete es unaufhörlich; die Bucht und die Stadt, die ganze Welt unter den Wolken schien immer kleiner, enger und trüber zu werden.

Gegen Nachmittag ging ich einen Augenblick auf die Düne hinaus. Ich sah das Meer und die Wellen unten an den Strand schäumen; über mir jagte der Wind die zerrissenen Wolkenstreifen hin; die Seevögel flogen kreischend über dem Strand. Mein Herz schwoll über in unsagbarer Sehnsucht und in Trauer um mich selber wie um Grazia. Aber ich hielt an mich und sprach nicht; ich wußte, daß es hoffnungslos war.

Ich kehrte ins Haus zurück. Die Koffer waren in die Zimmer gebracht worden; die Türen standen offen, weil alle beständig hin und her gingen. Großmama packte oben mit ihrem Mädchen; Grazia war in ihrem Zimmer. Sie hatte mich nicht eintreten gehört und glaubte allein zu sein, denn ich hörte sie plötzlich nebenan laut sagen: „Was soll ich nur tun?! was soll ich nur tun?!“

Ich rührte mich nicht; aber ihre ganze Qual strömte gleichsam in mich über. Nach einer Weile trat ich ein und fragte, ob ich ihr helfen könnte. Ich packte ihre Bücher, während sie Kleider und Wäsche aus dem Schrank zurechtlegte. Da lag das grüne Buch mit der Messingschließe vor mir; ich zauderte — Grazia sah herüber, nahm es und legte es beiseite.

Die Straßen, durch die der Wind raste, lagen verlassen und öde, als wir zum Bahnhof fuhren. Der Bahnhof war von Miliz besetzt; in jedem Wagen sahen wir Uniformen; längs der

ganzen Strecke standen Posten, den Mantel umgeschlagen, das Gewehr auf dem Rücken.

An jeder Haltestelle des Zuges wurden Zeitungen ausgerufen. Großmama las sie mit uns; aber öfter noch ruhten ihre Blicke auf Grazia und mir.

Wir fuhren in die vertraute Stadt ein, in der die Lichter brannten. Sie bedeutete die Trennung für mich, denn ich wohnte nicht bei Großmama.

Nie werde ich diesen Herbst vergessen, die Aufregung, die über den nebligen öden Straßen lag, die immer wieder durchreitenden Truppenabteilungen, die Gruppen und Züge von Arbeitern. Für mich sind diese Bilder für immer mit dem Schicksal des schönen Mädchens verknüpft, das mir so wichtig geworden war, und irgendwie fühlte ich damals und weiß ich heute, daß dies nicht nur äußerlich war. Schließlich besteht die Welt aus einzelnen Menschen, und jeder trägt die Zeit und ist von ihr getragen.

Der Streik ging zu Ende. Die Kammern waren versammelt; ein neues Gesetz war vorgelegt, das ähnliche Ereignisse unmöglich machen sollte. Ich war bei der entscheidenden Sitzung. Der Hof, um den die alten Gebäude liegen, war von Truppen bewacht, die Menschen standen gedrängt davor und warteten. Als ich meinen Platz auf der Tribüne einnahm, sah ich nicht weit von mir Grazia mit Onkel Hendrik. Wir hörten die heftigen Anklagen der Arbeiterführer, die abgemessene Stimme des Ministers, hörten ihn die Ausschreitungen schildern, die die Streikenden sich zuschulden kommen lassen, hörten ihn den Brand im Hafen unseres Städtchens, die verdienstvolle Energie des Inspektors Herrn van Heyst erwähnen. Ich sah Grazia über und über erröten und ihren Schleier herunterlassen. Alle Zeitungen brachten van Heysts Namen.

Am Tage darauf war ich bei Großmama zum Tee; die Anwesenden sprachen über die Sitzung und über die Ereignisse mit jener kalten Leidenschaftlichkeit, mit der Menschen in Parteidiskussionen von Menschen sprechen. Und jung, wie ich war, sagte ich, daß mir Verkhouts Rede besonders gefallen, weil er so menschlich gesprochen hätte.

Ein Schweigen entstand; die Verwandten waren starr; obwohl viele Bürgerliche in jenem Streit die Partei der Arbeiter

nahmen, unsere Familie war ungeteilt. Die volle männliche Stimme Mark van Heysts brach das Schweigen.

„Hier steht ganz anderes auf dem Spiele,“ sagte er, „hier kann man nicht sentimental sein . . .“

„Ach,“ erwiderte ich ärgerlich, „brauchen Sie doch dieses Wort nicht! Man kann menschlich sein. Als Grazia und ich bei dem Brand im Hafen den verwundeten jungen Arbeiter fanden, da haben wir ihn verbunden und in Sicherheit gebracht: wir handelten einfach menschlich . . .“

„Adrian!“ rief Grazia.

„Was taten Sie? und Grazia? was ist das?“ fragte Mark.

Ich hatte keine Ahnung gehabt, daß er nichts wußte, und ich hätte innerlich gelacht, da er erfuhr, daß seine Verlobte einen Aufrührer vor ihm und seiner Polizei geschützt hatte. Aber als ich Grazias Gesicht sah, erkannte ich, was ich angerichtet: ich hatte sie preisgegeben. Eine schwere Verstimmung lag über der Gesellschaft; es kam kein Gespräch mehr in Gang; und als die übrigen Gäste gegangen waren und wir zu erklären anfangen, kamen Grazia und ich in eine Art Verhör. Wir und auch Großmama wollten die Sache als etwas Natürliches und, weil es vorüber war, nun auch Gleichgültiges abtun, aber Mark wurde immer ernster.

„Was hätte ich anderes tun können, Mark?“ sagte Grazia flehend.

„Das ist doch klar! Dich zum mindesten nicht einmischen! Ich will nicht davon sprechen, daß das, was du und dein Vetter getan, strafgesetzlich verfolgt werden müßte . . .“

„Warum tun Sie es nicht?“ rief ich. „Es würde großartig wirken, einfach altrömisch . . .!“

„St! Adrian!“ warf Großmama ein.

Er ignorierte meine Bemerkung und sprach weiter: „... und daß du mich innerlich in einen peinlichen Zwiespalt bringst...“

„Ja, das verstehe ich,“ sagte Grazia, „in einem Zwiespalt war ich auch. Und ich begreife, daß du recht hast; aber du mußt auch begreifen, daß ich nicht anders konnte.“

Mark biß sich auf die Lippen. „Wir werden darüber noch sprechen, Grazia.“ Er sah auf die Uhr. „Jetzt muß ich gehen. Ich komme morgen um die gewöhnliche Zeit.“

Er verabschiedete sich, und Grazia, deren Aufregung für uns peinlich zu sehen war, begleitete ihn hinaus. Großmama und ich sahen einander an. „Nun wird das Kind wieder die ganze Nacht nicht schlafen“, sagte Großmama. Es tat mir leid, gesprochen zu haben, obgleich Grazia reizend genug war, es mir nicht übel zu nehmen. Was mich wunderte und mir zu denken gab, war, daß sie offenbar auch in ihr Tagebuch nichts von unserem Erlebnis geschrieben hatte, ob sie es nun nicht vermocht oder nicht gewagt hatte.

Es war in jenen Tagen, den letzten, in denen ich sie noch wie bisher sehen konnte, ein bitteres Glück für mich, das ich auskostete. Eines Abends kam ich zu Großmama zum Essen. Das Mädchen ließ mich ein; im Speisezimmer blieb ich stehen: durch die angelehnte Türe hörte ich die alte Frau im Salon nebenan mit heftiger, fast rauher Stimme sagen: „Wenn dies so weiter geht, so werden Sie sie in wenigen Jahren unter die Erde gebracht haben! Grazia ist viel zarter als sie ahnen! sie ist zart wie ein Rosenblatt!“

Ich weiß nicht, was Mark antwortete, denn in diesem Augenblick tönte im Vorraum der Gong, der zu Tische rief, und als das metallene Dröhnen aufhörte, war es im Salon stille; da ich eintrat, stand Großmama allein in ihrem schwarzen Spitzen- tuch an einem der Blumentischchen und richtete mit hastigen zitternden Händen etwas an den Tulpen.

Dann saßen wir alle vier unter der Lampe um den Tisch im Speisezimmer, als wäre nichts vorgefallen. Mark sah ruhiger und selbstsicherer aus als je. Grazia war sehr schön in einem schweren ausgeschnittenen Abendkleid. Sie sollte nachher mit ihm ins Theater fahren. Nach dem Essen blieben wir noch eine kurze Zeit im Salon beisammen. Es war ein großes Zimmer mit schweren alten Möbeln und Vorhängen. Großmama saß sehr aufrecht auf dem Sofa und bewegte leise die Lippen; Mark und Grazia betrachteten Photographien unter einer hohen schlanken altmodischen Lampe. Nie war mir Grazia so bräutlich erschienen wie an diesem Abend. Es war eine Minute, in der niemand sprach. Die Fensterscheiben zitterten leise vom Rollen eines Wagens. Plötzlich lauschten wir alle einem Lärm und Ton, der näher kam. Viele Schritte füllten

die Straße, und ein trohiger Gesang, das gleiche Lied der Arbeiter wie damals.

Mark hatte den Kopf erhoben und hörte mit abweisender Miene, gleichsam mit innerlichem Achselzucken, hin. In Grazias Gesicht war derselbe gequälte Ausdruck wie damals; mit einem schmerzlichen Lächeln sah sie auf Mark.

„In unserem Lande werden sie damit nicht weit kommen, wenn alle ihre Pflicht tun“, sagte van Heyst mit seiner ruhigen tiefen Stimme und strich ihr mit überlegener Zärtlichkeit über das Haar.

„Ja, ja, die Pfeiler des Staats und der Gesellschaft sind nicht zu erschüttern“, sagte ich.

Niemand antwortete. Mark zuckte auch äußerlich die Achseln. Ich war es, der mich lächerlich machte. Hatte Mark am Meer durch mich gelitten, so erhielt ich es jetzt reichlich zurück.

Gesang und Schritte in der Straße waren verhallt, und das Mädchen trat ein und meldete, daß der Wagen gekommen sei. Das Brautpaar verabschiedete sich.

„Mein armer Adrian!“ sagte Großmama, als ich wieder ins Zimmer trat, nachdem ich die beiden zum Wagen begleitet hatte. Ich küßte ihre Hände.

Drei Wochen später fand, wieder in Onkel Jeans Haus, die Hochzeit statt. Onkel Jean mit den zarten roten Wangen und dem graublonden Bart, im Frack, sprach, das Sektglas in der Hand, von Glück und Liebe und einem Wunderland, in das die beiden eingingen. Viele Reden wurden gehalten unter Rosen, Tulpen und Chrysanthemen. Mark wurde sehr gefeiert. Hingegeben, bewundernd, sah Grazia nach ihm. Großmama saß im Lehnstuhl und nahm die Glückwünsche, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden, mit einem erstarrten Lächeln entgegen. Ihr Gesicht unter der hellen Spitzenhaube mit den orangefarbenen Bändern schien mir knochig und gealtert. Als Grazia sich ihr in die Arme warf, schluchzte sie mit ihrer gebrochenen Stimme auf, und Tante Berthe und Onkel Hendrik, die ihr zunächst saßen, hörten sie mit Verwirrung die Worte „Mein armes Kindchen!“ wiederholen, während Mark, der daneben stand, stattdich und schön im Frack, mit mehreren kleinen Orden, eine große weiße Blume im Knopfloch, es gleichfalls

hören mußte. Er beugte sich herab und zog Großmamas hagere gelbe Hand an die Lippen.

Man war aufgestanden und trank Likör und schwarzen Kaffee; die alten Herren sahen, ihre schweren Zigarren rauchend, zu den Amoretten unter der Decke, die Guirlanden hielten um die Bilder reicher, ernster Vorfahren und die Modelle bewimpelter Schiffe an den Wänden. Selbst Harry und Lisa Boreel sah ich von der allgemeinen Feststimmung mitgerissen, als hätten sie nie anderes gesprochen oder gedacht.

Am Tage darauf fand ich Großmama allein in Grazias halb ausgeräumtem Zimmer, das in einer Lade vergessene Buch in grünem Leder in der Hand. Der Schlüssel fehlte. Und jetzt völlig unbeherrscht, warf sie es auf die Erde und stampfte mit dem Fuß. Ich hob es auf: „Es ist von Grazia!“ sagte ich.

„Nein, das ist nicht sie!“ rief die alte Frau. „Das ist, was er ihr abquält! Aber man kann ja nichts tun.“ Sie nahm mir das Buch wieder aus der Hand und wollte es einschließen. Dabei fiel ein Blatt aus dem Buch: Es waren wenige Zeilen eines angefangenen Briefes: „Mein geliebter Mark, es wird mir so schwer, dir das zu sagen; aber manchmal wird mir bange, wenn du nicht begreifst, was ich fühle. Du bist so klug, und ich weiß, daß du gut bist, aber du glaubst wohl, du darfst es nicht zeigen. Ich aber brauche es; ich vergehe vor Glück, wenn du gut zu mir bist, und du weißt nicht, wie ich leide, wenn du es nicht bist. Die andern Menschen, selbst . . .“ hier brach die Schrift ab. Großmama hatte mir das Blatt gereicht; wir sahen einander nicht an, und ich schob es schweigend wieder in das Buch zurück.

„Ich war gestern bei dem Begräbnis deiner Cousine“, sagte mir zwei Stunden später ein Freund, der bei der Trauung in der Kirche gewesen war. Es war derselbe, der einst gesagt hatte: „Besseres als sie kann kein Mann sich wünschen!“

Großmama hat das, was kommen mußte, nur noch ein Jahr mit angesehen. Dann starb sie. Ich nahm eine Stelle in den Kolonien an. Vier oder fünf Jahre später sah ich Grazia, bei einem Besuch in der Heimat, zum erstenmal, in Onkel Hendriks Haus wieder. Sie war blaß, dunkel gekleidet, noch immer schön, aber mit zwei scharfen Linien im Gesicht. Sie begrüßte mich

sehr freundlich, aber doch fremd; wie jemand, der seit langem in einer andern Welt lebt. Ich wußte, daß Mark bereits eine hohe Stellung erreicht hatte. „Ihr Haushalt füllt sie ganz aus“, hatte Tante Berthe gesagt. In der That sah Grazia mit einer gewissen Angst nach der Uhr: „Mark kommt aus dem Amt nach Hause; ich muß sehr pünktlich sein“, sagte sie. Als sie aufstand, sah ich, wie mager sie geworden war. Ihre zwei wohlgekleideten, wohlerzogenen kleinen Kinder kamen mit dem Fräulein herein; beide Frauen waren ganz mit dem Anziehen der Mäntel, dem Richten der Hüte und Schuhchen beschäftigt, während Tante Berthe bewunderte. „Grazia hat es sehr gut, wenn auch ihr Mann ein wenig strenge ist,“ sagte Tante Berthe, als sie gegangen war.

Grazia ist nun auch schon lange tot. Wie fern diese Tage hinter mir liegen!

Iversen

Die Stadt, in der diese Ereignisse sich zutragen, soll nicht genannt werden; es ist eine Stadt in einem fernen Erdtheil, wo die Luft schwül und von Düften erfüllt ist, wochenlang Wasser vom Himmel stürzen, Stürme das Werk der Menschen bedrohen und Flammen den Grund unterwühlen, auf dem sie wohnen. Bunte Vögel und große Insekten fliegen unter großblättrigen Bäumen, Affen schreien in den Ästen, dicke Schlangen lassen sich in das träge Wasser der Flüsse hinab, und in den Wäldern leben noch gefährliche Tiere, wenn auch weit genug von der Stadt zurückgedrängt, daß die Menschen in ihren Häusern sicher vor ihnen leben und ihre Ausflüge in die Umgebung machen können. Viele schlecht gepflasterte, unraterfüllte Straßen ziehen durch die Stadt mit niedern Häusern aus Stein oder Lehm, und wenige glänzende Straßen, in denen Steinpaläste mit riesigen dunklen Fensteröffnungen und breiten mit Sonnendächern überspannten Balkonen stehen. Und inmitten jener engen kotigen Gassen erhebt sich an der höchsten Stelle der Stadt die großartige Kathedrale, im Barockstil erbaut, aber mit seltsamen schnörkelhaften Pfeilern und Zierleisten, die an uralte Indianerkunst erinnern.

In dieser Stadt lebte als deutscher Konsul ein Herr von Gampp; er war schlank mit gelbem Gesicht und müden Bewegungen; die Tropen hatten ihn krank gemacht; in den Amtsstunden saß er in seinem verdunkelten Zimmer; wenn er sich wohl genug fühlte, spielte er in den Morgenstunden Tennis oder ritt aus. Er hatte eine kluge elegante Frau mit hellem blonden Haar; in ihren Augen war eine lächelnde Traurigkeit; sie hatte ihr einziges Kind, ein Mädchen, zu Verwandten nach Europa schicken müssen, weil es sonst dem Klima erlegen wäre. Man sah sie des Abends spazierenfahren, manchmal mit ihrem Mann, öfter allein; bei den wenigen Empfängen war sie eine lebenswürdige Hausfrau. Tennis spielte sie schon lange nicht mehr.

Die deutsche Kolonie bestand zumeist aus Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten, die die Not aus der Heimat getrieben hatte, einigen Ingenieuren und einem Arzte. Hie und da kam ein Reisender von Rang oder ein großer Kaufmann durch die Stadt und sprach auf dem Konsulat vor.

Eines Tages kam Ivo Iversen in der Stadt an. Auch er war Ingenieur und kam in Geschäften; er wurde vom Sennor Triarte, dem Direktor der Bank in dem weißen Steingebäude auf der Plaza, mit großer Höflichkeit empfangen und stieg im ersten Hotel der Stadt ab. Er kam auf das Konsulat wegen verschiedener Auskünfte und Papiere und reiste dann sofort ins Innere des Landes.

Nach einigen Wochen kam er zurück und mietete eine Wohnung, in der er ein Büro einrichtete; dann kaufte er Wagen und Pferde, nahm einen chinesischen Koch und mehrere farbige Diener.

Jetzt erschien er wieder im Konsulat und erhielt einige Tage darauf eine Einladung zum Abendessen. Iversen war der einzige Deutsche in der Stadt, der zweifellos, und in weit höherem Maß als der Arzt, zur Gesellschaft gehörte. Der Konsul führte ihn in seinem Klub ein. Er ritt mit ihm aus, und auch die Konsulin begann wieder Tennis zu spielen und auszureiten. Iversen hatte ihr vorgestellt, daß es falsch sei, sich dem erschlaffenden Klima zu sehr hinzugeben, daß man mit Maß widerstehen und in Form bleiben müsse.

Es kam auch vor, daß Iversen mit ihr allein ausritt, wenn ihr Mann beschäftigt oder zu müde war. Frau von Gampp ritt auf einer schönen braunen Stute, der Reitknecht folgte in gebührendem Abstand auf einem Schimmel.

Iversen kaufte ein schwarzes junges Pferd mit kurzem Kopf und mit einem großen weißen Flecken über den Hals, ein scheues wildes Ding, das noch wenig geritten war; es warf ihn wiederholt ab, schließlich bezwang er es. Er ritt wie ein Gaucho; in weiten Hosen, weißem Hemd, den breiten Hut auf dem Kopf.

Der Konsul wünschte das Pferd zu versuchen. „Nein,“ sagte Iversen, „das könnte ich nicht verantworten.“

Der Konsul hielt sich für einen guten Reiter und Iversens Vorsicht verdroß ihn.

„Gut reiten und ein Pferd bändigen können ist nicht dasselbe, Herr von Gampp,“ sagte Iversen.

Eines Tages kamen zwei Männer aus dem Innern des Landes, in Ponchos und landesüblicher Kleidung, die jedoch Deutsche waren, zu Iversen. Er bewirtete sie im Hotel und ging dann mit ihnen in bedenkliche Wirtschaften am Hafen. Am Morgen kam er blaß und übernächtigt nach Hause; sein lockiges schwarzes Haar klebte feucht und verwirrt um seine Schläfen, und er legte sich sofort zu Bett. Am Abend ging er aus, frisch und elegant wie sonst. Er ging zu Herrn von Gampp, den er auf der Gartenterrasse im Liegestuhl fand. Der englische Konsul, Mr. Gower, ein hagerer Mann mit schmalem bartlosen Gesicht und weißen Haaren, saß bei ihm. Eine Flasche mit Whisky und eine mit Sodawasser, sowie die nötigen Gläser, standen auf einem Tischchen.

„Ich komme, Sie um eine Auskunft über zwei Landsleute zu bitten,“ sagte Iversen. Der Engländer stand auf; er sei fertig und wolle nicht stören.

„Sind Sie ein Verwandter von Sir William Gower?“ fragte Iversen.

„Woher kennen Sie Sir William Gower?“ erwiderte der andere.

„Ich habe ihn bei der Herzogin von Portsmouth kennengelernt.“

„Nein, wir sind nicht verwandt.“

„Mein Freund Iversen ist in England aufgewachsen“, bemerkte Herr von Gampp.

„I see“, sagte Mr. Gower. In der That sprach Iversen Englisch, als ob er im Lande geboren wäre.

Eine Woche später erfuhr man, daß Iversen ein glänzendes Geschäft gemacht und eine große Estancia im Innern des Landes um ein Spottgeld gekauft hatte. Er hatte eine lange Besprechung mit Sennor Triarte in dem weißen Bankgebäude auf der Plaza und brachte dann Papiere aufs Konsulat.

Der Konsul beglückwünschte ihn. „Unsereins kann so etwas nicht machen“, sagte er mit gezwungenem Lächeln.

„Man muß Kaufmann sein“, sagte Iversen. Er verreiste wieder für mehrere Wochen ins Innere des Landes.

In der kühleren Jahreszeit kam das Töchterchen des Konsuls mit ihrer englischen Erzieherin aus Europa zurück. Die Wangen der Konsulin röteten sich ein wenig, und auch das müde gelbe

Gesicht ihres Mannes belebte sich. Iversen scherzte mit dem Kind und brachte ihm eine Puppe aus dem ersten Laden der Stadt. Einmal hob er es zu sich aufs Pferd. Der Konsul trat eben aus dem Hause. Sein Gesicht wurde dunkel. „Auf dieses Pferd, Iversen!“ rief er.

„Wenn ich es halte, ist keine Gefahr“, antwortete Iversen; aber er parierte das Pferd und setzte das Kind ab.

Dann bekam Grete ein Pony und ritt selbst.

Miß Chandler, die Erzieherin, war ein schönes blondes Mädchen, groß und üppig. Sie wollte gleichfalls reiten lernen, und Iversen erbot sich, es sie zu lehren. Frau von Gampp hob ein wenig den Kopf, hatte aber nichts dagegen. Sie sah manchmal zu, wenn Iversen auf dem Rasen stand und das Pferd, auf dem Miß Kate saß, im Kreise gehen oder traben ließ und ihren Sitz verbesserte, aber sie wurde bald ungeduldig und ging wieder. Das Kind freute sich und ward nicht müde, zuzusehen.

Eines Tages war man in der Stadt und auf dem Konsulat in Aufregung. In einem Rancho in der Umgegend war die Tochter eines Deutschen und einer Spanierin in der Nacht entführt worden. Den Vater fand man tot in der Nähe des Hauses, das Gewehr in der Hand. Er war den Räubern nachgeeilt, und sie hatten ihn niedergeschossen. Als die berittene Polizei die Verfolgung aufnahm, schloß Iversen sich an.

Nach vier Tagen brachten sie das Mädchen, das Rosita hieß, zurück und einen der Räuber; zwei andere waren erschossen worden. Beim Konsul erzählte Iversen, wie er die Polizisten auf die Spur geführt hatte, indem er ihnen vorstellte, daß die Räuber Bekannte des Ermordeten, zum mindesten des Mädchens sein mußten; vorher hätten sie ganz unklug und planlos im Kreise gesucht; am Fuß der Berge, in einer kürzlich durch ein Erdbeben zerstörten Ortschaft, hatten sie die Flüchtigen erreicht; im gefährlichsten Augenblick hatte er den einen, der eben auf den Polizeileutnant anlegte, mit dem Lasso vom Pferde gerissen.

Der englische Konsul, der gleichfalls gekommen war, den Bericht zu hören, lächelte. Frau von Gampp, die neben ihm saß, fragte, wo das Mädchen jetzt sei.

„Ich habe sie bei anständigen Leuten auf meiner Estancia untergebracht“, erwiderte Iversen. „Aber es ist hohe Zeit, daß ich nach meinen Angelegenheiten sehe“, fügte er hinzu. —

„Caballeros!“, sagte er und verbeugte sich lächelnd. Die andern sahen ihm nach, wie er schlank, groß, mit anmutiger Bewegung aus der Türe ging.

Der Konsul bekam wieder Fieberanfälle. Iversen kam, ihn zu besuchen; der junge Arzt Dr. Martin, der fast täglich kam, ging eben fort. Er war ein unauffälliger blaßblonder Mensch mit kurzgeschnittenem Haar und Schnurrbart, und trug eine Brille.

„Ich kann diesen Dr. Martin nicht ertragen“, sagte Iversen, als der Arzt ihm die Hand gereicht und ohne Druck wieder zurückgezogen hatte.

„Er ist gewissenhaft und tüchtig“, sagte der Konsul, „was haben Sie gegen ihn?“

„Ich weiß nicht. Es ist eine Art horror sanguinis. Ich könnte ihm nicht vertrauen.“ — —

„Kennen Sie Herrn Iversen näher?“ fragte der Konsul den Arzt am nächsten Tag.

„Nein“, sagte dieser und hielt die Pipette gegen das Licht, mit der er dem Kranken eben ein Tröpfchen Blut abgenommen hatte.

Ein paar Tage später kam Iversen, Frau von Gampp zum Ausreiten abzuholen. Im Zimmer saßen Miß Kate und die kleine Gretie. Ein Schreiber des Konsulats stand mit seiner Aktentasche da und wartete darauf, ins Schlafzimmer des Konsuls gerufen zu werden. Das Mädchen kam und sagte, Frau von Gampp werde gleich herunterkommen. Iversen stand im hellen Reitanzug an einem Tischchen und zog seine Handschuhe an.

„Wie geht es Ihnen, Miß Chandler?“ fragte er, „wann sehen wir unsre Reitstunden fort?“

„Sobald Sie wieder Zeit haben werden, Mr. Iversen“, antwortete sie und wurde rot.

„Wir wollen sehen“, sagte er. Die Stunden waren aufgegeben worden, weil Iversen zu beschäftigt gewesen war.

„Oh, bitte, ich will Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen“, sagte sie; es suchte um ihre Mundwinkel.

Iversen lächelte. Frau von Gampp, gleichfalls im hellen Reitanzug, trat ein. Sie sprach ein paar Worte zu Miß Chandler und küßte das Kind.

„Mama, ich will mitreiten!“ rief Gretie. „Kann ich?“

„Heute nicht, mein Herz.“

„Warum nicht?“ Sie warf die Lippen auf; in den Augen standen dicke Tränen.

„Come, darling“, sagte Miß Kate.

„Ich fange ein Affchen für dich und bring dir's mit — willst du?“ lachte Iversen, der Kleinen einen Kuß zuwerfend, dann öffnete er die Glastüre für Frau von Gampp und folgte ihr ins Freie.

José, der Reitknecht, stand, je eine Hand an den Zügeln, zwischen beiden Pferden. Das schwarze Tier Iversens mit dem weißen Flecken über den Hals, drehte sich, bis es dem andern gegenüberstand; es warf den Kopf, spikte die Ohren und legte sie zurück. Iversen trat rasch hinzu, nahm dem Reitknecht die Zügel aus der Hand und sprang in den Sattel. Das Pferd ging gegen die Wand zurück; Iversen gab ihm die Sporen; den Kopf tief, fast bis zur Erde senkend, schlug es mit den Hinterbeinen hoch aus. Aber Iversen hatte sich weit zurückgelegt und jagte es mit den Schenkeln und mit einem schweren Hieb der Reitgerte vorwärts. Er galoppierte die Straße hinab.

Miß Kate und Gretie waren aus dem Hause auf die Türrufen getreten; der Konsulatschreiber stand drinnen am Fenster und sah zu.

Als Iversen zurückkam, saß Frau von Gampp im Sattel; auch ihre schöne braune Stute war ein wenig unruhig geworden. Er parierte sein Pferd, dem die Schaumflocken auf die dunkelglänzende Brust troffen, wendete es und zwang das unruhig zitternde, auf die Kandare beißende Tier, im Schritt zu gehen.

„Ich war beinahe besorgt um Sie“, sagte Frau von Gampp. Sie suchte es lächelnd zu sagen, aber in ihrer Stimme zitterte eine gewisse Erregung.

„Er muß nachgeben“, sagte Iversen und sah ihr einen Augenblick ins Gesicht. Sie wendete das ihre ab.

Sie setzten die Pferde in leichten Trab, ritten über die Brücke, die über den weiten trägen gelben Fluß führte, an dem Hügel vorüber, auf dem die Villa des Senator Rosales mit ihren griechischen, rosenumrankten Säulen stand, und trabten unter den Mimosenbäumen hin. In den Zweigen kreischten die Papageien.

„Der Unterschied zwischen Ihrer Haltung zu Pferde und dem der armen Miß Chandler,“ sagte Iversen, „ist nicht zu beschreiben. Sie sitzt wie in der Badewanne.“

Helene von Gampp mußte lächeln.

José Oleas, der Reitknecht, erzählte nachher, sie hätten eine Strecke schweigend weitergetrabt, hätten dann, im Schritt reitend, miteinander gesprochen; plötzlich habe die Sennora sich von ihrem Begleiter getrennt und sei losgeritten; Sennor Iversen habe ihr einen Augenblick nachgesehen, dann sei er ihr gefolgt; er, der Reitknecht, natürlich gleichfalls. Als er sie erreichte, hielten sie im Schatten eines Umbubaumes; der Sennora war von dem Ritt das Haar aufgegangen; sie habe es mit beiden Händen gerichtet und aufgesteckt, während Sennor Iversen die Zügel ihres Pferdes hielt. Dann seien sie umgekehrt und Sennor Iversen habe immerfort gesprochen und einmal habe er die Hand auf ihren Arm gelegt . . .

„Die Perfección wird durchgegangen sein“, sagte Tamara, die Zofe, der er die Sache mittheilte.

„Die Perfección geht nicht durch; sie geht auch von einem andern Roß nicht weg, wenn man sie nicht treibt. Und warum war die Sennora erst blutrot im Gesicht und dann totenbleich . . . warum?“

Die beiden ritten in der nächsten Zeit nicht wieder miteinander aus. Frau von Gampp fühlte sich matt und unlustig; Iversen kam ins Haus wie vorher; aber sie war zumeist nicht sichtbar; er saß dann mit dem Konsul, dem es besser ging, und trank und rauchte mit ihm.

Dafür nahm er die Reitstunden mit Miß Kate wieder auf. Diesmal war es Tamara, die halbblütige Zofe, die bemerkte, daß eines Abends, als er Miß Kate vom Pferde half, das schöne Mädchen wie von selbst in seine Arme glitt und er sie küßte. Sie hatten sich auf der dämmernden Wiese allein geglaubt, aber Tamara hatte sie von einem Fenster aus beobachtet. Dann hatte Iversen José gerufen und dieser das Pferd nach dem Stalle geführt, während die beiden andern nach dem Hause gingen; Miß Chandler voran, Iversen folgte, bis die Büsche des Gartens sie den Blicken entzogen. Auch Tamara verschwieg ihre Beobachtungen nicht.

Auf dem Gartenweg vor der großen Bougainvillea mit ihren

rosenroten Blütenhüllen war die Engländerin stehengeblieben. „Wen lieben Sie eigentlich, Mr. Iversen, mich oder Mrs. von Gampp?“ hatte sie halb lachend, halb bitter gefragt.

„Kind!“ antwortete Iversen, „vergleichen Sie sich und diese kränkliche Person!“

Das hatte Tamara freilich nicht hören können.

Allen im Hause fiel es auf, daß Frau von Gampp die Erzieherin ihrer Tochter immer kälter und abweisender behandelte. Eines Abends saßen alle um den Tisch unter der Lampe; die Netzvorhänge in den Fenstern gegen Mosquitos und Nachtschmetterlinge waren zugezogen; der Konsul hatte die Zeitung vor sich, seine Frau las in einem Buch; Miß Kate nähte. Gretie, die Bilder ausgemalt hatte, sollte eben schlafen gehen. Tamara, die im Zimmer stand, klagte, daß sie kein Feiertagskleid für den folgenden Tag für die Sennorita hätte. Die Konsulin und Miß Kate sahen auf. Greties Kleider wurden durchgesprochen. Nein, sagte Tamara, das letzte hätte das Kind heute, im Pferdestall herumkletternd, beschmutzt und zerrissen, und auf das weiße, das sie jetzt anhatte, eben Farbflecke gemacht.

„Ich könnte wirklich erwarten, daß Sie darauf achten, Miß Chandler,“ sagte Frau von Gampp, „aber wenn man . . .“

Sie sprach nicht zu Ende. Miß Chandler schlug die Augen nieder und schwieg. Tamara lauschte und wartete; die weißen Augen in ihrem bräunlichen Gesicht schienen durch das Fenster nach dem Monde zu sehen.

Dem Konsul war es unbehaglich. Er wußte, daß seine Frau zu Zeiten nervös war; dann ließ er sie gewähren und zog sich zurück.

Miß Chandler stand auf: „Ich werde ein Kleid für Gretie zurechtmachen“, sagte sie, und sie ging mit müden Schritten aus dem Zimmer.

„Miß Chandler weint so viel“, sagte Gretie, als die Engländerin die Türe hinter sich geschlossen hatte.

„Ich weiß nicht, was mit meinem Hause los ist,“ sagte der Konsul, seine Frau flüchtig ansehend, „das verfluchte Klima!“

Frau von Gampp erwiderte nichts.

Die Reitstunden hatten wieder aufgehört; aber Tamara und José und andere aus der Dienerschaft hatten noch viel heimlich zu reden.

Auch der Konsul sah in diesen Tagen schlecht aus und war verbrießlicher als je. Wagen, mit Pferden oder Maultieren bespannt, fuhren am Konsulat vor; dicke Herren stiegen aus und traten in seine Schreibstube, und auch er fuhr häufiger durch die Stadt. Seine Frau fand jetzt ihn erregt und nervös.

Eines Nachmittags saß er in Iversens Bureau. Die drückende Hitze hatte noch kaum nachgelassen; unter dem Sonnendach des Balkons flammte ein Streifen grellen Lichts. Iversen, in weißem Hemd und Hosen, die bloßen Füße in hellen Schuhen, lehnte, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, im Liegestuhl; der Konsul in einem rohseidenen Anzug saß hinter dem Schreibtisch, zog die Zigaretten, die Iversen ihm gewiesen hatte, zu sich herüber und zündete sich eine davon an. Die Augen in seinem kleinen scharfgeschnittenen Gesicht sahen nach Iversen. Auf dem Schreibtisch stand ein Strauß mit herrlichen Blumen.

„Wenn ich Geld hätte,“ sagte der Konsul, „wäre ich nicht in dieser Karriere; dann wäre ich heute an einer Botschaft oder einer Gesandtschaft und säße nicht in diesem elenden Klima, an dem man zugrunde geht!“

Es klopfte, einer der farbigen Diener trat ein, brachte Iversen einen Brief und ging wieder. Iversen riß den Umschlag auf, warf ihn in den Papierkorb, überflog den Brief und schob ihn dann unter andere, die auf dem Schreibtisch lagen.

„Muy Sennor mio,“ sagte er zu seinem Besucher gewendet, „man muß Fatalist sein. Aber ich tue das gerne. Sie werden doch die Perfección nicht verkaufen. Es wäre schade, wenn Ihre Frau nicht mehr ausreiten könnte!“

Der Konsul atmete hörbar. „Kann ich es von Ihnen annehmen?“ fragte er.

„Sie können es. Ich habe glänzende Geschäfte gemacht. Im Vertrauen: ich arbeite jetzt mit dem Senator Rosales . . .“

„So?“ sagte Gampp.

„Also, wie Sie wollen!“ Beide schwiegen; dann erhob Iversen sich und setzte sich an den Schreibtisch. „Ich werde Ihnen einen Scheck ausschreiben“, sagte er.

Der Konsul folgte seinen Bewegungen; dabei fiel sein Blick auf den Brief, der unter den Papieren hervorsah; die Schrift kam ihm bekannt vor; aber seine Gedanken waren von der Angelegenheit, die ihn beschäftigte, zu sehr hingenommen, als daß

er weiter darauf geachtet hätte. Iversen hielt im Schreiben inne. „Oder nein,“ sagte er, „das wäre vielleicht für Sie nicht angenehm; ich werde das Geld selbst holen; ich habe morgen vormittag ohnedies bei Triarte zu tun und komme dann bei Ihnen vorbei.“

Wie mit einer zufälligen Bewegung schob er die Papiere auf dem Schreibtisch durcheinander, so daß der Brief nicht mehr zu sehen war. Dann zerriß er den Scheck und warf die Stücke in den Papierkorb.

„Sie erweisen mir einen sehr großen Dienst“, sagte der Konsul.

„Not at all“, erwiderte Iversen. Sie sprachen noch einen Augenblick von anderen Dingen; dann drückte Gampp ihm die Hand und verabschiedete sich.

Als er gegangen war, stand Iversen auf und trat auf den Balkon. Er wartete, bis er den Wagen des Konsuls, der gerade unter dem Balkon hielt, sehen konnte, und blickte dem Fortfahrenden nach. Er hörte nicht, daß im Zimmer an die Türe geklopft wurde. Der farbige Diener öffnete lautlos und trat ein. Iversen, der sich eben umgewendet hatte, bemerkte ihn: „Was willst du?“ rief er, „ich bin hier!“

„Eine Dame, Herr!“ sagte der Diener.

Iversen ging selbst zur Türe. „Sie sind es, Miß Chandler? womit kann ich Ihnen dienen?“ sagte er mit einer Verbeugung und ließ sie vorangehen. „Wie können Sie so unvorsichtig sein, Kitty?!“ fuhr er fort, als die Türe geschlossen war, und küßte ihr die Hand. „Eben ist der Konsul dagewesen!“

„Ich habe ihn gesehen“, erwiderte sie.

„Sit down, Kitty,“ sagte Iversen freundlich, „was gibt es?“

„Ich war bei Mr. Gower: er weiß keine andere Stelle für mich. Das kann lange dauern, sagt er, bis eine annehmbare sich findet. Und dort kann ich nicht bleiben. . . !“

„Ist es so schlimm? ich dachte, Sie wären ganz gerne dort?“

„Es geht nicht mehr,“ sagte sie zitternd, „aber ich will auch nicht nach Europa zurück; ich will nicht fort von hier. . .“

„Um meiner Wenigkeit willen, Kitty?“ fragte er lächelnd.

„Aber was dann? Wollen Sie eine Stellung bei mir an-

nehmen?" Sie mußte lachen, obwohl sie Tränen in den Augen hatte. „Man würde darüber reden. Aber es ginge vielleicht . . . Man könnte es maskieren . . .“

Nun weinte sie wirklich. „Was soll daraus werden?“ schluchzte sie. „Werden Sie mich heiraten? Sie werden es nicht tun! Ich kenne Sie gut, Mr. Iversen! . . . Und ich bin verloren! . . .“

„Kitty!“ sagte Iversen, „wollen Sie das kleine Mädchen vom Lande spielen? Ist das Ihrer würdig? Ich denke überhaupt nicht daran, zu heiraten! Niemals! Aber ich werde Sie auch nie im Stich lassen! — Kitty!“ sagte er, faßte ihre beiden Hände, beugte sich über sie und sah ihr lachend ins Gesicht. „Wir sind jung, und du bist schön, Kitty! unglaublich schön!“ Er zog sie mit sich und führte sie durch die Türe vor den hohen Spiegel in seinem Schlafzimmer. Das große blonde Mädchen und seine hohe schlanke Gestalt mit dem dunkeln Haar und den dichten schwarzen Brauen sahen nebeneinander so prächtig aus, daß sie von dem eigenen Anblick und dem seinen froh wurde. Iversen umschlang sie und küßte sie. „Und nun geh, Kitty!“ sagte er. „Können wir uns heute abend treffen? — Ja? Dann fabelhaft elegant! . . . Und sei nicht nochmals so unvorsichtig! Die Leute schwätzen!“

Er schickte den Diener um einen Wagen und begleitete sie ebenso förmlich hinaus, wie er sie hereingeführt hatte. Als er wieder allein war, schenkte er sich ein Glas Whisky ein und lächelte. Dann sah er auf die Uhr und ging in sein Schlafzimmer, um sich anzukleiden.

Bald darauf verreiste Iversen, wie er öfters tat, ins Innere des Landes.

Gretie vertrug das Klima diesmal auffällig gut, so daß die Eltern versuchen wollten, sie ein Jahr zu behalten, um so mehr als sie, da Miss Chandler gekündigt hatte, im Augenblick nicht wußten, mit wem sie sie nach Europa schicken sollten. Frau von Gampp rief Miss Chandler in ihr Zimmer und sprach freundlich mit ihr; sie fühlte, trotz ihrer Abneigung, ein unbestimmtes Mitleid. Sie erreichte nichts. „Ich danke, Gnädige Frau,“ sagte die Engländerin kalt, „aber ich habe meinen Entschluß gefaßt.“

„Wir sind Ihnen sehr verpflichtet, Miß Chandler,“ sagte der Konsul zu ihr, als sie sich von ihm verabschiedete, „es tut mir aufrichtig leid, daß Sie mein Haus verlassen.“

Als er einige Minuten später durch den Vorsaal ging, sah er ein Papier liegen, auf dem Miß Chandler aufgeschrieben hatte, wohin man ihr Briefe nachschicken sollte. Da kam ihm die Erinnerung: es war die Schrift, die er auf Iversens Schreibtisch gesehen hatte und die ihm bekannt vorgekommen war. Er hatte plötzlich einen bitteren Geschmack im Munde.

Die Koffer wurden auf den Wagen gelegt, in dem Miß Chandler zum Bahnhof fuhr. Gretie schluchzte und war nicht loszureißen. Der Konsul, seine Frau und ein Teil der Dienerschaft stand auf den Treppen; auf allen Gesichtern war ein betroffener Ausdruck. Endlich nahm der Konsul Gretie an die Hand, zog sie sanft zurück, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Miß Chandler hatte ihr Taschentuch an den Augen.

Eine Viertelstunde später brachte Tamara Frau von Gampy ein Päckchen in Seidenpapier, das sie auf dem Tisch im Zimmer der Engländerin gefunden hatte. Es war eine Brosche, die die Frau des Konsuls ihr als Abschiedsgeschenk gegeben hatte.

„Hat sie das vergessen?“ sagte Frau von Gampy, „das muß man ihr nachschicken.“

Tamara schüttelte den Kopf. „Sie ist lange vor dem Tisch gestanden; ich habe es gesehen. Sie hat nicht vergessen.“

Über das Gesicht der Dame flog eine Röte. „Dann kannst du es behalten, Tamara“, sagte sie.

Tamara erschöpfte sich in Dankesbeteuerungen. „So schön!“ sagte sie. Als das Mädchen gegangen war und die Türe hinter sich geschlossen hatte, sprang Frau von Gampy auf und ging im Zimmer auf und ab.

Ihr Mann trat ein. „Dieses Fortgehen von Miß Chandler,“ begann er, „ist doch recht sonderbar. Es war, als ob sie von etwas gejagt würde.“

„Die Menschen sind alle gejagte Geschöpfe“, antwortete sie. Ihre Stimme klang erregt. „Wenn man katholisch wäre . . .“ fügte sie, unwillkürlich laut denkend, hinzu.

„Wie fällt dir das ein? was meinst du damit?“ fragte der Konsul.

„. . . der Mensch könnte vielleicht einen Halt finden . . .“

„Meinst du Miß Chandler? oder brauchst du einen Halt, Helene?“

„Alle Menschen brauchen ihn. Aber das nützt ja nichts. Wir müssen uns um Gretie kümmern.“

„Sie spielt unten.“

Frau von Gampp ging. In der Türe wendete sie sich um: „Lange halte auch ich es in diesem Lande nicht mehr aus, Bernd“, sagte sie.

Ihr Mann sah ihr nach; dann ging er müde nach seinem Bureau.

Zwei Wochen später verreiste der Konsul mit seiner Familie zur Erholung in die Berge. Vorher gab er ein kleines Abendessen, an dem der Polizeipräsident, der Bankdirektor Don Ramon Triarte, ein deutscher Pflanzler aus dem Innern des Landes, namens Baumann, und der englische Konsul teilnahmen.

Es war der Bankdirektor, der die Rede auf Iversen brachte.

„Ach, der Sennor Iversen,“ sagte der Polizeipräsident, „der damals mit dem Leutnant Cuesta geritten ist, um das Mädchen zu suchen? Wo ist er jetzt?“

„Am obern Fluß“, sagte der Konsul, der einen Brief von Iversen erhalten hatte. „Er jagt, er hat zwei Jaguare erlegt.“

„Zwei Jaguare?“ wiederholte Herr Baumann.

„Er muß ein sehr sicherer Schütze sein“, meinte Triarte, zu ihm gewendet.

„Cuesta ist nicht sehr gut auf ihn zu sprechen“, hörten sie den Polizeipräsidenten sagen, der mit dem Konsul redete.

„Er hat ihm doch das Leben gerettet!“ warf Mr. Gower ein.

„Glauben Sie alles, was Iversen erzählt?“ sagte Herr Baumann lachend. „Ich bin nämlich sein Nachbar. Auf vier Stunden Entfernung.“

„Oh, glauben!“ erwiderte Gower, „wenn jemand der Held all seiner Erzählungen ist, kann man schwer Zweifel äußern.“

Alle lächelten; der Konsul schien ein wenig verstimmt.

„Da Sie sein Nachbar sind,“ sagte Frau von Gampp zu Herrn Baumann, dem zu Ehren das Essen gegeben wurde und der neben ihr saß, „so wissen Sie vielleicht, was aus jenem Mädchen geworden ist?“

„Der Rosita? die ist noch immer auf seiner Estancia. Für die sorgt er väterlich.“

„Da brauchtest du nur mich zu fragen,“ sagte der Konsul, „ich bekomme regelmäßig Bericht über sie.“

Man erhob sich vom Tische, und Frau von Gampp zog sich zurück. Die Herren tranken und rauchten und erzählten Anekdoten. Herr Baumann erzählte eine Geschichte von Iversen, einen Streich, den man ihm mit angeblich wilden Indianern gespielt hatte. „Damals wußte er noch nicht Bescheid, tat aber, als kenne niemand das Land als er.“

Mr. Gower lachte bis zu Tränen. „Ein Häuptling, zwei Jaguare und wieviel Herzoginnen?“ stammelte er.

Herr Baumann, der groß und breit war, saß ihm gegenüber und lachte übers ganze Gesicht, ohne sich zu rühren.

„Ich werde Ihnen etwas sagen, meine Herren,“ tönte die Stimme des Bankdirektors durch den Rauch; er lehnte bequem im Klubsessel, die dicke Zigarre im Mund, und wendete den Kopf mit dem schwarzen Haar und Schnurrbart nach ihrer Seite, „ich werde Ihnen etwas sagen: Herr Iversen ist jedenfalls ein vorzüglicher Geschäftsmann.“

„Sicher!“ sagte Herr Baumann, „die Art, wie er dem armen Noth die Estancia abgekauft und ihn als Verwalter eingesetzt hat, war großartig!“

„Er reitet auch gut“, sagte Mr. Gower trocken. Er schob die kurze Pfeife in den Mundwinkel, und sie redeten von anderem.

Als die Gäste fort waren und der Konsul schlafen ging, sah er, daß seine Frau noch Licht hatte. „Das Gespräch über Iversen war recht merkwürdig“, sagte er, in ihr Zimmer tretend.

„Ja“, erwiderte sie.

„Er ist jedenfalls interessant,“ fügte er gähnend hinzu, „und ich glaube, er ist ein Gentleman.“

„Du glaubst? das hieße ja, du zweifelst?“

„Heute bin ich zu schläfrig, das zu entscheiden,“ sagte er, „Gute Nacht!“ Er kam bis zur Türe; dort machte er eine sonderbare Bewegung, lehnte sich an die Türfüllung und griff nach der Klinke.

„Was war das?“ rief seine Frau mit aufgerissenen Augen. „Hast du es auch gespürt?“ Ein leises Rieseln war in der Wand.

„Erdbeben!“ sagte er, „mir ist ganz übel!“

Sie sprang aus dem Bett und stürzte, wie sie war, zur Türe. „Wohin?“ rief er und faßte ihren Arm.

„Das Kind holen! ins Freie!“

„Es scheint vorbei! warte!“ sagte er. „Es war nur ganz leicht!“

„Ich will Gretie bei mir haben!“ rief sie. Sie warf etwas um und eilte zu dem Kind hinüber, das sie schlafend fand. Es kam auch nichts mehr. Seit achtzig Jahren war in der Stadt kein Erdbeben gewesen und die meisten Menschen hatten in dieser Nacht nichts gefühlt; andere, die die Gefahr kannten, waren wie sinnlos aus den Häusern gestürzt. Der Konsul und seine Frau hatten noch keines erlebt und sie vergaßen es wieder.

Auf der Rückreise aus den Bergen, nachdem sie vier Wochen von reinen Lüften umwogt, in einer Stadt der Rosen verbracht, besuchten sie Iversen, der sie dringend eingeladen hatte, auf seiner Besichtigung. Am Abend sahen sie aus dem Fenster des Zuges, der sie durch weite Hochflächen und öde Felsentäler abwärts getragen und jetzt in die dunkelnde Ebene hinausfuhr, auf die riesige schwarze Gebirgswand zurück, deren Kuppen hoch oben in einen letzten Schimmer zarter Farbensglut emporragten. Am andern Tag hielt der Zug an einem kleinen Bahnhof vor wenigen Lehmhäusern an einer staubigen Straße, die zum Wasser führte. Auf einem kleinen Raddampfer fuhren sie den Fluß hinauf, durch schilfbewachsene Lagunen, an zahllosem bunten Geflügel vorbei; auf den Sandbänken sahen sie riesige Streifen, die sich bewegten, die braungrauen Alligatoren.

Am Landungsplatz wartete Iversen mit seinem Wagen, und sie fuhren in die von Baumgruppen, die weite Schatten warfen, unterbrochene Steppe hinaus; vor ihnen im Westen die Sonne, die in einem reichen kurzen Farbenspiel niederging; unaufhörlich schlugen die Pferde mit den Schweifen nach den quälenden Fliegen. An läuenden Rindern und weidenden Pferden vorbei, die in der fallenden Nacht bewegte Schatten wurden, von denen Hufschlag oder ein dumpfes sattes Brummen herüberlörnte, kamen sie nach der Estancia und in einen weiten Hof, in dem aus glühenden Dunghaufen scharfer beißender Rauch aufstieg.

In einem weitläufigen niederen Gebäude fanden sie wohl-eingerichtete Zimmer. Am andern Tag führte Iversen sie zu

seinen Herden und durch die begonnenen Pflanzungen. Große Hunde empfingen sie mit Gebell; weiße und braune Arbeiter hielten in ihrer Tätigkeit inne und starrten ihnen nach. Iversen stellte ihnen seinen Verwalter Herrn Roth vor, einen sonn-gebräunten sehr blonden einfachen Mann, der bald wieder verschwand. „Ich könnte ihn auch meinen Kompagnon nennen,“ sagte Iversen, „er ist am Ertrag beteiligt und führt die Sache glänzend. — Das wird alles anders in den nächsten Jahren. Don Gabriel Rosales und ich haben eine Gesellschaft gegründet, die Frachtdampfer baut. Wir holen Holz aus den Wäldern am Fluß, und pflanzen Bananen, Mais und Apfelsinen. Hier liegen Millionen.“

Sie standen in einem unermesslichen grünen Kreis unter dem brennenden blauen Gewölbe.

„Ihr Nachbar, Herr Baumann, ist zur Zeit in Europa?“ sagte der Konsul.

„Der dicke Baumann? Ja. Der wird auch den Vorteil davon haben. Aber den Verstand, es einzurichten, hatte er nicht.“

Sie ritten weiter.

„Ist es nicht unheimlich zu denken,“ sagte Helene von Campp, als sie abends allein waren, zu ihrem Mann, „daß wir soweit weg sind von allem, was Heimat bedeutet oder der Heimat ähnlich ist? Mir ist, als ob mir schwindlig würde.“

Am nächsten Tag begab sich Iversen mit dem Konsul auf die Jagd; sie fuhren im Boot den Fluß hinab, schossen nach Krokodilen und brachten eine Menge Vögel als Beute nach Hause.

Die Konsulin war nicht mitgegangen. Am Nachmittag sah sie von ihrer Veranda aus die Frau des Verwalters mit einem leidlich hübschen jungen Mädchen über den Hof gehen. In einer Ecke spielten ein paar braune Indianerkinder mit einem kleinen Gürteltier. Bald rollten sie es als graue Kugel über den Boden, bald dehnte es sich und versuchte wegzukriechen. Sie rief hinüber und bat, als die Frauen näher kamen, freundlich um frisches Wasser.

„Die Rosita wird Ihnen das Wasser bringen, Sennora“, sagte die Frau.

„Tausend Dank! Sind Sie die Rosita Stein?“ fragte Frau von Gampp, als das Mädchen den schweren Tonkrug in ihr Zimmer stellte.

„Ja, Sennora.“ Sie hatte einen schlanken Hals, einen kleinen Kopf mit dichtem dunklen Haar, das geflochten in den Nacken fiel, einen etwas aufgeworfenen Mund.

„Haben Sie noch Verwandte?“

Sie schüttelte den Kopf. „Vielleicht in Europa; hier im Lande nicht.“

„Und Sie sind gerne hier? Sennor Iversen hat Ihnen Gutes erwiesen?“

„Que Dios me castigue,“ erwiderte das Mädchen leidenschaftlich, „wenn ich es je vergesse!“ Sie sprach Spanisch und Deutsch durcheinander. Frau von Gampp stellte noch ein paar gleichgültige Fragen, und Rosita ging wieder.

Am Abend saß Iversen mit seinen Gästen auf der Veranda, die das Haus von allen Seiten umgab. Der Himmel war im Westen flammend rot, dann wurde er golden und zuletzt dunkel veilchenfarben; die Sonne, die eben noch glühend, eine rosenrote Scheibe, über dem Rand der Ebene gestanden, sank schnell hinab, und am Himmel funkelten die Sterne auf. Ein süßer würziger Duft kam von den Wiesen herein. Große Fledermäuse schossen hin und her. Eine weißgekleidete braune Frau kam in geringer Entfernung vorüber, eine zweite folgte, und so noch mehrere; eine nach der andern ging lautlos vorüber.

„Sie gehen in den Mondschein hinaus tanzen“, sagte Iversen.

„Können wir das nicht sehen?“ fragte Frau von Gampp.

„Gewiß. Aber es ist noch zu früh. Der Mond geht erst in einer Stunde auf.“

„Dann gehe ich indessen meine Briefe erledigen“, sagte der Konsul, und ließ die beiden allein.

Sie saßen eine Zeitlang schweigend. Iversen rauchte. Frau von Gampp sah, die Hände über dem Knie verschränkt, in die Ferne hinaus.

„Helene . . .!“ sagte Iversen plötzlich.

Sie zuckte zusammen und sah ihn an. „Nein, Iversen,“ sagte sie, als sie sich gefaßt hatte, „machen Sie keinen Versuch!“

Er machte eine Bewegung. „Wie lange soll dieses Spiel noch dauern, das Sie mit mir treiben?“ rief er.

„Ich? mit Ihnen? — Wenn Sie das glauben, warum verkehren Sie noch mit mir?“

„So machen Sie es immer! — Nein, hören Sie mich an!“ Daß sie leise sprechen mußten, machte die unterdrückte Heftigkeit, mit der sie sprachen, beiden noch fühlbarer. Innig und leidenschaftlich sagte er ihr, daß sie die einzige Frau sei, die er auf seinen Wegen getroffen, die man nicht vergessen könne, die ihn durch Kälte und Güte gleich bezaubere. Er erinnerte sie an den letzten Ritt, den sie miteinander gemacht, was sie damals und vorher gesprochen hatten. In der immer tieferen Dunkelheit sah er nur den Umriss ihres halb abgewendeten Gesichts. Er hielt inne, und sie schwieg; ein schweres Atmen, das fast ein Seufzer war, kam aus ihrer Brust. Nur seine Stimme drang zu ihr, werdend und triumphierend zugleich: „An jenem Tage, Helene, sagte ich Ihnen: was ich will, das erreiche ich auch. Und ich weiß . . .“

Er konnte nicht sehen, wie ihr Gesicht sich veränderte und wie hochmütig es wurde: „Ich fürchte, Iversen,“ unterbrach sie ihn, „Sie haben zu viel im Leben erreicht. Sie sind sehr gefährlich, Iversen . . .“ Sie hörte, sie erriet die Bewegung, die er bei diesen Worten machte, und sie schüttelte den Kopf, „aber ich weiß auch, daß, was Sie in mir anziehen, das ist, was ich in mir nicht aufkommen lassen will. Ich . . . will . . . nicht! . . . Iversen!“

Da stand er auf und trat um den Tisch herum auf sie zu. „Jetzt wollen Sie sich und mich täuschen, Helene . . .“

„Nein,“ rief sie, „kommen Sie mir nicht näher . . . Ich kenne Sie, Iversen, obwohl Sie mich anziehen! Man lebt nicht zehn Jahre von Qual und Erfahrung umsonst!“

„Ich weiß, daß Sie verschmachten, Helene! Ihren Hirngespinnsten, Ihrem kalten Protestantismus wollen Sie mein und Ihr Glück opfern . . .!“

„Glück! Glück!“ antwortete sie bitter. „Sagen Sie, Iversen, haben Sie Kate Chandler Glück gebracht . . .?“

Iversen fuhr zurück. „Das war nur Ihre Schuld!“ rief er, „Sie glauben doch nicht, daß mir das ernst war! Nur, weil Sie . . .“

„Danke!“ unterbrach sie ihn. „Also das war meine Schuld! Das genügt! Wir sind alle vogelfrei für euresgleichen! Sie

glauben, wir warten alle, daß Sie uns das Taschentuch zuwerfen! . . . Wenn Sie mir nahekommen, Iversen, ruf' ich meinen Mann!"

„Bitte!“ sagte Iversen, sich auf die Lippen beißend. „Da kommt er ohnedies.“

Der Konsul kam, ein weißer Schatten, über die Veranda. Er kam aus dem erleuchteten Zimmer und sah nur das Streichholz im Dunkel aufflammen, mit dem Iversen sich eine Zigarette anzündete. „Wann tanzen die Indianerinnen?“ fragte er.

Iversen versuchte auf die Uhr zu sehen. In diesem Augenblick begannen große Tropfen zu fallen; ein Blitz erleuchtete die Steppe; der Donner rollte hoch am Gewölbe. Auf dem Hof schlugen die Hunde an, das Vieh begann dumpf zu brüllen. Die Stimme des Verwalters scholl über den Hof und von allen Seiten tönte Hufschlag. „Die Leute müssen das Vieh draußen beruhigen“, sagte Iversen. „Mit dem Mondscheintanz ist's heute nichts. Entschuldigen Sie mich!“ Er schritt rasch um die Ecke der Veranda, und sie hörten ihn in spanischer Sprache in den Hof hinab reden. Wenige Minuten darauf hielt er unten im Schein der Blitze, in einem Regenponcho, zu Pferd. „Ich reite mit!“ rief er hinauf, „Buenas noches!“ Einen Augenblick später sahen sie in dem fahlen Licht Reiter und Pferd, wie ein plötzliches, sogleich wieder von der Finsternis verschlungenes Bild, in die Steppe hinaus galoppieren.

„Die Lebenskraft, die dieser Mensch hat!“ sagte der Konsul.

Seine Frau erwiderte nichts. Die Blitze kamen immer schneller: in der Ferne sahen sie die bewegten Massen, und durch das Donnern und das Prasseln des Regens scholl in Augenblicken das eintönige Singen der Hirten herüber, mit dem sie das Vieh leiteten. Und während es dicht neben ihnen goß und der Regen laut auf das Dach prasselte, fiel kein Tropfen auf die Veranda; nicht der leiseste Wind wehte.

Dann wurde es ebenso plötzlich wieder still. Die Wolken zerrissen; der Mond stand über der Steppe. „Wir wollen morgen nach Hause, Bernd“, sagte Frau von Gampp.

„So schnell?“

„Ich sagte dir schon, mir ist es hier unheimlich, und ich möchte zu dem Kind zurück.“

Die gelben Wasser stiegen und fielen; die Herden weideten und stampften über die Steppe; die Pflanzungen wuchsen; die Frachtdampfer fuhren den Fluß hinauf und hinab; Iversen hatte vier schreibende Damen an den Maschinen in seinem Bureau sitzen und er war viel unterwegs. Sennor Iriarte in dem Steingebäude auf der Plaza sprach mit immer größerer Hochachtung von ihm.

In das Haus des Konsuls kam er sehr selten. Frau von Gampp war nicht erholt aus den Bergen zurückgekommen. Sie war leidend und nervöser als vorher. Gretie war mit einer befreundeten Familie nach Europa geschickt worden. Frau von Gampp las viel und fuhr allein aus wie einst. Im Spiegel sah sie, wie ein bitterer Zug um ihren Mund sich zu bilden begann. Der Konsul saß im Klub und las die Zeitungen, rauchte und trank Whisky und Soda.

Eines Tags bat der englische Konsul ihn um seinen Besuch. Er war äußerlich ruhig; aber in seinem Gesicht und in seinen Bewegungen war ein unbehaglicher Ernst; er legte Herrn von Gampp Briefe vor und wartete, bis dieser sie gelesen hatte. „Was soll ich den alten Leuten schreiben?“ sagte er dann. „Your Mr. Iversen is a cad!“

Gampp war sichtlich nervös. „Wir wissen nichts,“ sagte er, „und schließlich kennen Sie die Welt, lieber Gower. Er ist ein Mann, und sie war großjährig . . .“

„Sie war in Ihrem Hause, mein lieber Gampp, und Ihrem Schuß anvertraut. Ihre Gastfreundschaft ist mißbraucht worden!“

Der Konsul schwieg. „Wir wissen nichts,“ sagte er dann nochmals, „es war vielleicht nachher . . .“ Da erinnerte er sich des Briefes, den er auf Iversens Schreibtisch gesehen hatte, und verstummte.

„Ich weiß genug“, sagte Gower. „Er hat ihr eine Wohnung eingerichtet in . . .“, er nannte eine Stadt in der Nähe. „Sie ist lange krank gelegen. Fragen Sie Ihren Doktor Martin! . . . Was soll ich den alten Leuten schreiben?“

„Was glauben Sie, daß man tun könnte?“ fragte Gampp nicht ohne Verlegenheit.

„Ich wollte, ich wüßte es! Iversen is a cad!“ wiederholte der andere.

Gampy ging mißmutig fort . . . Er hatte wieder den bitteren Geschmack im Munde, der jetzt seinem ganzen Leben anzuhaften schien.

Er hatte mit seiner Frau, die einen Besuch gemacht hatte, verabredet, daß er sie abholen würde, und fuhr mit ihr nach Hause. Er überlegte, ob er ihr etwas von dem, was Gower ihm mitgeteilt, sagen sollte; sie schien gleichfalls in Nachdenken versunken. Zwei Reiter kamen ihnen entgegen, Iversen, der sein schwarzes Pferd mit dem weißen Flecken über dem Halse ritt, und eine dunkelhaarige junge Dame im schwarzen Reitkleid auf einem schönen Falben. Von beiden Seiten wurde höflich begrüßt; Herr und Frau von Gampy blickten den andern nach, wendeten sich aber sofort wieder um, als sie sahen, daß die andern das gleiche taten. Weder der Konsul noch seine Frau kannten die Dame; aber es war zweifellos eine Spanierin. Da der Wagen um eine Ecke bog, begegneten sie einer ganzen Gesellschaft zu Pferde, die offenbar den beiden vorausreitenden nachtrabte; der alte Sennor Rosales war darunter und begrüßte.

Der Konsul traf Dr. Martin im Klub. Im Gespräch mit ihm machte er eine Anspielung auf das Schicksal der jungen Engländerin, die so lange in seinem Hause gelebt hatte. „Ich höre, Sie wissen näheres?“ fragte er.

„Ich habe nichts zu sagen“, erwiderte der Arzt. „Also Mr. Gower sagte Ihnen, ich wüßte Bescheid?“ Er legte die Hand ans Kinn und sah über seine Zeitung weg. „Man hört und erfährt natürlich manches“, meinte er schließlich; und nach einem Zögern fügte er hinzu: „Wenn jemand Geld genug hat, findet er hier Ärzte genug, die alles tun, was er verlangt.“

„So?“ sagte Herr von Gampy, den kleinen gelben Kopf mit den fragenden Augen vorbeugend. „Und meinen Sie, daß Herr Iversen in der Lage war, einen Arzt für Miß Chandler zu brauchen, der alles tat, was er verlangte?“

„Darüber“, erwiderte Dr. Martin, „möchte ich nicht sprechen. Übrigens . . .“

In diesem Augenblick wurde die Türe des Billardzimmers, das nebenan lag, geöffnet, und Iversen trat heraus. Er begrüßte den Konsul lebhaft und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Frau; den Arzt, der am selben Tische saß, ignorierte er vollständig. Dieser hatte sich über seine Zeitung gebeugt und

notierte sich etwas. Als Iversen gegangen war, klopfte er mit dem Bleistift mehrmals auf dem Tisch, nicht so sehr in Zerstreuung, als wie jemand, der seinen eigenen Gedanken bekräftigt. Herr von Gampp beobachtete ihn, und Dr. Martin sah auf. „Sie wissen, daß Herr Iversen heiratet?“ fragte er.

„Nein!“ rief der Konsul überrascht. „Wen?“

„Es ist noch nicht offiziell: die Sennorita Catalina Rosales. Er wird sehr mächtig werden, der Herr Iversen. Er versteht es, die Leute in seine Hände zu bekommen. Nun, mich hat er nicht bekommen.“ Er stand auf und griff nach seinem Strohhut. „Manche Menschen haben Glück; aber sie haben auch Feinde.“ Damit ging er.

„Nun ist es soweit“, sagte Helene von Gampp, als ihr Mann ihr die Nachricht mitteilte. „Es ist sicherlich die Dame, die wir gestern mit ihm reiten gesehen.“ Sie war ein wenig blaß geworden; sie stand an ihrem kleinen Schreibtisch und ihre Finger griffen nervös unter die Papiere und die vielen Kästchen in der Lade. Sie trat dann noch in den dunkeln Garten hinaus und ging eine Weile auf den Wegen zwischen Palmen und Büschen umher. An der Bougainvillea, die jetzt ein schwarzer Schatten war, zerdrückte sie ein paar Tränen des Zornes, die sie nur noch unwilliger gegen sich selbst machten.

Die Verlobungsanzeige kam wenige Tage später in feingestochener Schrift auf Elfenbeinpapier, und Herr und Frau von Gampp antworteten mit ihren Glückwünschen.

Als am Abend darauf Frau von Gampp sich zu Bette begab, und Tamara wie gewöhnlich hin und her ging, das Mosquitonetz richtete und ihr beim Auskleiden behilflich war, plauderte sie von der Verlobung, von der die ganze Stadt sprach. „Sie kam aus dem Kloster vom heiligen Herzen Jesu, Sennora,“ erzählte sie, „und sie sah den Sennor Iversen und verlor ihr Herz an ihn. ‚Mein Töchterchen,‘ sagte der Vater, ‚du kannst jeden Caballero haben, den du dir wünschst, sobald er ein Christ ist!‘ Ich weiß es von der Feniza, die seit so vielen Jahren dort dient.“ Frau von Gampp schwieg. Sie hörte Tamara, die sich so lebhaft ausdrückte, meistens gerne zu. „Er ist schön, der Sennor Iversen,“ fuhr das Mädchen fort, „aber wer kann sagen, wieviel Tränen ihre Freude sie kosten wird? . . . Nun, sie ist ja reich!“

„Sennora,“ begann Tamara einen Augenblick später, „ich habe sie gesehen . . . die Englische . . . die hier im Hause war. Sie ist nicht mehr schön. Sie sieht krank aus.“

„Wen hast du gesehen? Miß Chandler? Hier? in der Stadt?“

„Ja, Sennora, sie war es. Sie stand und schaute; wonach sie schaute, weiß ich nicht.“

Für Helene von Gampp kam eine der schlaflosen Nächte, wie sie deren schon so viele in dieser Stadt erlebt hatte.

Sie sah die Tochter des Senators bei dem Empfang, den dieser in der Villa auf dem Hügel gab. Catalina Rosales war eine spanische Schönheit mit weißem Gesicht und großen Augen, die spöttisch funkelten. Sie war Kind und Dame zugleich; und Helene von Gampp kam sich neben ihr alt und verbittert vor, obwohl Don Gabriel Rosales, der lang, mager und spitzbärtig war, mit einer Geiernase und dünnen Lippen, ihr feierlich den Hof machte, und seinen Mantel als Teppich für ihre Schönheit über den Steinboden legen wollte. Iversen war elegant und ernst und voll Aufmerksamkeit für seine Verlobte.

Der Zufall wollte, daß er und Frau von Gampp sich in einem kleinen runden Salon trafen, in dessen Mitte eine weiße Steinvase mit hohen farbigen Blumen stand.

„Wie schön man die Kathedrale von hier aus sieht“, sagte Frau von Gampp, auf den Fensterauschnitt weisend, in dem sich die Kirche hoch und mächtig über der Stadt von dem weiß-blauen Himmel abhob. „Wo wird Ihre Trauung sein?“

„Ebendort, Gnädige Frau“, sagte Iversen.

Als sie wieder zu Hause waren, besprach der Konsul mit ihr, für welchen Tag sie den Senator und das Brautpaar einladen könnten.

„Müssen wir das?“ fragte sie.

Es war so selbstverständlich, daß die Frage ihn wunderte. Er sprach von seiner Stellung und von den alten Beziehungen zu Iversen. „Und Rosales ist der reichste Mann in der Provinz . . .“

„Darum!“ sagte seine Frau.

„Nein, nicht bloß darum,“ erwiderte er, sie mißverstehend, „und ich bitte dich, besonders liebenswürdig zu sein. Ich habe Gründe.“

Sie sah ihn an. „Du hast schon öfters solche Anspielungen gemacht, Bernd. Bist du Iversen Geld schuldig?“

„Du bist geradezu hellseherisch gescheit, Helene“, sagte er mit einem Anflug von Ärger. „Ja. Ist das so schlimm? Wir haben in diesen Jahren zuviel gebraucht.“

„Und wenn du mein bißchen Vermögen angreifen mußt, das Greties Mitgift ist, wenn du meinen Schmuck verkaufen mußt, Bernd, so wünsche ich, daß diese Schuld gezahlt wird. Ich will nicht. Ich will das alles nicht . . .!“ sagte sie heftig, und da er ihr Vorstellungen machte, brach sie in unaufhaltsames Weinen aus und eilte aus dem Zimmer.

„Nun, das ist schon hysterisch“, sagte der Konsul zu sich selber, „so geht's wirklich nicht weiter.“

Er war wiederholt um seine Versetzung eingekommen; aber er wußte, daß dies nicht so leicht und nicht so schnell ging, und er fürchtete es fast ebenso sehr, als er es wünschte.

Aber wenige Tage darauf wurde ihm selbst unbehaglich zu Mut, als die Gesellschaft, die Iversen und sein Schwiegervater gegründet hatten, gewisse amtliche Erleichterungen und Empfehlungen für die Ausfuhr ihrer Früchte nach Deutschland begehrt und ein Brieflein Iversens die Gewährung freundschaftlich empfahl.

Zwei Tage darauf zahlte der Konsul seine Schuld.

„Das hätte ja keine Eile gehabt“, meinte Iversen.

„Doch! Angesichts der Wünsche Ihrer Firma hat es Eile. Ich muß das Gefühl haben, sie unbefangen prüfen zu können“, sagte der Konsul.

„Aber lieber Gampp . . .!“

„Ich sprach ja nur von dem Gefühl; ich bin Ihnen nach wie vor verpflichtet“, fuhr der Konsul fort, während Iversen den Schein, den er ihm seinerzeit ausgestellt hatte, zerriß. „Es ist so besser.“

„Wie Sie wollen“, sagte Iversen, und sie sprachen von anderem.

Sie saßen in seinem Bureau wie damals, nur daß draußen der Regen niederströmte, Balkon und Fenster unverhängt waren und ein graues Licht ins Zimmer fiel. Iversen begleitete Herrn von Gampp zur Türe und verabschiedete sich herzlich.

Die Straße war menschenleer. Als der Konsul in seinen Wagen stieg, kam es ihm vor, als hätte er auf der andern Seite der Straße jemanden in einen Torweg flüchten sehen.

Zu Hause ging seine Frau ruhelos in den Zimmern umher; sie las ihre Bücher nicht mehr zu Ende, und sie redeten nur das Notwendigste miteinander. In dem schwülen Dunst und den immer wieder losbrechenden Regengüssen war das Leben noch unerträglicher als sonst; Gower kam selten, Iversen gar nicht mehr; der Konsul verbrachte die Abende im Klub.

Als der regenlose Sommer mit seinen kühlenden Nachtwinden kam, wurden die Vorbereitungen zu Iversens Hochzeit getroffen. Aber es kamen Zwischenfälle, die den Leuten viel zu reden gaben.

Eines Abends wurde auf Iversen, als er spät heimritt, geschossen. Von jemandem, der sich bei den Baracken jenseits des Grabens befand, waren drei Schüsse auf ihn abgegeben worden. Da er allein war, hatte er dem Pferd die Sporen gegeben, und war unverletzt vorübergekommen. Zwar Mr. Gower erklärte, da nur Iversen davon erzählt hatte, sich von dem Attentat noch lange nicht überzeugt. Der Leutnant Cuesta, der die Untersuchung führte, meinte wie Dr. Martin, der Mann habe Feinde. Der Täter wurde jedoch nicht entdeckt.

Nach diesem nächtlichen Angriff erhielt Catalina Rosales zahlreiche Briefe, die keine Unterschrift trugen, und in denen ihr schlimme Dinge über ihren Verlobten gesagt wurden, so daß sie schon jetzt viele Tränen vergoß. Es war Tamara, die ihrer Herrin von diesen Briefen erzählte.

Dann war Iversens Verwalter Roth in die Stadt gekommen. Heuschrecken, groß wie Vögel, waren in wolkengleichen Schwärmen über die Pflanzungen hergefallen und hatten sie kahl gefressen. Es war ein Greuel, wie er ihn noch nicht erlebt hatte. Der blonde stille Mensch war wie gebrochen; er habe kein Glück, sagte er; die ganze Arbeit des Jahres sei verloren; Herr Iversen könne den Schaden verwinden, er nicht. Dem Konsul brachte er die Nachricht, daß die Rosita Stein die Estancia verlassen hatte. Sie war in den letzten Wochen traurig geworden; man hatte ihr zugeredet und sie überwacht, aber eines Morgens war sie verschwunden und war nicht wiedergekommen.

Alles das wurde schnell wieder vergessen.

Der letzte Abend vor der Hochzeit kam. In vielen Häusern war Licht, obwohl es draußen noch hell genug war; aber in den Zimmern legten Frauen und Mädchen ihre Kleider, ihren Schmuck, ihre seidenen Schuhe zurecht; da und dort bürstete in den Vorzimmern ein Diener an der Paradeuniform eines Offiziers; in den Ställen wurden die Wagen gewaschen, Decken und blankes Geschirr für die Pferde sortiert; bei den Bäckern wurde gearbeitet und bei vielen andern Handwerkern; in der Kathedrale wurden auf Gerüsten und Leitern die roten Festgehänge und der Schmuck aus künstlichen Blumen angeschlagen, der weiß und goldene und violette Ornat der Geistlichen in der Sakristei nochmals durchgesehen.

Nach acht Uhr Abend erscholl eine wilde Musik. Verrittene Polizisten hielten die Straße frei, und dann kamen in langem prächtigen Aufzug die Gauchos von den Estancias Iversens und des Senator Rosales, mehrere Hundert an der Zahl, mit Musik und brennenden Fackeln aus der Ebene durch die Stadt auf den Hügel geritten, wo die zahlreichen Gäste von Balkonen und Fenstern und von den Gartenterrassen das Schauspiel betrachteten. Vor dem rosenumwachsenen Säulengang saß in der Mitte die Braut in einem schwarzen Seidenkleid neben ihrem Vater, der im Frack war und seine Orden trug; ihr Gesichtchen war streng beherrscht; nur manchmal sah es mit einem Ausdruck, als ob es zwischen Lachen und Weinen zuckte, zu Iversen empor, der schlank und schön hinter ihrem Stuhl stand. Herr von Gampp war unter den Gästen; seine Gattin hatte sich wegen heftiger Kopfschmerzen entschuldigen lassen.

Unter den Rufen „Viva el Padron!“ ritten die Fackelreiter um das Haus und um den Hügel herum wieder abwärts. Die Gesellschaft folgte über die Gartenwege und Treppenstufen hinab. Unten bildeten die Reiter einen Halbkreis; der älteste Capataz ließ seinen prachtvollen braunen Hengst vortreten und hielt vom Pferd herab eine Rede, auf die Don Gabriel antwortete. Dann warfen sie, im Kreise reitend, die Fackeln hin, worauf alle absaßen, ihre Pferde ankoppelten und in für sie errichteten Zelten bewirtet wurden. Die Gesellschaft strömte wieder den Hügel zur Villa hinauf, um sich zu verabschieden.

Herr von Gampp stand vor Iversen. „Lassen Sie mich Ihnen nochmals Glück wünschen, lieber Freund,“ sagte er, „Sie erreichen alles, was Sie wollen!“

Iversen sah ihm einen Augenblick ins Gesicht; „Ja, immer“, sagte er dann und drückte ihm warm die Hand. „Ihrer Frau gute Besserung! Auf Morgen!“

Als der Konsul sich umwendete, sah er Catalina Rosales, schlank und zierlich in ihrem schwarzen Seidenkleide an einer der Säulen lehnen. Ihr Körper bebte und ihr Gesicht war blaß und mit einem Ausdruck von Angst auf ihren Verlobten gerichtet.

Zuhause fand er seine Frau an einem Fenster des oberen Zimmers, sie hatte das Spiel der Lichter und Schatten aus der Ferne verfolgt. Ein Teil des Gesindes war noch draußen unter den Zuschauern, die alle Wege und Straßen füllten.

Gampp erzählte seiner Frau, was er beobachtet hatte. „Sie wird die Briefe nicht verwinden können“, meinte Helene.

Tamara glitt vorbei; sie war vom Konsul unbemerkt im andern Fenster gestanden. „Es ist kein gutes Fest, Sennora!“ sagte sie. Dann küßte sie ihrer Frau die Hand: „Mögest du immer Glück haben, Herrin!“ flüsterte sie, und ging.

„Gehst du nicht auch schlafen, Helene?“ fragte der Konsul.

Sie sah ihn verwirrt an. „Ich werde schon gehen“, antwortete sie. Aber als sie allein war, ging sie nicht zu Bett, sondern die Treppe hinab, durch den Gartensaal ins Freie.

Der Himmel war klar und die Nacht ruhig; aus der Ebene jenseits des Flusses drang der Lärm der feiernden Gauchos, gedämpft, wie ein fernes Summen oder Brausen herüber. Sie ging um das Haus; in den Ställen stampften die Pferde; irgendwo bellte ein Hund und wurde wieder still. Helene griff an ihr Herz; sie fühlte eine rasende unerklärliche Angst und eine Beklemmung, die unerträglich war. Sie vernahm ein Riefeln, das sie schon einmal gehört hatte. „Bernd! Bernd!“ schrie sie, so laut sie vermochte; dann kam es aus der Ferne wie ein Rollen, das schnell und furchtbar brüllend näherkam; schwere Steine prasselten nieder, der Boden bewegte sich, und die weißen Mauern sanken vor ihr zusammen.

Ihr Mann stand, kaum bekleidet, vor ihr; sie sah auch Tamara; beide waren unverletzt; aber in dem Tosen und Krachen

der um sie einstürzenden Welt, aus der jetzt wildes Schreien und Stöhnen von allen Seiten scholl, liefen sie alle drei nach der Ebene zu, bis sie von Trümmern gehemmt wurden. Da sie über Schutthaufen wegzuklettern versuchten, sahen sie im Schein der steilen leuchtenden Flammen, die aus der Stadt emporschlugen, die Brücke eingestürzt; der Fluß war ein schäumender Schlammsee, während drüben hunderte erschreckter, losgerissener Pferde umherrasteten.

Die Umrisse des Hügels waren völlig verändert; kein Haus war auf ihm zu sehen.

Zur Besinnung gekommen, kehrten sie wieder um. Ein Teil ihres Hauses war stehengeblieben. Als nach einer Stunde keine neue Erschütterung gekommen war, wagten Herr von Gampp und seine Frau sich hinein, um Kleider, Decken und für alle Fälle auch Waffen zu holen. Dann erwarteten sie den Tag.

Flüchtende, halb bekleidete Menschen, die in sinnloser Hast aufgeraffte Sachen schleppten, zum Teil verwundet, blutbedeckt, kamen vorüber, ohne sich um sie zu kümmern; andere blieben jammernd oder schweigend bei ihnen sitzen. Und unaufhörlich, unerträglich ertönte das Schreien von Kindern, das Stöhnen und Brüllen vor Angst und Schmerz halbwahnsinniger Menschen, so daß sie sich die Ohren zuhielten vor Entsetzen. Mehrmals versuchte der Konsul, während die Frauen ihm mechanisch folgten, durch die Trümmer bis zu Verschütteten vorzudringen, aber immer vergeblich. Und so setzten sie sich wieder unter die Büsche ihres zerstörten Gartens und warteten.

Der erste, der am Morgen nach ihnen sah, war Dr. Martin; dann kam Mr. Gower, der sie nach seinem Hause brachte. Vor die Ruinen ihres Hauses stellte der Polizeipräsident Wachen.

Wie vor achtzig Jahren war der Erdstoß in einer einzigen Richtung und innerhalb bestimmter Grenzen erfolgt, und wie vor achtzig Jahren war, was die Leute als ein Wunder priesen, die Kathedrale unbeschädigt geblieben. Als die Sonne aufging, hatten sie sie im weißen Licht strahlend durch Brand und Rauchwolken erblickt.

Daß so viele Menschen im Freien gewesen waren, um den Fackelritt zu Iversens Hochzeit zu sehen, hatte viele vor dem Tode bewahrt. Andere freilich waren im Gedränge der in wildem Schrecken Flüchtenden erdrückt und zertreten worden.

Die halb eingesunkenen Häuser lagen mit geborstenen Wänden schief, wie zerschlagene Schachteln, in dem eingestürzten Teil der Stadt wirr durcheinander. Wo es ging, wurde nach Verschütteten gegraben und viele gerettet. Zelte und Baracken waren in der Ebene für die Verletzten und Obdachlosen errichtet. Der deutsche Konsul, und am zweiten Tage, da sie einigermaßen erholt war, auch seine Frau, beteiligten sich am Hilfswerk.

Als sie mit Dr. Martin und einer Klosterschwester durch die Zeltreihen ging, faßte der Arzt sie plötzlich am Armel: sie blieb erbleichend stehen: vor ihr auf einer Bahre lag Iversen. Er atmete noch, aber er sah niemanden mehr. Über seinen Körper war bis zur Brust eine Decke gebreitet.

Sie wußte, daß niemand aus dem Haus auf dem Hügel gerettet war. Iversen hatte offenbar eben sein Pferd besteigen wollen, vermutlich wollte er nach Hause reiten, als eine der Säulen über ihm niederschlug, dem schwarzen weißgefleckten Tier das Rückgrat zerbrach und ihn zu Boden riß.

Sie war allein; der Arzt und die Klosterschwester waren weitergegangen; hier war nichts mehr zu tun. Um Iversens Stirne klebten die feuchten schwarzen Locken; das Gesicht war völlig bleich; Lippen und Kehle, die sich eben noch schwach bewegt hatten, waren regungslos. Sie beugte sich über ihn und ihre schmale Hand strich mit leichter Zärtlichkeit über die noch warme Stirn: „Leb wohl, du schönes Bild“, sagte sie.

Da fühlte sie, daß jemand sie beobachtete; sie sah sich um: hinter ihr stand grau gekleidet, verwahrloßt, bleich, mit großen starren Augen auf sie und den Toten sehend, die Engländerin. Als Frau von Gampp gütig auf sie zutrat, wich sie zurück. Dann sank sie zusammen und begann, die Hände vor dem Gesicht, zu schluchzen.

Dr. Martin kam zurück und legte ihr beruhigend die Hand auf die Schulter.

Helene von Gampp suchte ihren Mann. „Bernd, ich muß heim zu meinem Kind“, sagte sie.

Er reichte ihr ein Telegramm. „Das habe ich eben bekommen, heute statt vorgestern: wir gehen nach Europa zurück.“

„Gott sei Dank!“ sagte seine Frau. Und sie eilte fort, um irgendwo, allein, befreiende Tränen zu weinen.

Inhalt

Einunddreißigste bis fünfundfünfzigste Novelle

	Seite
Novelle 31. Die Verbannten	1
„ 32. Die Festung in den Pyrenäen	33
„ 33. Die Unterredung	50
„ 34. Quiproquo	61
„ 35. Der vorsichtige Freier	69
„ 36. Gilbertens Berufung	86
„ 37. Das Diamantkreuz	101
„ 38. Die Tochter des Antichrist	109
„ 39. Das Konzert	117
„ 40. Donquichoterie	127
„ 41. Gäste am See	139
„ 42. Im Strom	148
„ 43. Der Wagen	155
„ 44. Jugendwacht	161
„ 45. Zusammenhänge	174
„ 46. Der Pfarrer von Sarvechs	187
„ 47. Über die Gasse	205
„ 48. Der Untergang der Spada	226
„ 49. Heimroths Verlassenschaft	266
„ 50. Chouchou	279
„ 51. Hugh	294
„ 52. Die Heiligen	312
„ 53. Hendelin	330
„ 54. Die Verlobte	345
„ 55. Iversen	365

Date Due

NOV 16 2006

[illegible]

